













JOHN GALSWORTHY / DIE FORSYTE SAGA

DIE FORSYTE SAGA

1907

1907



Verlag der Buchhandlung  
H. P. Langemann & Co. Leipzig



JOHN GALSWORTHY

# DIE FORSYTE SAGA

ROMAN

*Zweiter Band*



DEUTSCHE BUCH-GEMEINSCHAFT  
BERLIN UND DARMSTADT



Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen

Der Originaltitel des Werkes lautet: „The Forsyte Saga.“ Die Übersetzung der Romane „Der reiche Mann“ (The man of property), „In Fesseln“ (In chancery) und „Zu vermieten“ (To let) stammt von Luise Wolf, die des „Nachsommer“ (Indian summer of a Forsyte) und „Erwachen“ (Awakening) von Leon Schalit

Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1925 by Paul Zsolnay Verlag G.m.b.H., Berlin - Wien - Leipzig  
Gesamtherstellung: A. Seydel Druck und Buchbinderei G.m.b.H., Berlin

Printed in Germany 1955

## IN FESSELN

*Fortsetzung*

„Zwei Häuser, beide gleich an Würdigkeit,  
.....  
Reizt alter Haß zu neuem Kampf und Streit.“

*Romeo und Julia*





## ZWEITER TEIL

### ERSTES KAPITEL

#### DIE DRITTE GENERATION

Eines Abends im November schlenderte Jolly Forsyte die High Street in Oxford hinunter; Val Dartie schlenderte sie hinauf. Jolly hatte sich nach dem Rudern eben umgekleidet und war auf dem Wege zu seinem Klub, in den er kürzlich gewählt worden war. Val hatte den Reitanzug eben mit einem andern vertauscht und war auf dem Wege zu etwas weniger Harmlosem — einem Buchmacher in Cornmarket. „Hallo!“ sagte Jolly. „Hallo!“ erwiderte Val.

Die Vettern waren einander nur zweimal begegnet, Jolly, der schon im zweiten Jahrgang war, hatte den Neuankömmling zum Frühstück eingeladen, und gestern abend hatten sie sich unter einigermaßen fremdartigen Umständen wiedergesehen. Über einem Schneider in Cornmarket wohnte einer jener bevorzugten jungen Leute, die als Minderjährige ein großes Erbe besitzen, deren Eltern tot, deren Vormünder weit entfernt und deren Instinkte lasterhaft sind. Mit neunzehn Jahren hatte er eine Laufbahn begonnen, die gewöhnlichen Sterblichen, für die ein einmaliger Bankerott so gut wie ein Fest ist, so anziehend und unbegreiflich erscheint. Er war berühmt als Besitzer des einzigen Roulettetisches, der damals in Oxford zu finden war, und brachte sogar das Geld, das er zu erwarten hatte, verblüffend rasch durch. Er stach selbst Crum vollständig aus, obwohl er ein robuster Typus war, dem die faszinierende Lässigkeit des andern fehlte. Dort zum Roulettespiel eingeführt zu werden, war für Val bedeutungsvoll wie eine Taufe, und nach der Sperrstunde durch ein Fenster des College zurückzukehren, dessen Riegel wenig widerstandsfähig waren, ein Ereignis wie eine Konfirmation. Einmal während jenes herrlichen Abends, als er von dem verführerischen Grün vor ihm aufblickte, sah er durch eine Wolke von Tabaksqualm gegenüber seinen Vetter stehen. „Rouge gagne, impair, et manque!“ Er hatte ihn nicht wiedergesehen.

„Komm mit in den Klub zum Tee“, sagte Jolly, und sie gingen hinein. Ein Fremder, der sie zusammen gesehen hätte, würde eine

entfernte Ähnlichkeit zwischen diesen Vettern der dritten Generation der Forsytes bemerkt haben; die gleiche Gesichtsbildung, wenn auch Jollys Augen von dunklerem Grau, sein Haar heller und welliger war. „Bitte Tee und Buttersemmeln, Kellner“, sagte Jolly. „Nimmst du eine Zigarette?“ fragte Val, „ich sah dich gestern abend. Wie erging es dir?“ „Ich spielte nicht.“ „Ich gewann fünfzehn Goldfuchse.“ Obwohl Jolyon gern einen launigen Ausspruch über Spielen, den er einmal von seinem Vater gehört, wiederholt hätte — „Wenn du geschoren wirst, ist dir übel zumute, wenn du andere scherst, tut es dir leid“ —, begnügte er sich damit, zu sagen: „Faules Spiel, finde ich; ich war auf der Schule mit dem Burschen. Er ist ein schrecklicher Dummkopf.“ „Oh! ich weiß nicht“, sagte Val, wie man wohl einen verunglimpften Gott verteidigt, „er ist ein ganz lustiger Kerl.“ Sie pafften schweigend Dampfvolken in die Luft. „Du bist mit meinen Leuten zusammen gewesen, nicht?“ sagte Jolly. „Sie kommen morgen her.“ Val ward ein wenig rot. „Wirklich? Ich kann dir einen selten guten Tip für das Manchester-November-Handikap geben.“ „Danke, ich interessiere mich nur für die klassischen Rennen.“ „Dabei kannst du nichts gewinnen.“ „Ich hasse den Ring, da ist solch ein Lärm und Gestank. Ich geh’ nur gern in den Sattelraum.“ „Ich verlasse mich nur auf mein Urteil und auf meinen Tip“, erwiderte Val. Jollys Lächeln erinnerte an das seines Vaters. „Ich habe gar kein Urteil, ich verliere immer, wenn ich wette.“ „Die Erfahrung muß man natürlich teuer erkaufen.“ „Ja, aber die anderen kommen dabei immer zu Schaden.“ „Natürlich, aber wenn nicht die anderen, ist man’s selber, der zu Schaden kommt — das ist eben der Kitzel.“ Jolly blickte ihn ein wenig verächtlich an: „Was tust du in deinen Freistunden? Rudern?“ „Nein, reiten und mich umschauen. Im nächsten Semester will ich Polo spielen, wenn ich meinen Großvater dazu bekomme, mehr zu blechen.“ „Das ist der alte Onkel James, nicht wahr? Wie ist er?“ „Älter als Methusalem“, sagte Val, „und immer in Angst, sich zu ruinieren.“ „Ich vermute, daß mein Großvater und er Brüder waren.“ „Ich glaube nicht, daß einer von der alten Sippe Sportsmann war“, sagte Val, „sie müssen das Geld angebetet haben.“ „Meiner nicht“, sagte Jolly warm. Val strich die Asche von seiner Zigarette. „Geld ist nur gut zum Ausgeben“, sagte er, „ich wünschte wahrhaftig, ich hätte mehr.“ Jolly sah ihn von unter her mit dem kritischen Blick an, den er von dem alten Jolyon geerbt hatte: „Man spricht nicht von Geld!“ Und wieder herrschte Schweigen, während sie Tee tranken und ihre Buttersemmeln aßen.

„Wo werden deine Leute wohnen?“ fragte Val mit gespielter Gleichgültigkeit. „Im ‚Regenbogen‘. Wie denkst du über den Krieg?“ „Faul soweit. Die Buren haben keine Ahnung von Sport. Weshalb rücken sie nicht offen vor?“ „Warum sollten sie? Alles spricht gegen sie, ausgenommen ihre Art zu kämpfen. Ich bewundere sie eher.“ „Sie können reiten und schießen“, gab Val zu, „aber es ist eine lausige Bande. Kennst du Crum?“ „Aus Merton? Nur vom Sehen. Er ist wohl auch in dem flotten Kreis, nicht wahr? Etwas affektiert und verbummelt und liederlich.“ „Er ist mein Freund!“ sagte Val fest. „Oh! Tut mir leid!“ Und nachdem sie ihre Lieblingsrenommierpunkte erörtert hatten, saßen sie da und starrten verlegen aneinander vorbei. Denn Jolly stand unbewußt eine Verbindung vor Augen, deren Leitsatz war: ‚Glaube nicht, daß ihr uns langweilen dürft. Das Leben ist viel zu kurz, und wir wollen schneller reden und kraftvoller, wollen mehr tun und mehr wissen und uns weniger bei einer Sache aufhalten, als ihr euch überhaupt vorstellen könnt. Wir sind die ‚Besten‘ — zäh und elastisch.‘ — Und Val hatte unbewußt eine Verbindung vor Augen, deren Leitsatz war: ‚Glaubt nicht, daß ihr uns interessieren oder aufregen könnt. Wir kennen jede Sensation, und wenn nicht, so tun wir doch, als hätten wir sie erlebt. Wir sind so blasiert, daß Tag und Nacht uns gleich vorkommen. Wir wollen unser Letztes mit Gleichmut verspielen. Wir sind rasch geflogen und über alles hinaus. Alles ist Schall und Rauch! Bismillah!‘ Wetteifer, der bei den Engländern so tief eingewurzelt ist, zwang diese beiden jungen Forsytes, Ideale zu haben, und am Schluß eines Jahrhunderts sind die Ideale sehr gemischt. Die Aristokratie hatte im Grunde die neuen Ideen angenommen, wenn auch hier und dort Leute wie Crum — der von Adel war — zaghaft für das Nirwana des Spielers eintraten, das das summum bonum der alten ‚Dandys‘ und der ‚Stutzer‘ der achtziger Jahre gewesen war. Und um Crum sammelte sich noch ein Häuflein Blaublütiger mit plutokratischem Anhang.

Aber zwischen den Vettern herrschte noch eine andere, weniger sichtbare Antipathie, die von der entfernten Familienähnlichkeit herrührte, die vielleicht beide verdroß, oder auch von der halb unbewußten Vorstellung von der alten Fehde, die noch zwischen den beiden Zweigen der Familie bestand und sich nach besonderen Äußerungen und halben Andeutungen ihrer Eltern in ihnen gebildet hatte. Und Jolly, der mit seinem Teelöffel klapperte, dachte bei sich: ‚Seine Krawattennadel und seine Weste und seine Art zu



sprechen und seine Wetten — du lieber Himmel!‘ Und Val, der den Rest seiner Semmel verzehrte, dachte: ‚Er ist eigentlich ein Biest!‘ „Du wirst deine Leute wohl abholen?“ sagte er und stand auf, „willst du ihnen sagen, daß ich ihnen gern das College zeigen würde — falls sie Lust dazu haben —, wenn da auch nicht viel los ist.“ „Danke, ich werde sie fragen.“ „Werden sie lunchen wollen? Ich habe einen sehr anstelligen Aufwärter.“ Jolly glaubte nicht, daß sie Zeit dazu haben würden. „Aber du fragst sie doch?“ „Sehr freundlich von dir“, sagte Jolly, in der festen Absicht, sie nicht gehen zu lassen, aber mit instinktiver Höflichkeit fügte er hinzu: „Du solltest morgen lieber zu uns zu Tisch kommen.“ „Sehr gern. Um welche Zeit?“ „Sieben Uhr dreißig.“ „Frack?“ „Nein.“ Und sie schieden in unterdrückter Feindseligkeit gegeneinander.

Holly und ihr Vater trafen mit dem Mittagszug ein. Es war Hollys erster Besuch in der Stadt der Türme und der Träume, und sie war sehr still und blickte fast mit Scheu auf den Bruder, der ein Teil dieses wundervollen Ortes war. Nach dem Lunch ging sie umher und nahm seinen Haushalt mit lebhafter Neugierde in Augenschein. Jollys Wohnzimmer war getäfelt und die Kunst durch eine Anzahl Bartolozzidrucke, die dem alten Jolyon gehört hatten, und durch Photographien von Kollegen repräsentiert — jungen Leuten, die ein wenig heldenhaft wirkten und sie an Val erinnerten. Jolyon unterzog dies Zeugnis des Charakters und Geschmacks seines Sohnes ebenfalls sorgfältig einer Prüfung.

Jolly lag viel daran, daß sie ihn rudern sehen sollten, daher begaben sie sich an den Fluß. Holly, die zwischen ihrem Bruder und ihrem Vater ging, fühlte sich gehoben, wenn Köpfe sich nach ihr umwandten und Augen auf ihr ruhten. Um ihn im besten Licht sehen zu können, verließen sie ihn an der Fähre und ließen sich ans andere Ufer übersetzen. Mit seiner schlanken Gestalt — denn von allen Forsytes waren nur der alte Swithin und George stark beliebt — ruderte Jolly als ‚Zwei‘ in einer Achtermannschaft. Er sah sehr ernst und eifrig aus. Mit Stolz sagte sich Jolyon, daß er von allen jungen Leuten am besten aussah. Holly gefielen, wie es einer Schwester zukam, einer oder zwei der andern besser, doch nicht um die Welt hätte sie das gesagt. Die Themse war klar an diesem Nachmittag, die Wiesen üppig, die Bäume noch schön gefärbt. Vollkommener Friede lag über der alten Stadt; Jolyon hoffte auf einen schönen Tag zum Skizzieren, wenn das Wetter sich hielt. Die Acht kamen zum zweitenmal vorüber und kehrten längs der Boote

zurück. Jollys Gesicht war sehr verschlossen, um zu verbergen, daß er außer Atem war. Sie kamen über den Fluß zurück und warteten auf ihn.

Auf dem Rückweg sagte Jolly: „Ich mußte Val Dartie auffordern, heute abend mit uns zu essen. Er wollte euch zum Lunch bei sich haben und euch sein College zeigen, da hielt ich es so für besser, da ihr dann nicht zu gehen braucht. Ich mag ihn nicht sehr.“ Hollys ziemlich blasses Gesicht erglühte. „Weshalb nicht?“ „Ach! Ich weiß nicht. Er scheint ziemlich prahlerisch zu sein und hat schlechte Manieren. Wie ist seine Familie, Vater? Er ist nur ein entfernter Vetter, nicht wahr?“ Jolyon suchte Zuflucht in einem Lächeln. „Frage Holly“, sagte er, „sie kennt seinen Onkel.“ „Mir gefiel Val“, erwiderte Holly und starrte vor sich hin; „sein Onkel sah – ganz anders aus.“ Unter den Wimpern hervor warf sie einen verstohlenen Blick auf Jolly.

„Habt ihr jemals unsere Familiengeschichte gehört, meine Lieben?“ sagte Jolyon launig. „Es ist ein ganzes Märchen. Der erste Jolyon Forsyte – wenigstens der erste, von dem wir etwas wissen, und das ist euer Ur-Ur-Großvater – wohnte in Dorsetshire auf dem Lande an der See und war von Beruf ‚Landwirt‘, wie eure Großtante es nennt, und auch der Sohn eines Landwirts – Pächters eigentlich, von dem euer Großvater zu sagen pflegte, daß er in ‚sehr kleinen Verhältnissen‘ lebte.“ Er schaute Jolly an, um zu sehen, wie er es in seinem Stolz aufnahm, und bemerkte mit dem andern Auge Hollys boshafte Vergnügen über die leise Enttäuschung im Gesicht ihres Bruders. „Wir müssen ihn uns dick und derb denken. Typisch für England, wie es war, bevor die industrielle Ära begann. Der zweite Jolyon Forsyte – dein Urgroßvater, Jolly – baute Häuser, wie die Chronik erzählt, zeugte zehn Kinder und wanderte nach London aus. Es ist bekannt, daß er gern Madeira trank. Wir müssen ihn uns als Repräsentanten des Englands der Napoleonischen Kriege und allgemeiner Unruhen denken. Der älteste seiner sechs Söhne war der dritte Jolyon, euer Großvater, meine Lieben – er war Teehändler und Vorsitzender verschiedener Gesellschaften, einer der tüchtigsten Engländer, der je gelebt – und mir der liebste.“ Jolyons Stimme hatte das Spöttische verloren, und sein Sohn und seine Tochter sahen ihn feierlich an. „Er war gerecht und hartnäckig, zärtlich und jung im Herzen. Ihr erinnert euch seiner, und ich erinnere mich seiner ebenfalls. Nun zu den andern! Euer Großonkel James, der Großvater des jungen

Val, hat einen Sohn namens Soames — mit dem die Geschichte einer verlorenen Liebe zusammenhängt, die keine Liebe war, aber ich glaube nicht, daß ich sie euch erzählen werde. James und die andern acht Kinder des ältesten Jolyon, von denen noch fünf am Leben sind, können gut als Repräsentanten des viktorianischen England mit seinen Handelsprinzipien und seinem Individualismus zu fünf Prozent und das Geld zurück angesehen werden, wenn ihr wißt, was das bedeutet. Jedenfalls haben sie dreißigtausend Pfund unter sich in eine runde Million verwandelt im Laufe ihres langen Lebens. Sie unternahmen niemals wilde Sachen — außer euerm Großonkel Swithin, der einst von einem Taschenspieler betrogen wurde und ‚Vierspänner-Forsyte‘ genannt wurde, weil er mit zwei Pferden fuhr. Ihre Zeit geht zu Ende und auch ihr Typ, nicht gerade zum Vorteil des Landes. Ich bin der vierte Jolyon Forsyte — ein armseliger Vertreter des Namens —“ „Nein, Vater“, sagte Jolly, und Holly drückte ihm die Hand. „Doch“, wiederholte Jolyon, „ein armseliges Exemplar, das, fürchte ich, nichts repräsentiert als das Ende des Jahrhunderts, nicht erworbenes Einkommen, Liebhabereien und individuelle Freiheit — etwas ganz anderes als Individualismus, Jolly. Du bist der fünfte Jolyon Forsyte, mein Junge, und du eröffnest den Ball des neuen Jahrhunderts.“ Sie bogen in das Tor des College ein, und Holly sagte: „Es ist bezaubernd, Papa.“ Keiner von ihnen wußte, was sie eigentlich meinte. Jolly war ernst.

Der ‚Regenbogen‘, der sich, wie nur ein Gasthaus in Oxford es konnte, durch Mangel an modernen Einrichtungen auszeichnete, war mit einem kleinen eichengetäfelten Privatwohnzimmer ausgestattet, in dem Holly weißgekleidet, scheu und allein saß, als der einzige Gast eintrat. Wie man eine Motte berühren würde, ergriff Val ihre Hand. Ob sie sich nicht diese ‚armselige‘ Blume anstecken möchte? Es würde ‚fabelhaft‘ aussehen in ihrem Haar. Er nahm eine Gardenie aus seinem Knopfloch. „Oh! Nein! danke — das geht doch nicht!“ Aber sie nahm sie und befestigte sie am Halse, während sie sich plötzlich des Wortes ‚prahlerisch‘ erinnerte. Vals Knopfloch hätte Anstoß erregt, und sie wollte so gern, daß er Jolly gefiel. Wußte sie, daß Val sich in ihrer Gegenwart von seiner besten und ruhigsten Seite zeigte, und war das vielleicht das Geheimnis seines Reizes für sie? „Ich habe nie etwas über unsern Ritt verlauten lassen, Val.“ „Tu’s auch lieber nicht. Das bleibt unter uns.“ Die Unruhe in seinem ganzen Wesen gab ihr ein Gefühl der Macht, das köstlich war, aber auch ein sanftes Gefühl — den Wunsch,



ihn glücklich zu machen. „Erzähle mir doch von Oxford. Es muß ja himmlisch sein.“ Val gab zu, daß es riesig angenehm sei, tun zu können, was man wollte, die Vorlesungen böten keine Schwierigkeiten, und es wären ein paar nette Kerle da. „Nur“, fügte er hinzu, „wünschte ich natürlich, ich wäre in der Stadt und könnte zu dir hinauskommen und dich sehen.“ Holly legte scheu eine Hand aufs Knie und senkte den Blick. „Du hast doch nicht vergessen“, sagte er, plötzlich Mut fassend, „daß wir zusammen toll umherstreifen wollten?“ „Ach! Das war nur ein Einfall. Man kann doch so etwas nicht tun, wenn man erwachsen ist, weißt du.“ „Ach was! Als Vetter und Kusine können wir es“, sagte Val, „in den nächsten großen Ferien — sie beginnen im Juni und dauern ewig — wollen wir die Gelegenheit benutzen.“ Holly aber schüttelte den Kopf, obwohl der Gedanke an die Verschwörung ihr wie ein Schauer durch die Adern rann. „Es wird nicht gehen“, murmelte sie. „Nicht gehen!“ sagte Val heftig, „wer kann uns daran hindern? Doch nicht dein Vater oder dein Bruder?“ In diesem Augenblick kamen Jolyon und Jolly herein, und alle Romantik floh und prickelte und brannte den ganzen Abend, keinem sichtbar, bis in die Zehenspitzen, in Vals Lack- und Hollys weißen Seidenschuhen.

In seinem feinen Gefühl für Atmosphäre merkte Jolyon bald die latente Feindschaft zwischen den beiden jungen Leuten und war erstaunt über Holly; unwillkürlich wurde er ironisch, was höchst peinlich für die Jugend ist. Ein Brief, der ihm nach dem Essen gebracht wurde, machte ihn schweigsam, und er blieb so, bis Val und Jolly sich erhoben, um zu gehen. Er zündete sich eine Zigarre an und begleitete sie hinaus, dann ging er mit seinem Sohn bis zu den Toren des Christ Church College. Als er zurückkam, nahm er den Brief wieder vor und las ihn nochmals unter einer Laterne. „Lieber Jolyon! Soames kam heute abend — an meinem siebenunddreißigsten Geburtstag — wieder her. Sie hatten recht, ich darf hier nicht bleiben. Ich gehe morgen ins Piedmont Hotel, aber ich möchte nicht ins Ausland reisen, ohne Sie gesehen zu haben. Ich fühle mich einsam und mutlos. Freundlichst Ihre Irene.“

Er faltete den Brief zusammen, und erstaunt über die Heftigkeit seiner Gefühle, steckte er ihn wieder in die Tasche und ging weiter. Was hatte der Mann getan oder gesagt? Er bog in die High Street ein und kam in ein Labyrinth von Türmen und Domen und langen Mauern und Fassaden der Colleges, die in dunklem Schatten lagen oder vom Mondlicht hell beleuchtet waren. Hier im Herzen von

Englands Adel war es schwer, sich vorzustellen, daß eine einsame Frau belästigt oder verfolgt werden konnte, doch was sonst konnte der Brief bedeuten? Soames mußte in sie gedrungen sein, zu ihm zurückzukehren, wo die öffentliche Meinung und das Gesetz auf seiner Seite waren! ‚Achtzehnhundertneunundneunzig!‘ dachte er, ‚aber wenn es sich um Besitz handelt, sind wir noch Heiden! Ich will morgen früh hin. Ich denke, es wird das beste für sie sein, ins Ausland zu reisen.‘ Doch der Gedanke gefiel ihm nicht. Weshalb sollte Soames sie aus England verjagen! Außerdem konnte er ihr folgen, und da draußen wäre sie den Aufmerksamkeiten ihres Mannes gegenüber noch hilfloser. ‚Ich muß vorsichtig vorgehen‘, dachte er; ‚dieser Mensch könnte sehr lästig werden. Mir gefiel seine Art neulich in der Droschke nicht.‘ Ihm kam seine Tochter June in den Sinn. Konnte sie wohl helfen? Einst war Irene ihre beste Freundin gewesen, und jetzt war sie eine ‚lahme Ente‘, der beizustehen in Junes Natur lag! Er beschloß, seiner Tochter zu telegraphieren, sich mit ihm an der Paddington-Station zu treffen. Auf dem Wege zum ‚Regenbogen‘ versuchte er sich Rechenschaft über seine eigenen Gefühle zu geben. Würde ihn jede Frau in gleichem Falle in solche Erregung versetzen? Nein! Sicherlich nicht! Das Resultat dieser Schlußfolgerung bedrückte ihn, und als er sah, daß Holly zu Bett gegangen war, suchte er sein eigenes Zimmer auf. Allein schlafen konnte er nicht, er saß lange in seinem Mantel gehüllt am Fenster und beobachtete den Mondschein auf den Dächern.

Nebenan lag Holly ebenfalls wach und dachte an Vals lange Wimpern, namentlich die der unteren Lider, und überlegte, was sie tun könnte, um Jolly freundlicher für ihn zu stimmen. Es duftete herb, für sie aber angenehm nach der Gardenie in ihrem kleinen Schlafzimmer. Und Val lehnte aus seinem Fenster im ersten Stock des College und starrte auf ein Mondscheinviereck, ohne es zu sehen, er sah statt dessen Holly vor sich, schlank und weißgekleidet, wie sie am Kamin gesessen, als er eintrat. Jolly aber lag in seinem Schlafzimmer, das schmal war wie ein Handtuch, mit einer Hand unter der Wange und träumte, daß er mit Val in einem Boot saß und um die Wette mit ihm ruderte, während sein Vater vom Uferweg aus rief: ‚Zwei! Aufpassen! Geschickt sein!‘

## ZWEITES KAPITEL

### SOAMES VERSUCHT ES NOCH EINMAL

Von all jenen glänzenden Firmen, die mit ihren Fenstern den Westen von London zieren, hielt Soames Gaves und Cortegal für die ‚gediegenste‘ – ein Wort, das eben in Mode gekommen war. Er hatte nie Geschmack an kostbaren Steinen gehabt, wie sein Onkel Swithin, und seit Irene im Jahre 1889 sein Haus verlassen und auf all das glitzernde Zeug, das er ihr geschenkt, verzichtet hatte, verabscheute er diese Art von Kapitalanlage. Aber er verstand sich auf Diamanten, und in der Woche vor ihrem Geburtstage hatte er die Gelegenheit benutzt, sich auf dem Wege zu oder von seinem Büro ein wenig vor den Läden der größeren Juweliere aufzuhalten, wo die Waren zwar nicht dem Wert des Geldes entsprachen, aber immerhin etwas Vornehmes hatten.

Beständiges Nachdenken hatte ihn seit der Droschkenfahrt mit Jolyon immer mehr von der außerordentlichen Wichtigkeit dieses Moments in seinem Leben und der außerordentlichen Notwendigkeit überzeugt, Schritte, und zwar keine falschen, zu unternehmen. Und neben dem trockenen, vernünftigen Gedanken, daß es jetzt oder nie geschehen müsse, wenn er sich einrichten und eine Familie gründen wolle, regte sich der geheime Drang seiner Sinne, die der Anblick der einst so leidenschaftlich begehrten Frau geweckt hatte, und die Überzeugung, daß es eine Sünde gegen den gesunden Menschenverstand und die anständige Gesinnung eines Forsyte sei, auf die Frau zu verzichten, die ihm gehörte.

In bezug auf Winifreds Fall hatte Justizrat Dreamer – Soames hätte Waterbuck vorgezogen – geraten, die Wiederherstellung der ehelichen Gemeinschaft zu beantragen, worüber Soames niemals in Zweifel gewesen war. Wenn ihnen der Rechtsspruch darüber zugegangen war, mußten sie abwarten, ob ihm entsprochen wurde. Wenn nicht, würde es zur Feststellung böswilligen Verlassens kommen, sie hätten Beweise ungehörigen Verhaltens und könnten ihr Gesuch auf Ehescheidung einreichen. Alles das war Soames vollkommen bekannt. Die Einfachheit des Falles seiner Schwester machte ihn nur noch verzweifelter über die Schwierigkeit seines eigenen. In der Tat drängte alles zu der einfachen Lösung von Irenens Rückkehr. War es ihr auch zuwider, hatte er nicht Gefühle zu unterdrücken, Beleidigungen zu verzeihen, Kummer zu vergessen?

Er hatte sie wenigstens doch nie beleidigt, und man lebte nun einmal in einer Welt der Kompromisse! Er konnte ihr so viel mehr bieten, als sie jetzt besaß. Er war bereit, freigebig eine feste Summe für sie auszusetzen. In diesen Tagen betrachtete er oft prüfend sein Bild. Er war nie ein Gekd gewesen wie Dartie und hatte sich auch nicht für einen Mann gehalten, der den Frauen gefiel, aber er hielt doch etwas von seiner Erscheinung — nicht ohne Grund, denn er war wohlgestaltet, gepflegt, gesund, blaß und nicht entstellt durch Trunk oder Ausschweifungen irgendwelcher Art. Das Forsytesche Kinn und die ausgeprägten Züge seines Gesichts waren Vorzüge in seinen Augen. Soweit er es zu beurteilen vermochte, war kein Zug in ihm, der Abscheu erregen konnte.

Gedanken und Sehnsucht, die uns täglich beschäftigen, werden uns schließlich natürlich, auch wenn ihr Ziel in weiter Ferne liegt. Wenn er nur deutliche Beweise seiner Absicht geben könnte, Vergangenes begraben sein zu lassen, und alles tun, was in seiner Macht stand, ihr zu gefallen, warum sollte sie nicht zu ihm zurückkehren? Er ging daher am Morgen des 9. November in das Geschäft von Gaves und Cortegal, um eine bestimmte Diamantenbroche zu kaufen. ‚Vier fünfundzwanzig, Sir, und spottbillig für das Geld. Es ist eine Broche für eine Lady.‘ Er war in einer Stimmung, die jeden Einwand ausschloß, und ging mit dem flachen grünen Saffianlederetui in der Brusttasche in sein Büro. Mehrmals an diesem Tage öffnete er es, um die sieben sanft schimmernden Steine in ihrem ovalen Samtpolster zu betrachten. „Wenn es der Lady nicht gefällt, Sir, tausche ich es jederzeit gern um. Aber das ist nicht zu befürchten.“ Wenn es doch so wäre! Er erledigte eine Anzahl von Arbeiten, das einzige Mittel zur Beruhigung der Nerven, das er kannte. Während er im Büro war, kam ein Telegramm von dem Agenten in Buenos Aires mit Einzelheiten und der Adresse einer Stewardess, die bereit war, das Nötige zu beschwören. Es war eine rechtzeitige Mahnung für Soames bei seinem tiefen und festeingewurzelten Abscheu davor, öffentlich schmutzige Wäsche zu waschen. Und als er mit der Untergrundbahn zur Victoria-Station fuhr, gab ihm der Bericht über einen modernen Ehescheidungsprozeß in seiner Abendzeitung einen neuen Antrieb, eine Wiederherstellung seiner Ehe zu versuchen. Der Familiensinn aller echten Forsytes, die in Angst und Not sind, das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das sie stark und kräftig erhielt, veranlaßte ihn, zum Essen nach Park Lane zu gehen. Weder konnte noch wollte er den Seinen gegenüber ein Wort über



seine Absichten verlauten lassen — dazu war er viel zu stolz und zu zurückhaltend —, aber der Gedanke, daß sie sich freuen und ihn beglückwünschen würden, wenn sie es wüßten, war ermutigend.

James war in düsterer Stimmung, denn die Erregung, in die die Unverschämtheit von Krügers Ultimatum ihn versetzt hatte, war durch den armseligen Erfolg des letzten Monats und die Mahnung zur Anspannung aller Kräfte in den ‚Times‘ stark abgekühlt. Er wußte nicht, wie das enden sollte. Soames suchte ihn aufzuheitern. Aber James war beunruhigt. Da war dieser Colley, der auf einem Hügel umzingelt war — und dies Ladysmith lag in einer Talmulde, überhaupt hielt er das Ganze für eine ‚völlig verfehlte Geschichte‘; er fand, sie müßten Matrosen hinschicken — das wären Jungens, sie leisteten Unglaubliches in der Krim. Soames brachte ihn auf ein anderes Thema, um ihn zu trösten. Winifred hatte von Val gehört, daß am Guy-Fawkes-Tag in Oxford ‚Radau‘ mit Freudenfeuer gewesen sei und er der Entdeckung dadurch entgangen wäre, daß er sich das Gesicht geschwärzt hatte. „Ach!“ murmelte James, „er ist ein kluger kleiner Kerl.“ Kurz darauf aber schüttelte er doch den Kopf und sagte, er wisse nicht, was aus ihm werden würde. Er blickte seinen Sohn nachdenklich an und bedauerte, daß Soames nie einen Sohn gehabt. Er hätte so gern einen Enkel seines eigenen Namens. Und nun — ja, was war da zu tun! Soames zuckte zusammen. Er hatte eine solche Herausforderung, das Geheimnis seines Herzens zu enthüllen, nicht erwartet. Und Emily, die sein Zusammenzucken sah, sagte: „Unsinn, James, sprich doch nicht so!“ James aber, der ihre Gesichter nicht sah, murmelte weiter. Da waren Roger und Nicholas und Jolyon, alle hatten sie Enkelsöhne. Und Swithin und Timothy hatten nie geheiratet. Er selbst hätte getan, was er konnte, doch nun wäre es bald vorbei mit ihm. Und als hätte er Worte tiefsten Trostes gesprochen, schwieg er und aß seinen Bregen mit einem Stückchen Brot, das er verschlang.

Soames entschuldigte sich gleich nach Tisch. Es war zwar nicht kalt, doch er zog seinen Pelz an, der ihn vor Anfällen nervöser Schauer schützen sollte, denen er den ganzen Tag über ausgesetzt gewesen war. Unbewußt hatte er das Gefühl, so besser auszusehen als in einem gewöhnlichen schwarzen Überrock. Und mit dem flachen Saffianetui an seinem Herzen machte er sich auf. Er war kein Raucher, aber er zündete sich eine Zigarette an und rauchte sie bedächtig im Gehen. Er ging langsam nach Knightsbridge und ließ sich Zeit, um bis ein Viertel nach neun in Chelsea zu sein. Was tat

sie nur Abend für Abend so ganz allein in dem kleinen Loch? Wie geheimnisvoll Frauen doch sind! Man lebte nebeneinander und wußte nichts von ihnen. Was war es nur an diesem Bosinney, das sie so toll machen konnte? Denn schließlich war doch alles, was sie getan hatte, Tollheit — wahnsinnige, mondsüchtige Tollheit, die ihr alles Gefühl für Werte genommen und ihr wie sein Leben zerstört hatte! Und für einen Augenblick überkam ihn eine förmliche Exaltation, als wäre er, wie jener Mann in der Legende, vom Heiligen Geist besessen und könnte ihr alle Güter des Lebens wiedererstatte, vergeben und vergessen und der gute Geist ihrer Zukunft werden. Unter einem Baume, der Knightsbridge-Kaserne gegenüber, wo der Mond klar und weiß herabschien, nahm er noch einmal das Saffianetui heraus und ließ die Steine in den Strahlen Funken sprühen. Ja, sie waren vom reinsten Wasser! Doch bei dem festen Zuschnappen des Etuis überlief ihn abermals ein kalter Schauer, und er ging rascher, ballte die behandschuhten Hände in seinen Rocktaschen und hoffte fast, sie nicht zu Haus zu treffen. Der Gedanke, wie geheimnisvoll ihr Wesen war, quälte ihn wieder. Abend für Abend allein beim Essen — in einem Abendkleid noch dazu, als wolle sie glauben machen, in Gesellschaft zu sein! Und das Klavierspiel — für sich selbst! Nicht einmal eine Katze oder ein Hund, soviel er gesehen hatte. Und das erinnerte ihn plötzlich an die Stute, die er als Arbeitspferd in Mapledurham hielt. Jedesmal, wenn er in den Stall kam, war sie dort ganz allein, halb im Schlaf, und doch war sie auf ihrem Rückweg nach Haus immer lebhafter, als wenn sie hinaus mußte, als sehne sie sich danach, einsam in ihrem Stall zu sein! ‚Ich würde sie gut behandeln‘, dachte er unvermittelt. ‚Ich würde sehr vorsichtig sein!‘ Und alles Verlangen nach einem häuslichen Leben, dessen er durch ein schnödes Schicksal für immer beraubt zu sein schien, regte sich plötzlich in Soames, so daß er in Träume versunken war, als er der South-Kensington-Station gegenüberstand. Ein Mann mit einer Ziehharmonika kam taumelnd aus einer Kneipe. Soames beobachtete einen Augenblick sein verrücktes Tanzen auf dem Pflaster zu den abgerissenen, schleppenden Tönen, dann ging er auf die andere Seite, der Straße hinüber, um jede Berührung mit diesem trunkenen Narren zu vermeiden. Eine Nacht in Haft! Was für Esel die Leute doch waren! Der Mann aber hatte sein Ausweichen bemerkt, und eine Flut von gemüthlichen Flüchen folgte ihm über die Straße. ‚Ich hoffe, sie stecken ihn ein‘, dachte Soames erbittert. ‚Kann man solche Raufbolde frei herumlaufen

lassen, wo Frauen allein ausgehen?!“ Die Gestalt einer Frau vor ihm hatte diesen Gedanken hervorgerufen. Ihr Gang kam ihm merkwürdig bekannt vor, und als sie um die Ecke bog, begann sein Herz zu klopfen. Er eilte hin, um sich zu vergewissern. Ja! Es war Irene, ihr Gang war nicht zu verkennen in der kleinen engen Straße. Sie ging noch zwei Straßenecken weiter, und von der letzten sah er sie in ihr Haus treten. Um sie sicher zu treffen, lief er die paar Schritte, eilte die Treppe hinauf und erreichte sie an ihrer Türe. Er hörte den Schlüssel im Schloß umdrehen und war an ihrer Seite, als sie sich erschreckt in der offenen Tür umwandte.

„Beunruhige dich nicht“, sagte er, „ich sah dich zufällig. Laß mich eine Minute hinein.“ Sie hatte die Hand auf die Brust gelegt, ihr Gesicht war farblos, die Augen weit geöffnet vor Schreck. Dann schien sie sich zu beherrschen, sie neigte den Kopf und sagte: „Bitte.“ Soames schloß die Tür. Auch er mußte nach Fassung ringen, und als sie ins Wohnzimmer gekommen waren, wartete er eine volle Minute und atmete tief, um das Klopfen seines Herzens zu beruhigen. In diesem Augenblick, von dem so viel für die Zukunft abhing, das Saffianetui herauszunehmen, schien roh. Doch nahm er es nicht heraus, stand er ohne jeden entschuldigenden Vorwand für sein Kommen da. Und in diesem Dilemma packte ihn die Ungeduld über das ganze Arsenal von Entschuldigungen und Rechtfertigungen. Dies war eine Szene — es konnte gar nicht anders sein, und er mußte sie über sich ergehen lassen! Er hörte ihre trostlose Stimme rührend leise: „Weshalb bist du wiedergekommen? Begreifst du nicht, daß es mir lieber wäre, du hättest es nicht getan?“ Er warf einen Blick auf ihre Kleidung — dunkelbrauner gerippter Velvet, eine Zobelboa und eine ebenso runde Toque. Es stand ihr wunderbar. Sie hatte offenbar Geld übrig für Kleider. Er sagte unvermittelt: „Heute ist dein Geburtstag. Ich brachte dir dies“, und er hielt ihr das grüne Saffianetui hin. „Oh! Nein — nein!“ Soames drückte auf das Schloß, und die sieben Steine leuchteten auf dem hellgrauen Samt. „Weshalb nicht?“ sagte er. „Nur als Zeichen, daß du mir nicht länger zürnst.“ „Unmöglich!“ Soames nahm den Schmuck aus dem Etui. „Laß mich nur sehen, wie er wirkt.“ Sie schreckte zurück. Er folgte ihr und legte seine Hand mit der Brosche vorn auf ihr Kleid. Sie schreckte wieder zurück. Soames ließ die Hand sinken. „Irene“, sagte er, „laß die Vergangenheit begraben sein. Wenn ich es kann, müßtest du es wahrlich auch. Wir wollen wieder beginnen, als wäre nichts geschehen. Willst du?“ Seine Stimme war ernst, und seine

Augen, die auf ihrem Antlitz ruhten, hatten etwas Flehendes in ihrem Blick. Sie stand in größter Bedrängnis dicht an die Wand gelehnt, und ein leises Schlucken war ihre ganze Antwort. Soames fuhr fort: „Willst du wirklich all deine Tage halbtot in diesem kleinen Loch verleben? Komm zurück zu mir, und ich will dir alles geben, was du willst. Du sollst dein eigenes Leben leben, ich schwöre es dir.“ Er sah ihr Gesicht sich spöttisch verziehen. „Ja“, wiederholte er, „diesmal meine ich es wirklich so. Ich möchte nur eines. Ich muß — ich muß einen Sohn haben. Sieh mich nicht so an! Ich muß einen haben. Es ist hart!“ Seine Stimme war eifrig geworden, so daß er sie kaum als seine eigene erkannte, und zweimal warf er den Kopf zurück, als ringe er nach Atem. Aber beim Anblick ihrer dunkeln Augen, die mit starrer Furcht fest auf ihn gerichtet waren, raffte er sich zusammen, und seine quälende Unsicherheit verwandelte sich in Zorn. „Ist das so unnatürlich?“ sagte er zwischen den Zähnen. „Ist es so unnatürlich, von seiner eigenen Frau ein Kind zu wünschen? Du zerstörst unser Leben und hast damit alles vernichtet. Wir leben nur halb und ohne jede Zukunft weiter. Schmeichelt es dir gar nicht, daß ich dich — trotz allem — noch zur Frau zu haben wünsche? Sprich, um Gottes willen! bitte, sprich!“ Irene schien es zu versuchen, doch es gelang ihr nicht. „Ich will dich nicht erschrecken“, sagte Soames sanfter. „Der Himmel weiß es. Ich möchte nur, du sähest ein, daß es so nicht weitergeht. Ich muß dich wieder haben. Ich muß dich haben!“

Irene hob eine Hand und bedeckte den unteren Teil ihres Gesichts damit, ihre Augen aber wandten keinen Blick von ihm, als könne sie ihn dadurch im Zaume halten. Und all jene Jahre seit — ach! — seit wann? — beinah seit er sie zuerst kennengelernt, wurden wieder lebendig in Soames, kamen in einer großen Welle der Erinnerung über ihn, und ein Zucken, das er um keinen Preis zu meistern vermochte, verzerrte sein Gesicht. „Es ist noch nicht zu spät“, sagte er, „noch nicht — wenn du das nur glauben wolltest.“ Irene rang die Hände vor ihrer Brust, und Soames ergriff sie. „Laß das!“ sagte sie atemlos. Aber er hielt sie fest und versuchte ihr in die Augen zu starren, die ihn unverwandt anblickten. Dann sagte sie ruhig: „Ich bin hier allein. Du wirst dich nicht benehmen, wie du dich schon einmal benommen hast!“ Er ließ ihre Hände fallen, als wären sie heißes Eisen, und wandte sich ab. War es möglich, daß es eine so beharrliche Unversöhnlichkeit gab? Konnte der eine Akt der Vergewaltigung noch lebendig in ihr sein? Versperrte ihm das alles?



Und eigensinnig sagte er, ohne aufzublicken: „Ich gehe nicht, bis du mir geantwortet hast. Ich biete dir an, was wenige Männer sich entschließen würden anzubieten, ich will eine — eine vernünftige Antwort.“ Und fast mit Erstaunen hörte er sie sagen: „Du kannst keine vernünftige Antwort erhalten. Vernunft hat nichts damit zu tun. Du kannst nur die brutale Wahrheit hören, daß ich lieber sterben würde.“ Soames starrte sie an. „Ach!“ sagte er. Eine Art Lähmung in Sprache und Bewegung überkam ihn, ein Beben, wie es einen Mann überfällt, der tödlich beleidigt wird und noch nicht weiß, wie er es aufnehmen soll, oder vielmehr wie ihm dadurch geschehen ist. „Ach!“ sagte er wieder. „So schlimm ist es? Wirklich! Du möchtest lieber sterben! Das ist hübsch!“ „Es tut mir leid. Du wolltest eine Antwort. Ich kann mir nicht helfen, ich muß doch die Wahrheit sagen, nicht wahr?“ Bei dieser merkwürdig eindringlichen Erklärung suchte Soames zum Trost Zuflucht im Handeln. Er schleuderte die Brosche in das Etui zurück und steckte es in die Tasche. „Wahrheit!“ sagte er; „das gibt’s bei Frauen nicht. Es sind die Nerven — die Nerven!“ Er hörte sie flüstern: „Ja, die Nerven lügen nicht. Hast du das noch nicht entdeckt?“ Er schwieg, besessen von dem Gedanken: ‚Ich will die Frau hassen. Ich will sie hassen.‘ Das aber war sein Kummer! Wenn er es nur könnte! Er warf einen Blick auf sie, wie sie da reglos, den Kopf hoch und die Hände gefaltet an der Wand stand, als sollte sie erschossen werden. Und er sagte rasch: „Ich glaube kein Wort davon. Du hast einen Geliebten. Wenn du keinen hättest, wärest du nicht eine solche — eine solche Törin.“ An dem Ausdruck ihrer Augen erkannte er, daß er etwas Unüberlegtes gesagt und zu unvermutet in den freien Ton des Ehemannes zurückgefallen war. Er wandte sich zur Tür. Allein er vermochte nicht hinauszugehen. Etwas in ihm — jene tiefste und geheimste Forsytesche Eigenschaft, die Unmöglichkeit, auf etwas zu verzichten, die Unmöglichkeit, das Phantastische und Hilfloze seiner eigenen Hartnäckigkeit zu sehen — hinderte ihn daran. Er kehrte wieder um und blieb mit dem Rücken gegen die Tür stehen, wie sie an der Wand gegenüber, ohne sich des Lächerlichen dieser Trennung durch den ganzen Raum bewußt zu werden.

„Denkst du je an irgend jemand außer an dich selbst?“ fragte er. Irene's Lippen bebten; dann erwiderte sie langsam: „Denkst du je daran, daß ich meinen Fehler — meinen hoffnungslosen, furchtbaren Fehler — bereits in der ersten Woche unserer Ehe erkannte; daß ich drei Jahre versuchte, sie weiterzuführen? Du weißt, daß ich es ver-

suchte! Geschah das um meinetwillen?“ Soames knirschte mit den Zähnen. „Gott weiß, was es war. Ich habe dich nie verstanden, ich werde dich nie verstehen. Du besaßest alles, was du wünschtest, und kannst es wieder haben, und mehr. Was hast du gegen mich? Ich lege dir die einfache Frage vor. Was ist es?“ Er war sich des Pathos dieser Frage nicht bewußt und fuhr leidenschaftlich fort: „Ich bin nicht lahm, ich bin nicht abscheuerregend, ich bin kein Bauer, kein Narr. Was ist es denn? Was für ein Geheimnis umgibt mich?“ Ihre Antwort war ein langer Seufzer. Er faltete die Hände mit einer Gebärde, die für ihn merkwürdig ausdrucksvoll war. „Als ich heute abend herkam, glaubte ich — hoffte ich — wollte ich tun, was ich konnte, um die Vergangenheit auszulöschen und wieder von vorn anzufangen. Und du kommst mir mit ‚Nerven‘ und Schweigen und Seufzern. Da ist nichts Greifbares. Es ist wie — wie ein Spinnennetz.“ „Ja.“ Dies Flüstern von der andern Seite des Zimmers machte Soames aufs neue rasend. „Ich habe keine Lust, in einem Spinnennetz zu sitzen. Ich werde es zerschneiden.“ Er ging gerade auf sie zu. „Jetzt!“ Was er tun wollte, als er zu ihr hinüberging, wußte er selbst nicht. Doch als er dicht vor ihr stand, übermannte ihn plötzlich der alte vertraute Duft ihrer Kleider. Er legte die Hände auf ihre Schultern und beugte sich vor, sie zu küssen. Er küßte aber nicht ihre Lippen, sondern eine feine harte Linie des zusammengepreßten Mundes; dann fühlte er sein Gesicht von ihren Händen fortgestoßen und hörte sie sagen: „Oh! nicht doch!“ Scham, Zerknirschung, ein Gefühl der Nichtigkeit überflutete sein ganzes Wesen, er wandte sich und ging rasch hinaus.

## DRITTES KAPITEL

### BESUCH BEI IRENE

Jolyon fand June wartend auf dem Bahnsteig der Paddington-Station. Sie hatte sein Telegramm beim Lunch erhalten. Ihre Wohnung — ein Atelier und zwei Schlafzimmer in einem Garten von St. John's Wood — hatte sie wegen der völligen Unabhängigkeit gewählt, die sie ihr bot. Unbeobachtet von den Moralisten, von dauernd anwesenden Dienstleuten, konnte sie ihre ‚lahmen Enten‘ zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht empfangen, und nicht selten hatte eine von ihnen, die ohne Atelier war, von dem ihren

Gebrauch gemacht. Sie genoß ihre Freiheit und liebte sie mit einer Art jungfräulicher Leidenschaft. Alle Wärme, die sie an Bosinney verschwendet hätte und deren er — in Anbetracht ihrer Forsyteschen Hartnäckigkeit — sicherlich müde geworden wäre, setzte sie nun im Kampf für die unverständenen und werdenden ‚Genies‘ der Künstlerwelt ein. Sie lebte in der Tat nur, um ihre Entlein in die Schwäne zu verwandeln, die sie in ihnen sah. Im Eifer ihrer Hilfsbereitschaft verwirrte sich ihr Urteil. Aber sie war gerecht und freigiebig; mit ihrer kleinen eifrigen Hand wies sie stets jedes akademische und kaufmännische Vorurteil zurück, und obgleich ihr Einkommen beträchtlich war, wies ihr Bankkonto häufig ein Minus auf. Sie war nach einem Besuch bei Eric Cobbley in tiefster Seele erregt zur Paddington-Station gekommen. Eine elende Galerie hatte sich geweigert, eine Separatausstellung dieses glatthaarigen Genies zu veranstalten. Ihr unverschämter Leiter hatte nach einem Besuch in seinem Atelier erklärt, daß es ‚vom Verkaufsstandpunkt aus gesehen‘ eine zu ‚dürftige‘ Ausstellung sein würde. Dies Musterbeispiel kaufmännischer Feigheit ihrem Liebling unter den lahmen Enten gegenüber — wo es ihm so schlecht ging mit einer Frau und zwei Kindern, daß es sie veranlaßte, ihr Guthaben zu überschreiten — machte das Blut in ihrem kleinen resoluten Gesicht noch glühen und ihr rotgoldenes Haar mehr leuchten denn je. Sie umarmte ihren Vater und stieg in eine Droschke mit ihm. Sie hatte genausoviel auf dem Herzen wie er. Es war nur die Frage, wer den Anfang machen sollte.

Jolyon sagte: „Ich möchte, daß du mit mir kommst“, sah aber an dem unsteten Blick ihrer blauen Augen, die sich hin und her bewegten — wie der Schwanz einer lauernden Katze —, daß sie gar nicht zuhörte. „Ist es wahr, Papa, daß ich absolut nicht an mein Geld herankann?“ „Nur an die Zinsen, glücklicherweise, meine Liebe.“ „Wie schrecklich dumm! Ist es nicht irgendwie zu machen? Es muß doch einen Weg geben. Ich könnte nämlich eine kleine Galerie für zehntausend Pfund kaufen.“ „Eine kleine Galerie“, murmelte Jolyon, „scheint ein bescheidener Wunsch zu sein. Aber dein Großvater sah es voraus.“ „Ich finde all diese Sorge um Geld gräßlich“, rief June heftig; „wenn so viel Genie in der Welt deshalb aus Mangel am Notwendigsten einfach zugrunde geht. Ich werde nie heiraten und Kinder haben, warum sollte ich da nicht ein wenig Gutes tun können, anstatt es alles für Fälle aufzusparen, die nie eintreffen werden?“ „Unser Name ist Forsyte, meine Liebe“, er-

widerte Jolyon mit seiner ironischen Stimme, an die sich seine ungestüme Tochter nie hatte gewöhnen können, „und Forsytes, weißt du, sind Leute, die so über ihr Vermögen verfügen, daß ihre Enkel, falls sie vor ihren Eltern sterben, sich testamentarisch verpflichten müssen, ihr Vermögen, das ihnen nur zufällt, wenn ihre Eltern sterben, diesen zu hinterlassen. Kannst du folgen? Ich auch nicht, aber es ist so. Wir haben den Grundsatz, daß, solange eine Möglichkeit vorhanden ist, Reichtum für die Familie zu erhalten, er nicht abnehmen darf; stirbst du unverheiratet, so geht dein Geld auf Jolly und Holly und ihre Kinder über, wenn sie heiraten. Ist es nicht angenehm zu wissen, daß, was du auch tun magst, keiner von euch Mangel leiden wird?“ „Aber kann ich mir das Geld nicht leihen?“ Jolyon schüttelte den Kopf. „Es ginge sicher eine Galerie zu pachten, wenn du es aus deinen Einkünften bestreiten könntest.“ June zuckte verächtlich die Achseln. „Ja, und dann nichts übrigzubehalten, um irgend jemand zu helfen.“ „Mein liebes Kind“, sagte Jolyon leise, „würde es nicht auf dasselbe herauskommen?“ „Nein“, rief June heftig, „ich könnte sie für zehntausend kaufen, das wären nur vierhundert im Jahr. Aber ich müßte tausend Pfund jährlich Miete zahlen, und das würde mir nur fünfhundert übriglassen. Was könnte ich nicht alles tun, wenn ich die Galerie hätte, Papa! Ich könnte Eric Cobbley in kürzester Zeit einen Namen machen und manchem andern auch.“ „Namen, die wert sind, gemacht zu werden, kommen von selbst dazu.“ „Wenn sie tot sind.“ „Kannst du je einen lebenden Menschen, meine Liebe, der dadurch, daß sein Name gemacht wurde, besser geworden ist?“ „Ja, dich“, sagte June und drückte seinen Arm.

Jolyon stutzte. ‚Ich?‘ dachte er. ‚Aha! Jetzt wird sie mich um etwas bitten. Wir verstehen es, wir Forsytes, jeder auf seine Weise.‘ June rückte näher an ihn heran. „Papa, liebster“, sagte sie, „du kaufst die Galerie, und ich zahle dir vierhundert im Jahr dafür. Dann hat keiner von uns einen Schaden. Außerdem ist es eine großartige Anlage.“ Jolyon zauderte unentschlossen. „Findest du nicht“, sagte er, „daß es für einen Künstler ein wenig verdächtig ist, eine Galerie zu kaufen? Übrigens sind zehntausend Pfund keine Lappalie, und ich bin kein kaufmännischer Charakter.“ June blickte ihm mit bewundernder Anerkennung ins Gesicht. „Natürlich bist du das nicht, aber du bist schrecklich geschäftlich. Und ich bin sicher, daß es sich bezahlt machen wird. Es ist das beste Mittel, jene elenden Händler und solche Leute auszuschneiden.“ Und wieder drückte sie den Arm



ihres Vaters. Jolyons Gesicht hatte einen Ausdruck komischer Verzweiflung. „Wo ist diese begehrte Galerie? Glänzend gelegen, vermute ich!“ „Dicht an der Cork Street.“ „Ah!“ dachte Jolyon, „wußt' ich's doch, daß es irgendwo dort sein würde. Jetzt aber zu dem, was ich von ihr will!“ „Nun, ich werde es mir überlegen, es muß doch nicht gleich sein. Erinnerst du dich Irenes? Ich möchte, daß du mit mir zu ihr gehst. Soames ist wieder hinter ihr her. Sie wäre sicherer, wenn wir irgendwo ein Asyl für sie fänden.“ Das Wort Asyl, das er zufällig gebraucht hatte, war wie geschaffen dafür, Junes Interesse zu erregen. „Irene, ich habe sie nicht gesehen, seit —! Natürlich! Es wäre mir eine Freude, ihr zu helfen.“ Jetzt war Jolyon an der Reihe, diesem feurigen, großherzigen kleinen Geschöpf in warmer Bewunderung den Arm zu drücken. „Irene ist stolz“, sagte er, blickte sie von der Seite an, denn ihm kam ein plötzlicher Zweifel an Junes Diskretion; „es ist schwer, ihr zu helfen. Wir müssen behutsam vorgehen. Hier ist es. Ich drahtete ihr, daß sie uns erwarten möchte. Wir wollen unsere Karten hinaufschicken.“

„Ich mag Soames nicht leiden“, sagte June, als sie ausstieg; „er rümpft die Nase über alles, was keinen Erfolg hat.“ Irene war im sogenannten Damenzimmer des Piedmont-Hotels. Entschlossen ging June geradewegs auf ihre ehemalige Freundin zu, küßte sie auf die Wange, und die beiden ließen sich auf einem Sofa nieder, auf dem seit der Gründung des Hotels niemand gesessen hatte. Jolyon sah, daß Irene über Junes einfache Art, zu verzeihen, tief gerührt war. „Also Soames hat Sie wieder belästigt?“ sagte er. „Er besuchte mich gestern abend; er will, daß ich zu ihm zurückkehre.“ „Das tust du natürlich nicht?“ rief June. Irene lächelte leise und schüttelte den Kopf. „Aber seine Lage ist furchtbar“, murmelte sie. — „Er ist selbst schuld daran; er hätte sich von dir scheiden lassen sollen, als er es konnte.“ Jolyon mußte daran denken, wie inbrünstig June in alten Tagen gehofft hatte, daß der Name ihres toten, treulosen Verlobten nicht durch eine Scheidung besudelt würde. „Laß uns hören, was Irene zu tun gedenkt“, sagte er. Irenens Lippen bebten, aber sie sprach ruhig. „Das beste wäre, ich gäbe ihm neuen Anlaß, mich loszuwerden.“ „Wie schrecklich!“ rief June aus. „Was sonst kann ich tun?“ „Keine Rede davon“, sagte Jolyon sehr ruhig, „sans amour.“ Er glaubte, sie würde anfangen zu weinen, aber sie stand rasch auf, wandte ihnen halb den Rücken zu und versuchte ihre Fassung wiederzugewinnen. June sagte plötzlich: „Ich werde einfach zu Soames gehen und ihm sagen, daß er dich in Ruhe lassen soll. Was

will er denn in seinem Alter?“ „Ein Kind. Das ist nicht unnatürlich.“ „Ein Kind!“ rief June verächtlich, „natürlich! Ihm sein Geld zu hinterlassen. Wenn er wirklich so gern eins will, mag er sich jemand nehmen und eins haben; dann kannst du dich von ihm scheiden lassen, und er kann sie heiraten.“

Jolyon merkte plötzlich, daß er einen Fehler gemacht hatte, June herzubringen — ihre leidenschaftliche Parteinahme war Wasser auf Soames' Mühle. „Es wäre das beste für Irene, ruhig zu uns nach Robin Hill zu kommen und abzuwarten, wie die Dinge sich gestalten.“ „Natürlich“, sagte June, „nur —“ Irene sah Jolyon voll an — all seine vielen späteren Versuche, diesen Blick zu analysieren, waren fruchtlos geblieben. „Nein! Ich würde nur Unruhe über euch bringen. Ich werde ins Ausland gehen.“ Er hörte ihrer Stimme an, daß dieser Entschluß endgültig war. Der flüchtige Gedanke: „Ich könnte sie dort ja sehen“ durchzuckte ihn, aber er sagte: „Glauben Sie nicht, Sie würden dort noch hilfloser sein, wenn er Ihnen folgte?“ „Ich weiß es nicht. Ich kann es nur versuchen.“ June sprang auf und ging im Zimmer auf und ab. „Das alles ist schrecklich“, sagte sie. „Weshalb müssen die Menschen Jahr um Jahr gequält und elend und hilflos gemacht werden durch dies widerwärtig scheinheilige Gesetz?“ Aber es war jemand ins Zimmer gekommen, und June verstummte. Jolyon ging zu Irene: „Brauchen Sie Geld?“ „Nein.“ „Und möchten Sie, daß ich Ihre Wohnung vermiete?“ „Ja, Jolyon, bitte.“ „Wann wollen Sie reisen?“ „Morgen.“ „Sie gehen doch nicht mehr dahin zurück, nicht wahr?“ Er sagte es mit einer Angst, die ihm selbst sonderbar erschien. „Nein, ich habe alles hier, was ich brauche.“ „Sie werden mir Ihre Adresse senden?“ Sie reichte ihm die Hand: „Ich fühle, Sie sind ein Felsen.“ „Auf Sand gebaut“, erwiderte Jolyon und drückte ihr fest die Hand, „aber es ist mir ein Vergnügen, irgend etwas für Sie zu tun, zu jeder Zeit, denken Sie daran. Und wenn Sie sich anders besinnen —! Komm, June, verabschiede dich.“ June kam vom Fenster und schloß Irene in die Arme. „Denke nicht an ihn“, sagte sie leise, „genieße es und laß dir's gut gehen!“ Sie konnten die Tränen in Irenens Augen und das Lächeln auf ihren Lippen nicht vergessen und gingen in tiefem Schweigen fort, an der Dame vorbei, die ihre Unterredung unterbrochen hatte und sich jetzt über die Zeitungen auf dem Tisch beugte.

Der Nationalgalerie gegenüber rief June aus: „Weg mit allen rohen Gesellen und schauerhaften Gesetzen!“ Aber Jolyon antwortete nicht darauf. Er hatte etwas von dem Gleichgewicht seines

Vaters und konnte die Dinge unparteiisch betrachten, wenn seine Gefühle auch in Aufruhr waren. Irene hatte recht, Soames' Lage war so schlimm oder schlimmer als die ihre. Was das Gesetz anbelangt, so war es für menschliche Naturen bestimmt, die einen niedrigen Standpunkt einnehmen. In der Furcht, irgendeine Indiskretion zu begehen, wenn er jetzt noch länger in der Gesellschaft seiner Tochter blieb, sagte er, daß er seinen Zug zurück nach Oxford erreichen müsse, rief eine Droschke herbei und überließ sie, mit dem Versprechen über die Sache mit der Galerie nachzudenken, den Aquarellen Turners.

Doch er dachte statt dessen an Irene. Mitleid, sagte man, sei der Liebe verwandt! Wenn es so war, befand er sich wahrlich in der Gefahr, sie zu lieben, denn er bemitleidete sie tief. Dieser Gedanke, sie so allein und gedrückt in Europa umherstreifen zu wissen! ‚Ich hoffe, sie behält den Kopf oben!‘ dachte er; ‚sie könnte sich leicht der Verzweiflung überlassen.‘ Jetzt, wo sie die spärlichen Fäden ihrer Tätigkeit durchschnitten hatte, konnte er sich tatsächlich kaum vorstellen, wie sie weiterleben würde — ein so schönes Geschöpf, so hoffnungslos und der Spielball eines jeden! In seiner Erbitterung war mehr als eine leise Furcht und Eifersucht. Frauen taten seltsame Dinge, wenn sie in die Enge getrieben wurden. ‚Ich bin begierig, was Soames jetzt tun wird!‘ dachte er. ‚Ein niederträchtiger, blödsinniger Zustand! Und ich glaube, man wird sagen, daß sie selbst schuld daran sei.‘ Zerstreut und bekümmert stieg er in seinen Zug, verlegte sein Billett und grüßte auf dem Bahnsteig in Oxford eine Dame, deren Gesicht er zu kennen glaubte, ohne sich ihres Namens zu erinnern, selbst als er sie im ‚Regenbogen‘ beim Tee sah.

## VIERTES KAPITEL

### DIE WEGE, DIE FORSYTES SCHEUEN

In zitternder Erregung über die Niederlage seiner Hoffnungen, das grüne Saffianetui noch flach auf dem Herzen, quälte Soames sich mit Gedanken, die bitterer waren als der Tod. Ein Spinnennetz! Er ging rasch und sah nichts in dem Mondlicht, er brütete über der Szene, die er eben durchlebt, und dachte an ihre Gestalt, die erstarrt war bei seiner Berührung. Und je mehr er brütete, desto gewisser ward er, daß sie einen Geliebten hatte — ihre Worte: ‚Ich würde

lieber sterben!' wären lächerlich, wenn sie keinen hätte. Hatte sie ihn auch nie geliebt, so hatte sie doch nie viel Wesens daraus gemacht, bis Bosinney auf der Bildfläche erschienen war. Nein, sie liebte wieder, sonst hätte sie nicht diese theatralische Antwort auf seinen Vorschlag gegeben, der jedenfalls vernünftig war. Sehr gut! Das vereinfachte die Dinge! 'Ich werde Schritte unternehmen, um zu wissen, woran ich bin', dachte er. 'Als erstes werde ich morgen früh zu Polteed gehen.' Aber selbst als er diesen Entschluß faßte, wußte er, wie widerwärtig ihm die Sache sein würde. Er hatte in seinem Beruf öfter von Polteeds Agentur Gebrauch gemacht, sogar eben erst in Darties Fall, aber er hätte es nie für möglich gehalten, sie zur Beobachtung seiner eigenen Frau benutzen zu müssen. Es war zu beschämend für ihn selbst.

Er fand keinen Schlaf, denn dieser Plan und sein verwundeter Stolz hielten ihn wach. Beim Rasieren jedoch fiel ihm plötzlich ein, daß sie sich jetzt bei ihrem Mädchennamen Heron nannte. Polteed würde nicht wissen, wenigstens anfangs nicht, wessen Frau sie war, würde ihn nicht servil anschauen und dann hinter seinem Rücken lächeln. Sie würde eben die Frau eines seiner Klienten sein. Und so war es auch — denn war er nicht sein eigener Sachverwalter? Aus Furcht, daß er es schließlich vielleicht wieder unterlassen könnte, beschloß er, sein Vorhaben so bald wie möglich auszuführen. Er ließ sich von Warmson eine Tasse Kaffee bringen und stahl sich vor dem Frühstück aus dem Haus. Schnell ging er in eine der kleinen Straßen des Westens, wo die Firma Polteeds neben andern den wohlhabenderen Klassen zur Verfügung stand. Bisher hatte er Polteed stets in seinem Büro empfangen, aber er kannte die Adresse und war zur Stelle, als geöffnet wurde. In dem Vorzimmer, einem Raum, der so behaglich eingerichtet war, als wäre es der eines Geldverleihers, empfing ihn eine Dame, die man für eine Schulvorsteherin hätte halten können. „Ich wünsche mit Mr. Claud Polteed zu sprechen. Er kennt mich — mein Name tut nichts zur Sache.“ Niemand wissen zu lassen, daß er, Soames Forsyte, seine Frau beobachten lassen mußte, war von wesentlicher Bedeutung für ihn.

Mr. Claud Polteed — so verschieden von Mr. Lewis Polteed — war einer jener Männer mit dunklem Haar, leicht gebogener Nase und lebhaften braunen Augen, die leicht für Juden gehalten werden können, tatsächlich aber von Phöniziern abstammen, die sich einst in Cornwall angesiedelt hatten. Er empfing Soames in einem Raum, dessen dicke Teppiche und Decken jeden Laut dämpften. Die Aus-



stattung war wirklich vertrauenerweckend, und nirgends war eine Spur von Dokumenten zu sehen. Er begrüßte Soames ehrerbietig und drehte den Schlüssel in der einzigen Tür ostentativ um. „Wenn ein Kunde nach mir schickt“, pflegte er zu sagen, „gebraucht er jede mögliche Vorsicht. Kommt er hierher, so überzeugen wir ihn, daß er ganz sicher vor Horchern ist. Ich darf ruhig sagen, wir machen in Sicherheit, wenn in sonst nichts . . . Nun, Sir, womit kann ich Ihnen dienen?“ Soames war die Kehle zugeschnürt, so daß er kaum sprechen konnte. Es war durchaus notwendig, vor diesem Manne zu verbergen, daß er ein anderes als berufliches Interesse an der Sache hatte, und mechanisch nahm sein Gesicht das gewohnte schiefe Lächeln an. „Ich komme so früh zu Ihnen, weil keine Stunde zu verlieren ist“ – verlor er eine Stunde, so unterließ er es vielleicht doch wieder! „Steht Ihnen eine wirklich zuverlässige Frau zur Verfügung?“ Mr. Polteed schloß ein Schubfach auf, aus dem er ein Notizbuch nahm, überflog es mit den Augen und verschloß das Schubfach wieder. „Ja“, sagte er, „ganz wie wir sie brauchen.“ Soames hatte sich hingesetzt und schlug die Beine übereinander – nur eine leise Röte, die aber seine normale Gesichtsfarbe hätte sein können, verriet ihn. „Dann schicken Sie sie gleich fort, um eine Mrs. Irene Heron, Truro Mansions, Chelsea, bis auf weiteres zu beobachten.“ „Sofort“, sagte Mr. Polteed, „Scheidung vermutlich?“ und rief durch ein Sprachrohr: „Ist Mrs. Blanch da? Ich möchte sie in zehn Minuten sprechen.“ „Nehmen Sie selbst alle Berichte entgegen“, fing Soames wieder an, „und schicken Sie sie mir mit der Bezeichnung ‚Vertraulich‘, versiegelt und eingeschrieben an mich persönlich. Mein Klient verlangt äußerste Verschwiegenheit.“ Mr. Polteed lächelte, als wolle er sagen: „Sie belehren Ihre Großmutter, Sir,“ und für einen nicht ‚beruflichen‘ Augenblick glitten seine Augen über Soames’ Gesicht. „Beruhigen Sie ihn vollkommen darüber“, sagte er; „rauchen Sie?“ „Nein“, sagte Soames; „es wäre möglich, daß das Ganze zu nichts führt, verstehen Sie? Wenn der Name bekannt wird oder die Beobachtung Verdacht erregt, kann es sehr ernste Folgen haben.“ Mr. Polteed nickte. „Es kann in die Geheimschriftkategorie kommen. Bei dem System wird nie ein Name genannt, wir arbeiten mit Zahlen.“ Er schloß ein anderes Schubfach auf und nahm zwei Streifen Papier heraus, schrieb etwas darauf und reichte sie Soames. „Behalten Sie das, Sir; es ist Ihr Schlüssel. Ich behalte dies Duplikat. Den Fall wollen wir 7x nennen. Die beobachtete Partei ist 17; der Beobachter 19; das Gebäude 25; Sie selbst – ich meine Ihre Firma – 31; ich



selbst 2; falls Sie Ihren Klienten in einem Schreiben zu erwähnen haben, nenne ich ihn 43; irgendeine Person, die wir im Verdacht haben, 51. Haben Sie sonst noch irgendwelche Winke oder Instruktionen zu geben?“ „Nein“, sagte Soames, „nur – gehen Sie bitte möglichst rücksichtsvoll vor.“ Wieder nickte Mr. Polteed. „Die Kosten?“ Soames zuckte die Achseln. „Innerhalb vernünftiger Grenzen“, erwiderte er kurz und erhob sich; „die Sache bleibt doch völlig in Ihrer Hand?“ „Völlig“, sagte Mr. Polteed, der plötzlich zwischen ihm und der Tür stand, „ich suche Sie in der andern Sache sehr bald auf. Guten Morgen, Sir.“ Seine Augen glitten nochmals – nicht beruflich – über Soames' Gesicht, und er öffnete die Tür. „Guten Morgen“, sagte Soames und blickte weder nach links noch rechts.

Auf der Straße draußen haderte er eifrig mit sich selbst. Ein Spinnennetz, und es zu zerschneiden, mußte er diese Späher benutzen, eine geheime, unsaubere Methode, und so überaus abstoßend für jemand, der sein Privatleben als das geheiligteste Stück seines Besitztums betrachtet. Aber der Würfel war gefallen, er konnte nicht mehr zurück. Und er ging in sein Büro, schloß das grüne Saffianetui und den Schlüssel zu der Geheimschrift weg, die bestimmt war, seinen häuslichen Bankrott kristallklar zu machen. Merkwürdig, daß jemand, der sein Leben damit zubachte, alle privaten Vermögensschwierigkeiten und die häuslichen Mißhelligkeiten anderer in die Öffentlichkeit zu bringen, diese so sehr fürchtete, wenn es sich um die eigenen handelte; und doch nicht merkwürdig, denn wer kannte so gut wie er die gefühllose Prozedur gesetzlicher Entscheidungen?

Er arbeitete emsig den ganzen Tag. Winifred war für vier Uhr bestellt, er wollte sie zu einer Konferenz mit Dreamer mitnehmen, und während er auf sie wartete, las er noch einmal den Brief, den sie auf seine Veranlassung an dem Tage von Darties Abreise geschrieben hatte, um ihn zur Rückkehr aufzufordern.

„Lieber Montague! Ich habe den Brief mit der Nachricht, daß Du mich für immer verlassen hast und auf dem Wege nach Buenos Aires bist, erhalten. Es ist natürlich ein großer Schlag für mich gewesen. Ich benutze diese erste Gelegenheit, Dir zu schreiben, daß ich bereit bin, Vergangenes vergangen sein zu lassen, wenn Du sofort zu mir zurückkehrst. Ich bitte Dich, es zu tun. Ich bin sehr angegriffen und will weiter nichts sagen. Ich sende diesen Brief eingeschrieben an die Adresse, die Du im Klub hinterlassen hast. Bitte kable mir. Deine Dich noch liebende Frau Winifred Dartie.“

Hu! Welch bitterer Humbug! Er erinnerte sich, wie er sich über Winifred gebeugt, während sie abschrieb, was er aufgesetzt hatte, und wie sie, als sie die Feder hinlegte, mit einer sonderbaren Stimme, als wisse sie selbst nicht recht, was sie wollte, gesagt hatte: „Nimm an, er kommt, Soames!“ „Er wird nicht kommen“, hatte er erwidert, „bis er sein Geld verbraucht hat. Daher müssen wir sofort handeln.“ Der Kopie dieses Briefes war das Original von Darties trunkenem Gekritzel aus dem Iseum-Klub beigefügt. Soames hätte gewünscht, daß der Einfluß der Getränke ihm nicht so deutlich anzumerken gewesen wäre. Gerade auf solche Dinge würde das Gericht sich stützen. Er meinte die Stimme des Richters schon sagen zu hören: „Sie nahmen das ernst? Ernst genug, um ihm zu schreiben, wie Sie es taten? Glauben Sie, daß es so gemeint war?“ Mochte er nur! Die Tatsache, daß Dartie abgereist und nicht wiedergekommen war, konnte nicht bestritten werden. Auch seine Kabelantwort: „Rückkehr unmöglich. Dartie“, war beigefügt. Soames schüttelte den Kopf. Wenn die ganze Sache nicht in den nächsten paar Monaten erledigt war, würde der Bursche wieder auftauchen wie eine falsche Münze. Ihn loszuwerden, war eine Ersparnis von mindestens tausend Pfund im Jahr, ganz abgesehen von all dem Ärger für Winifred und seinen Vater. „Ich muß Dreamer den Kopf warm machen“, dachte er, „wir müssen es beschleunigen.“

Winifred, die eine Art Halbtrauer angelegt hatte, die sie mit ihrem hellen Haar und der hohen Gestalt sehr gut kleidete, kam in James' Kalesche mit den Braunen davor. Soames hatte das Gefährt nicht in der City gesehen, seit sein Vater sich vor fünf Jahren vom Geschäft zurückgezogen hatte, und dessen altmodisches Aussehen fiel ihm auf. „Die Zeiten ändern sich“, dachte er, „man weiß nicht recht, was die nächste Mode bringen wird!“ Selbst Zylinderhüte wurden seltener. Er fragte nach Val. „Val“, sagte Winifred, „schrieb, daß er im nächsten Semester Polo spielen möchte.“ Sie glaubte, daß er einer sehr guten Verbindung angehörte. Und mit vornehm unterdrückter Angst fügte sie hinzu: „Kommt meine Angelegenheit in die Öffentlichkeit, Soames? Muß es in den Zeitungen stehen? Es ist so peinlich für ihn und die Mädchen.“ Soames, der selbst noch an seinem Elend litt, erwiderte: „Zeitungen sind ein zudringliches Gesindel, es ist so schwer, ihnen etwas vorzuenthalten. Sie behaupten, die Moral des Publikums zu wahren, dabei korrumpieren sie es mit ihren widerlichen Berichten. Aber so weit sind wir noch nicht. Wir müssen heute mit Dreamer über den Sühneversuch

sprechen. Natürlich weiß er, daß es zu einer Ehescheidung kommen muß, doch du mußt tun, als wünschtest du sehnlichst Dartie zurück-zuhaben -- du kannst dich heute in dieser Rolle üben.“ Winifred seufzte. „Oh! Was für ein Clown Monty gewesen ist!“ sagte sie. Soames sah sie scharf an. Es war ihm klar, daß sie ihren Dartie nicht ernst nehmen konnte und die ganze Sache fallenlassen würde, wenn ihr die kleinste Chance gegeben wurde. Sein eigener Instinkt war in dieser Angelegenheit von Anfang richtig gewesen. Jetzt einen kleinen Skandal zu vermeiden, hieß nur Schimpf und Schande über seine Schwester und ihre Kinder bringen und später vielleicht Ruin, wenn Dartie sich weiter an sie hänge, es bergab mit ihm ginge und er das Geld verschwendete, das James seiner Tochter hinterlassen würde. Wenn es auch sicher festgelegt war, würde dieser Bursche sich doch irgendwie schadlos halten und seine Familie kräftig zahlen lassen, um ihn vor dem Bankrott oder gar dem Gefängnis zu bewahren! Sie ließen den glänzenden Wagen mit den glänzenden Pferden und den Dienern mit den glänzenden Hüten am Ufer zurück und gingen in das Büro des Justizrates Dreamer in der Crown Office Row.

„Mr. Bellby ist hier, Sir“, sagte der Schreiber; „Mr. Dreamer wird in zehn Minuten da sein.“ Mr. Bellby saß da und warf einen letzten Blick auf seine Papiere. Er war vom Gericht gekommen und noch in Robe und Perücke, die gut zu ihm mit seiner Nase, die wie der Schwengel einer winzigen Pumpe hervorragte, seinen schlaun blauen Äuglein und der ziemlich vorstehenden Unterlippe paßte -- niemand hätte Dreamer besser ergänzen und unterstützen können. Nachdem er Winifred vorgestellt war, sprangen sie auf das Wetter über und sprachen dann vom Kriege. Soames unterbrach sie plötzlich: „Wenn er nicht einwilligt, können wir das Verfahren nicht vor sechs Monaten beginnen. Ich möchte vorwärts kommen mit der Sache, Bellby.“ Mr. Bellby lächelte Winifred zu und murmelte mit einer Spur von irischem Akzent: „Aufschub des Prozesses, Mrs. Dartie.“ „Sechs Monate!“ wiederholte Soames; „es würde dann bis in den Juni hinein dauern! Wir können die Klage ja erst lange nach den Ferien einbringen. Wir müssen es beschleunigen, Bellby.“ Er würde seine liebe Not haben, daß Winifred standhaft blieb.

„Mr. Dreamer läßt bitten, Sir.“ Sie gingen der Reihe nach hinein. Mr. Bellby voran, und Soames mit Winifred nach einer Pause von einer Minute nach seiner Uhr. Justizrat Dreamer in der Robe, aber ohne Perücke, stand vor dem Kamin, als betrachte er diese

Konferenz als ein besonderes Vergnügen; er hatte eine lederne, beinahe ölige Gesichtsfarbe, wie vom vielen Studieren, eine ansehnliche Nase mit einem Kneifer darauf und einen kurzen, leicht ergrauten Backenbart; er zog fortwährend die eine Augenbraue in die Höhe und ließ die Unterlippe unter der Oberlippe verschwinden, was seiner Sprache etwas Kehliges gab. Auch hatte er die Manier, plötzlich auf die Person zuzugehen, mit der er sprach; alles dies mit einem entnervenden Ton in seiner Stimme und einer Angewohnheit, ein Brummen hören zu lassen, bevor er anfang zu sprechen, hatte ihm zu einem Ruf in Vormundschafts- und Ehescheidungssachen verholfen, wie ihn nur wenige haben. Nachdem er Mr. Bellbys lebhaftes Wiederholung der Tatsachen angehört und die eine Augenbraue wieder in die Höhe gezogen hatte, brummte er und sagte: „Das weiß ich alles“, wandte sich plötzlich Winifred zu und stieß kehlig die Worte hervor: „Wir wollen ihn gern zurück haben, nicht wahr, Mrs. Dartie?“ Soames unterbrach ihn scharf: „Die Lage meiner Schwester ist natürlich unerträglich.“ Dreamer brummte: „Gewiß. Können wir uns nun auf die gekabelte Weigerung verlassen, oder müssen wir bis nach Weihnachten warten, um ihm Gelegenheit zum Schreiben zu geben — das ist die Sache, nicht wahr?“ „Je eher —“, begann Soames. „Was sagen Sie, Bellby?“ fragte Dreamer und ging auf ihn zu. Mr. Bellby schien nach Luft zu schnappen wie ein Hund. „Wir werden damit nicht vor Mitte Dezember anfangen. Mehr Spielraum brauchen wir ihm nicht zu geben.“ „Nein“, sagte Soames. „Weshalb sollte meine Schwester dadurch in Ungelegenheit gebracht werden, daß er in —“ „Die weite Welt will!“ sagte Dreamer, „ganz recht. Man sollte nicht in die weite Welt gehen, nicht wahr, Mrs. Dartie?“ Und er hob seine Robe wie zu einer schützenden Pelerine: „Ich stimme mit Ihnen völlig überein. Ist noch etwas zu sagen?“ „Augenblicklich nicht“, meinte Soames bedeutsam, „ich wollte nur, daß Sie meine Schwester kennenlernten.“ Dreamer brummte leise: „Sehr erfreut. Guten Abend!“ Und er ließ die schützende Robe wieder fallen.

Sie gingen hintereinander hinaus. Winifred stieg die Treppe hinunter. Soames zögerte. Wider Willen hatte Dreamer Eindruck auf ihn gemacht. „Die Zeugenaussagen sind ganz sicher“, bemerkte er zu Bellby, „unter uns gesagt, wenn wir die Sache nicht schnell durchbringen, gelingt es uns nie. Glauben Sie, daß er das einsieht?“ „Ich werde ihn dazu bringen“, sagte Bellby, „er ist sonst ein tüchtiger Mensch — ein tüchtiger Mensch.“ Soames nickte und eilte seiner



Schwester nach. Er fand sie in der Zugluft stehend, sah, wie sie sich hinter ihrem Schleier auf die Lippen biß, und beeilte sich zu sagen: „Das Zeugnis der Stewardess wird völlig ausreichend sein.“ Winifreds Gesicht wurde hart; sie nahm sich zusammen, und sie gingen zum Wagen. Und auf der ganzen schweigsamen Fahrt zurück zur Green Street beschäftigte die Seelen der beiden der einzige Gedanke: ‚Warum, ach, warum muß ich mein Unglück der Öffentlichkeit preisgeben? Warum Spione anstellen, die in meine Privatsorgen die Nase hineinstecken? Ich bin nicht schuld daran.‘

## FÜNFTES KAPITEL

### JOLLY ALS RICHTER

Das Streben nach Besitz, das zwei Mitglieder der Familie Forsythe nach tiefer Enttäuschung bewog, loszuwerden, was sie nicht länger besitzen konnten, wurde täglich stärker im britischen Volk. Obwohl Nicholas ursprünglich seiner Investitionen wegen so voll Zweifel in bezug auf den Krieg gewesen war, hatte man ihn sagen hören, daß die Buren eine starrköpfige Bande wären und eine Menge Kosten verursachten; je eher sie ihre Lektion bekämen, desto besser wäre es. Er würde Wolseley hinschicken! Da die Forsytes immer ein wenig weiter sahen als andere Leute — sie waren dadurch zu ihrem sehr beträchtlichen Vermögen gekommen —, hatte er schon bemerkt, daß Buller nicht der rechte Mann war! ‚Ein wahrer Bulle, dieser Mann‘, meinte er, ‚der darauflos stieße, und wenn sie sich nicht vorsähen, würde Ladysmith fallen!‘ Das war Anfang Dezember gewesen, und als dann die Schwarze Woche kam, konnte er jedem vorhalten, daß er es ‚ihnen gleich gesagt habe‘. Während dieser Woche düsterer Sorge, wie kein Forsythe sie je erlebt, wurde der jüngste Nicholas in seinem Korps — dem ‚Teufelskorps‘ — so gedrillt, daß sein Vater den Familienarzt der Gesundheit seines Sohnes wegen konsultierte und beunruhigt war, zu hören, daß er vollkommen gesund sei. Der Junge hatte eben sein etwas kostspieliges Studium beendet und sollte gerade seine juristische Laufbahn beginnen, es war daher ein beklemmendes Gefühl für seine Eltern, daß er sich in einer Zeit dem Militärdienst widmen mußte, wo die Zivilbevölkerung wahrscheinlich dazu herangezogen werden würde. Sein Großvater natürlich machte sich lustig über diese Idee,

denn er war zu gründlich in dem Gefühl aufgewachsen, daß kein britischer Krieg anders als kurz sein und dabei nur Berufssoldaten in Frage kommen könnten, und er war sehr mißtrauisch gegen Regierungsmaßnahmen, durch die er überdies noch Verluste haben würde, denn er besaß De Beers, die jetzt schnell heruntergingen, und das betrachtete er als ein mehr als genügendes Opfer seines Enkels.

In Oxford dagegen herrschten ganz andere Gefühle. Die einem Konglomerat von jungen Leuten eigene Erregung hatte sich in den beiden Monaten des Semesters vor der Schwarzen Woche allmählich zu lebhafter Opposition kristallisiert. Die normale Jugend, in England immer konservativ, wenn sie die Dinge auch nicht allzu ernst nimmt, verlangte ungestüm nach einem Kampf und einer gehörigen Züchtigung der Buren. Dieser größeren Partei gehörte Val natürlich als Mitglied an. Die radikale Jugend dagegen, eine kleine, aber vielleicht stimmkräftigere Partei, war dafür, den Krieg zu beendigen und den Buren Autonomie zu geben. Bis zur Schwarzen Woche indessen waren die Gruppen amorph, ohne scharfe Kanten, und die Streitfrage blieb nur akademisch. Jolly war einer von denen, die nicht recht wußten, wo sie standen. Seine Gerechtigkeitsliebe, die sich von seinem Großvater, dem alten Jolyon, auf ihn vererbt hatte, hinderte ihn, nur eine Seite der Sache zu betrachten. Überdies war in seiner Verbindung ‚Die Besten‘ ein eifriger ‚Schwärmer‘ mit außerordentlich vorgeschrittenen Anschauungen und einiger persönlicher Suggestivkraft. Jolyon schwankte. Sein Vater schien ebenfalls unentschieden in seiner Meinung. Und wenn er auch, wie es bei zwanzig Jahren üblich ist, seinen Vater scharf im Auge behielt und auf Fehler fahndete, denen vielleicht noch abzuhelfen war, lag doch etwas in dem Auftreten dieses Vaters, das seiner ironischen Toleranz einen geheimen Reiz verlieh. Künstler natürlich waren notorisch Hamletnaturen, und das mußte man bei einem Vater mit in Betracht ziehen, wenn man ihn auch liebte. Aber Jolyons eigenste Ansicht, daß ‚seine Nase da hineinzustecken, wo man nicht gewünscht wird‘ (wie die ‚Uitlander‘ es getan hatten), ‚und dann andere auszunutzen, bis man sein Ziel erreicht hatte‘, nicht gerade vornehm gehandelt war, übte — sie mochte auf Tatsache beruhen oder nicht — eine gewisse Anziehungskraft auf Jolly aus, der sehr auf Vornehmheit hielt. Andererseits konnte er ‚Wirrköpfe‘, wie man es in seiner Verbindung, und ‚Snobs‘, wie man es in Vals Verbindung nannte, nicht vertragen, so daß er immer noch schwankte, als die Stunde der Schwarzen Woche schlug. Eins — zwei — drei kamen

jene verhängnisvollen Rückschläge bei Stormberg, Magersfontein und Colenso. Die hartnäckige englische Seele setzte nach dem ersten ihre Hoffnung auf Methuen, nach dem zweiten auf Buller, dann aber verhärtete sie sich in wachsendem Unmut. Jolly sagte sich: ‚Nein, zum Teufel! Jetzt müssen wir die Bande unterkriegen, einerlei ob wir recht haben oder nicht.‘ Und hätte er es nur gewußt, sein Vater dachte ebenso.

Am nächsten Sonntag, dem letzten des Semesters, war Jolly von einem der ‚Besten‘ zum Wein eingeladen. Nach dem zweiten Toast: ‚Buller und Vernichtung den Buren!‘ — er leerte sein Glas — bemerkte er, daß Val Dartie, ebenfalls als Gast, ihn grinsend anblickte und etwas zu seinem Nachbarn sagte. Er war sicher, daß es etwas Geringschätziges war. Nichts lag ihm ferner, als es sich anmerken zu lassen oder eine öffentliche Störung zu verursachen, aber das Blut schoß ihm ins Gesicht, und er preßte die Lippen zusammen. Die sonderbare Feindseligkeit, die er seinem Vetter gegenüber immer empfunden hatte, steigerte sich noch. ‚Schon gut!‘ sagte er zu sich. ‚Warte nur, mein Freund!‘ Der Genuß von mehr Wein, als ihm gut und er gewohnt war, bestärkte ihn in seinem Vorhaben, und als alle zusammen aufbrachen, zupfte er Val am Arm. „Was hast du da drinnen über mich gesagt?“ „Darf ich nicht sagen, was mir beliebt?“ „Nein.“ „Nun, ich sagte, du seist Pro-Bure — und das bist du!“ „Du lügst!“ „Du willst dich also schlagen?“ „Natürlich, aber nicht hier, im Garten.“ „Gut! Komm.“ Sie gingen, einander von der Seite ansehend, erregt und entschlossen weiter und kletterten über das Gartengitter. An den Stacheln oben kam ein kleiner Riß in Vals Ärmel, der seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Jolly beschäftigte der Gedanke, daß sie im Begriff waren, im Bereich eines Gebäudes zu kämpfen, das ihnen beiden fremd war. Es war eigentlich nicht das Rechte, aber einerlei — dieser Lummel! Sie gingen über den Rasen an eine ziemlich dunkle Stelle und zogen ihre Röcke aus. „Du bist doch nicht bezechet, wie?“ sagte Jolly plötzlich, „ich kann mich nicht mit dir schlagen, wenn du bezechet bist.“ „Nicht mehr als du.“ „Gut denn.“ Ohne sich die Hand zu reichen, stellten sie sich sofort in Verteidigungspositur. Sie hatten zu viel getrunken, um sachgemäß vorzugehen, und bemühten sich daher, besonders korrekte Stellungen einzunehmen, bis Jolly Val beinah zufällig eins auf die Nase gab. Danach war alles nur wüste, häßliche Rauferei im tiefen Schatten der alten Bäume, niemand da, ‚Schluß!‘ zu rufen, bis sie

keuchend und atemlos voneinander abließen und zurücktaumelten, während eine Stimme rief: „Ihre Namen, meine Herren!“

Bei dieser freundlichen Frage unter der Laterne an der Gartenpforte, die ihnen wie vom Himmel zu kommen schien, hielten ihre Nerven nicht länger stand, sie griffen nach ihren Röcken, rannten an das Gitter, stiegen hinüber und kehrten an die Stelle zurück, von der aus sie den Kampf begonnen hatten. Hier in dem matten Licht wischten sie sich die Gesichter ab und wanderten, ohne ein Wort, zehn Schritt voneinander, bis zum Tor des College. Schweigend gingen sie hindurch, Val an der Brauerei entlang, Jolly die Gasse hinunter. Jolly rauchte noch der Kopf, er bedauerte lebhaft, daß er nicht mehr Sachkenntnis entfaltet hatte, und dachte an die Gegenstöße und Knockoutschläge, die er versäumt. Im Geiste sah er einen andern Kampf vor sich, unendlich verschieden von dem, den er eben ausgefochten, einen unendlich tapfereren, mit Schärpe und Schwert, mit Angriff und Abwehr, als läse er seinen geliebten Dumas. Er sah sich selbst als La Mole, als Aramis, Bussy, Chicot und d'Artagnan in einer Gestalt, doch es war ihm unmöglich, sich Val als Conconnac, Brissac oder Rochefort vorzustellen. Dieser sein Vetter war eben nichts weiter als ein ungehobelter Bengel. Aber einerlei! Er hatte ihm doch ein paar versetzt! ‚Pro-Bure!‘ Das Wort brannte ihn noch, und der Gedanke, sich anwerben zu lassen, über das Schlachtfeld zu reiten, tapfer zu schießen, während die Buren sich wie Kaninchen am Boden wälzten, arbeitete in seinem schmerzenden Kopf. Und als er die brennenden Augen hob, sah er die Sterne zwischen den Giebeln scheinen und sich selbst im Karoo (was immer das auch sein mochte) in eine Decke gewickelt, das Gewehr geladen und den Blick auf den flimmernden Himmel gerichtet. Er hatte einen fürchterlichen ‚Kater‘ am nächsten Morgen und behandelte ihn, wie es sich für einen der ‚Besten‘ gehörte, mit kaltem Wasser und einem Gebräu von Kaffee, den er nicht trinken konnte, und schlürfte zum Frühstück nur ein Gläschen Hochheimer. Das Märchen, daß ‚ein Töpel‘ ihn an der Ecke angerannt hatte, mußte als Vorwand für die Beule auf seiner Backe dienen. Um keinen Preis hätte er den Kampf erwähnt, denn eigentlich entsprach er durchaus nicht seinen Grundsätzen.

Am nächsten Tage fuhr er nach London und gleich durch nach Robin Hill. Es war niemand dort außer Holly und June, denn sein Vater war nach Paris gereist. Er verlebte seine Ferien unstet und regellos, völlig ohne jede Fühlung mit seinen Schwestern. June frei-



lich war von ihren ‚lahmen Enten‘ in Anspruch genommen, die Jolly in der Regel nicht ausstehen konnte, namentlich diesen Eric Cobbley und seine Familie, ‚hoffnungslose Außenseiter‘, die in den Ferien immer das Haus auf den Kopf stellten. Und zwischen Holly und ihm bestand ein merkwürdiges Zerwürfnis, als wäre sie im Begriff, eigene Meinungen zu haben, was so — unnötig war. Er schlug beim Cricket wütend auf den Ball los, ritt ungestüm, aber allein im Richmondpark, wo er tollkühn über die hohen schwierigen Hecken hinwegsetzte, die gewisse abgenutzte Graswege absperren sollten, dies alles, um, wie er sagte, seine Nerven zu stärken. Jolly hatte eine größere Furcht, Scheu zu zeigen, als die meisten jungen Leute. Er kaufte eine Büchse, und in dem Gedanken, sich eines Tages vielleicht anwerben zu lassen und Südafrika für sein Land zu retten, errichtete er auf dem Felde zu Hause einen Schießstand und schoß, wobei er die Gärtner gefährdete, über den Teich hinweg in die Mauer des Küchengartens. Jetzt, da sie Freiwillige als Rekruten brauchten, war der Junge ganz unglücklich. Mußte er sich melden? Keiner von den ‚Besten‘ dachte daran, mitzugehen, soviel er wußte, denn er korrespondierte mit mehreren von ihnen. Wären sie bereit dazu gewesen, so hätte er auch nicht gezögert, denn er war ehrgeizig, hatte einen starken Sinn für Form und konnte es nicht ertragen, bei irgend etwas zurückzustehen; — es jedoch aus eigenem Antrieb zu tun, hätte wie Prahlerei aussehen können, weil es eigentlich nicht wirklich nötig war. Überdies lag ihm nichts daran, zu gehen, denn diesem jungen Forsyte widerstrebte es, sich blindlings in etwas hineinzustürzen. Es war alles ein wüstes Durcheinander in ihm, aufregend krankhaft, und er wurde seinem heiteren, vornehmen Selbst ganz unähnlich.

Und dann sah er eines Tages etwas, das ihn in rasende Wut versetzte — zwei Reiter in einer Lichtung des Parks, von denen die Dame zur Linken unverkennbar Holly auf ihrem Silberschimmel und der Herr zur Rechten ebenso unverkennbar jener ‚Bengel‘ Val Dartie war. In der ersten Aufwallung wollte er selbst hinreiten und fragen, was dies zu bedeuten habe, den Burschen auffordern, zu ‚verduften‘, und Holly mit nach Hause nehmen. Nach kurzer Überlegung aber fühlte er, daß er sich selbst lächerlich machen würde, wenn sie sich weigerten. Er ritt hinter einen Baum, merkte aber, daß es so ganz unmöglich war, sie zu erspähen. Es blieb ihm also nichts anderes übrig, als nach Hause zurückzukehren und ihr Kommen abzuwarten. Daß sie sich so davon schleichen konnte mit diesem jungen Fallott! Er konnte June nicht zu Rate ziehen, weil sie diesen

Morgen mit Eric Cobbley und der ganzen Bande fortgefahren war. Und sein Vater war noch in diesem ‚ruchlosen‘ Paris. Er fühlte, daß dies entschieden einer jener Augenblicke war, für die er sich in der Schule unablässig trainiert hatte, als er und ein Schüler namens Brent häufig Zeitungen angezündet und sie in die Mitte ihres Arbeitszimmers gelegt hatten, um sich im Augenblick der Gefahr an Kaltblütigkeit zu gewöhnen. Er war jedoch durchaus nicht kaltblütig, als er im Hof wartete und müßig den Hund Balthasar streichelte, der schwerfällig wie ein alter Mönch und traurig über die Abwesenheit seines Herrn zu ihm aufblickte und vor Dankbarkeit für seine Aufmerksamkeit schnaufte. Es verging eine halbe Stunde, bevor Holly mit glühenden Wangen und so viel hübscher, als sie das Recht hatte auszusehen, endlich kam. Er sah sie rasch einen Blick auf ihn werfen — schuldbewußt natürlich —, ging ihr dann nach, faßte sie am Arm und führte sie in das frühere Arbeitszimmer ihres Großvaters. Dies Zimmer, das nur wenig benutzt wurde, barg für sie beide noch immer ein Gemisch von Zärtlichkeit, dem Duft von Zigarrenrauch, Lachen und der Erinnerung an einen langen weißen herabhängenden Schnurrbart. Hier hatte Jolly als kleiner Junge, bevor er zur Schule ging, mit seinem Großvater herumgetollt, der selbst mit Achtzig das Bücken noch nicht verlernt hatte. Hier hatte Holly, auf der Lehne des großen Ledersessels sitzend, lockiges Silberhaar von einem Ohr gestrichen, in das sie Geheimnisse flüstern konnte. Durch diese Fenstertür waren sie alle drei zum Kricketspiel auf den Rasen hinausgesprungen und hatten dann auch ein geheimnisvolles Spiel, genannt ‚Wopsy — doozle‘, gespielt, das kein Unbeteiligter verstand und das den alten Jolyon sehr erhitzte. Hier war Holly einst in einer warmen Nacht, als sie einen bösen Traum gehabt, in ihrem Nachtröckchen erschienen, um sich von dem Eindruck zu befreien. Und hier hatte Jolly, als er eines Tages Magnesia in ein frisches, für Mademoiselle Beauce bestimmtes Ei gestreut und später noch Schlimmeres getan hatte, in der Abwesenheit seines Vaters folgenden Dialog geführt:

„So etwas darfst du aber nicht wieder tun, mein Junge.“ „Ja, aber sie gab mir eine Ohrfeige, Großpapa, da gab ich ihr auch eine, und dann gab sie mir wieder eine.“ „Eine Dame schlagen? Das geht nicht. Hast du sie um Verzeihung gebeten?“ „Noch nicht.“ „Dann mußt du gehen und es sofort tun. Komm.“ „Aber sie hat doch angefangen, Großpapa; und sie gab mir zwei für die eine von mir.“ „Es ist abscheulich, so etwas zu tun, mein Junge.“ „Ja, aber sie

wurde wütend, und ich nicht.“ „Komm jetzt.“ „Kommst du mit, Großpapa?“ „Na — dies eine Mal nur.“ Und dann waren sie Hand in Hand zu ihr gegangen.

Hierher — wo die Waverley-Romane und die Werke Byrons und Gibbons ‚Römisches Reich‘ und Humboldts ‚Kosmos‘ und die Bronzen auf dem Kaminsims und das Meisterwerk der Ölmalerei ‚Holländische Fischerboote bei Sonnenuntergang‘ unabänderlich wie das Schicksal ihren Platz behaupteten, wo man hätte meinen können, den alten Jolyon noch mit übereinandergeschlagenen Beinen, seiner gewölbten Stirn und den tiefliegenden Augen ernst über den ‚Times‘ in seinem Armstuhl sitzen zu sehen — hierher kamen nun seine beiden Enkel. Und Jolly sagte: „Ich sah dich mit jenem Burschen im Park.“ Er sah, daß das Blut ihr ins Gesicht schoß, und das war ihm eine Genugtuung; sie mußte sich ja schämen. „Nun, und?“ erwiderte sie. Jolly war überrascht; er hatte mehr erwartet oder weniger. „Weißt du“, sagte er mit Nachdruck, „daß er mich im letzten Semester einen Pro-Buren nannte? Ich mußte mich mit ihm schlagen.“ „Wer siegte?“ Jolly hätte gern erwidert: ‚Ich beinahe —‘, aber es schien ihm unter seiner Würde. „Sag‘ mal“, fuhr er fort, „was soll das heißen? Ohne jemand etwas davon zu sagen?“ „Wozu denn? Papa ist nicht hier; weshalb sollte ich nicht mit ihm ausreiten?“ „Du hast ja mich, wenn du ausreiten willst. Ich finde, er ist ein Lausbub.“ Holly wurde blaß vor Zorn. „Das ist er nicht. Du bist selbst schuld daran, wenn du ihn nicht leiden kannst.“

Sie schlüpfte an ihren Bruder vorbei, ging hinaus und ließ ihn allein. Ganz verstört, bis auf den Grund seiner jungen Seele erschüttert, starrte er auf die Schildkröte mit der Bronze-Venus, die der dunkle Kopf seiner Schwester unter dem weichen Filzreithut bis jetzt verdeckt hatte. Seine Übermacht, die er zeitlebens behauptet, lag zerschmettert am Boden. Er ging an den Kamin, wo die Venus stand, und untersuchte mechanisch die Schildkröte. Weshalb mochte er Val Dartie eigentlich nicht? Er konnte es nicht sagen. Er kannte die Familiengeschichte nicht, hatte kaum von der Fehde gehört, die vor dreizehn Jahren begonnen, als Bosinney sich wegen Soames' Frau von June abgewandt hatte, wußte so gut wie nichts von Val und war ratlos. Er konnte ihn eben nicht leiden. Die Frage aber war: Was sollte er tun? Zwar war Val Dartie ein entfernter Vetter, aber es schickte sich nicht für Holly, allein mit ihm umherzustreifen. Aber zu ‚verraten‘, was er zufällig gesehen hatte, war gegen seine Natur. In diesem Dilemma ging er hin, setzte sich in den alten

Ledersessel und schlug die Beine übereinander. Es ward dunkel, während er dort saß und durch das lange Fenster auf die alte Eiche draußen starrte, die sich breit, doch ohne Blätter, allmählich in Umrissen von tieferem Dunkel auf dem dämmrigen Grund abzeichnete. ‚Großvater!‘ dachte er unvermittelt und nahm seine Uhr heraus. Er konnte den Zeiger nicht sehen, ließ sie aber repetieren. ‚Fünf Uhr!‘ Die erste goldene Uhr seines Großvaters, die Mäntel butterweich vor Alter — die eingravierten Ränder abgenutzt und mit Zeichen manchen Falls. Der Klang war wie eine leise Stimme aus jener goldenen Zeit, wo sie zuerst von St. John’s Wood in London in sein Haus gekommen waren; wo er mit dem Großvater in seinem Wagen hergefahren und unmittelbar darauf zu den Bäumen gegangen war. Bäume zum Hinaufklettern, und darunter der Großvater, der seine Geraniumbeete begoß! Was war zu tun? Sollte er seinen Vater bitten, nach Haus zu kommen? Sich June anvertrauen? — nur, sie war so — so hitzig! Nichts tun und dem Glück vertrauen? Schließlich würden die Ferien ja bald vorüber sein. Zu Val gehen und ihn warnen? Aber wie seine Adresse erhalten? Holly würde sie ihm nicht geben! Ein Gewirr von Wegen, unbegrenzte Möglichkeiten! Er zündete sich eine Zigarette an. Als er sie zur Hälfte aufgeraucht hatte, glättete sich seine Stirn, beinah als hätte eine alte dünne Hand sanft darüber gestrichen, und in sein Ohr schien etwas leise zu wispern: ‚Tue nichts, sei lieb zu Holly, sei lieb zu ihr, mein Junge!‘ Und Jolly stieß einen Seufzer der Befriedigung aus und blies Rauch durch seine Nase ...

Doch oben in ihrem Zimmer, wo sie ihr Reitkleid abgelegt hatte, saß Holly noch mit düsterem Blick. ‚Das ist er nicht — das ist er nicht!‘ waren die Worte, die ihre Lippen fortwährend wiederholten.

## SECHSTES KAPITEL

### JOLYON SCHWANKT

Ein kleines Privathotel über einem sehr bekannten Restaurant in der Nähe des Gare St. Lazare war Jolyons Absteigequartier in Paris. Er haßte seine Forsyte-Landsleute im Ausland — sie schienen ihm höchst lächerlich mit ihrem ewigen Rennen in die Oper, Rue de Rivoli und Moulin Rouge. Es war ihnen anzusehen, daß sie nur



gekommen waren, um so bald wie möglich irgendwo anders zu sein, und das ärgerte ihn. Aber kein anderer Forsyte kam in die Nähe seines Schlupfwinkels, wo er ein Holzfeuer in seinem Schlafzimmer hatte und der Kaffee vorzüglich war. Paris gefiel ihm im Winter immer besser. Der beißende Geruch des Holzfeuers und gerösteter Kastanien, die Klarheit des winterlichen Sonnenscheins an hellen Tagen, die offenen Cafés, die dem schneidend kalten Winter Trotz boten, die biedere lebhaftige Menge auf den Boulevards, alles das waren ihm Zeichen dafür, daß Paris im Winter eine Seele hatte, die wie ein Zugvogel im Hochsommer davonflog. Er sprach gut Französisch, hatte einige Freunde, kannte kleine Lokale, wo man gut essen und sonderbare Typen beobachten konnte. Er fühlte philosophisch in Paris, die Schneide seiner Ironie wurde schärfer, das Leben verlief hier reibungslos und ohne Ziel, ward zu einem Bündel schmackhafter Genüsse, einer Dunkelheit, von Strahlen wechselnden Lichts durchschossen.

Als er in der ersten Woche des Dezember beschloß, nach Paris zu gehen, war er weit entfernt davon, sich einzugestehen, daß Irenens Anwesenheit ihn beeinflusste. Er war noch nicht zwei Tage dort, als er erkannte, daß der Wunsch, sie zu sehen, mit der Hauptgrund dazu gewesen war. In England läßt man das natürlich nicht gelten. Er hatte gedacht, daß es gut wäre, mit ihr über das Vermieten ihrer Wohnung und andere Angelegenheiten zu sprechen, in Paris aber wußte er es sogleich besser. Am dritten Tage schrieb er an sie und erhielt eine Antwort, die seine Nerven in freudigen Aufruhr brachte:

„Mein lieber Jolyon! Es wird mich glücklich machen, Sie zu sehen. Irene.“

An einem hellen Tage machte er sich mit einem Gefühl auf den Weg in ihr Hotel, wie er es oft hatte, wenn er ein Bild aufsuchte, das er liebte. Keine Frau hatte bisher, soviel er sich erinnerte, dies seltsam sinnliche und doch unpersönliche Gefühl in ihm erweckt. Es würde ein Fest für seine Augen sein, er würde von ihr gehen und sie nicht besser kennen, aber seinen Augen morgen freudig wieder dieses Fest bereiten. Dies war sein Gefühl, als sie ihm in dem verschossenen zierlichen Sprechzimmer eines stillen Hotels nahe am Flusse entgegenkam, nachdem ein kleiner Page sie mit dem Wort „Madame“ angemeldet hatte und verschwunden war. Ihr Gesicht, ihr Lächeln, ihre Haltung waren ganz, wie er es sich vorgestellt, und der Ausdruck ihres Gesichts sagte deutlich: „Ein Freund!“

„Nun“, fragte er, „was für Nachrichten, Sie arme Verbannte?“ „Gar keine.“ „Nichts von Soames?“ „Nichts.“ „Ich habe die Wohnung für Sie vermietet, und als guter Verwalter bringe ich Ihnen etwas Geld. Wie gefällt Ihnen Paris?“ Während er sie so ausfragte, meinte er, nie so zarte, sensitive Lippen gesehen zu haben; die untere bog sich ein klein wenig aufwärts, und an der oberen war an einem Mundwinkel ein kaum sichtbares Grübchen. Es war, als entdeckte er die Frau in einer bisher beinah unpersönlich bewunderten Statue. Sie gab zu, daß es ein wenig schwierig sei, allein in Paris zu sein; und doch wäre Paris so voll eigenen Lebens, daß sie sich oft fühlte wie in einer Einöde. Übrigens seien die Engländer augenblicklich nicht beliebt! „Darunter werden Sie wohl kaum zu leiden haben“, sagte Jolyon, „wahrscheinlich werden Sie auf die Franzosen Eindruck machen.“ „Das hat seine Nachteile.“ Jolyon nickte. „Dann müssen Sie mir erlauben, Sie herumzuführen, während ich hier bin. Wir wollen morgen damit beginnen. Kommen Sie, dinieren Sie mit mir in meinem Lieblingsrestaurant, dann gehen wir in die Opéra-Comique.“

Das war der Anfang täglicher Zusammenkünfte. Jolyon fand bald heraus, daß für jemand, der unbeirrt seiner Neigung nach zu leben wünscht, Paris der einzige Ort war, in dem man freundschaftlich mit einer hübschen Frau verkehren konnte. Wie eine Offenbarung kam es über ihn und sang in seinem Herzen wie ein Vogel: „Elle est ton rêve! Elle est ton rêve!“ Zuweilen schien es ihm ganz natürlich, zuweilen beinah lächerlich — ein schlimmer Fall für älterliche Liebhaber. Einst von der Gesellschaft ausgestoßen, hatte er seitdem niemals Rücksicht auf konventionelle Moral genommen, aber der Gedanke an eine Liebe, die sie nie erwidern konnte — und wie sollte sie auch bei seinem Alter? —, kam kaum über sein Unterbewußtsein hinaus. Die Einsamkeit und Öde ihres Lebens verdross ihn, und als er merkte, daß seine Anwesenheit ihr ein Trost war und die vielen kleinen Ausflüge ihr Vergnügen machten, hütete er sich sorgfältig, etwas zu sagen oder zu tun, was dies Vergnügen hätte stören können. Wie eine verdorrte Pflanze Wasser aufsaugt, trank sie seine Gegenwart in sich hinein. Soviel sie wußte, kannte niemand außer ihm ihre Adresse; sie war unbekannt in Paris und er nur wenig bekannt, so daß eine Vorsicht unnötig schien bei diesen Spaziergängen, Gesprächen, Besuchen von Konzerten, Gemädegalerien, Theatern, kleinen Dinern, Ausflügen nach Versailles, St. Cloud und sogar Fontainebleau. Und die Zeit verflog — ein voller

Monat ohne Vergangenheit und Zukunft. Was in seiner Jugend sicher ungestüme Leidenschaft gewesen wäre, war jetzt vielleicht ein ebenso tiefes Gefühl, aber viel sanfter und gemäßigter, durch seine Bewunderung, seine Hoffnungslosigkeit und Ritterlichkeit in beschützende Kameradschaft umgewandelt, wenigstens solange sie da war, lächelnd und glücklich in ihrer Freundschaft und für ihn immer schöner und ihm geistig näher: denn ihre Lebensphilosophie, mehr auf Empfindung als Vernunft gegründet, schien wunderbar mit der seinen Schritt zu halten; sie war voll ironischen Mißtrauens, empfänglich für Schönheit, fast leidenschaftlich hilfreich und tolerant, konnte aber in instinktivem Starrsinn verharren, dessen er als Mann nicht fähig war. Und während dieses gemeinsam verlebten Monats verließ ihn niemals ganz das Gefühl des ersten Tages, wie er es bei der Betrachtung eines bewunderten Kunstwerkes empfunden, ein beinahe unpersönliches Verlangen. Aus Furcht, seine Sorglosigkeit einzubüßen, schob er den Gedanken an die Zukunft — die so unerbittlich mit der Gegenwart zusammenhing — weit von sich; aber er machte Pläne, eine solche Zeit einst wieder an Orten zu erleben, die noch schöner waren, wo die Sonne heiß war und es merkwürdige Dinge zu sehen und zu malen gab. Ein Telegramm am 20. Januar machte allem rasch ein Ende:

„Habe mich als Freiwilliger gemeldet — Jolly.“

Jolyon erhielt es gerade, als er im Begriff war, Irene im Louvre zu treffen. Er fiel aus allen Himmeln. Während er hier schwelgte und die Zeit verträumte, hatte sein Junge, dem er Ratgeber und Führer sein sollte, diesen großen Schritt zu Gefahr, Mühsal, vielleicht sogar Tod getan. Er war in tiefster Seele verstört und erkannte plötzlich, wie fest Irene in seinem Dasein wurzelte. So, durch Trennung bedroht, konnte das Band zwischen ihnen — denn es war eine Art Band geworden — nicht länger unpersönlich bleiben. Mit dem ruhigen Genießen der Dinge im allgemeinen, merkte Jolyon, war es für immer vorbei. Er sah sein Gefühl, wie es wirklich war, als eine Art Bezauberung. Das war vielleicht lächerlich, aber so wahr, daß es sich früher oder später doch verraten hätte. Allein jetzt, schien ihm, konnte er, durfte er eine solche Eröffnung nicht machen. Die Nachrichten von Jolly standen dem unerbittlich im Wege. Er war stolz, daß Jolly sich hatte anwerben lassen; stolz auf seinen Jungen, weil er für sein Land kämpfen wollte; denn auch auf Jolyons Parteinahme für die Buren hatte die Schwarze Woche ihren Stempel

gedrückt. Und so war das Ende vor dem Anfang erreicht! Glücklicherweise aber hatte er sich nie etwas merken lassen!

Als er in die Galerie kam, stand sie vor der ‚Jungfrau am Felsen‘, anmutig, versunken, lächelnd und unbewußt. ‚Muß ich aufgeben, das zu sehen?‘ dachte er. ‚Es wäre zuviel verlangt, solange sie erlaubt, daß ich sie sehe.‘ Er stand unbemerkt da und beobachtete sie, prägte sich ihre Gestalt ein und beneidete das Bild, auf dem ihr Blick so lange prüfend ruhte. Zweimal wandte sie den Kopf dem Eingang zu, und er dachte: ‚Das gilt mir!‘ Schließlich ging er auf sie zu. „Sehen Sie her!“ sagte er. Sie las das Telegramm, und er hörte sie seufzen. Der Seufzer galt ebenfalls ihm! Seine Lage war wirklich grausam! Um seinem Sohne treu zu bleiben, mußte er ihr die Hand schütteln und gehen. Um dem Gefühl in seinem Herzen treu zu bleiben, mußte er zumindest sagen, welch ein Gefühl es war! Konnte sie, würde sie das Schweigen verstehen, mit dem er auf das Bild starrte?

„Ich fürchte, ich muß sofort nach Haus reisen“, sagte er endlich, „ich werde all dies furchtbar vermissen.“ „Ich ebenfalls; aber natürlich müssen Sie fort.“ „Also!“ sagte Jolyon und streckte seine Hand aus. Als er ihrem Blick begegnete, übermannte ihn fast eine Flut von Gefühlen. „So ist das Leben!“ sagte er. „Seien Sie vorsichtig, meine Liebe!“ Beine und Füße versagten beinahe, als weigerte sich sein Gehirn, ihn von ihr fortzuführen. An der Tür sah er sie die Hand heben und die Finger mit ihren Lippen berühren. Er lüftete feierlich den Hut und blickte nicht zurück.

## SIEBENTES KAPITEL

### DARTIE CONTRA DARTIE

In dem Prozeß ‚Dartie contra Dartie‘, bei dem es sich um die Wiederherstellung der ehelichen Gemeinschaft handelte, der gegenüber Winifred im Herzen so unentschlossen war, stand der entscheidende Termin nahe bevor. Es war nichts zu erreichen gewesen, bevor die Weihnachtsferien des Gerichts begannen, aber der Fall war der dritte auf der Liste, als die Sitzungen wieder anfangen. Winifred verlebte die Weihnachtsfeiertage ein wenig geselliger als sonst und ließ die Angelegenheit verschlossen in ihrem tief entblößten Busen ruhen. Um seine Teilnahme und seine Erleichterung über die



nahende Auflösung ihrer Ehe mit diesem ‚sauberen Halunken‘ auszudrücken, die sein altes Herz empfand, die alten Lippen aber nicht äußern konnten, war James diese Weihnachten ganz besonders freigebig gegen sie.

Dem Verschwinden Darties gegenüber war das Fallen der Konsols eine verhältnismäßig unbedeutende Angelegenheit; und was den Skandal betraf — die lebhafteste Abneigung, die er gegen diesen Mann fühlte, und das zunehmende Übergewicht, das der Besitz in den Augen eines echten, sogar vor seinem Ende stehenden Forsyte über das Ansehen erlangt hatte, halfen ihn davon abzulenken, um so mehr als jede Anspielung auf die Sache (ausgenommen seine eigene) geflissentlich vermieden wurde. Was ihn als Anwalt und als Vater beunruhigte, war die Furcht, daß Dartie plötzlich wieder auftauchen und der Aufforderung des Gerichts nachkommen könnte. Das wäre eine schöne Geschichte! Die Furcht davor nagte dergestalt an ihm, daß er sagte, als er Winifred mit einem großen Scheck zu Weihnachten beschenkte: „Es ist hauptsächlich für den Burschen da draußen, um ihn am Zurückkommen zu hindern.“ Es war natürlich weggeworfenes Geld, doch immerhin eine Art Versicherung gegen den Bankrott, der ihn nicht länger bedrohen würde, wenn die Scheidung nur zustande käme; und er ließ Winifred keine Ruhe, bis sie ihn versichern konnte, daß es an ihn abgeschickt war. Arme Frau! — es kostete sie große Überwindung, dies Geld abzuschicken, das seinen Weg in den Beutel ‚jenes Geschöpfes‘ finden würde. Soames, der davon hörte, schüttelte den Kopf. Sie hätten es nicht mit einem Forsyte zu tun, der beharrlich an seinem Vorhaben festhielt. Es sei sehr gewagt, ohne zu wissen, wie die Dinge da draußen lagen. Allein vor dem Gericht würde es einen guten Eindruck machen, und er wollte dafür sorgen, daß Dreamer darauf hinwies. „Ich bin begierig, wohin das Ballett von Argentinien geht“, sagte er plötzlich, denn er versäumte nie eine Gelegenheit, daran zu erinnern, weil er wußte, daß Winifred zwar nichts an Dartie lag, aber doch daran, ihn nicht öffentlich bloßgestellt zu sehen. Wenn er seine Bewunderung auch nicht gern zeigte, gab er doch zu, daß sie sich außerordentlich gut benahm, wo alle ihre Kinder zu Haus die Schnäbel nach Mitteilungen über ihren Vater aufsperrten wie junge Vögel — wo Imogen gerade im Begriff war, in die Welt eingeführt zu werden, und Val sich sehr unruhig in der ganzen Sache zeigte. Er fühlte, daß Val die Hauptsache in der Angelegenheit für Winifred war, die ihn mehr liebte als ihre andern Kinder. Der Junge konnte

den Gang dieser Scheidung aufhalten, wenn er es darauf anlegte. Und Soames vermied sorgfältig, seinen Neffen etwas von den Präliminarien des Gerichtsverfahrens wissen zu lassen. Er tat noch mehr. Er lud ihn zum Dinner in den ‚Remove‘ ein und begann bei der Zigarre über den Gegenstand zu sprechen, von dem er wußte, daß er ihm am meisten am Herzen lag. „Ich höre“, sagte er, „daß du in Oxford Polo spielen möchtest.“ „Riesig gern!“ erwiderte er. „Nun“, fuhr Soames fort, „das ist eine sehr kostspielige Geschichte. Dein Großvater wird wohl kaum seine Einwilligung dazu geben, wenn er nicht sicher ist, daß keine weiteren Anzapfungen erfolgen.“ Und er schwieg, um zu sehen, ob der Junge verstanden hatte, was er meinte. Vals dunkle dichte Wimpern verdeckten seine Augen, aber er verzog seinen breiten Mund und murmelte: „Ich nehme an, du meinst meinen Papa.“ „Ja“, sagte Soames, „ich fürchte, es hängt davon ab, ob er fortfährt, ihm zur Last zu fallen oder nicht.“ Weiter sagte er nichts und überließ es dem Knaben, darüber nachzudenken.

Val dachte in diesen Tagen aber auch an einen Silberschimmel-Zelter und an ein Mädchen, das ihn ritt. Obwohl Crum in der Stadt war und er eine Einladung zu Cynthia Dark hätte haben können, wenn er ihn darum gebeten hätte, bat er nicht darum. Er mied Crum sogar und führte ein Leben, das ihm selbst sonderbar vorkam, außer wenn es sich um Schneiderrechnungen und Pferdemitställe handelte. Für seine Mutter, seine Schwestern und seinen jüngeren Bruder verbrachte er seine Ferien mit ‚Besuchen bei Kameraden‘ und die Abende schläfrig zu Haus. Sie konnten am Tage nichts vorschlagen, ohne die Antwort: ‚Tut mir leid, habe mich mit einem Kameraden verabredet‘ zu erhalten, und er war zu den merkwürdigsten Notlügen gezwungen, um unbemerkt im Reitanzug aus dem Haus und wieder hinein zu kommen, bis er Mitglied des Goatsklubs wurde und Gelegenheit hatte, seine Sachen dorthin zu bringen, sich ungesehen umzukleiden und auf seinem Gaul in den Richmondpark zu entwischen. Er behielt seine wachsenden Gefühle geflissentlich für sich. Nicht um die Welt hätte er vor den Kameraden — die er gar nicht aufsuchte — ein Wort über etwas verlauten lassen, das von ihrem und seinem Standpunkt aus gesehen so lächerlich war. Aber er konnte nichts dagegen tun, daß es ihm die Lust an allem andern nahm. Es stellte sich zwischen ihn und die rechtmäßigen Vergnügungen der Jugend, so daß er in den Augen Crums schließlich sicher als ‚Muttersöhnchen‘ dastehen mußte. Das einzige, was ihn lockte, war, sich in seinem neuesten Reitanzug aus dem Hause zu stehlen, um

ans Tor von Robin Hood zu eilen, wo dann der Silberschimmel gravitatisch mit seiner schlanken, dunkelhaarigen Reiterin herantabte und sie Seite an Seite durch die laublosen Wege ritten, nicht viel sprachen, manchmal galoppierten und sich mitunter bei den Händen hielten. Mehr als einmal war er abends in einem Augenblick der Mitteilsamkeit in Versuchung gewesen, seiner Mutter zu erzählen, wie dieses süße, scheue Mädchen ihn berückt und sein ‚Leben‘ zugrunde gerichtet hatte. Aber die bittere Erfahrung, daß alle Leute über fünfunddreißig Jahre Spielverderber waren, hielt ihn davon ab. Schließlich würde er wohl doch erst die Hochschule durchmachen und sie in die Gesellschaft eingeführt werden müssen, bevor sie sich heiraten konnten, also wozu die Dinge erschweren, solange er sie sehen konnte? Schwestern neckten nur und waren unsympathische Wesen, ein Bruder noch schlimmer, daher hatte er niemand, dem er sich anvertrauen konnte, und zu alledem nun noch diese verwünschte Scheidung! Ach, welch ein Pech, einen Namen zu haben, den andere Leute nicht hatten! Wenn er nur Gordon oder Scott oder Howard hieße oder irgendeinen alltäglichen Namen hätte! Aber Dartie — den gab es nicht noch einmal im ganzen Adreßbuch! So ging alles weiter, bis eines Tages Mitte Januar der Zelter und seine Reiterin beim Stelldichein fehlten. Unschlüssig in der Kälte, überlegte er, ob er zu ihrem Hause reiten sollte. Aber Jolly könnte dort sein, und die Erinnerung an ihren düstern Zweikampf war noch frisch in ihm. Man konnte doch nicht immer kämpfen mit ihrem Bruder! Er kehrte daher traurig in die Stadt zurück und verbrachte den Abend in trübseligen Gedanken. Beim Frühstück am nächsten Morgen bemerkte er, daß seine Mutter ein Kleid trug, das er nicht kannte, und den Hut aufhatte. Das Kleid war schwarz mit einem Schimmer von Pfaublau, und der Hut schwarz und groß — sie sah ausnehmend gut aus. Doch als sie nach dem Frühstück zu ihm sagte: „Komm hier herein, Val!“ und ihn ins Wohnzimmer führte, bemächtigte sich seiner ein beklemmendes Gefühl. Winifred schloß sorgfältig die Tür und hielt ihr Taschentuch an die Lippen; sie atmete den Duft des Violette de Parme ein, mit dem sie es angefeuchtet hatte, und Val dachte: ‚Hat sie das mit Holly wohl entdeckt?‘

Ihre Stimme unterbrach ihn: „Willst du mir etwas zuliebe tun, lieber Junge?“ Val grinste unschlüssig. „Willst du heute mit mir kommen —“ „Ich muß —“, begann Val, aber etwas in ihrem Gesicht hielt ihn zurück. „Ich meine“, sagte er, „du willst doch nicht —“

„Ja, ich muß heute aufs Gericht.“ „Schon —“ Diese verdammte Geschichte, die er beinah vergessen hatte, da niemand sie je erwähnte! Er hatte Mitleid mit sich selbst und zupfte kleine Stückchen Haut von seinen Fingern. Als er aber bemerkte, daß die Lippen seiner Mutter zuckten, sagte er impulsiv: „Gut, Mutter, ich komme. Diese rohen Kerle!“ Welche Kerle er meinte, wußte er selbst nicht, aber der Ausdruck entsprach genau dem Gefühl beider und stellte ihren Gleichmut einigermaßen wieder her. „Ich möchte mich doch lieber umziehen“, murmelte er und floh in sein Zimmer. Er wählte einen Gehrock, einen höheren Kragen, eine Perlennadel und seine feinsten grauen Gamaschen und fluchte dabei leise. Dann betrachtete er sich im Spiegel und sagte: „Der Teufel hole mich, wenn ich mir etwas anmerken lasse!“ und ging hinunter. Er fand den Wagen seines Großvaters vor der Tür und seine Mutter im Pelz, als ginge sie zu einem Empfang des Bürgermeisters. Sie setzten sich nebeneinander in den geschlossenen Wagen, und auf dem ganzen Wege zum Gericht spielte Val nur einmal auf die Sache an, indem er fragte: „Es wird doch nichts über die Perlen gesagt, nicht wahr?“ Die kleinen buschigen Schwänze an Winifreds Muff begannen zu zittern. „O nein“, sagte sie, „es wird heute ganz harmlos sein. Deine Großmutter wollte auch kommen, aber ich ließ es nicht zu. Ich dachte, du könntest mich hinbringen. Du siehst so gut aus, Val. Nur ziehe deinen Kragen hinten etwas höher — so ist's gut.“ „Wenn sie dich anbrüllen —“ begann Val. „Oh! Das tun sie nicht. Ich werde sehr kühl sein. Das ist die einzige Art.“ „Sie werden mich doch nicht als Zeugen für irgend etwas aufrufen?“ „Nein, mein Lieber, dafür ist gesorgt.“ Und sie streichelte seine Hand. Ihr entschlossenes Trotz bieten beruhigte die Erregung in Vals Brust, und er beschäftigte sich damit, die Handschuhe aus- und anzuziehen. Wie er jetzt sah, paßte das Paar nicht zu seinen Gamaschen, sie hätten grau sein müssen, waren aber aus dunkelbraunem Hirschleder, und er war unentschieden, ob er sie anbehalten sollte oder nicht. Sie trafen kurz nach zehn ein. Er wohnte zum erstenmal einer Gerichtsverhandlung bei, und das Gebäude machte großen Eindruck auf ihn.

Als sie in die Halle traten, sagte er: „Das gäbe ja vier oder fünf gute Tennisplätze ab.“ Soames erwartete sie am Fuß einer Treppe. „Da seid ihr ja!“ sagte er, ohne ihnen die Hand zu reichen, als wäre das bei dieser Gelegenheit eine zu vertrauliche Förmlichkeit. „Wir haben Happerly Browne, Abteilung I. Wir kommen als erste dran.“ Ein Gefühl, wie er es gehabt, wenn er beim Kricketspiel zum Schläge



ausholte, bemächtigte sich Vals, aber er folgte mißmutig seiner Mutter und seinem Onkel, sah sich nicht mehr um, als nötig war, und fand, daß es ‚muffig‘ in dem Raume roch. Überall schienen Leute zu lauern, und er zupfte Soames am Ärmel. „Hör mal, Onkel Soames, du wirst doch nicht diese ekligen Zeitungsleute hereinlassen?“ Soames warf ihm von der Seite einen jener Blicke zu, die seinerzeit so manchen zum Schweigen gebracht hatten. „Hier herein“, sagte er. „Du brauchst deinen Pelz nicht abzulegen, Winifred.“ Ärgerlich, mit erhobenem Kopf, trat Val hinter ihm ein. In diesem verwünschten Loch schien jeder – und es waren eine ganze Menge Leute da – dem andern auf dem Schoß zu sitzen, obwohl die Plätze voneinander getrennt waren; und Val hatte das Gefühl, daß sie allesamt zugleich in die Tiefe versinken könnten. Wie in einer Vision sah er jetzt Mahagoniholz und schwarze Roben, weiße Perücken, Gesichter und Papier vor sich, überall geheimnisvolles Flüstern, bis er sich neben seine Mutter in die erste Reihe setzte, mit dem Rücken zu allem, froh über ihr Violette de Parme, und die Handschuhe zum letztenmal auszog. Seine Mutter sah ihn an; er war sich plötzlich bewußt, daß sie ihn wirklich hier neben sich brauchte und er bei dieser Sache mitzuzählen war. Gut! Er wollte ihnen schon zeigen! Er reckte sich, schlug die Beine übereinander und starrte unentwegt auf seine Gamaschen. Gerade da aber kam ein sonderbarer ‚alter Kauz‘ in der Robe mit langer Perücke, der aussah wie eine komisch aufgetakelte Frau, durch eine Tür in den hohen Richterstuhl gegenüber, und er mußte sich schleunigst mit allen andern erheben.

„Dartie contra Dartie!“ Es schien Val unsagbar widerwärtig, seinen Namen so öffentlich ausrufen zu hören! Und plötzlich merkte er, daß jemand ganz dicht hinter ihm angefangen hatte, über seine Familie zu sprechen; er wandte sich um und sah einen alten komischen Kerl mit Perücke, der sprach, als verschlucke er seine eigenen Worte – einen drollig aussehenden alten Kauz, wie er ihn zuweilen bei Dinners in Park Lane fleißig dem Portwein hatte zusprechen sehen; jetzt wußte er, wo sie solche Leute auftrieben. Trotz allem aber fand er den Alten sehr fesselnd und hätte immer weiter hingestiert, wenn seine Mutter nicht seinen Arm berührt hätte. Dafür heftete er seinen Blick jetzt auf das Gesicht des Richters vor ihm. Weshalb sollte dieser alte ‚Knabe‘ mit seinem sarkastischen Mund und dem lebhaften Blick die Macht haben, sich in ihre Privatangelegenheiten zu mischen – konnte er sich nicht um seine eigenen kümmern, die sicher zahlreich und ebenso garstig waren? Und fast

krankhaft regte sich in Val das tiefwurzelnde Selbstgefühl seiner Rasse. Die Stimme hinter ihm ertönte: „Differenzen in Geldangelegenheiten — Verschwendungssucht des Beklagten“ (welch ein Wort; war das sein Vater?) — „gespannte Situation — häufige Abwesenheit Mr. Darties. Meine Klientin war, wie erklärlich, bemüht, dem Einhalt zu tun — es hätte zum Ruin geführt — machte ihm Vorstellungen — Kartenspiel und Turfwetten —“ („Das stimmt“, dachte Val, „nur weiter!“) „Krisis Anfang Oktober, als der Beklagte ihr diesen Brief aus seinem Klub schrieb.“ Val reckte sich, und seine Ohren brannten. „Ich schlage vor, ihn zu lesen und dabei zu berücksichtigen, daß er von einem Manne geschrieben ist, der — sagen wir — von einem guten Dinner kam, Mylord.“ „Brutaler Kerl!“ dachte Val und errötete noch tiefer; „du wirst nicht bezahlt, um Witze zu machen!“ „Du wirst keine Gelegenheit haben, mich in meinem eigenen Hause wieder zu beschimpfen. Ich verlasse morgen England. Es ist zu Ende“ — ein Ausdruck, Eure Lordschaft, der nicht unbekannt ist im Munde derer, die keinen sichtbaren Erfolg gehabt.“ „Eulengekräche!“ dachte Val, und sein Erröten vertiefte sich. „Ich habe es satt, mich von dir beleidigen zu lassen.“ Meine Klientin wird Eurer Lordschaft sagen, daß diese sogenannten Beleidigungen darin bestanden, daß sie ihn ‚Lump‘ nannte — ein sehr milder Ausdruck unter diesen Umständen, wage ich zu behaupten.“ Val blickte von der Seite auf das teilnahmslose Gesicht seiner Mutter, sie hatte einen gehetzten Blick in den Augen. „Arme Mutter“, dachte er und berührte ihren Arm mit dem seinen. Die Stimme hinter ihm fuhr fort: „Ich bin im Begriff, ein neues Leben zu beginnen. — M. D.“ Und am nächsten Tag, Mylord, reiste der Beklagte mit dem Dampfer ‚Tuscarora‘ nach Buenos Aires. Seitdem hörten wir nichts von ihm bis auf die gekabelte Weigerung als Antwort auf den Brief, den meine Klientin am folgenden Tage mit der Bitte, zu ihr zurückzukehren, in großer Betrübniß schrieb. Mit der Erlaubnis Eurer Lordschaft wird Mrs. Dartie sich jetzt zum Wort melden.“

Als seine Mutter sich erhob, hatte Val eine rasende Lust, ebenfalls aufzustehen und zu sagen: ‚Ich bitte mir aus, daß Sie sie anständig behandeln.‘ Allein er unterdrückte es, hörte sie ‚die Wahrheit‘ sagen, ‚die ganze Wahrheit, nichts als Wahrheit‘, und blickte auf. Sie machte eine gute Figur in ihrem Pelz und dem großen Hut, mit einer leichten Röte auf den Wangen, war ruhig und sachlich; und er war stolz auf sie, wie sie all diesen ‚verwünschten Anwälten‘ gegenüber-

stand. Das Verhör begann. Da er wußte, daß dies nur die Präliminarien der Scheidung waren, folgte Val mit einem gewissen Vergnügen den Fragen, die so gefaßt waren, daß man den Eindruck gewann, sie habe den Wunsch, seinen Vater zurückkehren zu sehen. Es kam ihm vor, als trieben sie die alten Perücken schließlich in die Enge'. Und es rüttelte ihn unangenehm auf, als der Richter plötzlich sagte: „Und weshalb verließ Ihr Gatte Sie — doch nicht, weil Sie ihn ‚Lump‘ nannten, nicht wahr?“ Val sah seinen Onkel den Blick auf die Zeugen richten, ohne sein Gesicht zu bewegen, hörte ein Rascheln von Papieren hinter sich, und sein Instinkt sagte ihm, daß der Ausgang in Gefahr sei. Hatten Onkel Soames und der alte närrische Kauz da hinten die Sache verpfuscht? Seine Mutter sprach ein wenig zögernd: „Nein, Mylord, aber es war eine lange Zeit so gegangen.“ „Womit war es so gegangen?“ „Mit unseren Differenzen um Geld.“ „Aber Sie versorgten ihn mit Geld. Glauben Sie, daß er Sie verließ, um seine Lage zu verbessern?“ „Dieser gemeine Kerl! Der gemeine alte Kerl!“ dachte Val plötzlich. ‚Er riecht die Ratte — und versucht an den Speck zu kommen!‘ Sein Herz stand still. Und wenn — wenn ihm das gelang, dann natürlich würde er wissen, daß seine Mutter den Vater nicht zurückwünschte. Seine Mutter sprach wieder, ein wenig mehr von oben herab: „Nein, Mylord, aber Sie sehen, daß ich mich weigerte, ihm mehr Geld zu geben. Es währte eine lange Zeit, bevor er es glaubte, doch schließlich tat er es -- und als er es tat --“ „Ich verstehe, weigerten Sie sich. Aber Sie haben ihm seitdem etwas geschickt.“ „Ich wollte, daß er zurückkomme.“ „Und Sie dachten, daß ihn dies dazu bewegen würde?“ „Ich weiß es nicht. Ich handelte auf den Rat meines Vaters.“ Etwas im Gesicht des Richters, in dem Rascheln der Papiere hinter ihm, der Art, wie sein Onkel plötzlich die Beine übereinanderschlug, sagte Val, daß sie genau die richtige Antwort gegeben hatte. ‚Wie schlau!‘ dachte er, ‚Herr des Himmels, welch ein Humbug das alles ist!‘ Der Richter sprach: „Nur noch eine Frage, Mrs. Dartie. Lieben Sie Ihren Gatten noch?“ Vals Hände ballten sich zu Fäusten. Was gingen den Richter diese Dinge an? Sollte seine Mutter hier vor all diesen Leuten etwa aus dem Herzen sprechen und vielleicht etwas sagen, das sie selbst nicht wußte? Das ist doch keine Art! Seine Mutter antwortete ziemlich leise: „Ja, Mylord.“ Val sah den Richter nicken. ‚Dir möcht ich den Kopf zurechtsetzen!‘ dachte er unehrerbietig, als seine Mutter auf ihren Platz neben ihm zurückkehrte. Zeugenaussagen über die Abreise und fortgesetzte Abwesenheit sei-

nes Vaters folgten — selbst von einem ihrer eigenen Dienstmädchen, was Val ganz besonders widerwärtig fand; dann wurde wieder gesprochen, alles Humbug, und endlich verkündete der Richter den Beschluß, einen Sühneversuch zu machen, und sie konnten gehen. Val ging gesenkten Blicks und mit einer Miene, als finde er alles verächtlich, hinter seiner Mutter hinaus. Ihre Stimme draußen im Gang erweckte ihn aus seiner zornigen Erregtheit. „Du benahmst dich wunderbar, lieber Junge. Es war mir solch ein Trost, dich zu haben. Dein Onkel und ich gehen jetzt zum Lunch.“ „Gut!“ sagte Val, „dann habe ich Zeit, meinen Kameraden aufzusuchen.“ Er verabschiedete sich jäh und rannte die Treppe hinunter und ins Freie. Dort sprang er in eine Droschke und fuhr in den Goatsklub. Seine Gedanken waren bei Holly, und er überlegte, was er tun müsse, bevor ihr Bruder ihr die Sache morgen in der Zeitung zeigte.

Als Val sie verlassen hatte, machten Soames und Winifred sich auf den Weg zum Cheshire Cheese. Er hatte dies Lokal als Treffpunkt mit Mr. Bellby vorgeschlagen. Zu dieser frühen Tagesstunde würden sie es für sich allein haben, und Winifred dachte es sich „amüsant“, diese weitberühmte Kneipe zu sehen. Nachdem sie zur Bestürzung des Kellners eine leichte Mahlzeit bestellt hatten, warteten sie schweigend und abgespannt nach den anderthalb Stunden Folterqualen vor der Öffentlichkeit auf das Essen und zugleich auf Mr. Bellbys Erscheinen. Mr. Bellby kam sehr bald, die Nase voran, und war ebenso aufgeräumt wie sie verstimmt. Sie hatten doch durchgesetzt, daß der Sühneversuch beschlossen wurde, was fehlte noch? „Gewiß“, sagte Soames mit angemessen leiser Stimme, „aber wir müssen wieder von vorn anfangen, um Beweise zu erhalten. Er wird wahrscheinlich über die Scheidungsfrage verhandeln — und es wird dumm aussehen, wenn es herauskommt, daß wir die Verfehlungen von Anbeginn kannten. Seine Fragen zeigten klar genug, daß er von dem Kniff mit dem Sühneversuch nichts wissen wollte.“ „Pah!“ sagte Mr. Bellby aufmunternd, „das vergißt er wieder! Er wird an hundert Fälle zu erledigen haben bis dahin. Außerdem ist er verpflichtet, die Scheidung zu bewilligen, wenn die Zeugenaussagen genügen. Wir werden ihn nicht wissen lassen, daß Mrs. Dartie die Tatsachen bekannt waren. Dreamer hat es sehr gut gemacht — er hat so etwas Väterliches an sich.“ Soames nickte. „Und ich mache Ihnen mein Kompliment, Mrs. Dartie“, fuhr Mr. Bellby fort. „Sie haben eine natürliche Gabe, Beweise zu führen. Fest wie ein Felsen.“



Jetzt kam der Kellner mit drei Platten, die er auf einem Arm balancierte, und sagte: „Ich habe mich mit dem Pudding beeilt, Sir. Sie werden heute eine ganze Menge Lerchen darin finden.“ Mr. Bellby würdigte diese Vorsorglichkeit durch ein Untertauchen seiner Nase. Aber Soames und Winifred blickten mit Schrecken auf die bedenklich braune Masse und stocherten, in der Hoffnung, die schmackhaften kleinen Sänger herauszufinden, mit ihren Gabeln vorsichtig darin herum. Beim Essen aber merkten sie, daß sie hungriger waren, als sie dachten, und verzehrten alles mit einem Glas Portwein für jeden zum Schluß. Sie kamen auf den Krieg zu sprechen. Soames glaubte, daß Ladysmith fallen werde, doch könne es ein Jahr dauern. Bellby meinte, er würde im Laufe des Sommers vorüber sein. Beide stimmten darin überein, daß sie mehr Mannschaften brauchten. Jetzt konnte nichts helfen als ein vollständiger Sieg, da es eine Prestigefrage geworden sei. Winifred brachte die Dinge wieder auf etwas solideren Grund, indem sie sagte, daß sie mit dem Scheidungsprozeß nicht beginnen möchte, bevor die Sommerferien in Oxford angefangen hätten, dann würden Vals Kameraden die ganze Sache vergessen haben, ehe er wieder zurück mußte, die Londoner Season würde dann auch vorüber sein. Die beiden Anwälte versicherten, daß eine Pause von sechs Monaten notwendig sei — danach aber — je früher desto besser. Es kamen jetzt Leute herein, und sie trennten sich — Soames begab sich in die City, Bellby in seine Büros und Winifred, die eine Droschke nahm, nach Park Lane, um ihre Mutter wissen zu lassen, wie es ihr ergangen war. Der Ausgang war im ganzen so befriedigend gewesen, daß es ratsam schien, es James mitzuteilen, der nie versäumte, Tag für Tag zu sagen, er habe nichts von Winifreds Angelegenheit gewußt, er könne nichts erklären. Da seine Zeit nahezu abgelaufen war, erhielten die weltlichen Dinge eine immer ernstere Bedeutung für ihn, als habe er das Gefühl: „Ich muß die Zeit noch ausnutzen und mir gründlich den Kopf zerbrechen, bald werde ich nichts mehr haben, über das ich mir den Kopf zerbrechen kann.“

Er nahm den Bericht grollend entgegen, fand, daß es eine neu-modische Art sei, die Dinge zu behandeln — er wisse nicht! Aber er gab Winifred einen Scheck und sagte: „Ich nehme an, daß du eine Menge Ausgaben hast. Das ist ein neuer Hut, den du da aufhast. Weshalb kommt Val gar nicht mehr zu uns?“ Winifred versprach, ihn bald zum Dinner mitzubringen. Und als sie zu Haus ankam, suchte sie ihr Schlafzimmer auf, wo sie allein sein konnte. Jetzt, da

ihr Mann aufgefordert war, unter ihre Obhut zurückzukehren, um dann für immer von ihr getrennt zu werden, wollte sie nochmals versuchen, ihr wundes, einsames Herz zu befragen, was sie wirklich wünschte.

## ACHTES KAPITEL

### DIE HERAUSFORDERUNG

Der Morgen war neblig, beinahe frostig gewesen, aber die Sonne kam hervor, während Val zum Roehampton Gate trabte, von wo aus er zu der gewohnten Zusammenkunft galoppieren wollte. Seine Stimmung hob sich schnell. Nichts war bei den Vorgängen dieses Morgens so fürchterlich gewesen wie die schimpfliche Aufdeckung privater Angelegenheiten. „Wären wir verlobt“, dachte er, „wäre es einerlei, was geschieht.“ Er fühlte in der Tat wie alle Menschen, die über die Folgen des Ehestandes stöhnen und klagen und doch nichts Eiligeres zu tun haben, als zu heiraten. Und in der Furcht, sich zu verspäten, galoppierte er über das winterdürre Gras des Richmond-parks. Aber wieder war er allein an dem Treffpunkt, und daß Holly zum zweitenmal abtrünnig war, brachte ihn ganz aus der Fassung. Er konnte nicht nach Haus, ohne sie gesehen zu haben! Daher ritt er aus dem Park und machte sich auf den Weg nach Robin Hill. Nach wem aber sollte er fragen? Angenommen, ihr Vater wäre zurück oder ihr Bruder, oder ihre Schwester zu Haus! Er beschloß, es darauf ankommen zu lassen und zuerst nach allen zusammen zu fragen, so daß, wenn er Glück hatte und sie nicht da waren, es ganz natürlich sein würde, schließlich nach Holly zu fragen; doch falls jemand von ihnen anwesend sein sollte, mußte der Vorwand einer Reittour der rettende Ausgang sein.

„Nur Miß Holly ist zu Haus, Sir.“ „Oh! Danke! Darf ich mein Pferd in den Stall führen? Und wollen Sie melden — ihr Vetter, Mr. Val Dartie sei da.“ Als er zurückkehrte, war sie in der Halle, sehr rot und sehr scheu. Sie führte ihn an die gegenüberliegende Seite, und sie setzten sich auf eine breite Fensterbank. „Ich habe mich schrecklich geängstigt“, sagte Val, „was ist vorgefallen?“ „Jolly weiß von unseren Ritten.“ „Ist er zu Haus?“ „Nein, aber ich erwarte, daß er bald hier sein wird.“ „Dann —!“ rief Val, beugte sich vor und ergriff ihre Hand. Sie versuchte sie ihm zu entziehen, es

gelang ihr jedoch nicht, da gab sie den Versuch auf und blickte ihn nachdenklich an.

„Vor allem“, sagte er, „möchte ich dir etwas über meine Familie mitteilen. Mein Vater, weißt du, ist nicht ganz — ich meine, er hat meine Mutter verlassen, und nun versuchen sie eine Scheidung zu erlangen, daher haben sie ihn aufgefordert zurückzukehren, verstehst du. Du wirst es morgen in den Zeitungen lesen.“ Die Farbe ihrer Augen vertiefte sich in ängstlichem Interesse, und sie drückte ihm die Hand. Aber Val war nun einmal im Zuge und sprach eifrig weiter: „Natürlich macht das im Augenblick nicht viel aus, aber später, fürchte ich, ehe es vorüber ist; Scheidungsprozesse sind schauderhaft, weißt du. Ich wollte es dir sagen, weil — weil — du es wissen mußt — wenn —“ er fing an zu stottern und starrte ihr in die erschreckten Augen, „wenn — wenn du lieb sein willst und mich liebhaben, Holly. Ich liebe dich — so sehr; und ich möchte so gern verlobt sein.“ Es war so ungeschickt herausgekommen, daß er sich hätte ohrfeigen mögen, nun kniete er nieder und versuchte dem sanften erschreckten Gesicht näher zu kommen. „Du liebst mich doch — nicht wahr? Wenn du es nicht tust, so —“ Es trat ein Moment des Schweigens und furchtbarer Ungewißheit ein, so daß er das Geräusch einer Mähmaschine auf dem Rasen draußen hören konnte, die tat, als wäre dort Gras zu schneiden. Dann neigte sie sich vor, ihre freie Hand berührte sein Haar, und er stammelte: „Ach, Holly!“ Ihre Antwort klang sehr sanft: „Ach, Val!“ Er hatte von diesem Augenblick geträumt, aber stets als der herrische junge Liebhaber, und nun fühlte er sich demütig, gerührt und zag. Er fürchtete sich aufzustehen, als würde der Zauber dadurch gebrochen, als könne sie, wenn er es tat, zurückschrecken und ihre eigene Zustimmung verleugnen — so sehr zitterte sie mit geschlossenen Lidern in seinen Armen, während seine Lippen sich ihren näherten. Sie öffnete die Augen, schien ein wenig schwindelig; er preßte seine Lippen auf die ihren. Plötzlich sprang er auf, er hatte Schritte gehört und erstauntes Brummen. Er sah sich um. Niemand! Aber die langen Vorhänge, die die äußere Halle absperreten, bewegten sich. „Mein Gott! Wer war das?“ Holly war ebenfalls aufgesprungen. „Jolly, glaube ich“, flüsterte sie. Val ballte entschlossen die Fäuste. „Ach was!“ sagte er, „ich mache mir nicht die Spur daraus, da wir verlobt sind“, ging auf die Vorhänge zu und zog sie zur Seite. Am Kamin in der Halle stand Jolly und kehrte ihm geflissentlich den Rücken zu. Val ging auf ihn zu. Jolly wandte sich um. „Verzeih, daß ich es hörte“,

sagte er. Wider Willen mußte Val ihn in diesem Moment bewundern; sein Gesicht war klar, seine Stimme ruhig, er sah beinahe bedeutend aus, als handle er nach Grundsätzen. „Es geht dich nichts an“, sagte Val kurz. „So!“ sagte Jolly, „komm hier herein“, und ging durch die Halle. Val folgte ihm. An der Tür des Lesezimmers fühlte er eine Berührung seines Armes; Hollys Stimme sagte: „Ich komme mit.“ „Nein“, sagte Jolly. „Doch“, erwiderte Holly. Jolly öffnete die Tür, und alle drei gingen hinein. In dem kleinen Zimmer standen sie verlegen auf den drei Ecken des abgenutzten türkischen Teppichs, und völlig unfähig, den Humor der Situation zu erkennen, blickten sie einander nicht an.

Val brach das Schweigen. „Holly und ich sind verlobt.“ Jolly trat einen Schritt zurück und lehnte sich an das Fensterbrett. „Dies ist unser Haus“, sagte er, „ich will dich darin nicht beleidigen. Aber mein Vater ist fort. Meine Schwester steht unter meinem Schutz. Du hast mich überrumpelt.“ „Das war nicht meine Absicht“, sagte Val hitzig. „Ich glaube doch“, erwiderte Jolly, „hättest du nicht die Absicht gehabt, so hättest du mit mir gesprochen oder gewartet, bis mein Vater zurückkommt.“ „Es hatte seine Gründe“, sagte Val. „Was für Gründe?“ „Meiner Familie wegen — ich habe es ihr eben gesagt. Ich wollte, daß sie es erfährt, bevor etwas geschieht.“ Jolly sah plötzlich weniger bedeutend aus. „Ihr seid ja noch Kinder, und ihr wißt, daß ihr es seid.“ „Ich bin kein Kind mehr“, sagte Val. „Doch — du bist noch nicht zwanzig.“ „Nun, und du?“ „Ich bin zwanzig“, sagte Jolly. „Eben erst geworden, aber einerlei, ich bin ebensogut ein Mann wie du.“ Jollys Gesicht färbte sich hochrot, dann verdüsterte es sich. Er kämpfte offenbar mit sich; und Val und Holly starrten ihn an, so deutlich war dieser Kampf ihm anzumerken; sie konnten ihn sogar atmen hören. Dann erhellte sich sein Gesicht, und er sah seltsam entschlossen aus. „Das wollen wir sehen“, sagte er, „ich verlange von dir, daß du tust, was ich tun werde.“ „Verlangst von mir?“ Jolly lächelte. „Ja“, sagte er, „ich verlange es von dir; und ich weiß sehr gut, daß du es nicht tun wirst.“ Val zuckte bestürzt zusammen; das hieß im dunkeln tappen. „Ich habe nicht vergessen, daß du ein Prahlhans bist“, sagte Jolly langsam, „und ich glaube, das ist ungefähr alles, was von dir zu sagen ist; oder daß du mich Pro-Bure genannt hast.“ Val hörte ein Stöhnen neben seinen eigenen tiefen Atemzügen und sah Hollys Gesicht sehr bleich und mit großen Augen sich ein wenig vorbeugen. „Ja“, fuhr Jolly mit einem leisen Lächeln fort, „wir werden gleich sehen. Ich



bin im Begriff, mich als Freiwilliger zu melden, und ich verlange von Ihnen das gleiche, Mr. Val Dartie.“

Val fuhr betroffen zurück, es traf ihn wie ein Schlag zwischen die Augen, so völlig unerwartet, so plötzlich und so häßlich kam das mitten in seine Träume; und er blickte Holly mit Augen an, die plötzlich rührend verstört aussahen. „Setze dich!“ sagte Jolly. „Laß dir Zeit! Überlege es dir gut.“ Und er selbst setzte sich auf die Lehne von seines Großvaters Armstuhl. Val setzte sich nicht, er stand mit den Händen tief in den Taschen seiner Breeches da — mit geballten, bebenden Händen. Das Furchtbare dieser Entscheidung, wie sie auch sein mochte, pochte mit doppelten Schlägen, wie die eines ungeduldigen Briefträgers, an sein Herz. Ging er auf dieses Verlangen nicht ein, so war er in Hollys Augen und in den Augen des jungen Feindes, ihres Grobians von Bruder, entehrt. Doch tat er es, ach! dann würde alles verschwinden — ihr Antlitz, ihre Augen, ihr Haar, und die Küsse, die eben erst begonnen! „Laß dir Zeit“, sagte Jolly noch einmal, „ich möchte fair sein.“ Und sie beide schauten Holly an. Sie war bis an das Bücherregal zurückgewichen, das bis zur Decke reichte; ihr dunkler Kopf lehnte an Gibbons ‚Römisches Reich‘, ihre Augen ruhten mit dem Ausdruck leiser grauer Seelenangst auf Val. Und ihm, dem es sonst an Scharfsinn fehlte, kam plötzlich der Gedanke, daß sie stolz auf ihren Bruder — seinen Feind — sein würde! Daß sie sich seiner schämen würde! Seine Hände fuhren aus den Taschen wie durch Schnellkraft herausgeschleudert. „Gut!“ sagte er. „Abgemacht!“ Hollys Gesicht — ach! es sah sonderbar aus! Er merkte, wie die Röte darin aufstieg. Er hatte das Rechte getan — Hollys Gesicht leuchtete in ernster Bewunderung. Jolly stand auf und nickte zustimmend, als wolle er sagen: ‚Du hast es bestanden.‘ „Auf morgen denn“, sagte er, „wir wollen zusammen hingehen.“ Val erholte sich von dem Kraftaufwand, den diese Entscheidung ihn gekostet, und blickte ihn durch seine Wimpern höhnisch an. ‚Gut‘, dachte er. ‚Ich muß mit — aber irgendwie sollst du es büßen.‘ Und er sagte mit Würde: „Ich werde bereit sein.“ „Dann wollen wir uns am Hauptwerbebüro treffen“, sagte Jolly, „um zwölf Uhr.“ Darauf öffnete er die Glastür, und aus Rücksicht auf das innere Gebot, das ihn gezwungen, sich zurückzuziehen, als er sie in der Halle überraschte, trat er auf die Terrasse hinaus.

Vals Verwirrung war gewaltig, als er plötzlich so allein mit Holly blieb, für die er diesen unvorhergesehenen Preis gezahlt hatte. Das

Verlangen, ‚sich hervorzutun‘, war jedoch immer noch vorherrschend. Man mußte gute Miene machen zum bösen Spiel! „Wir werden wenigstens reichlich zum Reiten und Schießen kommen“, sagte er, „das ist ein Trost.“ Und es machte ihm förmlich ein grimmiges Vergnügen, den Seufzer zu hören, der aus dem Grunde ihres Herzens zu kommen schien. „Oh! der Krieg wird bald vorüber sein“, sagte er, „vielleicht werden wir gar nicht fortmüssen. Mir wär’s einerlei, außer um deinetwillen!“ Er würde dieser verwünschten Scheidung aus dem Wege gehen. Plötzlich fühlte er Hollys warme Hand in seine schlüpfen – und Jolly dachte, er hätte ihrer Liebe ein Ende gemacht? Er umfaßte sie fest, sah sie zärtlich durch seine Wimpern an, lächelte, um sie aufzuheitern, und versprach, bald herauszukommen und sie zu besuchen. Er fühlte sich mindestens um sechs Zoll größer und viel überlegener ihr gegenüber, als er es je vorher gewagt hätte. Und nach vielen Küssen stieg er auf und ritt in die Stadt zurück. So kommt das Verlangen nach Besitz bei dem kleinsten Anlaß schnell zu Wachstum und Blüte.

## NEUNTES KAPITEL

### DINNER BEI JAMES

Dinnergesellschaften gab es bei James in Park Lane jetzt nicht mehr – in jedem Hause kommt der Moment, wo der Herr oder die Herrin nicht ‚auf der Höhe‘ dazu sind; es können nicht mehr neun Gänge mit feinen weißen Gedecken für zwanzig Mäuler serviert werden, und die Hauskatze braucht sich nicht mehr zu wundern, daß sie plötzlich eingeschlossen wird.

Also bestellte Emily beinahe in einiger Aufregung – denn sie hätte mit siebzig dann und wann gern noch ein wenig Festlichkeit und Geselligkeit gehabt – ein Dinner für sechs anstatt für zwei Personen, sie schrieb selbst eine Anzahl fremder Worte auf Karten und ordnete die Blumen – Mimosen von der Riviera und weiße römische Hyazinthen, die nicht aus Rom waren. Es würden natürlich außer ihr und James nur Soames, Winifred, Val und Imogen sein – aber sie liebte es, ein wenig Aufwand zu treiben und im Geiste mit der Herrlichkeit der Vergangenheit zu liebäugeln. Sie wählte ein Kleid, das James zu der Bemerkung veranlaßte: „Wozu ziehst du das Ding da an? Du wirst dich erkälten.“ Aber Emily wußte, daß die Freude,

sich zu putzen, einen Frauenhals bis in die achtziger Jahre schützt, und sie antwortete: „Nimm doch eine von den Hemdbrüsten mit Kragen, die ich dir besorgt habe, James, dann brauchst du nur die Beinkleider zu wechseln und deinen Velvetrock anzuziehen. Val liebt es so sehr, wenn du gut aussiehst.“ „Hemdbrust mit Kragen!“ sagte James. „Du verschwendest dein Geld immer für irgend etwas.“ Aber er ließ sich den Wechsel gefallen und sich ebenfalls putzen, indem er leise murmelte: „Ich fürchte, er ist ein verschwenderischer Bursche.“ Mit etwas hellerem Blick und mehr Farbe als gewöhnlich auf seinen Wangen nahm er dann seinen Platz im Wohnzimmer ein, um auf den Klang der Haustürglocke zu warten. „Ich habe ein richtiges Dinner daraus gemacht“, sagte Emily gemächlich; „ich dachte, es wäre eine gute Übung für Imogen — sie muß sich daran gewöhnen, wenn sie jetzt in die Gesellschaft eingeführt werden soll.“ James ließ einen unbestimmbaren Laut hören; er mußte daran denken, wie Imogen früher auf seine Knie zu klettern pflegte oder Weihnachtsknallbonbons mit ihm zu ziehen. „Sie wird hübsch werden“, murmelte er, „ich würde mich nicht wundern.“ „Sie ist hübsch“, sagte Emily, „sie müßte eine gute Partie machen.“ „Da haben wir’s“, murmelte James, „sie sollte lieber zu Haus bleiben und nach ihrer Mutter sehen.“ Ein zweiter Dartie, der seine hübsche Enkeltochter heimführte, wäre sein Tod gewesen! Er hatte es Emily nie ganz verziehen, daß sie von Montague Dartie ebenso eingenommen gewesen wie er selbst. „Wo ist Warmson?“ fragte er plötzlich, „ich hätte heute abend gern ein Glas Madeira.“ „Es ist Champagner da, James.“ James schüttelte den Kopf. „Nichts für mich“, sagte er, „ich kann daran nichts finden.“ Emily streckte die Hand an ihrer Seite des Kamins aus und klingelte. „Der Herr möchte, daß Sie eine Flasche Madeira öffnen, Warmson.“ „Nein, nein!“ sagte James, während die Spitzen seiner Ohren heftig bebten und seine Augen sich auf einen Gegenstand hefteten, den nur er zu sehen schien. „Hören Sie, Warmson, Sie gehen in den Keller, und in dem Mittelfach des letzten Weinschranks links werden Sie sieben Flaschen sehen, nehmen Sie eine aus der Mitte und schütteln Sie sie nicht. Es ist die letzte Flasche Madeira, die ich von Mr. Jolyon bekam, als wir herzogen — nie von der Stelle gerückt — sie muß noch in bestem Zustand sein, aber ich weiß ja nicht, ich kann’s nicht sagen.“ „Sehr wohl, Sir“, erwiderte Warmson und verschwand. „Ich bewahrte sie für unsere goldene Hochzeit auf“, sagte James plötzlich, „aber bei meinem Alter werde ich nicht mehr drei Jahre leben.“ „Unsinn,

James“, sagte Emily, „sprich doch nicht so.“ „Ich hätte sie selbst holen sollen“, murmelte James, „er wird sie sicherlich schütteln.“ Und er versank in Erinnerung an manche Augenblicke unter offenen Gasflammen, Spinnweben und dem guten Geruch weindurchtränkter Korken, der so appetitanregend vor vielen Festen gewesen. In dem Wein aus diesem Keller stand die Geschichte der vierzig merkwürdigen Jahre, seit er mit seiner jungen Braut in dies Haus in Park Lane eingezogen, und der vielen Generationen von Freunden und Bekannten geschrieben, die ins Jenseits gegangen waren. Die geleerten Schränke zeugten von der Fülle der Familienfeste — allen Hochzeiten, Geburten und Todesfällen seiner Verwandten und Bekannten. Und wenn er gegangen war, würde der Wein zurückbleiben, und er wußte nicht, was aus ihm wurde, wahrscheinlich würde er ausge-trunken werden oder verderben!

Aus diesen tiefen Grübeleien riß ihn der Eintritt seines Sohnes, dem kurz darauf Winifred mit ihren beiden Ältesten folgte. Sie gingen Arm in Arm hinunter — James mit Imogen, der Debutantin, damit seine hübsche Enkelin ihn aufheitere, Soames mit Winifred, Emily mit Val, dessen Augen glänzten, als er die Austern erblickte. Es sollte ein richtiges Henkersmahl mit Sekt und Portwein sein! Und er bedurfte dessen nach allem, was er an diesem Tage heimlich getan. Nach dem ersten oder zweiten Glas machte es ihm Spaß, diese Bombe, dies Stück sensationellen Patriotismus oder vielmehr dies Beispiel persönlichen Wagemuts in Bereitschaft zu halten — denn sein Vergnügen an dem, was er für Königin und Vaterland getan, war ganz persönlich. Er war jetzt ein ganzer Mann, unauflöslich mit Kanonen und Pferden verbunden, er hatte ein Recht zu prahlen, was natürlich nicht seine Absicht war. Er wollte es ganz ruhig verkünden, wenn eine Pause eintrat. Und als er das Menu durchsah, bestimmte er die ‚Bombe aux fraises‘ als den rechten Augenblick; es würde eine gewisse Feierlichkeit herrschen, während sie gegessen wurde. Ein- oder zweimal, bevor sie diesen Höhepunkt des Dinners erreichten, fiel ihm ein, daß seinem Großvater ja nie etwas gesagt wurde! Allein der alte Knabe trank Madeira und sah ganz munter aus! Überdies mußte er sich darüber freuen, daß der Skandal einer Scheidung auf diese Weise applaniert würde. Der Anblick seines Onkels gegenüber war ebenfalls ein scharfer Anreiz. Er war so gar kein Sportsmann, daß es schon lohnen würde, nur sein Gesicht zu sehen. Außerdem war es besser, es seiner Mutter hier zu sagen als unter vier Augen, was sie beide sehr aufregen könnte!



Es tat ihm leid um sie, aber niemand konnte einem zumuten, viel Mitgefühl mit andern zu haben, wenn man sich von Holly trennen mußte.

Die Stimme seines Großvaters klang dünn zu ihm herüber: „Val, versuche etwas von dem Madeira zu deinem Eis. Auf der Hochschule gibt es so etwas nicht.“ Val beobachtete, wie die Flüssigkeit langsam sein Glas füllte und der alte Wein ölig an der Oberfläche glänzte. Er atmete sein Aroma ein und dachte: ‚Jetzt ist’s Zeit.‘ Es war ein inhaltsschwerer Augenblick. Er nippte, und eine sanfte Glut strömte durch seine schon etwas erhitzten Adern. Mit einem raschen Blick in die Runde sagte er: „Ich habe mich heute als Freiwilliger gemeldet, Großmama!“ und leerte sein Glas, als tränke er auf seine eigene Tat. „Wie?“ war das entsetzte kurze Wort seiner Mutter. „Jolly Forsyte und ich gingen zusammen hin.“ „Du hast doch nicht unterzeichnet?“ fragte Onkel Soames. „Natürlich! Wir gehen am Montag ins Feld.“ „Nicht möglich!“ rief Imogen. Alle blickten auf James. Mit der Hand hinterm Ohr beugte er sich vor. „Was ist das?“ sagte er. „Was sagt er? Ich kann nichts hören.“ Emily neigte sich vor, um Vals Hand zu streicheln. „Es ist nur, daß Val sich als Freiwilliger gemeldet hat, James; es ist sehr schön für ihn. Er wird sehr gut aussehen in seiner Uniform.“ „Als Freiwilliger — Unsinn!“ stieß James zittrig laut hervor, „ihr könnt nicht zwei Schritt weit sehen. Er — er wird hinausmüssen. Wird kämpfen, bevor er weiß, wo er ist.“

Val sah Imogens Augen bewundernd auf sich gerichtet und seine Mutter still und vornehm mit dem Taschentuch an den Lippen. Plötzlich sagte sein Onkel: „Du bist minderjährig.“ „Ich habe daran gedacht“, sagte Val lächelnd. „Ich habe mein Alter mit einundzwanzig angegeben.“ Er hörte seine Großmutter bewundernd sagen: „Nun, Val, das ist aber tapfer von dir!“, merkte, wie Warmson ehrerbietig sein Champagnerglas füllte, und vernahm die mißbilligende Stimme seines Großvaters: „Na, ich weiß nicht, was aus dir werden soll, wenn es so weitergeht mit dir.“ Imogen klopfte ihm auf die Schulter, sein Onkel blickte ihn von der Seite an; nur seine Mutter saß reglos da, bis Val, ergriffen von ihrem Schweigen, sagte: „Es wird schon gehen, weißt du; wir werden sie bald unterkriegen. Ich will nur hoffen, daß ich mit dabei sein werde.“ Er fühlte sich gehoben, war traurig und kam sich zugleich furchtbar wichtig vor. Das würde Onkel Soames und allen Forsytes zeigen, was ein Sportsmann ist. Es war wirklich eine heldenhafte und außer-

gewöhnliche Tat von ihm, sein Alter mit einundzwanzig anzugeben. Emilys Stimme brachte ihn auf die Erde zurück. „Du darfst nichts mehr trinken, James. Warmson!“ „Wie sie staunen werden bei Onkel Timothy!“ rief Imogen. „Ich gäbe etwas darum, ihre Gesichter zu sehen. Hast du ein Schwert, Val, oder nur ein Gewehr?“

„Wie kamst du darauf?“ Die Stimme seines Onkels rief ein leises Frösteln in Val hervor. Wie er darauf gekommen war? Wie sollte er das beantworten? Er war dankbar für die tröstliche Bemerkung seiner Großmutter. „Ich finde es sehr tapfer von Val. Ich bin sicher, daß er einen glänzenden Soldaten abgeben wird; er hat gerade die Figur dazu. Wir werden alle stolz auf ihn sein.“ „Was hatte der junge Jolly Forsyte damit zu tun? Weshalb gingt ihr zusammen?“ fuhr Soames unbarmherzig fort, „ich dachte, du stehst nicht sehr freundschaftlich mit ihm?“ „Nein, gar nicht“, murmelte Val, „aber ich wollte doch nicht hinter ihm zurückstehen.“ Jetzt blickte sein Onkel ihn ganz anders an, als stimmte er ihm zu. Auch sein Großvater nickte, und die Großmutter schüttelte den Kopf. Sie alle billigten es, daß er nicht hinter diesem Vetter hatte zurückstehen wollen. Das mußte einen Grund haben! Val hatte ein dunkles Gefühl, als müsse außerhalb seines Gesichtskreises ein störender Punkt sein; vielleicht der unbestimmbare Mittelpunkt eines Zyklons. Und als er starr in das Gesicht seines Onkels blickte, hatte er eine ganz sonderbare Vision, er sah eine Frau mit dunklen Augen, goldenem Haar und einem weißen Hals vor sich, die wunderbar duftete und schöne seidene Kleider trug, die er gern anfühlte, als er ganz klein war. Wahrhaftig, ja! Tante Irene! Sie pflegte ihn zu küssen, und er hatte sie einmal mutwillig in den Arm gebissen, weil er ihn so — weich fand. Sein Großvater fragte: „Was tut sein Vater?“ „Er ist fort, in Paris“, sagte Val und sah erstaunt den merkwürdigen Ausdruck in dem Gesicht seines Onkels, er sah aus wie — wie ein knurrender Hund. „Künstler!“ sagte James. Mit diesem Wort, das aus der Tiefe seiner Seele kam, hob er die Tafel auf.

Als er auf dem Heimweg in der Droschke seiner Mutter gegenüber saß, genoß Val die Früchte seines Heroismus wie überreife Mispeln. Sie sagte zwar nur, daß er sofort zu seinem Schneider müsse, um sich eine ordentliche Uniform machen zu lassen, und sich nicht mit dem begnügen solle, was man ihm gäbe. Doch er konnte fühlen, daß sie sehr erregt war. Es lag ihm auf der Zunge, sie damit zu trösten, daß er dieser vermaledeiten Scheidung dadurch aus dem Wege ginge, aber Imogens Gegenwart und der Gedanke,

daß seine Mutter ihr nicht aus dem Wege gehen konnte, hielt ihn zurück. Es schmerzte ihn, daß sie nicht stolzer auf ihn war. Als Imogen zu Bett gegangen war, wagte er seine Gemütsbewegung zu zeigen. „Es tut mir furchtbar leid, dich zu verlassen, Mutter.“ „Ja, ich muß sehen, wie ich damit fertig werde. Wir werden versuchen, dir ein Offizierspatent zu verschaffen, sobald es geht; dann wirst du es bequemer haben. Hast du eine Ahnung von Drill, Val?“ „Nicht die Spur.“ „Ich hoffe, man wird dich nicht so sehr quälen. Morgen muß ich mit dir ausgehen, um alles für dich zu besorgen. Gute Nacht, gib mir einen Kuß.“

Mit diesem sanften heißen Kuß zwischen seinen Augen und den Worten: ‚Ich hoffe, man wird dich nicht zu sehr quälen‘ in den Ohren setzte er sich mit einer Zigarette an das verlöschende Kaminfeuer. Die Erregung — der Eifer, den Helden zu spielen, war verflogen. Es war eine verwünscht langweilige, herzbeklemmende Geschichte. ‚Ich werde schon einmal mit diesem Burschen Jolly quitt werden‘, dachte er, als er die Treppe hinaufging, an dem Zimmer vorbei, wo seine Mutter in ihr Kissen biß, um ein Gefühl von Trostlosigkeit zu ersticken, das ein Schluchzen hervorzurufen drohte.

Und bald war nur noch einer von James' Dinnergästen wach — Soames in seinem Schlafzimmer über dem seines Vaters. Also, dieser Jolyon war in Paris — was hatte er dort zu suchen? Machte sich wohl um Irene zu schaffen! Der letzte Bericht von Polteed hatte angedeutet, daß dort bald etwas zu erwarten wäre. Konnte es dies sein? Dieser Mensch mit seinem Bart und der verwünschten ironischen Art zu sprechen — der Sohn des alten Mannes, der ihm den Spitznamen ‚Der reiche Mann‘ gegeben und das verhängnisvolle Haus von ihm gekauft hatte. Soames dachte immer mit Groll daran, daß er das Haus in Robin Hill hatte verkaufen müssen; hatte seinem Onkel nie verziehen, daß er es gekauft, und seinem Vetter nie, daß er darin lebte. Der Kälte nicht achtend, riß er das Fenster auf und starrte auf den Park hinaus. Schwarz und dunkel war die Januarnacht, nur wenig Geräusch von dem Verkehr zu hören; Frost im Anzug; kahle Bäume; ein Stern oder zwei. ‚Ich werde Polteed morgen aufsuchen‘, dachte er. ‚Bei Gott! Ich bin verrückt, daß ich sie noch will, glaube ich. Dieser Mensch! Wenn —! Hm! Nein!‘

## ZEHNTES KAPITEL

### TOD DES HUNDES BALTHASAR

Jolyon, der die Überfahrt von Calais aus gemacht hatte, langte am Sonntagmorgen in Robin Hill an. Er hatte vorher kein Wort gesandt, legte den Weg von der Station daher zu Fuß zurück und ging durch das Tor am Wäldchen hinein. Als er zu dem Sitz kam, der aus einem alten Baumstumpf gemacht war, setzte er sich, nachdem er erst seinen Überrock darauf gelegt hatte. „Rheuma!“ dachte er, „so endet Liebe in meinen Jahren!“ Und plötzlich schien Irene sehr nahe, gerade wie sie an jenem Ausflugstag in Fontainebleau gewesen, als sie auf einem Baumstumpf saßen, um zu frühstücken. Beunruhigend nahe! Der Duft welker Blätter, den eine blasse Sonne daraus zog, beizte ihm die Nase. „Ich bin froh, daß nicht Frühling ist“, dachte er. „Mit dem Geruch von Grün, dem Gesang der Vögel und dem Aufbrechen der Blüten wäre es unerträglich! Ich hoffe, bis dahin werde ich darüber hinweg sein, ich alter Narr!“ Dann nahm er seinen Rock und ging über das Feld. Er kam am Teich vorüber und stieg langsam den Hügel hinan. Fast oben auf der Höhe grüßte ihn ein heiseres Bellen. Auf dem Rasen über dem Farnkraut konnte er seinen alten Hund Balthasar sehen. Das Tier, dessen trübe Augen seinen Herrn für einen Fremden hielten, warnte die Welt vor ihm. Jolyon ließ seinen speziellen Pfiff ertönen. Sogar in dieser Entfernung von etwa hundert Metern oder mehr konnte er das aufdämmernde Erkennen in dem fetten, braun-weißen Körper sehen. Der alte Hund erhob sich, und sein buschiger Schwanz dicht über dem Rücken begann leise und erregt zu wedeln; er kam angewatschelt in gesammelter Kraft und verschwand am Rande des Farnkrauts. Jolyon erwartete ihn an der Pforte zu treffen, aber Balthasar war nicht da, und ziemlich beunruhigt ging er in das Farnkraut hinein. Der alte Hund lag auf der Seite und blickte mit seinen bereits verglasten Augen zu ihm auf: „Was fehlt dir, armer alter Kerl?“ rief Jolyon. Balthasars buschiger Schwanz bewegte sich eben noch; seine brechenden Augen schienen zu sagen: „Ich kann nicht aufstehen, Herr, aber ich freue mich, dich zu sehen.“ Jolyon kniete nieder; seine Augen waren so getrübt, daß er kaum das langsam aufhörende Atmen der Flanken des Hundes sehen konnte. Er hob den Kopf ein wenig — er war sehr schwer. „Was ist das, lieber Freund? Was tut dir weh?“ Der Schwanz bewegte sich noch einmal;



die Augen erloschen. Jolyon strich mit der Hand über den schwerfälligen warmen Körper. Es war nichts zu machen — das Herz in diesem fetten Körper hatte vor Aufregung über die Rückkehr seines Herrn einfach versagt. Jolyon konnte fühlen, wie die Schnauze, wo ein paar weißliche Borsten wuchsen, schon kalt wurde. Er blieb ein paar Minuten auf den Knien liegen und hielt die Hand unter den erstarrenden Kopf. Der Körper war sehr schwer, als er ihn den Hügel hinauftrug; mit Blättern, die dort zusammengeweht lagen, deckte er ihn zu; es war kein Wind, und sie würden ihn bis zum Nachmittag vor neugierigen Blicken schützen. „Ich werde ihn selbst begraben“, dachte er. Achtzehn Jahre waren vergangen, seit er mit dem winzigen Ding in der Tasche in das Haus in St. John's Wood gegangen war. Merkwürdig, daß der alte Hund gerade jetzt sterben mußte! War es ein Omen? Er kehrte zur Pforte zurück, um noch einmal auf den braunen Erdhügel zu blicken, und ging dann, ein Würgen im Halse, langsam auf das Haus zu.

June war zu Hause; sie war schleunigst herausgekommen, als sie die Nachricht von Jollys Freiwilligenmeldung erhielt. Sein Patriotismus hatte den Sieg über ihr Gefühl für die Buren davongetragen. Die Atmosphäre seines Hauses war sonderbar eingeengt, als Jolyon hereinkam und ihnen von Balthasars Tod erzählte. Die Nachricht hatte eine einigende Wirkung. Mit dem Hunde Balthasar war ein Stück Vergangenheit dahin! Zwei von ihnen konnten sich an nichts vor seiner Zeit erinnern; für June repräsentierte er die letzten Jahre ihres Großvaters, für Jolyon das Leben voll häuslicher Not und geistigen Kampfes, bevor er wieder in das Königreich der Liebe und des Reichtums seines Vaters kam. Und nun war er gegangen.

Am Nachmittag nahmen er und Jolly Hacke und Spaten und gingen auf das Feld. Sie wählten einen Platz dicht an dem braunroten Erdhügel, so daß sie ihn nicht weit zu tragen brauchten, und fingen, nachdem sie sorgfältig die Rasenstücke herausgeschnitten hatten, zu graben an. Schweigend gruben sie zehn Minuten und ruhten sich dann aus. „Also, mein Junge“, sagte er, „du fandest, daß du es tun mußt?“ „Ja“, erwiderte Jolly, „mir liegt natürlich nicht die Spur daran.“ Wie genau gaben diese Worte Jolyons eigenen Gemütszustand wieder! „Ich bewundere dich deswegen, lieber Junge. Ich glaube nicht, daß ich es in deinem Alter getan hätte — dazu habe ich doch zuviel von einem Forsyte in mir, fürchte ich. Aber ich nehme an, der Typ wird schwächer mit jeder Generation. Dein Sohn, wenn du einen haben wirst, wird vielleicht ein

reiner Altruist sein, wer weiß!“ „Er würde dann nicht wie ich, Papa; ich bin riesig selbstsüchtig.“ „Nein, mein Lieber, das bist du keineswegs.“ Jolly schüttelte den Kopf, und sie gruben weiter.

„Seltsam ist das Leben eines Hundes“, sagte Jolyon plötzlich: „der einzige Vierfüßler mit Rudimenten von Altruismus und einer Empfindung von Gott!“ Jolly blickte seinen Vater an. „Glaubst du an Gott, Papa? Es ist mir nie ganz klargeworden.“ Nach dieser forschenden Frage, auf die eine oberflächliche Antwort zu geben unmöglich war, ruhte Jolyon sich, im Rücken müde vom Graben, einen Augenblick aus. „Was verstehst du unter Gott?“ sagte er; „es gibt zwei unvereinbare Ideen von Gott: das unerkennbare schöpferische Prinzip – an das man glaubt, und dann die Summe des Altruismus im Menschen – woran man natürlich ebenfalls glaubt.“ „Ich verstehe. Das schließt Christus aus, nicht wahr?“ Jolyon starrte ihn an. Christus, das Verbindungsglied zwischen jenen beiden Ideen! Und aus dem Munde von Kindern! Hier war Orthodoxie endlich wissenschaftlich erklärt! Die erhabene Dichtung des Lebens Christi war der Versuch des Menschen, diese beiden unvereinbaren Vorstellungen zu vereinen. Und da die Summe menschlichen Altruismus ebenso ein Teil des unverkennbar schöpferischen Prinzips ist wie sonst irgend etwas in der Natur und dem Universum, hätte schließlich ein schlimmeres Verbindungsglied gewählt werden können! Sonderbar – wie man durchs Leben ging, ohne es auf diese Weise zu sehen!

„Wie denkst du darüber, lieber Junge?“ sagte er. Jolly runzelte die Stirn. „Im ersten Jahre sprachen wir natürlich ziemlich viel über diese Dinge. Im zweiten aber gibt man es auf; ich weiß nicht warum – es ist furchtbar interessant.“ Jolyon erinnerte sich, daß er in seinem ersten Jahr in Cambridge auch ziemlich viel davon gesprochen und es im zweiten aufgegeben hatte. „Ich vermute“, sagte Jolly, „es ist der zweite Gott, von dem, wie du meinst, Balthasar eine Empfindung hatte.“ „Ja, denn sonst wäre sein armes altes Herz nie an etwas gebrochen, das außerhalb seiner selbst lag.“ „Aber war das nicht gerade eine selbstsüchtige Regung?“ Jolyon schüttelte den Kopf. „Nein, Hunde sind nicht reine Forsytes, sie lieben etwas außerhalb ihrer selbst.“ Jolly lächelte. „Na, ich glaube, ich bin einer“, sagte er. „Ich meldete mich nur als Freiwilliger, weißt du, weil ich Val Dartie dazu zwingen wollte, es zu tun.“ „Aber weshalb?“ „Wir können einander nicht riechen“, sagte Jolly kurz. „Ah!“ murmelte Jolyon. Also ging die Fehde weiter, bis in die dritte Generation –

diese moderne Fehde, die äußerlich nicht offen zum Ausdruck kam? „Ob ich dem Jungen davon erzähle?“ dachte er. Doch wozu — wenn er die Geschichte nicht zu Ende erzählen durfte. Und Jolly dachte: „Es ist Hollys Sache, ihn über diesen Burschen aufzuklären. Tut sie es nicht, so bedeutet es, daß sie es ihm nicht sagen will, und von mir wäre es erbärmlich, es zu tun. Jedenfalls habe ich der Sache ein Ende gemacht. Das beste ist, ich kümmere mich nicht weiter darum.“

Sie gruben daher schweigend fort, bis Jolyon sagte: „Na, Junge, ich glaube, jetzt ist es tief genug.“ Und auf ihre Spaten gestützt, blickten sie in das Loch hinunter, in das schon einige Blätter vom Abendwind hineingeweht waren. „Was nun kommt, ist mir unerträglich“, sagte Jolyon plötzlich. „Laß es mich tun, Papa. Er machte sich nie viel aus mir.“ Jolyon schüttelte den Kopf. „Wir wollen ihn ganz sanft mit Blättern und allem aufheben. Ich möchte ihn lieber nicht mehr sehen. Ich nehme ihn beim Kopf. So!“ Mit äußerster Sorgfalt hoben sie den Körper des Hundes auf, dessen verschossenes Braun und Weiß hier und dort unter den Blättern, die der Wind aufrührte, sichtbar wurde. Schwer, kalt und allem entrückt, legten sie ihn in sein Grab, und Jolly streute mehr Blätter darüber, während Jolyon in der Furcht, seine Erregung vor seinem Sohn zu zeigen, rasch Erde auf den stillen Körper zu schaufeln begann. Da ging die Vergangenheit dahin! Wenn er nur auf eine frohe Zukunft zu blicken hätte! Es war, als stampfe man Erde auf sein eigenes Leben. Sie legten Rasenstücke sorgsam wieder auf den sanften kleinen Hügel, und dankbar, einander mit ihren Gefühlen verschont zu haben, kehrten sie Arm in Arm in das Haus zurück.

## ELFTES KAPITEL

### TIMOTHY ERHEBT EINSPRUCH

An der Forsytebörse verbreitete sich die Nachricht von der Freiwilligenmeldung zugleich mit dem Bericht, daß June sehr rasch — damit ihr niemand zuvorkäme — Pflegerin beim Roten Kreuz werden wollte. Diese Ereignisse waren so außergewöhnlich, ein solcher Umsturz reinen Forsyteismus, daß sie vereinigend auf die Familienmitglieder wirkten und sie am nächsten Sonntagnachmittag vollzählig bei Timothy erschienen, um die Ehre, die der Familie widerfahren war, einander zu erweisen. Giles und Jesse brauchten die

Küste nicht länger zu verteidigen, sondern sollten sehr bald nach Südafrika gehen, wohin Jolly und Val ihnen im April folgen würden; und June — ja, da wußte man nie, was sie eigentlich vorhatte!

Der Rückzug von Spionskop und das Ausbleiben guter Nachrichten vom Kriegsschauplatz schien alles, was von Timothy in beunruhigender Weise festgestellt war, zu bestätigen. Der jüngste der alten Forsytes — kaum achtzig —, der ihrem Vater, dem Landwirt in Dorsetshire, sogar in seiner allbekannten charakteristischen Gewohnheit, gern Madeira zu trinken, am ähnlichsten sein sollte, war so viele Jahre unsichtbar gewesen, daß er fast zu einer Mythe geworden war. Eine lange Spanne von Zeit war hingegangen, seit das Risiko seines Verlags sich ihm im Alter von vierzig Jahren auf die Nerven gelegt hatte, so daß er mit nur etwa fünfunddreißigtausend Pfund in die Welt hinausgetreten war und angefangen hatte, durch vorsichtige Kapitalsanlagen seinen Unterhalt zu finden. Indem er jedes Jahr Zins und Zinseszins zurücklegte, hatte er sein Kapital in vierzig Jahren verdoppelt, ohne zu wissen, was es hieß, sich über Geldangelegenheiten zu beunruhigen. Jetzt legte er etwa zweitausend im Jahr zurück, und bei der Vorsicht, mit der er lebte, erwartete er, wie Tante Hester sagte, sein Kapital noch einmal zu verdoppeln, bevor er starb. Die Frage, was er dann, wo er selbst und seine Schwestern tot sein würden, damit zu tun gedachte, wurde von freien Geistern wie Francie, Euphemia oder Christopher, dem zweiten Sohn des jungen Nicholas, der ein solcher Freigeist war, daß er tatsächlich gesagt hatte, er wolle zur Bühne gehen, oft spöttisch erörtert. Alle jedoch waren einig darin, daß Timothy selbst das am besten wissen müsse, möglicherweise auch Soames, der nie ein Geheimnis verriet.

Die wenigen Forsytes, die ihn gesehen hatten, schilderten ihn als einen starken, robusten Mann, nicht sehr groß, von braunroter Gesichtsfarbe, mit grauem Haar und nur wenig von der Verfeinerung in den Zügen, die die meisten Forsytes der Gattin ihres Vorfahren, einer ganz hübschen Frau sanften Temperaments, zu verdanken hatten. Sie wußten alle, daß er ein erstaunliches Interesse am Kriege genommen hatte, und seit er begann, Flaggen in eine Karte zu stecken, war es daher ein beunruhigender Gedanke, was geschehen würde, wenn die Engländer in die See getrieben würden, wo es fast unmöglich für ihn war, die Flaggen an die richtige Stelle zu stecken. Wie es sich mit seiner Kenntnis der Familienangelegenheiten und



seinen Ansichten darüber verhielt, war weniger bekannt, obwohl Tante Hester immer erklärte, daß er sehr aufgebracht sei. Es war daher ein ganz außergewöhnliches Ereignis, als die Forsytes bei ihrer Ankunft an dem Sonntag nach der Räumung von Spionskop, einer nach dem andern, bemerkten, daß jemand mit dem Rücken gegen das Licht, den unteren Teil des Gesichts mit der Hand bedeckend, in dem einzig wirklich bequemen Sessel saß und die eingeschüchterte Stimme Tante Hesters sie begrüßte: „Euer Onkel Timothy, meine Lieben.“ Timothys Begrüßung war ziemlich flüchtig und zerstreut: „Wie geht's? Wie geht's? Entschuldigt, daß ich nicht aufstehe.“

Francie war gekommen, und Eustace in seinem Auto ebenfalls; Winifred hatte Imogen mitgebracht, und sie vergaß das Frostige des Scheidungsprozesses über der Wärme der Familienanerkennung von Vals Meldung zum Freiwilligen; und Mary Tweetyman brachte die neuesten Nachrichten von Giles und Jesse. Sie alle mit den Tanten Juley und Hester, dem jungen Nicholas, Euphemia und – wahrhaftig – George, der mit Eustace in dessen Auto gekommen war, bildeten eine Versammlung, die der Blütezeit der Familie würdig gewesen wäre. Es blieb nicht ein Stuhl unbesetzt in dem ganzen kleinen Wohnzimmer, und man war besorgt, daß noch jemand kommen könnte.

Nachdem der Zwang, den Timothys Gegenwart allen auferlegte, sich ein wenig gelegt hatte, nahm die Unterhaltung eine militärische Wendung. George fragte Tante Juley, wann sie mit dem Roten Kreuz hinausgehe, und versetzte sie beinah in einen Zustand der Heiterkeit, worauf er sich zu Nicholas wandte und sagte: „Der junge Nick ist wohl ein kühner Kriegermann, wie? Wann wird er in dem wilden Khaki erscheinen?“ Der junge Nicholas lächelte wie in wehmütiger Abbitte und gab zu verstehen, daß seine Mutter natürlich sehr ängstlich sei. „Die ‚Siamesen‘ sind fort, wie ich höre“, sagte George, zu Mary Tweetyman gewandt, „wir werden bald alle dort sein. En avant, ihr Forsytes!“ Tante Juley kicherte, George war zu drollig! Sollte Tante Hester Timothys Karte holen? Dann konnte er ihnen allen sagen, wo sie standen. Bei einem Laut von Timothy, der als Zustimmung aufgefaßt wurde, verließ Tante Hester das Zimmer.

George entwarf das Bild des Forsytevormarsches weiter, indem er Timothy als Feldmarschall ansprach und Imogen, die er gleich als ‚ein hübsches Mädel‘ bemerkt hätte, als Marketenderin; dann nahm

er seinen Zylinder zwischen die Knie und begann mit eingebildeten Trommelschlägern darauf zu wirbeln. Die Aufnahme dieses Einfalls war gemischt. Alle lachten — George durfte sich jede Freiheit erlauben —, aber alle fühlten, daß die Familie ‚verulkt‘ wurde, und das schien ihnen unnatürlich, wo jetzt fünf ihrer Mitglieder in den Dienst der Königin treten sollten. George könnte zu weit gehen, und es war eine Erlösung, als er sich erhob, Tante Juley seinen Arm bot, zu Timothy ging, ihn grüßte, die Tante mit scherzhafter Leidenschaft küßte und sagte: „Oh! welch ein Hochgenuß, meine Liebe! Komm, Eustace!“, worauf er hinausging, von dem ernstesten hochfahrenden Eustace begleitet, der nie lächelte. Tante Juleys bestürztes „Denk nur, nicht auf die Karte zu warten! Du mußt es ihm nicht verargen, Timothy. Er ist so drollig!“ brach das Schweigen, und Timothy nahm die Hand von seinem Mund. „Ich weiß nicht, was daraus noch werden soll“, hörte man ihn sagen. „Was soll das mit all dem Hinausschicken? Auf die Art sind die Buren nicht zu schlagen.“ Francie allein hatte den Mut, zu bemerken: „Auf welche denn, Onkel Timothy?“ „All dies neumodische Freiwilligenwesen und die Kosten — man läßt das Geld damit abwandern.“

In diesem Augenblick gerade brachte Tante Hester die Karte herein, die sie wie ein Baby hielt. Mit Hilfe Euphemias wurde sie auf das Klavier gelegt, auf dem, glaubte man, zuletzt vor dreizehn Jahren, in dem Sommer, bevor Tante Ann starb, gespielt worden war. Timothy erhob sich. Er ging zu dem Klavier hinüber und stand dort, den Blick auf seine Karte geheftet, während sie sich alle um ihn scharten. „Da seht ihr“, sagte er, „das ist die Lage bis heute, und eine sehr armselige dazu. Hm!“ „Ja“, sagte Francie sehr kühn, „aber wie willst du das ändern, Onkel Timothy, ohne mehr Mannschaften?“ „Mannschaften!“ sagte Timothy, „man braucht keine Mannschaften — das Geld des Landes so zu verschwenden. Man braucht einen Napoleon, er würde die Sache in einem Monat ordnen.“ „Aber wenn du keinen hast, Onkel Timothy?“ „Das ist ihre Sache“, erwiderte Timothy, „wozu haben wir das Heer unterhalten — um es in Friedenszeiten durchzufüttern! Sie sollten sich schämen, zu verlangen, daß das Land ihnen so helfen soll! Mögen sie jeden bei seinem Geschäft lassen, dann kommen wir schon voran.“ Er sah sich im Kreise um und fügte beinah zornig hinzu: „Sich freiwillig melden, wahrhaftig! das ist ja wie sein gutes Geld zum Fenster hinauszuwerfen! Wir müssen sparen! Energie aufspeichern — das ist das einzig Richtige.“ Und mit einem langgezogenen Ton, nicht

ganz ein Schnauben und nicht ganz ein Schnaufen, trat er Euphemia auf die Zehen und ging, Erstaunen und einen leisen Geruch von Gerstenzucker hinter sich lassend, hinaus.

Die Wirkung einer mit Überzeugung ausgesprochenen Ansicht von jemand, den es offenbar ein Opfer kostet, sie auszusprechen, ist immer sehr stark. Und die acht Forsytes, die zurückblieben, außer dem jungen Nicholas alles Frauen, standen einen Augenblick schweigend um die Karte. Dann sagte Francie: „Wirklich, ich glaube, er hat recht, wißt ihr. Schließlich, wozu haben wir das Heer? Sie hätten es wissen müssen. Es ermutigt sie nur.“ „Aber meine Liebe“, rief Tante Juley, „sie haben doch so viel getan. Bedenke nur das Aufgeben ihres Scharlachrots. Sie waren immer so stolz darauf. Jetzt sehen sie alle wie Sträflinge aus. Hester und ich sagten erst gestern, daß es ihnen sehr nahegehen müsse. Bedenke, was der Eiserne Herzog dazu gesagt hätte!“ „Die neue Farbe ist sehr hübsch“, sagte Winifred, „Val sieht sehr gut darin aus.“ Tante Juley seufzte. „Ich möchte wissen, wie Jolyons Junge ist. Merkwürdig, daß wir ihn nie gesehen haben! Sein Vater muß sehr stolz auf ihn sein.“ „Sein Vater ist in Paris“, sagte Winifred. Tante Hesters Schulter hob sich plötzlich, wie um die nächste Bemerkung ihrer Schwester abzuwehren, denn Juleys schrumpelige Wangen waren rot geworden. „Wir hatten die liebe kleine Mrs. MacAnder, die eben von Paris zurückgekehrt ist, gestern hier. Und wen, glaubt ihr, sah sie dort auf der Straße? Darauf kommt ihr nie.“ „Wir werden es nicht versuchen, Tantchen“, sagte Euphemia. „Irene. Denkt nur! Nach so langer Zeit; sie ging mit einem blonden Bart —“ „Tantchen! das ist zum Totlachen. Einem blonden Bart —“ „Ich wollte sagen“, fuhr Tante Juley ernsthaft fort, „mit einem blondbärtigen Herrn. Und nicht einen Tag älter. Sie war immer so hübsch“, fügte sie zögernd mit einer Art von Entschuldigung hinzu. „Oh! Erzähle uns von ihr, Tantchen“, rief Imogen; „ich kann mich ihrer noch erinnern. Sie ist das Gespenst im Haus bei unserer Familie, nicht wahr? Und das ist immer so amüsant.“ Tante Hester setzte sich. Also Juley hatte es nun doch getan! „Sie hatte nicht viel von einem Gespenst, wie ich mich ihrer erinnere“, murmelte Euphemia, „sie hatte runde Formen.“ „Meine Liebe!“ sagte Tante Juley, „was für eine sonderbare Art, so zu sprechen — nicht sehr schön.“ „Nein, aber wie sah sie aus?“ fragte Imogen beharrlich. „Das will ich dir sagen, mein Kind“, sagte Francie; „wie eine moderne Venus etwa, und sehr gut gekleidet.“ Euphemia sagte scharf: „Venus war nie angekleidet und hatte blaue

Augen wie flüssige Saphire.“ Zu diesem kritischen Zeitpunkt verabschiedete sich Nicholas. „Mrs. Nick ist schrecklich streng“, sagte Francie lachend. „Sie hat sechs Kinder“, sagte Tante Juley; „es ist ganz in der Ordnung, daß sie sorgsam ist.“ „Hat Onkel Soames sie sehr geliebt?“ fragte Imogen unerbittlich weiter und ließ ihre dunklen strahlenden Augen von einem zum andern wandern. Tante Hester machte eine Gebärde der Verzweiflung, als Tante Juley gerade antwortete: „Ja, dein Onkel Soames hing sehr an ihr.“ „Ich denke, sie lief mit jemand davon!“ „Nein, durchaus nicht; das heißt — nicht gerade das.“ „Was hat sie denn getan, Tantchen?“ „Komm, Imogen“, sagte Winifred, „wir müssen fort.“ Aber Tante Juley unterbrach sie resolut: „Sie — sie hat sich gar nicht gut benommen.“ „Ach, wie ärgerlich!“ rief Imogen, „weiter komme ich nie.“ „Sie hatte eine Liebesgeschichte, die mit dem Tode des jungen Mannes endete“, sagte Francie, „und dann verließ sie deinen Onkel. Ich mochte sie sehr gern.“ „Sie gab mir immer Schokolade“, sagte Imogen, „und duftete so gut.“ „Natürlich“, bemerkte Euphemia. „Durchaus nicht natürlich!“ erwiderte Francie, die ein besonders teures Nelkenparfüm gebrauchte. „Ich begreife nicht, wie wir von solchen Dingen reden können“, sagte Tante Juley, die Hände hehend. „Hat sie sich scheiden lassen?“ fragte Imogen von der Tür aus. „Keineswegs“, rief Tante Juley; „das heißt — keineswegs.“ Man hörte ein Geräusch an der andern Tür. Timothy war wieder ins hintere Zimmer getreten. „Ich komme nach meiner Karte“, sagte er. „Wer hat sich scheiden lassen?“ „Niemand, Onkel“, erwiderte Francie wahrheitsgetreu. Timothy nahm seine Karte vom Klavier. „So etwas wollen wir nicht in der Familie haben“, sagte er. „Sich als Freiwilliger zu melden, ist schon schlimm genug. Das Land bricht zusammen; ich weiß nicht, was uns noch bevorsteht.“ Er drohte mit einem dicken Finger und sah sich im Zimmer um: „Zuviel Frauen heutzutage, und sie wissen nicht, was sie wollen.“ Bei diesen Worten griff er mit beiden Händen nach der Karte und ging hinaus, als fürchte er, eine Antwort zu erhalten. Unter den sieben Frauen, an die er sich gewandt, entstand ein unterdrücktes Gemurmel, in dem nur Francies „Wahrlich, diese Forsytes —“ vernehmbar war und Tante Juleys „Er muß heute abend ein Fußbad von Senf und heißem Wasser haben; Hester, willst du es Smither sagen? Ihm ist das Blut wieder zu Kopf gestiegen, fürchte ich . . .“

Als sie an diesem Abend nach dem Essen allein mit Hester saß, ließ sie eine Masche von ihrem Häkelhaken fallen und blickte auf:



„Hester, ich besinne mich nicht, wo ich gehört habe, daß der liebe Soames Irene wieder zurückhaben möchte. Wer hat uns doch erzählt, daß George eine komische Zeichnung von ihm gemacht hat mit den Worten darunter: ‚Er wird nicht glücklich sein, bis er es bekommt‘?“ „Eustace“, erwiderte Tante Hester hinter der ‚Times‘; „er hatte sie in der Tasche, wollte sie uns aber nicht zeigen.“ Tante Juley ließ abermals eine Masche fallen. „Hester“, sagte sie, „mir kam ein so schrecklicher Gedanke.“ „Dann sage ihn mir nicht“, sagte Tante Hester rasch. „Oh! aber ich muß. Du kannst dir nicht denken, wie schrecklich!“ Ihre Stimme sank zu einem Flüstern herab: „Jolyon — Jolyon, sagt man, hat einen — hat jetzt einen blonden Bart.“

## ZWÖLFTES KAPITEL

### FORTSETZUNG DER JAGD

Zwei Tage nach der Dinnergesellschaft bei James versah Mr. Polteed Soames mit Stoff zum Nachdenken. „Ein Herr“, sagte er, indem er den Schlüssel in seiner linken Hand zu Rate zog, „47, wie wir ihn nennen, hat während des letzten Monats in Paris lebhaftes Interesse für 17 bezeigt. Augenblicklich aber scheint nichts Entscheidendes vorgefallen zu sein. Die Zusammenkünfte waren immer an öffentlichen Orten, ohne Heimlichkeiten — in Restaurants, der Oper, dem Louvre, in den Luxembourg-Gärten, in der Halle des Hotels und so weiter. Sie hat noch nicht seine Zimmer betreten, noch er ihre. Sie fuhr nach Fontainebleau — aber nichts von Wichtigkeit. Kurz, die Lage ist vielversprechend, fordert aber Geduld.“ Und plötzlich aufblickend, fügte er hinzu: „Da ist ein ziemlich merkwürdiger Punkt — 47 hat denselben Namen wie 31!“ „Der Kerl weiß, daß ich ihr Mann bin“, dachte Soames. „Der Vorname — sehr sonderbar — Jolyon“, fuhr Polteed fort, „wir kennen seine Adresse in Paris und seine Wohnung hier. Wir möchten natürlich nicht auf einen falschen Hasen Jagd machen.“ „Fahren Sie fort damit, aber vorsichtig“, sagte Soames mürrisch. Die instinktive Gewißheit, daß dieser Detektiv sein Geheimnis ergründet hatte, machte ihn noch einsilbiger.

„Entschuldigen Sie“, sagte Mr. Polteed, „ich will nur sehen, ob etwas Neues eingelaufen ist.“ Er kam mit einigen Briefen zurück. Nachdem er die Tür wieder zugeschlossen hatte, sah er sich die Umschläge an. „Ja, hier ist ein an mich persönlich geschriebener von 19.“

„Nun?“ fragte Soames. „Hm!“ sagte Polteed, „sie schreibt: ,47 reist heute nach England ab. Die Adresse auf seinem Gepäck: Robin Hill. Trennte sich um 3.30 im Louvre von 17, nichts Bemerkenswertes daran. Hielt es für das beste, zu bleiben und 17 weiter zu beobachten. Sie werden sicherlich mit 47 in England zu tun haben, wenn Sie es für richtig halten.“ Und Mr. Polteed warf einen nicht ‚beruflichen‘ Blick auf Soames, als sammle er Material für ein Buch über die menschliche Natur, das er zu schreiben gedachte, wenn er das Geschäft aufgab. „Eine sehr intelligente Frau, die 19, und macht sich ausgezeichnet unkenntlich. Nicht billig, leistet aber etwas für das Geld. So hat 17 keine Ahnung davon, überwacht zu werden. Nach einiger Zeit jedoch, wissen Sie, schöpfen sensitive Menschen leicht Verdacht, ohne daß etwas Bestimmtes vorliegt. Ich würde raten, 17 jetzt in Ruhe zu lassen und 47 im Auge zu behalten. Wir können ohne großes Risiko die Korrespondenz nicht antasten. Ich möchte bei diesem Stand der Dinge kaum dazu raten. Aber Sie können Ihrem Klienten sagen, daß die Aussichten sehr gut seien.“ Und wieder funkelten seine wachsamen Augen seinen wortkargen Kunden an. „Nein“, sagte Soames plötzlich, „ich ziehe vor, daß Sie die Beobachtung in Paris diskret weiterführen lassen und sich um den Fall in London nicht kümmern.“ „Sehr wohl“, erwiderte Mr. Polteed, „das können wir tun.“ „Wie – wie ist das Benehmen zwischen ihnen?“ „Ich will Ihnen vorlesen, was sie schreibt“, sagte Mr. Polteed und schloß ein Schreibtischschubfach auf, aus dem er eine Rolle Papier nahm, „sie faßt es irgendwo vertraulich zusammen. Ja, hier ist es! ,17 sehr anziehend – vermute 47 ,ist länger in den Zähnen‘ (unsere Bezeichnung für Alter, wissen Sie) – offenbar verliebt – wartet ab – 17 weigert sich, vielleicht noch der Bedingungen wegen. Unmöglich, etwas zu sagen, ohne mehr zu wissen. Möchte aber sagen, daß sie sich noch nicht im klaren über sich ist; wahrscheinlich könnte sie eines Tages ganz impulsiv handeln. Beide haben Stil.“ „Was bedeutet das?“ fragte Soames zwischen seinen geschlossenen Lippen. „Das ist ein Ausdruck, den wir gebrauchen“, erwiderte Mr. Polteed mit einem Lächeln, bei dem er viele weiße Zähne sehen ließ, „mit andern Worten, es ist anzunehmen, daß es keine Eintagsgeschichte ist – sie werden einander im Ernst angehören oder gar nicht.“ „Hm!“ murmelte Soames, „das ist alles, nicht wahr?“ „Ja“, sagte Mr. Polteed, „aber es ist vielversprechend.“ „Spinne!“ dachte Soames. „Guten Tag!“

Er ging durch den Greenpark, um die Victoria-Station zu errei-

chen und die Untergrundbahn nach der City zu nehmen. Für so spät im Januar war es warm; Sonnenlicht funkelte durch den Nebel auf dem gefrorenen Gras — ein leuchtend Spinnwebgewebe von Tag! Kleine Spinnen — und große Spinnen! Und die größte von allen seine Hartnäckigkeit, die die Fäden ihrer Netze immer um jeden klaren Ausweg spannte. Was mußte der Mann sich um Irene zu schaffen machen? War es wirklich, wie Polteed vermutete? Oder hatte Jolyon nur Mitleid mit ihrer Einsamkeit, wie er es nennen würde — dieser sentimentale, radikale Geselle, der er immer gewesen war? Wenn es tatsächlich wäre, wie Polteed angedeutet hatte! Soames stand still. Es konnte nicht sein! Der Mann war sieben Jahre älter als er selbst und sah nicht besser aus! War auch nicht reicher! Welche Anziehungskraft besaß er denn? ‚Überdies, er ist zurückgekommen‘, dachte er; ‚das sieht nicht aus — ich werde ihn aufsuchen!‘ Und er nahm eine Karte heraus und schrieb:

‚Wenn Du an einem Nachmittag dieser Woche eine halbe Stunde übrig hast, werde ich an irgendeinem Tage zwischen 5.30 und 6 im ‚Connoisseurs‘ sein, oder ich könnte auch in den ‚Hotch Potch‘ kommen, wenn Du es vorziehst. Ich möchte Dich gern sehen. — S. F.‘

Er ging in die St. James’ Street hinauf und vertraute sie dem Portier im ‚Hotch Potch‘ an. „Geben Sie dies Mr. Jolyon Forsyte, sobald er kommt“, sagte er und nahm dann eine der neuen Auto-droschen, um in die City zu fahren . . .

Jolyon erhielt die Karte am selben Nachmittag und machte sich auf, in seinen Klub zu gehen. Was wollte Soames nur? Hatte er Wind von Paris bekommen? Und als er St. James’ Street kreuzte, beschloß er, kein Geheimnis aus seinem Besuch zu machen. ‚Aber er darf nicht wissen, daß sie dort ist‘, dachte er, ‚wenn er es nicht schon weiß.‘ In diesem verwickelten Gemütszustand traf er Soames beim Tee an einem kleinen Bogenfenster. „Keinen Tee, danke“, sagte Jolyon, „aber ich möchte weiterrauchen, wenn ich darf.“

Die Vorhänge waren noch nicht vorgezogen, obwohl die Laternen draußen schon brannten; die beiden Vettern saßen einander schweigend gegenüber. „Du bist in Paris gewesen, wie ich höre“, sagte Soames endlich. „Ja, eben zurückgekehrt.“ „Val erzählte es mir; er und dein Junge gehen also fort?“ Jolyon nickte. „Du hast Irene wohl nicht zufällig gesehen, vermute ich. Sie scheint irgendwo im Ausland zu sein.“ Jolyon hüllte sich in Rauch ein, bevor er antwortete: „Ja, ich habe sie gesehen.“ „Wie geht es ihr?“ „Sehr gut.“ Wieder entstand eine Pause; dann erhob Soames sich in seinem

Stuhl. „Als ich dich zuletzt sah“, sagte er, „war ich unentschieden. Wir sprachen darüber, und du sagtest deine Meinung. Ich möchte diese Diskussion nicht erneuern. Ich wollte nur dieses sagen: Meine Lage ihr gegenüber ist außerordentlich schwierig. Ich möchte nicht, daß du deinen Einfluß gegen mich geltend machst. Was geschah, liegt eine sehr lange Zeit zurück. Ich werde sie bitten, Vergangenes vergangen sein zu lassen.“ „Du hast sie ja schon darum gebeten“, erwiderte Jolyon. „Der Gedanke war ihr damals neu; er kam zu überraschend. Aber je mehr sie darüber nachdenkt, desto mehr muß sie einsehen, daß es der einzige Weg für uns beide ist.“ „Den Eindruck habe ich nicht von ihrem Gemütszustand“, sagte Jolyon mit ganz besonderer Ruhe. „Und verzeih, daß ich sage, du mißverstehst die Sache, wenn du denkst, daß Vernunft hier überhaupt in Betracht kommt.“ Er sah das bleiche Gesicht seines Vettters noch bleicher werden — ohne es zu wissen, hatte er Irenens eigene Worte gebraucht. „Danke“, sagte Soames, „aber ich sehe die Dinge vielleicht klarer, als du denkst. Ich möchte nur sicher sein, daß du nicht versuchen wirst, sie gegen mich zu beeinflussen.“ „Ich weiß nicht, wie du darauf kommst, daß ich irgendeinen Einfluß auf sie habe“, sagte Jolyon; „wenn ich ihn aber habe, so bin ich verpflichtet, ihn in der Richtung zu benutzen, die ich als ihr Glück betrachte. Ich bin, was man einen ‚Feministen‘ nennt, glaube ich.“ „Feminist!“ wiederholte Soames, als suche er Zeit zu gewinnen, „bedeutet das, daß du gegen mich bist?“ „Ich bin dagegen, daß irgendeine Frau mit einem Manne lebt, der ihr entschieden verhaßt ist. Ich finde das frevelhaft!“ „Und ich vermute, du flößest ihr jedesmal, wenn du sie siehst, deine Meinungen ein.“ „Ich werde sie wahrscheinlich nicht mehr sehen.“ „Du gehst nicht zurück nach Paris?“ „Nein, soviel ich weiß“, sagte Jolyon, der die intensive Wachsamkeit in Soames' Gesicht bemerkte. „Na, das ist alles, was ich zu sagen hatte. Jeder, der sich zwischen Mann und Frau stellt, weißt du, nimmt schwere Verantwortung auf sich.“ Jolyon erhob sich und verneigte sich leicht vor ihm. „Leb wohl“, sagte er, ohne ihm die Hand zu reichen, ging fort und ließ Soames, der ihm nachstarrte, allein zurück. ‚Wir Forsytes‘, dachte Jolyon, als er eine Droschke heranrief, ‚sind sehr zivilisiert. Bei einfachen Leuten wäre es hier wohl zu einer Rauferei gekommen. Wenn es nicht um meines Jungen willen wäre, der in den Krieg soll — — — Der Krieg! Mit Ungestüm meldeten seine alten Bedenken sich wieder. Ein köstlicher Krieg! Tyrannei gegenüber Völkern oder Frauen! Versuche, diejenigen zu beherrschen und zu besitzen, die einen nicht



wollten! Die Verneinung guten Anstands! Besitzergreifung, gesetzlich feststehende Rechte; und jeder, der gegen sie ist — ein Ausgestoßener! ‚Dem Himmel sei Dank!‘ dachte er, ‚ich war immer gegen sie!‘ Ja! Er erinnerte sich, wie er selbst vor seiner ersten unglückseligen Heirat empört über die Maßregelung Irlands oder über Scheidungsprozesse von Frauen gewesen, die versuchten, sich von Männern zu befreien, die sie verabscheuten. Die Kleriker behaupteten, daß Freiheit der Seele und des Körpers ganz verschiedene Dinge seien! Eine schädliche Lehre! Körper und Seele konnten nicht so getrennt werden. Freier Wille ist die Kraft jedes Bundes, nicht seine Schwäche. ‚Ich hätte Soames sagen sollen‘, dachte er, ‚daß ich ihn komisch finde. Ach! aber er ist auch tragisch!‘

Gab es in der Tat etwas Tragischeres in der Welt als einen Mann, der Sklave seines eigenen Verlangens nach Besitz ist, dem dadurch der Weitblick fehlte und der nicht einmal begreifen konnte, was andere fühlen? ‚Ich muß schreiben und sie warnen‘, dachte er; ‚er ist im Begriff, einen neuen Versuch zu machen.‘ Und den ganzen Heimweg nach Robin Hill war er in Aufruhr über die Härte der Pflicht seinem Sohne gegenüber, die ihn hinderte, nach Paris zurückzureisen . . .

Soames aber saß lange in seinem Stuhl, ebenfalls Beute eines nicht weniger nagenden Schmerzes — eines eifersüchtigen Schmerzes, als wäre ihm enthüllt worden, daß dieser Mann den Vortritt vor ihm habe und neue Fäden des Widerstandes gegen ihn gesponnen hatte. ‚Heißt das, daß du gegen mich bist?‘ Seine hinterlistige Frage hatte ihm nichts genützt. Feminist! Dieser Phrasenheld! ‚Ich darf die Dinge nicht überstürzen‘, dachte er. ‚Ich habe eine Atempause; er geht nicht nach Paris zurück, wenn er nicht gelogen hat. Ich werde auf den Frühling warten!‘ Doch wozu der Frühling ihm dienen sollte, außer seinen Schmerz zu erhöhen, konnte er nicht sagen. Er starrte auf die Straße hinunter, wo Gestalten von Lichtkreis zu Lichtkreis der hohen Laternen vorübergingen, und dachte: ‚Nichts hat einen Zweck — nichts scheint der Mühe wert. Ich bin einsam — das ist das Unglück!‘ Er schloß die Augen; und auf einmal glaubte er Irene zu sehen, in einer dunklen Straße neben einer Kirche — sah sie vorübergehen, sich umwenden, so daß er einen Schimmer ihrer Augen und der weißen Stirn unter einem kleinen Hut mit Goldflittern auffing, von dem hinten ein Schleier herabhing. Er öffnete die Augen — so lebhaft hatte er sie gesehen! Eine Frau ging unten vorüber, aber nicht sie! Ach nein, nicht sie!

## DREIZEHNTES KAPITEL

„DA BIN ICH WIEDER!“

Imogens Kleider für ihre erste Season nahmen das Urteil ihrer Mutter und die Börse ihres Großvaters den ganzen Monat März über in Anspruch. Mit Forsythescher Beharrlichkeit forderte Winifred höchste Vollkommenheit. Es lenkte ihre Gedanken von dem langsam herannahenden Akt ab, der ihr eine Freiheit wiedergeben sollte, die zu wünschen sie noch schwankte; lenkte sie von ihrem Jungen und seiner nahe bevorstehenden Abreise in einen Krieg ab, von dem die Nachrichten beunruhigend blieben. Wie geschäftige Bienen auf Sommerblumen oder leuchtende Fliegen, die sich auf stachlige Herbstblüten stürzen, wanderten sie und ihre ‚kleine Tochter‘, die fast so groß war wie sie und eine Büste hatte, die der ihren an Umfang kaum nachstand, verloren in Betrachtung und Prüfen der Waren durch die Läden der Regent Street und die Etablissements des Hanover Square und der Bond Street. Dutzende junger Mädchen mit auffallenden Bewegungen und sonderbarem Gang paradierten in den neuesten ‚Schöpfungen‘ vor Winifred und Imogen. Die Modelle — ‚Sehr modern, gnädige Frau, das Allerneueste‘ —, die die beiden zögernd musterten, hätten ein Museum füllen können; und die Modelle, die sie nehmen mußten, leerten beinahe James’ Börse. Es hatte keinen Zweck, die Dinge nur halb zu tun. Winifred fühlte, daß gerade in ihrer Lage diese erste und einzige noch ungetrübte Season ein unbestrittener Erfolg sein mußte. Eine Geduld, mit der sie die Geduld dieser unpersönlichen Geschöpfe, die sich vor ihnen wendeten und drehten, auf die Probe stellten, konnte nur entfalten, wer die Sache ernst nahm wie sie. Für Winifred war es eine lange Andacht vor ihrer Göttin Mode, die vielleicht ebenso inbrünstig war wie die eines Katholiken vor der Heiligen Jungfrau; für Imogen eine Erfahrung, die keineswegs unangenehm war — sie sah oft so hübsch aus, und es fehlte nicht an Schmeicheleien: mit einem Wort, es war ‚amüsant‘.

Am Nachmittag des 20. März, nachdem sie Skywards Kaufhaus beinahe ausgeplündert hatten, waren sie zu Caramel und Baker hinübergegangen, sich an Schokolade und schaumigem Rahm zu erfrischen, und kehrten abends, als schon ein Frühlingshauch zu spüren war, über den Berkley Square nach Haus zurück. Als Winifred die Haustür geöffnet hatte, die Imogen zu Ehren mit einem hellen

Olivgrün frisch gestrichen war, ging sie an den Silberkorb, um zu sehen, ob jemand dagewesen war, und spürte plötzlich einen Duft. Was war das nur? Imogen hatte einen Roman genommen, der aus der Bibliothek geschickt worden war, und stand ganz vertieft damit da. Durch ein sonderbares Gefühl in der Brust erregt, sagte Winifred ziemlich streng: „Nimm das mit hinauf, Kind, und ruhe dich vor Tisch ein wenig aus.“ Imogen ging, immer noch lesend, die Treppe hinauf. Winifred hörte die Tür ihres Zimmers zuschlagen und atmete tief auf. Kitzelte der Frühling ihre Sinne — peitschte er aller Weisheit und beleidigter Tugend zum Trotz das Heimweh nach ihrem ‚Clown‘ in ihr auf? Ein männlicher Duft! Ein leiser Geruch von Zigarettenrauch und Lavendelwasser, den sie seit jenem frühen Herbstabend vor sechs Monaten, als sie ihn ‚Lump‘ genannt, nicht mehr gespürt hatte. Woher kam er, oder war es ein eingebildeter Geruch — eine bloße Erinnerung daran? Sie blickte umher. Nichts, nicht das geringste, nicht die winzigste Unordnung in der Diele oder dem Speisezimmer! Ein kleiner Tagtraum dieser Geruch — illusorisch, wehmütig, albern! In dem silbernen Körbchen lagen zwei neue Karten, eine von ‚Mr. und Mrs. Polegate Thom‘ und eine von ‚Mr. Polegate Thom‘; sie roch daran, aber sie hatten einen herben Geruch. ‚Ich muß müde sein‘, dachte sie. ‚Ich will mich hinlegen.‘ Oben war das Wohnzimmer dunkel, es wartete auf eine Hand, die es erleuchten sollte; und sie ging weiter in ihr Schlafzimmer. Auch dies war halb verhängt und dunkel, denn es war sechs Uhr. Winifred legte ihren Mantel ab — da wieder dieser Geruch! — dann blieb sie wie vom Blitz getroffen festgebannt an der Bettlehne stehen. Etwas Dunkles hatte sich vom Sofa in der fernen Ecke erhoben. Ein Wort: „Gott“ — fürchterlich für ihre Familie — entfuhr ihr. „Ich bin es — Monty“, sagte eine Stimme.

Winifred umspannte die Bettlehne, streckte den Arm aus und drehte das Licht auf, das über ihrem Toilettentisch hing. Er erschien gerade am Rande des Lichtkreises, sichtbar von der fehlenden Uhrkette bis hinunter zu den Schuhen von einem rußigen Braun, die aber — ja! — an der Spitze einen Riß hatten. Brust und Gesicht blieben im Schatten. Wie mager er geworden war — oder lag das an dem Licht? Er kam näher, jetzt von den Schuhspitzen bis zum Scheitel seines dunkeln Kopfes beleuchtet, der — wirklich ein wenig ergraut war! Seine Gesichtsfarbe war dunkler, gelblicher geworden, und der schwarze Schnurrbart hatte an Keckheit eingebüßt, gab ihm etwas Hämisches; sie sah Linien in seinem Gesicht, die sie nicht kannte. In

seiner Krawatte steckte keine Nadel. Sein Anzug — ah! — sie kannte ihn — aber wie ungebügelt und zerdrückt er war! Sie starrte wieder auf die Kappe seiner Schuhe. Das Leben hatte ihn wohl hart und unbarmherzig angefaßt, hatte ihn umgewandelt und durchgerüttelt, verwüstet und zermürbt. Und ohne ein Wort zu sprechen, blieb sie reglos stehen und starrte auf den Riß über den Zehen. „Ich bekam den Brief“, sagte er. „Da bin ich wieder.“ Winifreds Busen hob sich. Die Sehnsucht nach ihrem Manne, die mit dem Geruch über sie gekommen war, kämpfte mit einer Eifersucht, die tiefer war, als sie sie je gefühlt. Nun war er da — ein dunkler, verzerrter Schatten seines gewandten kecken Selbst! Welche Macht hatte ihm das angetan — hatte ihn bis auf die trockene Schale ausgepreßt wie eine Zitrone! Jene Frau! „Ich bin zurück“, sagte er noch einmal. „Es war eine abscheuliche Zeit für mich. Bei Gott! Ich kam im Zwischendeck. Ich besitze nichts als das, worin ich gehe und stehe, und diese Tasche.“ „Und wer hat das übrige?“ rief Winifred plötzlich lebhaft. „Wie konntest du wagen zu kommen? Du weißt, daß du den Brief mit der Aufforderung, zurückzukommen, nur im Hinblick auf die Scheidung bekommst. Rühr mich nicht an!“

Sie hielten sich beide an der Lehne des großen Bettes, wo sie die Nächte so vieler Jahre zusammen verbracht hatten. Oftmals — ja, oftmals hatte sie ihn zurückgewünscht. Doch jetzt, da er gekommen war, erfüllte sie ein kalter, tödlicher Groll. Er hob die Hand zu seinem Schnurrbart, zupfte und drehte ihn aber nicht in der alten vertrauten Weise, sondern zog ihn nur nach unten. „Herrgott!“ sagte er. „Wenn du wüßtest, wie es mir ergangen ist!“ „Ich bin froh, daß ich es nicht weiß!“ „Geht es den Kindern gut?“ Winifred nickte: „Wie kamst du herein?“ „Mit meinem Schlüssel.“ „Dann wissen die Mädchen es also nicht. Du kannst hier nicht bleiben, Monty.“ Er lachte höhnisch auf. „Wo denn sonst?“ „Irgendwo.“ „Aber sieh mich doch an! Dies — dies verwünschte —“ „Wenn du sie mit einem Wort erwähnst“, rief Winifred, „gehe ich direkt nach Park Lane hinaus und komme nicht zurück.“

Plötzlich tat er etwas sehr Einfaches, aber so Uncharakteristisches für ihn, daß es sie rührte. Er schloß die Augen. Es war, als hätte er gesagt: „Also gut! Ich bin tot für die Welt!“ „Du kannst ein Zimmer für die Nacht haben“, sagte sie, „deine Sachen sind noch hier. Nur Imogen ist zu Haus.“ Er lehnte sich an das Bett. „Gut, es liegt in deiner Hand“, und seine eigene bewegte sich zuckend, „ich habe viel durchgemacht. Du brauchst nicht so hart zu sein — es lohnt die



Mühe nicht. Mir wurde angst — mir wurde angst, Freddie!“ Bei diesem alten Kosenamen, den er Jahre und Jahre nicht mehr gebraucht, überlief Winifred ein Schauer. „Was fange ich mit ihm an?“ dachte sie, „was in Gottes Namen fange ich mit ihm an?“ „Hast du eine Zigarette?“ Sie gab ihm eine aus der kleinen Schachtel, die sie für den Fall, daß sie nicht schlafen konnte, aufbewahrte, und zündete sie an. Und damit kam die Sachlichkeit ihrer Natur wieder zum Vorschein. „Geh und nimm ein heißes Bad. Ich werde deine Sachen im Ankleidezimmer für dich bereitlegen. Wir können später miteinander reden.“ Er nickte und heftete seinen Blick auf sie — seine Augen sahen halb erloschen aus, oder schien es nur so, weil die Falten in den Lidern stärker geworden waren? „Er ist nicht mehr derselbe“, dachte sie. „Er wird nie wieder ganz derselbe werden! Aber wie würde er sein?“ „Gut!“ sagte er und ging zur Tür. Er bewegte sich sogar anders, wie jemand, der seine Illusion verloren hat und im Zweifel ist, ob es überhaupt noch der Mühe wert ist, sich zu bewegen.

Als er gegangen war und sie das Wasser im Bade laufen hörte, legte sie einen vollständigen Anzug auf das Bett im Ankleidezimmer, ging darauf hinunter und holte die Keksbüchse und Whisky herauf. Dann zog sie ihren Mantel wieder an, lauschte einen Augenblick an der Badezimmertür und ging hinunter und fort. Auf der Straße zögerte sie. Nach sieben Uhr! Ob Soames im Klub war oder in Park Lane? Sie wandte sich dorthin. Zurück! Soames hatte es immer gefürchtet — und sie zuweilen darauf gehofft. Zurück! Wie ihm das ähnlich sah — diesem Clown — der sie alle, das Gesetz, Soames und sie selbst, mit seinem „Da bin ich wieder!“ zum Narren machte. Allein dieses Gesetz jetzt los zu sein, diese düstere Wolke nicht mehr über sich und den Kindern hängen zu haben! Welche Erleichterung! Doch wie seine Rückkehr nun aufnehmen? Jenes „Weib“ hatte ihn zerrüttet, hatte eine Leidenschaft in ihm entfacht, wie er sie nie gezeigt, wie sie sie ihm nie zugetraut. Das war der Stachel! Dieser selbstsüchtige, prahlerische „Clown“, den sie selbst niemals wirklich entflammt hatte, war von einer andern Frau umgarnt und berückt. Eine Schmach! Eine zu große Schmach! Es war nicht recht, ihrer nicht würdig, ihn wieder aufzunehmen! Und doch hatte sie ihn dazu aufgefordert; das Gesetz würde es jetzt vielleicht von ihr verlangen! Er war immer noch ihr Gatte — sie hatte ihre Rechte verscherzt! Und alles was er wollte, war ohne Zweifel Geld — Geld, um sich mit Zigarren und Lavendelwasser zu versorgen! Dieser Geruch! „Schließlich bin ich

nicht alt', dachte sie, 'noch nicht alt!' Aber dieses 'Weib', das ihn so weit gebracht hatte, zu sagen: 'Ich habe viel durchgemacht. Mir wurde angst — mir wurde angst, Freddie!' Unschlüssig hin und her getrieben, näherte sie sich dem Hause ihres Vaters und kam, ihrer Forsytenatur getreu, zu der tiefen Einsicht, daß er doch schließlich ihr Eigentum war und einer habsüchtigen Welt gegenüber festgehalten werden mußte. Und mit diesem Vorsatz langte sie bei ihren Eltern an. „Mr. Soames? In seinem Zimmer? Ich will hinaufgehen; sagen Sie nicht, daß ich hier bin.“ Ihr Bruder war beim Ankleiden. Sie fand ihn vor dem Spiegel, wo er mit einer Miene eine schwarze Schleife knüpfte, als verachte er die Enden daran. „Hallo!“ sagte er, sich im Spiegel betrachtend; „wo fehlt's?“ „Monty!“ sagte Winifred steinern. Soames drehte sich rasch um. „Wie?“ „Zurück!“ „Aufgeflogen“, murmelte Soames, „durch unsern eigenen Sprengstoff. Weshalb, zum Teufel, liebst du mich's nicht mit Brutalität versuchen? Ich wußte, daß wir auf diese Art zu große Gefahr liefen.“ „Ach! Sprich nicht davon! Was soll ich tun?“ Soames antwortete mit einem Seufzer. „Nun?“ sagte Winifred ungeduldig. „Was hat er selbst zu seiner Entschuldigung zu sagen?“ „Nichts. Einer seiner Schuhe hat einen Riß über den Zehen.“ Soames starrte sie an. „Ah!“ sagte er, „natürlich! Total fertig. So fängt es also wieder an! Das bringt Vater noch ins Grab!“ „Können wir es ihm nicht verheimlichen?“ „Unmöglich. Er hat einen unglaublichen Riecher für alles, was Ärger verursacht.“ Und er überlegte, die Finger in seine blau-seidenen Hosenträger gehakt. „Es muß doch irgendeinen gesetzlichen Weg geben“, murmelte er, „ihn sicher zu machen.“ „Nein“, rief Winifred, „ich will mich nicht wieder zum Narren machen lassen; lieber will ich sehen, mit ihm fertig zu werden.“ Die beiden starrten einander an. Ihre Herzen waren voller Mitgefühl, aber als die Forsytes, die sie waren, vermochten sie ihm keinen Ausdruck zu geben. „Wo hast du ihn gelassen?“ „Im Bade“, Winifred lachte bitter auf. „Das einzige, was er mitgebracht hat, ist Lavendelwasser.“ „Ruhig!“ sagte Soames; „du bist ja völlig außer dir. Ich gehe mit dir zurück.“ „Was hat das für einen Zweck?“ „Wir müssen ihm Bedingungen stellen.“ „Bedingungen! Es wird immer dasselbe bleiben. Wenn er sich erholt — werden wieder Karten und Wetten, Trinken und —“ Sie schwieg in der Erinnerung an das Gesicht ihres Mannes. Das gebrannte Kind — das gebrannte Kind! Vielleicht —! „Erholt?“ sagte Soames. „Ist er krank?“ „Nein, ausgebrannt, das ist alles.“ Soames nahm seine Weste von einem Stuhl und zog sie

an, nahm seinen Rock, besprengte sein Taschentuch mit Eau de Cologne, befestigte seine Uhrkette und sagte: „Wir haben kein Glück.“ Und mitten in ihrer eigenen Bedrängnis tat es ihr leid um ihn, als hätte er mit diesen Worten seinen eigenen tiefen Kummer enthüllt. „Ich möchte Mutter gern sehen“, sagte sie. „Sie wird bei Vater in seinem Zimmer sein. Komm leise herunter ins Lesezimmer. Ich werde sie holen.“

Winifred stahl sich in das kleine dunkle Arbeitszimmer, das hauptsächlich durch einen Canaletto, der zu zweifelhaft war, um sonstwo untergebracht zu werden, und eine schöne Sammlung von Gerichtsurteilen, die seit Jahren nicht geöffnet wurde, bemerkenswert war. Hier stand sie mit dem Rücken gegen die dicht geschlossenen kastanienbraunen Vorhänge und starrte in den leeren Kamin, bis ihre Mutter, von Soames begleitet, hereinkam. „Ach! mein armes Kind!“ sagte Emily. „Wie elend du aussiehst! Er treibt es wirklich zu arg!“ In der Familie hatte man sich stets so gehütet, unvornehme Rührung zu zeigen, daß es ihr unmöglich war, zu ihrer Tochter zu gehen und sie liebevoll in die Arme zu schließen. Aber schon ihre gedämpfte Stimme und der Anblick ihrer noch vollen Schultern unter der kostbaren schwarzen Spitze waren ein Trost. In dem Bestreben, ihrem Stolz nichts zu vergeben und ihre Mutter nicht zu betrüben, sagte Winifred mit unbefangener Stimme: „Schon gut, Mutter, es hilft nichts, so viel Wesens davon zu machen.“ „Ich verstehe nicht“, sagte Emily und sah Soames an, „warum Winifred ihm nicht sagen darf, daß sie ihn verklagen wird, wenn er seine Vergehen nicht wiedergutmacht. Er nahm ihre Perlen, und wenn er sie nicht wieder zurückgebracht hat, so genügt das vollkommen.“ Winifred lächelte. Sie alle würden nun mit Vorschlägen kommen, aber sie wußte bereits, daß sie nichts, gar nichts tun würde. Das Gefühl, daß sie schließlich doch einen Sieg davongetragen, ihr Eigentum behalten hatte, gewann immer mehr Boden in ihr. Nein! wenn sie ihn strafte, konnte sie es zu Hause tun, ohne daß die Welt davon erfuhr. „Komm doch gemütlich ins Speisezimmer“, sagte Emily, „du mußt hierbleiben und mit uns essen. Überlasse mir, es Vater zu sagen.“ Und als Winifred zur Tür ging, drehte sie das Licht aus. Erst da im Korridor draußen sahen sie das Unglück.

Von dem Licht in einem Zimmer angezogen, das nie erleuchtet wurde, stand James in seinen dunkelbraunen Kamelhaarschal gehüllt, so daß die Arme bedeckt waren und sein silberweißer Kopf wie durch eine weite Einöde von seinen Beinen in modischen Bein-

kleidern abgeschnitten schien. Er stand, in unnachahmlicher Haltung, wie ein Storch anzusehen, mit einem Ausdruck im Gesicht da, als sähe er einen Frosch vor sich, der zu groß zum Verschlingen war. „Was bedeutet alles dies?“ sagte er. „Ihr sagt mir nie was.“ Emily fand diesmal keine Antwort. Aber Winifred ging zu ihm hin, legte eine Hand auf jeden seiner eingewickelten, hilflosen Arme und sagte: „Monty hat nicht Bankrott gemacht, Vater. Er ist nur zurückgekommen.“

Alle drei fürchteten, daß ihm etwas Ernstes zustoßen könnte, und waren froh, daß Winifred ihn an den Armen hielt, allein sie wußten nicht, welche Charakterstärke dieser schattenhafte alte Forsyte besaß. Es zuckte um seinen glattrasierten Mund und sein Kinn, die Züge zwischen den langen silbrigen Koteletten hatten etwas Verzerrtes. Plötzlich sagte er mit einer gewissen Würde: „Er wird mein Tod sein, ich wußte, wie es kommen würde.“ „Du darfst dich nicht aufregen, Vater“, sagte Winifred ruhig, „ich werde dafür sorgen, daß er sich gut aufführt.“ „Ach!“ sagte James, „hier, nimm das Ding fort, mir ist heiß.“ Sie wickelte ihn aus dem Schal, und er ging festen Schrittes ins Eßzimmer. „Ich möchte keine Suppe“, sagte er zu Warmson und setzte sich in seinen Stuhl. Die andern setzten sich ebenfalls, Winifred noch in ihrem Hut, während Warmson das vierte Gedeck auflegte. Als er das Zimmer verließ, sagte James: „Was hat er zurückgebracht?“ „Nichts, Vater!“ James heftete den Blick starr auf sein eigenes Spiegelbild in einem Eßlöffel. „Scheidung!“ murmelte er; „Unsinn! Daß ich daran nicht gedacht habe. Ich hätte ihm eine bestimmte Summe aussetzen müssen, ihn von England fernzuhalten. Soames, du mußt hingehen und ihm den Vorschlag machen.“ Der Rat schien so richtig und einfach, daß selbst Winifred überrascht war, aber sie sagte: „Nein, ich will ihn behalten, da er nun einmal zurück ist; er muß sich eben danach benehmen.“ Alle schauten nach ihr hin. Sie wußten, daß es Winifred an Mut nie fehlte. „Wer weiß“, sagte James ganz nebenher, „unter was für einer Mörderbande er da draußen lebte! Sieh ja nach seinem Revolver! Gehe nicht ohne ihn zu Bett! Warmson müßte bei dir im Hause schlafen. Ich werde morgen selbst mit ihm reden.“ Sie war gerührt über diese Erklärung, und Emily sagte zustimmend: „Das ist recht, James, wir wollen keinen Unfug mehr dulden.“ „Ach!“ murmelte James düster, „ich weiß nicht —“ Warmson trug den Fisch auf und unterbrach damit die Unterhaltung. Als Winifred gleich nach dem Essen zu ihrem Vater ging, um ihm den Gutenachtkuß zu



geben, blickten seine Augen sie fragend und so voll Trauer an, daß sie mit tröstender Stimme sagte: „Es ist alles in Ordnung, Papachen; rege dich nicht auf. Ich brauche niemand — er ist ganz zahm. Es würde mich nur quälen, wenn du dich aufregst. Gute Nacht! Alles Gute!“ James wiederholte die Worte ‚Alles Gute!‘, als wisse er nicht recht, was sie bedeuteten, und seine Augen folgten ihr zur Tür.

Sie langte vor neun zu Haus an und ging sogleich nach oben. Dartie lag, vollständig angekleidet, in einem blauen Sergeanzug und Pumps auf dem Bett in seinem Ankleidezimmer; die Arme waren hinter dem Kopf verschränkt, und eine ausgegangene Zigarette hing ihm aus dem Munde. Er erinnerte Winifred lächerlich an die Blumen in ihren Fensterkasten nach einem versengenden Sommertag; daran, wie sie da lagen oder besser standen — verdorrt und doch erfrischt nach Sonnenuntergang. Beinah, als wäre schon ein wenig Tau auf ihren ausgebrannten Gatten gefallen. Er sagte apathisch: „Ich vermute, daß du in Park Lane gewesen bist. Wie geht's dem alten Mann?“ Winifred konnte sich's nicht versagen, ihm die bittere Antwort zu geben: „Er ist noch nicht tot.“ Er zuckte zusammen, wahrhaftig, er zuckte zusammen. „Ich will nicht, daß er beunruhigt wird, verstehst du, Monty“, sagte sie, „wenn du dich nicht benimmst, wie du sollst, kannst du zurückgehen, irgendwohin. Hast du gegessen?“ „Nein.“ „Möchtest du etwas haben?“ Er zuckte die Achseln. „Imogen bot mir etwas an. Ich mochte nichts.“ Imogen! Bei all der Aufregung hatte Winifred sie vergessen. „So hast du sie also gesehen? Was sagte sie?“ „Sie gab mir einen Kuß.“ Gekränkt sah Winifred sein dunkles spöttisches Gesicht sich erhellen. ‚Ja‘, dachte sie, ‚sie liebt er, mich ganz und gar nicht.‘ Darties Augen schweiften hin und her. „Weiß sie das von mir?“ fragte er. Der Gedanke, daß hier die Waffe war, die sie brauchte, durchzuckte Winifred. Er fürchtete ihr Mitwissen! „Nein. Val weiß es. Die andern nicht; sie wissen nur, daß du fort warst.“ Sie hörte ihn erleichtert aufatmen. „Aber sie werden es erfahren“, sagte sie fest, „wenn du mir Grund dazu gibst.“ „Gut!“ murmelte er, „schlag' zu! Mit mir ist es aus!“ Winifred ging an das Bett. „Sieh, Monty! Ich will dir nichts antun. Ich will dich nicht verletzen. Ich werde keine Anspielung machen. Werde mich auch nicht quälen. Welchen Zweck hätte das?“ Sie schwieg einen Augenblick: „Aber ich halte das nicht länger aus, und ich will es nicht! Besser, du weißt es. Ich habe gelitten durch dich. Aber ich hatte dich einst lieb. Darum —“ Der erstaunte Blick seiner braunen Augen mit den

schweren Lidern begegnete dem ihrer grüngrauen; sie berührte plötzlich seine Hand, drehte sich um und ging in ihr Zimmer. Dort saß sie lange vor ihrem Spiegel, fingerte an ihren Ringen und dachte an diesen geduckten dunklen Mann auf dem Bett im andern Zimmer, der fast ein Fremder für sie war; sie wollte sich nicht quälen, aber Eifersucht auf das, was hinter ihm lag, nagte an ihr, und dann und wann überkam sie ein Gefühl des Mitleids mit ihm.

## VIERZEHNTE KAPITEL

### EINE SELTSAME NACHT

Soames wartete verdrießlich auf den Frühling — keine leichte Aufgabe für jemand, der sich sagen muß, daß die Zeit entflieht, die Vögel im Busch seiner Hand nicht näher sind und nirgends ein Ausweg aus dem Spinnennetz in Sicht ist. Mr. Polteed hatte nichts zu berichten, ausgenommen, daß die Beobachtung fortgesetzt wurde — und eine Menge Geld kostete. Val und sein Vetter waren in den Krieg gegangen, von wo günstigere Nachrichten kamen. Dartie benahm sich soweit ganz gut. James hatte seine Gesundheit bewahrt, das Geschäft blühte beinah beängstigend — es gab nichts, das Soames quälte, außer daß er ‚aufgehalten‘ wurde und nach keiner Richtung hin Schritte unternehmen konnte.

Er mied Soho nicht gerade, denn er durfte sie nicht glauben lassen, daß er ‚abgeschnappt‘ war, wie James sich ausgedrückt hätte — denn er würde vielleicht sehr bald wieder ‚zuschnappen‘ wollen. Doch er mußte zurückhaltend und vorsichtig sein, so daß er oft an der Tür des Restaurants Bretagne vorüberging, ohne einzutreten, und in der Umgebung dieser Gegend umherwanderte, die ihm immer das Gefühl unrechtmäßigen Besitzes gab. So wanderte er in einer Mainacht die Regent Street hinunter und kam in ein Gedränge, wie er es noch nie gesehen: eine johlende, pfeifende, tanzende, stoßende, groteske und fürchterlich lustige Menge, mit falschen Nasen und Mundharmonikas, Groschenpfeifen und langen Federn, eine ganz idiotische Ausstaffierung, dünkte ihn. Mafeking! Natürlich, es war ja Entsatz dahingekommen! Gut! Aber war das eine Entschuldigung? Wer waren diese Leute, was waren sie, woher waren sie in den Westen gekommen? Sie kitzelten sein Gesicht, piffen ihm in die Ohren. Mädchen riefen: „Verliere deine Perücke nicht!“ Ein junger Bursche

schlug ihm seinen Hut herunter, daß er ihn nur mit Mühe wieder-erlangte. Schwärmer explodierten ihm vor der Nase, zwischen seinen Füßen. Er war verblüfft, erschöpft, beleidigt. Dieser Volksstrom kam von überall her, als hätten sich plötzlich Schleusen geöffnet und Wasser fließen lassen, von deren Existenz er wohl gehört, aber an die er nie geglaubt hatte. Dies also war die Bevölkerung, die un-übersehbar lebendige Negation von Lebensart und Forsyteismus. Dies also war — Demokratie! Sie stank, gellte, war scheußlich! Im Osten, oder selbst in Soho, ja, vielleicht — aber hier in der Regent Street, in der Piccadilly! Wo war denn die Polizei! Bis zum Jahre 1900 hatte Soames mit seinen Tausenden von Forsytes nie das Ungetüm mit offenen Lidern gesehen; und als er jetzt hineinschaute, wollte er kaum seinen brennenden Augen trauen. Die ganze Sache war unglaublich! Diese Leute taten sich keinen Zwang an, sie schienen ihn für komisch zu halten; diese Schwärme von ihnen, roh, gemein, lachend — und was für ein Lachen! Nichts war ihnen heilig. Er hätte sich nicht gewundert, wenn ihnen eingefallen wäre, die Fenster einzuschlagen. In Pall Mall, hinter den großartigen Klubs, in die einzutreten die Leute sechzig Pfund bezahlten, schwärmte diese schreiende, pfeifende, tanzende Menge, Derwischen gleich, umher. Von den Klubfenstern schauten Leute seiner Art mit maßvollem Vergnügen auf sie herab. Es kam ihnen nicht zu Bewußtsein! Dies war ja Ernst — es konnte wer weiß was geschehen! Die Menge war fröhlich, eines Tages aber würde sie in anderer Stimmung sein! Er erinnerte sich einer lärmenden Rotte am Ende der achtziger Jahre, als er in Brighton wohnte; sie hatten alles zertrümmert und Reden gehalten. Aber es war mehr tiefes Staunen als Furcht, was er empfand. Sie waren hysterisch — das war nicht englisch! Und alles das wegen der Befreiung einer kleinen Stadt, sechstausend Meilen entfernt von hier. Zurückhaltung, Vorsicht! Diese Eigenschaften, die ihm fast teurer waren als das Leben, diese unentbehrlichen Attribute des Besitzes und der Kultur, wo waren sie? Es war nicht englisch! Nein, es war nicht englisch! So grübelte Soames, als er seinen Weg weiterverfolgte. Es war, als hätte er plötzlich jemand beim Herausschneiden eines wichtigen Dokuments aus seinen Akten ertappt oder ein lauerndes, schleichendes Ungeheuer erblickt, das seinen Schatten vorauswarf. Ihnen fehlte Solidität, ihnen fehlte Ehrfurcht! Es war wie die Entdeckung, daß neun Zehntel des englischen Volkes Ausländer waren. Und wenn dem so war — dann konnte allerlei geschehen!

Am Hydepark Corner stieß er auf George Forsyte, sehr sonnverbrannt von den Rennen, mit einer falschen Nase in der Hand. „Hallo, Soames!“ sagte er. „Hier hast du eine Nase!“ Soames antwortete mit einem bleichen Lächeln. „Bekam sie von einem dieser Spaßvögel“, fuhr George fort, der offenbar von einem Dinner kam; „geriet in Streit mit ihm, weil er versuchte, mir den Hut herunterzuschlagen. Nächstens werden wir mit diesen Burschen zu kämpfen haben, sie werden verdammt frech — alles Radikale und Sozialisten. Sie wollen unser Hab und Gut. Du kannst das Onkel James sagen, dann wird er wieder besser schlafen.“ ‚In vino veritas‘, dachte Soames, aber er nickte nur und ging weiter über den Hamiltonplatz. Es waren nur ein paar Lärmacher in Park Lane, sie waren nicht sehr laut. Er blickte zu den Häusern empor und dachte: ‚Schließlich sind wir doch das Rückgrat des Landes. Sie werden uns nicht so bald über den Haufen werfen, Besitz ist neun Zehntel des Gesetzes.‘ Doch als er die Tür von seines Vaters Haus hinter sich schloß, schwand dieser ganze sonderbar fremde Spuk beinah ebenso vollständig aus seinem Gedächtnis, als hätte er davon geträumt und erwachte in dem saubern Morgenkomfort seines Sprungfedermatratzenbettes. In der Mitte des großen leeren Wohnzimmers blieb er stehen. Eine Frau! Jemand, mit dem man etwas besprechen kann. Man hatte ein Recht darauf! Hol’s der Teufel. Man hatte ein Recht darauf!





# DRITTER TEIL

## ERSTES KAPITEL

### SOAMES IN PARIS

Soames war wenig gereist. Mit neunzehn Jahren hatte er samt seinem Vater, seiner Mutter und Winifred die ‚Lieblingstour‘ – Brüssel, den Rhein und die Schweiz – gemacht und war über Paris nach Hause zurückgekehrt. Mit siebenundzwanzig, gerade als er anfang, sich für Bilder zu interessieren, hatte er fünf heiße Wochen in Italien zugebracht, sich mit der Renaissance beschäftigt – es war nicht soviel daran, wie man ihn erwarten gelehrt hatte – und war auf dem Rückweg vierzehn Tage in Paris geblieben, wo er sich mit sich selbst beschäftigte, wie es sich für einen Forsyte gehörte, der von Leuten umgeben ist, die so selbstbewußt und ‚fremd‘ waren wie die Franzosen. Da die Kenntnis ihrer Sprache von seiner Schule stammte, konnte er sie nicht verstehen, wenn sie sprachen. Schweigen schien ihm das beste für alle Teile, man machte sich doch nicht selbst zum Narren. Ihm mißfielen die Kleidung der Männer, die geschlossenen Droschken, die Theater, die wie Bienenkörbe aussahen, und die Galerien, die nach Wachs rochen. Er war zu vorsichtig und zu schüchtern, die Seite von Paris zu erforschen, deren Anziehungskraft, wie die Forsytes annahmen, sich ganz im geheimen zeigte, und die Ausbeute für einen Sammler – es war nichts zu haben! Sie waren eine gierige Bande – hätte Nicholas sich wohl ausgedrückt. Er war unbefriedigt zurückgekehrt und behauptete, daß Paris überschätzt werde.

Als er daher im Jahre 1900 nach Paris ging, war es erst sein dritter Versuch mit dem Mittelpunkt der Zivilisation. Diesmal jedoch ging der Berg zu Mahomet, denn er fühlte sich jetzt zivilisierter als Paris und war es vielleicht auch. Überdies hatte er einen bestimmten Zweck. Jetzt handelte es sich nicht mehr um ein Knien vor dem Schrein des Geschmacks und der Immoralität, sondern um die Wahrnehmung seiner eigenen rechtmäßigen Angelegenheiten. Er reiste in der Tat, weil die Dinge jetzt über allen Spaß gingen. Die Beobachtung wurde fortgesetzt, und nichts – nichts kam dabei

heraus! Jolyon war nicht mehr nach Paris zurückgekehrt, und sonst war niemand ‚verdächtig‘! War Soames mit neuen und sehr vertraulichen Fällen beschäftigt, so kam es ihm mehr denn je zum Bewußtsein, wie wesentlich ein guter Ruf für einen Anwalt ist. Aber nachts und in seinen Mußestunden erbitterte ihn der Gedanke, daß die Zeit verflog, das Geld floß und seine Zukunft so ‚geknebelt‘ war wie immer. Seit dem Mafeking-Abend hatte er bemerkt, daß ein ‚junger Narr von Doktor‘ sich um Annette zu schaffen machte. Zweimal schon hatte er ihn angetroffen – einen lustigen jungen Burschen, nicht mehr als dreißig Jahre alt. Nichts ärgerte Soames so sehr wie Fröhlichkeit – eine unschickliche, extravagante Eigenschaft, die in keiner Beziehung zu Tatsachen stand. Dies Gemisch von Wünschen und Hoffnungen begann ihm zur Qual zu werden, und kürzlich war ihm der Gedanke gekommen, ob Irene vielleicht wußte, daß sie beobachtet wurde. Alles das hatte ihn schließlich dazu bestimmt, hinzufahren und sich Gewißheit zu verschaffen, nochmals den Versuch zu machen, ihren Widerstand zu brechen und sie von ihrer Weigerung abzubringen, ihr eigenes und sein Leben noch einmal verhältnismäßig freundlich zu gestalten. Mißlang es ihm abermals – nun, so wollte er wenigstens sehen, wie sie lebte!

Er ging in ein Hotel in der Rue Caumartin, das den Forsytes warm empfohlen war und wo wirklich niemand französisch sprach. Er hatte keinen Plan gemacht. Er wollte sie nicht erschrecken, mußte aber dafür sorgen, daß sie keine Gelegenheit fand, sich ihm durch Flucht zu entziehen. Und am nächsten Morgen machte er sich bei schönem Wetter auf.

Es lag etwas Fröhliches über Paris, ein strahlender Glanz, der Soames beinah verstimmte. Er ging ernst, die Nase hoch, und blickte neugierig um sich. Jetzt hätte er gern französische Art verstanden. War Annette nicht Französin? Dieser Besuch konnte ihm sehr nützlich sein, wenn er nur verstand, ihn auszunutzen. In dieser hoffnungsvollen Stimmung war er an der Place de la Concorde angelangt, wo er beinah dreimal umgerannt wurde. Fast zu plötzlich stand er vor Irenens Hotel, denn er war noch zu keinem Entschluß für sein Vorgehen gekommen. Er ging hinüber ans Ufer, wo er das Gebäude, weiß und freundlich, mit grünen Jalousien, durch eine Wand von Platanenblättern sehen konnte. Und in der Überzeugung, daß es viel besser wäre, sie zufällig irgendwo im Freien zu treffen, als einen Besuch zu riskieren, setzte er sich auf eine Bank, von der aus er den Eingang beobachten konnte. Es war noch nicht ganz elf Uhr und

daher unwahrscheinlich, daß sie schon ausgegangen war. Ein paar Tauben stolzierten auf den sonnigen Stellen zwischen den Schatten der Platanen und putzten ihr Gefieder. Ein Arbeiter in blauer Bluse kam vorüber und warf ihnen Krumen aus dem Papier zu, das sein Mittagessen enthielt. Eine ‚bonne‘ mit Bänderkopfsputz beaufsichtigte zwei kleine Mädchen mit Zöpfen und Spitzenhöschen. Eine Droschke schlich vorbei, deren Kutscher einen blauen Rock und einen schwarzen Glanzhut trug. Soames meinte an allen etwas Geziertes zu sehen, etwas Malerisches, das nicht hingehörte. Ein theatralisches Volk, diese Franzosen! Mit einem Gefühl, als geschähe ihm unrecht, weil das Schicksal sein Leben in fremde Wasser trieb, zündete Soames sich eine seiner seltenen Zigaretten an. Er hätte sich nicht gewundert, wenn Irene dies Leben im Ausland wirklich gefiel, sie war eigentlich nie richtig englisch gewesen — selbst ihr Aussehen nicht! Und er begann zu überlegen, welches Fenster hinter den grünen Jalousien wohl das ihre wäre. Mit welchen Worten konnte er den Zweck seines Herkommens erklären und die stolze Hartnäckigkeit ihres Widerstandes brechen? Er warf das Ende seiner Zigarette den Tauben zu und dachte: ‚Ich kann nicht ewig hier sitzen und die Daumen drehen. Es ist besser, es aufzugeben und sie am Nachmittag aufzusuchen.‘ Doch er blieb sitzen, hörte es zwölf schlagen und dann halb eins. ‚Ich will bis eins warten‘, dachte er. Doch gerade da sprang er bestürzt auf, setzte sich aber erschrocken wieder. Eine Dame in einem cremefarbenen Kleide war herausgekommen und ging unter einem rehbraunen Sonnenschirm fort. Irene! Er wartete, bis sie so weit weg war, daß sie ihn nicht mehr erkennen konnte, und ging ihr dann nach. Sie schlenderte dahin, als habe sie kein bestimmtes Ziel, ging aber, soviel er sich der Gegend erinnerte, auf das Bois de Boulogne zu. Eine halbe Stunde blieb er in gleicher Entfernung von ihr auf der andern Seite der Straße, bis sie in das Bois eintrat. Ob sie sich doch mit jemand verabredet hatte? Mit irgendeinem verwünschten Franzosen — einem jener Laffen wie dieser ‚Bel-Ami‘ etwa, die weiter nichts zu tun haben, als den Weibern nachzulaufen; er hatte nämlich das Buch mit großer Schwierigkeit und einem wenn auch widerwilligen Genuß gelesen. Er folgte ihr mürrisch durch eine schattige Allee, wobei er sie zuweilen aus dem Gesicht verlor, wenn der Weg eine Biegung machte. Und er mußte daran denken, wie er eines Abends vor langer Zeit im Hydepark in rasender Eifersucht von Stuhl zu Stuhl, von Baum zu Baum geschlichen war, um auf lächerlichste Weise auf sie und Bosinney Jagd zu machen. Der Weg



bog scharf ab, und als er ihr nacheilte, fand er sie vor einem kleinen Springbrunnen sitzen, einer kleinen grünbronzenen Niobe, die, bis an die zarten Hüften in ihr Haar gehüllt, auf die Tränenlache starrte, die sie geweint. Er kam so plötzlich an ihr vorbei, daß er vorüber war, bevor er sich umdrehen und den Hut abnehmen konnte. Sie war nicht aufgesprungen. Sie hatte sich immer sehr zu beherrschen gewußt -- er hatte das immer am meisten an ihr bewundert, obgleich es sein größter Kummer war, weil er nie imstande gewesen war, zu sagen, was sie dachte. Hatte sie gemerkt, daß er ihr folgte? Ihre Selbstbeherrschung reizte ihn, aber er verschmähte es, seine Gegenwart zu erklären, wies auf die kleine Niobe und sagte: „Das ist sehr gut gemacht.“ Er konnte sehen, daß sie kämpfte, ihre Fassung zu bewahren. „Ich wollte dich nicht erschrecken; ist dies einer deiner Lieblingsplätze?“ „Ja.“ „Ein wenig einsam.“ Während er sprach, kam eine Dame vorbei, blieb stehen, um den Springbrunnen zu betrachten, und ging weiter. Irenens Augen folgten ihr. „Nein“, sagte sie und stocherte mit ihrem Schirm in der Erde, „niemals einsam. Man hat immer seinen Schatten.“ Soames verstand. Er schaute sie fest an und rief: „Du bist schuld daran. Du kannst dich jeden Augenblick davon befreien. Irene, komm zurück zu mir und sei frei.“ Irene lachte. „Lache nicht!“ rief Soames und stampfte mit dem Fuß auf, „es ist unmenschlich. Hör mich an! Gibt es irgendeine Bedingung, unter der du zu mir zurückkehren würdest? Ich verspreche dir ein eigenes Haus -- und nur einen Besuch dann und wann!“ Irene erhob sich. Etwas Wildes war plötzlich in ihrem Gesicht und ihrer Gestalt. „Keine! Keine! Keine! Du kannst mich bis zum Grabe verfolgen. Ich komme nicht wieder.“ Verletzt und erbittert prallte Soames zurück. „Mache keine Szene!“ sagte er scharf. Und beide standen reglos da und starrten auf die kleine Niobe, deren grünliches Fleisch in der Sonne brannte. „Das ist also dein letztes Wort“, murmelte Soames und ballte die Hände, „du verurteilst uns beide.“ Irene senkte den Kopf. „Ich kann nicht zurückkommen. Leb wohl!“ Ein Gefühl ungeheurer Ungerechtigkeit flammte in Soames auf. „Warte!“ sagte er, „und höre mich einen Augenblick an. Du gabst mir ein heiliges Versprechen -- du kamst ohne einen Penny zu mir. Du hattest alles, was ich dir geben konnte. Du brachst dein Versprechen ohne Grund, du machtest mich zum Gespött, du verweigertest mir ein Kind, du machtest mich zum Gefangenen, du -- wirkst noch so auf mich, daß ich dich begehre -- ich begehre dich. Was hast du dazu zu sagen?“ Irene wandte sich um, ihr Gesicht war totenblaß, ihre

Augen brannten dunkel. „Gott machte mich, wie ich bin“, sagte sie; „schlecht, wenn du willst — aber nicht so schlecht, daß ich mich wieder einem Manne geben würde, den ich hasse.“

Die Sonne leuchtete auf ihrem Haar, als sie ging, und schien ihr anliegendes cremefarbenes Kleid zu liebkosten. Soames vermochte weder zu sprechen noch sich zu bewegen. Das Wort ‚hassen‘ — so übertrieben, so primitiv — brachte den Forsyte in ihm in Aufruhr. Mit einer lauten Verwünschung entfernte er sich von dem Platz, wo sie verschwunden war, und rannte beinahe der Dame in die Arme, die zurückgekommen war, der Närrin, die sie verfolgte! Er troff bald von Schweiß in dem Dickicht des Bois. ‚Jetzt brauche ich keine Rücksicht mehr auf sie zu nehmen‘, dachte er, ‚sie hat ja auch nicht das geringste für mich übrig. Ich werde ihr gleich heute zeigen, daß sie noch meine Frau ist.‘ Doch auf dem Wege zurück in sein Hotel war er gezwungen, sich einzugestehen, daß er gar nicht wußte, was er damit meinte. Man kann doch öffentlich keine Szenen machen, und wenn er das nicht konnte, was blieb ihm sonst denn übrig? Er verwünschte beinah sein eigenes Zartgefühl. Sie verdiente vielleicht gar keine Rücksicht; aber er — er verdiente sie doch. Und als er mit dem Baedeker in der Hand, ohne gegessen zu haben, in der Halle seines Hotels saß, wo fortwährend Reisende vorübergingen, überkam ihn tiefe Niedergeschlagenheit. In Fesseln! Sein ganzes Leben, jeder natürliche Trieb, jedes ehrliche Verlangen geknebelt und gekettet, und alles nur, weil das Schicksal ihn vor siebzehn Jahren getrieben, sein Herz an diese Frau zu hängen — so vollständig, daß er noch jetzt nach keiner andern Verlangen trug! Verflucht der Tag, wo er ihr begegnet war, und seine Augen, weil sie anderes in ihr gesehen hatten als die grausame Venus, die sie war! Und doch, als er sie jetzt vor sich sah, das Sonnenlicht auf dem Crêpe de Chine ihres eng-anliegenden Kleides, stöhnte er auf, so daß einer der Leute, die vorüberkamen, sich teilnehmend nach ihm umschaute.

Später, vor einem Café nahe der Oper, bei einem Glase kalten Tees mit Zitrone und einem Strohalm darin, faßte er den hinterlistigen Entschluß, zum Dinner in ihr Hotel zu gehen. Wenn sie da war, wollte er mit ihr sprechen, wenn nicht, einen Zettel für sie dort lassen. Er kleidete sich sorgfältig an und schrieb wie folgt:

„Dein Idyll mit Jolyon Forsyte ist mir bekannt. Wenn du es fortsetzest, laß dir gesagt sein, daß ich nichts unversucht lassen werde, ihm das Leben unerträglich zu machen. S. F.“

Er versiegelte das Schreiben, adressierte es aber nicht, weil er nicht

ihren Mädchennamen darauf schreiben wollte, den sie so schamlos wieder angenommen hatte, oder das Wort Forsyte auf den Umschlag setzen, damit sie es nicht ungelesen zerriß. Dann machte er sich auf und wanderte durch die glühenden Straßen, die ganz den abendlichen Vergnügungssüchtigen überlassen waren. Er trat in ihr Hotel und wählte einen Platz in der fernsten Ecke des Speisesaals, von wo aus er alle Eintretenden und Hinausgehenden sehen konnte. Sie war nicht da. Er aß wenig, rasch und wachsam. Sie kam nicht. Er zauderte in der Halle über seinem Kaffee und trank zwei Liköre. Doch sie kam immer noch nicht. Er ging an das Schlüsselbrett und prüfte die Namen. Nummer zwölf im ersten Stock! Er beschloß, den Zettel selbst hinaufzunehmen. Er ging die mit einem roten Teppich belegten Treppen hinauf, an einem kleinen Salon vorüber; acht — zehn — zwölf! Sollte er klopfen, den Zettel hineinstecken, oder —? Er sah sich verstohlen um und drückte die Klinke herunter. Die Tür öffnete sich, aber in einen kleinen Raum, der zu einer andern Tür führte; er klopfte — keine Antwort. Die Tür war verschlossen. Unten nicht der kleinste Spalt, es war nicht möglich, einen Zettel darunterzuschieben. Er steckte ihn wieder in die Tasche und blieb einen Augenblick lauschend stehen. Er fühlte sich ziemlich sicher, daß sie nicht da war. Und plötzlich ging er zurück, an dem kleinen Salon vorbei und die Treppen hinunter. Am Büro blieb er stehen und sagte:

„Wollen Sie Mrs. Heron freundlichst diesen Zettel abgeben.“ „Madame Heron ist heute abgereist, Monsieur — plötzlich, gegen drei Uhr. Wegen eines Krankheitsfalls in ihrer Familie.“ Soames preßte die Lippen zusammen. „Oh!“ sagte er, „wissen Sie ihre Adresse?“ „Non, Monsieur. England, glaube ich.“ Soames steckte den Zettel in die Tasche zurück und ging hinaus. Er rief eine offene Pferdedroschke an, die vorüberkam. „Fahren Sie mich irgendwohin!“ Der Mann, der ihn offenbar nicht verstand, lächelte und schwang seine Peitsche. Und Soames fuhr in dem kleinen gelbrädrigen Wagen durch ganz Paris. Der Kutscher hielt zuweilen an und fragte: „C'est par ici, Monsieur?“ „Nein, fahren Sie weiter“, bis es der Mann verzweifelt aufgab und das gelbrädrige Gefährt — ein kleiner fliegender Holländer in Droskengestalt — zwischen den hohen, geschlossenen Häusern mit ihren flachen Fronten und Platanenavenuen weiterrollte. ‚Wie mein Leben‘, dachte Soames, ‚ohne Ziel, immer weiter und weiter!‘

## ZWEITES KAPITEL

### IM SPINNENNETZ

Soames kehrte am folgenden Tage nach England zurück und erhielt am dritten Morgen einen Besuch von Mr. Polteed, der eine Blume im Knopfloch und einen braunen Schlapphut trug. Soames wies ihm einen Sitz an. „Die Nachrichten über den Krieg sind nicht schlecht, nicht wahr?“ sagte Mr. Polteed; „ich hoffe, es geht Ihnen gut, Mr. Forsyte.“ „Danke, sehr gut.“ Mr. Polteed neigte sich vor, lächelte, öffnete seine Hand, sah hinein und sagte langsam: „Ich glaube, wir haben Ihre Sache endlich in Ordnung.“ „Wie?“ rief Soames. „19 berichtete ganz plötzlich, was wir einen entscheidenden Beweis zu nennen berechtigt sein dürften“, hier machte Mr. Polteed eine Pause. „Nun, und?“ „Am 10., nachdem sie früher am Tage Augenzeuge einer Zusammenkunft zwischen 17 und einem Herrn gewesen, kann 19 schwören, diesen im Hotel um zehn Uhr abends aus ihrem Schlafzimmer kommen gesehen zu haben. Dieser Beweis wird, glaube ich, genügen, namentlich, da 17 Paris verlassen hat — ohne Zweifel mit dem betreffenden Herrn. Zwar sind beide uns entwischt, und wir haben sie noch nicht wieder entdeckt, aber wir werden es — wir werden es. Sie hat schwer und unter sehr schwierigen Umständen gearbeitet, und ich bin froh, daß sie es schließlich fertiggebracht hat.“ Mr. Polteed nahm eine Zigarette heraus, klopfte mit dem Ende auf den Tisch, sah Soames an und steckte sie wieder zurück. Der Ausdruck in dem Gesicht seines Klienten war nicht sehr ermutigend.

„Wer ist diese neue Person?“ fragte Soames plötzlich. „Das wissen wir nicht. Sie beschwört die Tatsache, und sie schildert die Erscheinung ganz genau.“ Mr. Polteed nahm einen Brief heraus und fing an zu lesen: „Mittleren Alters, mittelgroß, blauer Anzug am Nachmittag, Gesellschaftsanzug am Abend, blaß, dunkles Haar, kleiner, dunkler Schnurrbart, flache Wangen, gut geformtes Kinn, graue Augen, kleine, Füße, schuldiger Blick —“ Soames erhob sich und trat ans Fenster. Er stand dort in rasender Wut. Dieser ausgemachte Idiot — dieser ausgemachte, spinnenhafte Idiot! Sieben Monate zu fünfzehn Pfund die Woche — um als Liebhaber seiner eigenen Frau aufgespürt zu werden! Schuldiger Blick! Er stieß das Fenster auf. „Es ist heiß“, sagte er und kam an seinen Platz zurück. Er schlug ein Knie über das andere und warf Mr. Polteed einen hochmütigen Blick zu. „Ich zweifle, daß das genügen wird“, sagte er gedehnt, „ohne



Namen und Adresse. Ich denke, Sie lassen die Dame jetzt in Ruhe und beschäftigen sich dafür mit unserm Freund 47.“ Ob Polteed ihn zum besten hielt, konnte er nicht sagen, im Geiste aber sah er ihn mitten unter seinen Freunden aufgelöst in unbändigem Lachen. ‚Schuldiger Blick!‘ Unerhört! Mr. Polteed sagte eindringlich, beinahe mit Pathos: „Ich versichere Sie, wir haben es zuweilen auf weniger Beweise fertiggebracht als hier. Es ist Paris, wissen Sie. Eine schöne Frau, die allein lebt. Weshalb es nicht riskieren, Sir? Wir müssen andere Saiten aufziehen.“ Soames verstand plötzlich. Der Berufseifer dieses Menschen war angefeuert: ‚Größter Triumph meiner Karriere; verhalf einem Manne durch einen Besuch im Schlafzimmer seiner eigenen Frau zur Scheidung! Davon wird man noch reden, wenn ich mich zur Ruhe setze!‘ Und einen wilden Moment lang dachte er: ‚Warum nicht?‘ Schließlich, Hunderte von Männern mittlerer Größe hatten kleine Füße und einen schuldigen Blick! „Ich bin nicht autorisiert, irgend etwas zu riskieren!“ sagte er kurz. Mr. Polteed blickte auf. „Schade“, sagte er, „sehr schade! Die andere Sache schien sehr langsam zu gehen.“ Soames stand auf. „Das macht nichts. Bitte beobachten Sie 47 und hüten Sie sich, Dinge zu finden, die gar nicht existieren. Guten Morgen.“ Mr. Polteeds Augen zwinkerten bei diesen Worten. „Sehr wohl. Ich werde Sie benachrichtigen.“

Und Soames war wieder allein. Dieses Spionieren, ein schmutziges, ein lächerliches Geschäft! Er legte die Arme auf den Tisch und lehnte seine Stirn daran. Volle zehn Minuten blieb er so, bis ein Schreiber ihn mit dem Entwurf zu einem Prospekt für eine neue, sehr günstige Aktienausgabe von Manifold und Toppings störte. An diesem Nachmittag hörte er früh mit der Arbeit auf und machte sich auf den Weg zum Restaurant ‚Bretagne‘. Nur Madame Lamotte war zu Haus. Könnte Monsieur zum Tee bei ihr bleiben? Soames verneigte sich. Als sie sich in dem kleinen Zimmer gegenüber saßen, sagte er plötzlich: „Ich bitte um eine Unterredung mit Ihnen, Madame.“ Der rasche Blick ihrer klaren braunen Augen sagte ihm, daß sie diese Worte längst erwartet hatte. „Ich habe Sie erst etwas zu fragen: Dieser junge Doktor – wie heißt er? Ist irgend etwas zwischen ihm und Annette?“ Ihre ganze Persönlichkeit hatte plötzlich etwas wie Jett – scharf geschliffen, schwarz, hart, glänzend. „Annette ist jung“, sagte sie, „und das ist monsieur le docteur ebenfalls. Zwischen jungen Leuten kommt es schnell zu etwas, aber Annette ist eine gute Tochter. Ach! Was für ein Juwel von einer Natur!“ Ein ganz

leises Lächeln kräuselte Soames' Lippen. „Nichts Bestimmtes also?“ „Bestimmtes — nein, durchaus nicht! Der junge Mann ist sehr nett — aber was wollen Sie? Er hat kein Geld augenblicklich.“ Sie hob ihre mit Weidenkätzchen gemusterte Tasse; Soames tat das gleiche. Ihre Blicke trafen sich. „Ich bin verheiratet“, sagte er, „und lebe seit vielen Jahren getrennt von meiner Frau. Ich bin im Begriff, mich von ihr scheiden zu lassen.“ Madame Lamotte setzte ihre Tasse hin. In der Tat! Was für tragische Dinge es gab! Der völlige Mangel an Gefühl in ihr erweckte eine sonderbare Art von Verachtung in Soames. „Ich bin ein reicher Mann“, fuhr er fort, obgleich er sich voll bewußt war, daß diese Bemerkung nicht sehr geschmackvoll war; „es ist unnütz, jetzt mehr zu sagen, aber ich denke, Sie verstehen.“ Die Augen Madames öffneten sich so weit, daß das Weiße darin sichtbar war, und blickten ihn fest an. „Ah! ça — mais nous avons le temps!“ war alles, was sie sagte. „Noch ein Täßchen?“ Soames dankte, verabschiedete sich und ging.

Das hatte er nun hinter sich; sie würde nicht zugeben, daß Annette sich mit diesem liebenswürdigen jungen Esel einließ, bis — Aber wann würde er je sagen können: „Ich bin frei“? Wann? Die Zukunft hatte jeden Schein von Wirklichkeit verloren. Er fühlte sich wie eine Fliege, die, im Gespinnst eines Spinnennetzes gefangen, wehmütig die Freiheit der Luft ersehnt. Er wanderte bis zu den Kensington-Gärten und zum Queen's Gate hinunter nach Chelsea. Vielleicht war sie wieder in ihre Wohnung gegangen. Das jedenfalls konnte er herausbekommen. Denn seit der letzten schimpflichen Abweisung hatte er in seinem verletzten Selbstgefühl wieder Zuflucht in der Überzeugung gesucht, daß sie einen Geliebten haben müsse. Er langte zur Mittagszeit vor dem kleinen Hause an. Es war nicht nötig, sich zu erkundigen! Eine grauhaarige Dame begoß die Blumenkästen an ihren Fenstern. Es war offenbar vermietet. Und er ging langsam wieder fort, den Fluß entlang — es war ein Abend von klarer, ruhiger Schönheit, ganz Harmonie und Behagen, doch in seinem Herzen sah es anders aus.

## DRITTES KAPITEL

### RICHMONDPARK

An dem Nachmittag, als Soames nach Frankreich gereist war, erhielt Jolyon in Robin Hill ein Telegramm: ‚Ihr Sohn an Typhus erkrankt, keine unmittelbare Gefahr, werde wieder kabeln.‘

Es kam in ein Haus, das sich durch die bevorstehende Abreise Junes, deren Kajüte für den folgenden Tag bestellt war, in Erregung befand. Sie war eben im Begriff, Eric Cobbley und seine Familie der Obhut ihres Vaters anzuvertrauen, als die Botschaft eintraf.

Der Entschluß, Pflegerin beim Roten Kreuz zu werden, zu dem Jollys Eintritt in das Heer sie angeregt hatte, kam treulich zur Ausführung, jedoch nicht ohne Verstimmung und Bedauern, wie alle Forsytes es fühlen, sobald sie sich in ihrer individuellen Freiheit geschmälert sehen. Anfangs begeistert über das ‚Wundervolle‘ der Arbeit, hatte sie nach einem Monat zu fühlen begonnen, daß sie sich allein so viel besser dazu vorbereiten konnte, als andere es vermochten. Und wenn Holly nicht darauf bestanden hätte, ihrem Beispiel zu folgen und ebenfalls einen Kursus durchzumachen, hätte sie sich wohl unweigerlich ‚gedrückt‘. Die Abreise Jollys und Vals mit ihrer Truppe im April hatte ihren wankenden Entschluß aber wieder gefestigt. Allein jetzt, kurz vor der Abfahrt, lastete der Gedanke, Eric Cobbley mit seiner Frau und zwei Kindern in den kalten Wassern einer ihn nicht schätzenden Welt treiben zu lassen, so schwer auf ihr, daß sie noch in Gefahr war, es aufzugeben. Das Telegramm mit seinen beunruhigenden Tatsachen gab den Ausschlag. Sie sah sich bereits als Pflegerin Jollys — sie würden sie doch natürlich ihren eigenen Bruder pflegen lassen! Aber Jolyon, der immer weitblickend blieb und voll Zweifel war, hatte diese Hoffnung nicht. Arme June! Konnte irgendein Forsyte ihrer Generation begreifen, wie rau und brutal das Leben war? Seitdem er die Ankunft seines Jungen in Capetown erfahren hatte, machte ihn der Gedanke an ihn fast krank. Er konnte sich nicht mit dem Gefühl versöhnen, daß Jolly sich beständig in Gefahr befand. Das Telegramm war, wenn auch ernst, beinahe eine Erlösung. Er war nun wenigstens vor Kugeln sicher. Und doch — dieser Darmtyphus war eine bösartige Krankheit! Die ‚Times‘ war voll von Todesfällen davon. Warum konnte nicht er dort draußen in diesem fremden Hospital liegen und sein Junge

sicher zu Haus? Die so gar nicht Forsytesche Selbstaufopferung seiner drei Kinder hatte Jolyon tatsächlich ganz verblüfft. Er hätte gern mit Jolly getauscht, weil er seinen Jungen liebte; sie aber beeinflusste kein so persönliches Motiv. Er konnte sich nur denken, daß es ein Zeichen für den Niedergang des Forsytetypus war.

Spät an diesem Nachmittag kam Holly zu ihm unter die alte Eiche hinaus. Sie war sehr gewachsen in diesen letzten Monaten während ihres Krankenpflegerinnenkursus außer dem Hause. Und als er sie kommen sah, dachte er: ‚Wenn auch noch ein Kind, ist sie doch vernünftiger als June und klüger. Gott sei Dank, sie geht nicht hinaus.‘ Sie hatte sich sehr still und schweigsam auf die Schaukel gesetzt. ‚Sie fühlt es wie ich‘, dachte Jolyon. Und als er ihre Augen auf sich gerichtet sah, sagte er: „Nimm es dir nicht so zu Herzen, Kind. Wenn er nicht krank wäre, käme er vielleicht in viel größere Gefahr.“ Holly stieg aus der Schaukel. „Ich muß dir etwas sagen, Papa. Ich war schuld, daß Jolly sich als Freiwilliger meldete und hinausging.“ „Wie das?“ „Als du in Paris warst, verliebten ich und Val Dartie uns ineinander. Wir ritten oft im Richmondpark und verlobten uns. Jolly entdeckte es und glaubte dem ein Ende machen zu müssen, deshalb forderte er von Val, sich zu melden. Ich allein war schuld daran, Papa; und nun möchte ich auch hinaus. Weil es so entsetzlich für mich wäre, wenn einem von ihnen etwas zustieße. Überdies bin ich ebenso vorbereitet wie June.“

Jolyon starrte sie mit einer Bestürzung an, die einen Beigeschmack von Ironie hatte. Das also war die Antwort auf das Rätsel, das er sich selbst aufgegeben hatte, und seine Kinder waren doch echte Forsytes. Zwar Holly hätte ihm alles das früher sagen können! Aber er unterdrückte die sarkastischen Worte auf seinen Lippen. Zärtlichkeit für die Jugend war vielleicht sein heiligster Glaubensartikel. Ihm ward, ohne Zweifel, was er verdiente. Verlobt! Darum also hatte er jede Fühlung mit ihr verloren! Und mit Val Dartie — dem Neffen Soames’ — aus dem andern Lager! Die ganze Sache war sehr widerlich! Er klappte seine Staffelei zusammen und stellte seine Zeichnung gegen den Baum. „Hast du es June gesagt?“ „Ja. Sie sagt, sie werde mich irgendwie in ihrer Kabine unterbringen. Es ist eine Einzelkabine, aber eine von uns könnte auf dem Boden schlafen. Wenn du einverstanden bist, will sie jetzt hin, um die Erlaubnis einzuholen.“ „Einverstanden?“ dachte Jolyon. Etwas spät, danach zu fragen. Aber wieder hielt er an sich. „Du bist zu jung, meine Liebe; sie werden dich nicht lassen.“ „June kennt ein paar Leute, denen sie



verhalf, nach Kapstadt zu gehen. Wenn sie mich nicht pflegen lassen, könnte ich dort bleiben und weiterlernen. Laß mich gehen, Papa!“ Jolyon lächelte, weil er hätte weinen mögen. „Ich hindere nie jemand, etwas zu tun“, sagte er. Holly schlang die Arme um seinen Hals. „Oh! Papa, du bist der Beste von allen in der Welt!“ „Das heißt der Schlimmste“, dachte Jolyon. Hatte seine Toleranz jemals Zweifel in ihm erweckt, so geschah es jetzt. „Ich stehe nicht freundschaftlich mit Vals Familie“, sagte er, „und ich kenne Val nicht, aber Jolly mochte ihn nicht.“ Holly blickte ins Weite und sagte: „Ich liebe ihn.“ „Das entscheidet“, sagte Jolyon trocken, und als er den Ausdruck in ihrem Gesicht bemerkte, küßte er sie und dachte: „Gibt es wohl etwas Rührenderes als den Glauben junger Menschen?“ Wenn er ihr nicht geradezu verbot, zu gehen, mußte er der Sache die beste Seite abzugewinnen suchen, und so ging er mit June in die Stadt. Ob sie es ihrer Hartnäckigkeit oder der Tatsache zu verdanken hatten, daß der Beamte, den sie sprachen, ein alter Schulkamerad von Jolyon war, sie erhielten die Erlaubnis für Holly, die Einzelkabine zu teilen. Er begleitete sie am folgenden Abend zur Surbiton-Station, und mit Geld, Lebensmitteln für die Invaliden und Kreditbriefen versehen, ohne die kein Forsyte auf Reisen geht, sah er sie pünktlich abdampfen.

Bei strahlendem Himmel fuhr er zurück nach Robin Hill zu seinem späten Dinner, das von den Dienstboten mit doppelter Sorgfalt angerichtet war, um ihm zu zeigen, daß sie Teilnahme für ihn hatten, und mit doppelter Gewissenhaftigkeit verzehrte er es, um ihnen zu zeigen, daß er die Teilnahme schätzte. Aber er empfand es als eine wahre Erlösung, zu seiner Zigarette auf der Terrasse zu gelangen — deren Fliesen in Form und Farbe kunstvoll von Bosinney ausgewählt waren —, wo Nacht ihn rings umfing, eine so schöne Nacht, kaum ein Raunen in den Bäumen, und ein so süßer Duft, daß es ihm weh tat. Das Gras war feucht von Tau, und er wanderte auf den Fliesen auf und nieder, bis es ihm plötzlich vorkam, als sei er einer von dreien, die dort hin und her von einem Ende zum andern gingen, so daß sein Vater immer dem Haus zunächst war und sein Sohn immer am Rande der Terrasse. So wandelten sie Arm in Arm, und aus Furcht, sie zu stören, wagte er nicht, die Hand zu seiner Zigarette zu erheben, die ausbrannte und Asche auf ihn niederfallen ließ, bis sie ihm schließlich von den Lippen fiel, die heiß geworden waren. Da verließen sie ihn, und ihn fröstelte. Drei Jolyons in einem waren nie dort gewandert!

Er stand still und zählte die Geräusche — das Vorüberfahren eines Wagens auf der Landstraße, ein Eisenbahnzug in der Ferne, der Hund auf einem Nachbargehöft, die raunenden Bäume, der Groom, der auf seiner Groschenflöte blies. Eine Menge Sterne droben — strahlend und still, so weit entfernt! Noch kein Mond! Eben hell genug, ihm die dunklen Fahnen und Schwerter der Schwertlilien am Rande der Terrasse zu zeigen — seine Lieblingsblume mit den Farben der Nacht auf ihren geschwungenen, zerknitterten Blütenblättern. Er wandte sich dem Hause zu. Groß, unbeleuchtet, keine Seele außer ihm darin in diesem Teil. Völlige Einsamkeit! Er konnte hier nicht weiter allein leben! Und doch, weshalb sollte man sich einsam fühlen, solange es Schönheit gab? Die Antwort lautete — wie auf die müßige Frage eines Toren —: Weil er es war. Je größer die Schönheit, desto größer die Einsamkeit, denn Schönheit braucht Harmonie, und Harmonie — Vereinigung. Schönheit war kein Trost, wenn ihr die Seele fehlte. Er konnte die Nacht — diese zum Tollwerden schöne Nacht mit dem Schimmer der Trauben im Sternenschein und dem Atem von Gras und Honig darin — nicht genießen, wenn sie, für ihn der Inbegriff der Schönheit, ihr Wesen und ihre Verkörperung, von ihm abgeschnitten war — völlig abgeschnitten, und nur, er fühlte es, aus Gründen der Schicklichkeit.

Vergebens versuchte er zu schlafen, er kämpfte zu hart um die Resignation, die zu erlangen Forsytes so schwer fällt, da sie erzogen sind, ihre eigenen Wege zu gehen, und von ihren Vätern so bequem gestellt sind. Doch als es zu dämmern begann, schlummerte er ein und träumte bald einen sonderbaren Traum. Er war auf einer Bühne mit unermeßlich hohen reichen Vorhängen — hoch wie die Sterne —, die sich im Halbkreis von Rampenlicht zu Rampenlicht zogen. Er selbst war sehr klein, eine kleine schwarze Gestalt, die ruhelos auf und nieder wanderte; und das Merkwürdige war, daß er nicht nur er selbst war, sondern auch Soames, so daß er nicht nur erlebte, sondern zugleich beobachtete. Diese Gestalt von ihm selbst und Soames versuchte einen Weg hinaus durch die dunkeln, schweren Vorhänge zu finden, die ihn absperreten. Mehrmals war er dann vorbeigegangen, als er erfreut plötzlich einen engen Schlitz darin erblickte — unsagbar fern wie ein großer Spalt in der Farbe der Schwertlilien, wie ein Schimmer des Paradieses. Als er rasch vorwärts schritt, um hindurchzugehen, schlossen die Vorhänge sich vor ihm. Bitter enttäuscht ging er — oder war es Soames? — weiter vor, und da war wieder der Spalt, wo die Vorhänge sich teilten und gar zu

bald wieder schlossen. So ging es immer weiter, und er kam nie hindurch, bis er mit dem Wort ‚Irene‘ auf den Lippen erwachte. Der Traum beunruhigte ihn sehr, namentlich die Identifizierung seiner selbst mit Soames.

Am nächsten Morgen fand er es unmöglich, zu arbeiten, und verbrachte, Ermüdung suchend, Stunden damit, Jollys Pferd zu reiten. Und am zweiten Tag beschloß er, nach London zu fahren und zu sehen, ob er nicht Erlaubnis erhalten konnte, seinen Töchtern nach Südafrika zu folgen. Er hatte am folgenden Morgen gerade angefangen zu packen, als er diesen Brief erhielt:

,Green Hotel, Richmond, 13. Juni

Mein lieber Jolyon! Sie werden überrascht sein, zu sehen, wie nahe ich Ihnen bin. Paris wurde unmöglich — und ich bin hierher gekommen, um Ihren Rat einholen zu können. Ich würde Sie so sehr gern wiedersehen. Ich glaube, seit Sie Paris verließen, habe ich niemand getroffen, mit dem ich wirklich reden konnte. Steht alles gut bei Ihnen und mit Ihrem Jungen? Niemand weiß, glaube ich, daß ich jetzt hier bin. Immer Ihre Freundin Irene.’

Irene drei Meilen von ihm! — und abermals auf der Flucht! Ein sehr sonderbares Lächeln kam auf seine Lippen. Das war mehr, als er vermuten konnte! Gegen Mittag machte er sich zu Fuß auf, durch den Richmondpark zu gehen, und dachte: ‚Der Richmondpark! Bei Gott, das ist etwas für uns Forsytes!‘ Nicht daß Forsytes dort lebten — es lebte niemand dort außer einer königlichen Familie, den Parkhütern und dem Wild —, aber im Richmondpark durfte die Natur so weit gehen, durfte tapfer wagen, sich natürlich zu zeigen, sie schien zu sagen: Sieh, meine Triebe, sie sind beinah Leidenschaften, beinah unkontrollierbar, aber nicht ganz, natürlich; der Gipfel des Besitzes ist, sein eigener Herr zu sein! Ja! Der Richmondpark war sein eigener Herr, sogar an diesem strahlenden Junitag mit dem pfeilschnellen Kuckucksflug, ihrem Ruf, der von Wipfel zu Wipfel erschallte, und den Waldtauben, die den Hochsommer ankündigten.

Das Green Hotel, in das Jolyon um ein Uhr trat, stand dem berühmteren Gasthaus ‚Krone und Zepter‘ fast gegenüber; es war bescheiden und höchst solide, nie fehlte es an kaltem Braten, Stachelbeertorte und einer oder zwei Witwen von Stande, so daß fast immer ein Wagen mit zwei Pferden sich vor der Tür befand. In einem Zimmer mit Draperien von so steifem Kattun, daß jede

Gemütsbewegung ausgeschlossen schien, saß Irene auf einem gestickten Klavierstuhl und spielte ‚Hänsel und Gretel‘ aus einer alten Partitur. Über ihr an der Wand, die noch nicht im Morrisstil tapeziert war, hing ein Druck von der Königin auf einem Pony, von Jagdhunden, Schottenmützen und erlegten Hirschen umgeben; neben ihr in einem Blumentopf auf dem Fensterbrett stand eine weißrosa Fuchsie. Der Stil der Viktorianischen Zeit in dem Zimmer trat deutlich hervor, und in ihrem anliegenden Kleide mutete Irene Jolyon beinahe an wie Venus, die der Muschel des vergangenen Jahrhunderts entsteigt.

„Wenn der Wirt Augen hätte“, sagte er, „würde er Ihnen die Tür weisen; Sie passen nicht zu seiner Einrichtung.“ Mit diesen Worten half er sich leicht über die Erregung des Augenblicks hinweg. Nachdem sie kalten Braten, eingemachte Walnüsse und Stachelbeertorte gegessen und einen Krug Ingwerbier getrunken hatten, gingen sie in den Park, und dem leichten Gespräch folgte ein Schweigen, das Jolyon so gefürchtet hatte. „Sie haben mir noch nichts von Paris erzählt“, sagte er endlich. „Nein. Ich bin lange Zeit beobachtet worden; man gewöhnt sich daran. Dann aber kam Soames. Bei der kleinen Niobe — dieselbe Geschichte. Ob ich zu ihm zurückkommen wolle.“ „Unglaublich!“ Sie hatte gesprochen, ohne aufzublicken, jetzt aber tat sie es. Diese dunklen Augen, die an den seinen hingen, sagten, wie keine Worte es vermocht hätten: ‚Ich bin am Ende, wenn du mich willst, hier bin ich!‘ Hatte er, was Intensität der Gemütsbewegung anbetraf — so alt er war —, wohl je einen solchen Moment erlebt? Die Worte: ‚Irene, ich bete Sie an!‘ entschlüpften ihm beinahe. Dann aber sah er mit einer Klarheit, wie er sie bei solchen Visionen nicht für möglich gehalten hätte, Jolly mit weißem Gesicht gegen eine weiße Wand daliegen. „Mein Junge ist sehr krank da draußen“, sagte er. Irene schob ihren Arm unter den seinen. „Gehen wir weiter, ich verstehe.“ Jeder Versuch einer elenden Erklärung war überflüssig. Sie hatte verstanden! Und sie wanderten weiter zwischen dem Farnkraut, das schon kniehoch war, zwischen Kaninchenlöchern und Eichen und sprachen von Jolly. Er verließ sie zwei Stunden später am Richmond Hill Gate und kehrte nach Haus zurück. ‚Sie weiß also von meinem Gefühl für sie‘, dachte er. Natürlich! Man konnte es vor einer solchen Frau nicht verbergen!



## VIERTES KAPITEL

### ÜBER DEN FLUSS

Jolly war todmüde von Träumen. Sie hatten ihn allein gelassen, aber er war zu schwach und bleich, um wieder zu träumen, ihn allein gelassen, um regungslos dazuliegen und sich undeutlich ferner Dinge zu erinnern; er war eben noch imstande, die Augen zu wenden und durch das Fenster dicht neben seinem Lager auf das Stückchen Fluß zu starren, der im Sande vorüberfloß, und auf den wuchernden Milchbusch des Karoos drüben. Jetzt wußte er, was ein Karoo war, wenn er auch noch keine Buren sich wie Kaninchen hatte wälzen sehen oder das Pfeifen fliegender Kugeln gehört hatte. Diese Seuche hatte ihn heimtückisch überfallen, bevor er noch Pulver gerochen. Ein durstiger Tag und ein rascher Trunk, oder vielleicht eine verpestete Frucht — wer konnte es wissen? Er nicht, der nicht einmal Kraft genug besaß, dem Übel seinen Sieg zu neiden — eben nur genug, um zu wissen, daß viele hier lagen wie er, daß er krank war von wahnsinnigen Träumen; eben genug, den Faden von Fluß zu beobachten und sich undeutlich ferner Dinge zu erinnern . . .

Die Sonne war beinah untergegangen. Es würde bald kühler sein. Er hätte gern die Zeit gewußt — so gern seine alte Uhr gefühlt, die so butterweich war, sie repetieren hören mögen. Es war so gemütlich gewesen, so anheimelnd. Er hatte nicht einmal die Kraft, sich zu erinnern, daß die alte Uhr zuletzt an dem Tage aufgezogen worden war, als er anfang, hier zu liegen. Der Pulsschlag seines Gehirns war so schwach, daß er Gesichter, die kamen und gingen, das der Pflegerin, des Arztes, der Ordonnanzen, nicht zu unterscheiden vermochte, alle waren ein gleichgültiges Gesicht, und die Worte, die über ihn gesprochen wurden, hatten alle denselben Sinn — und meist gar keinen. Was er ehemals zu tun pflegte, war, wenn auch fern und unbestimmt, viel deutlicher — das Vorübergehen am Fuß der alten Treppe in Harrow — die Antwort ‚Hier!‘ beim Ruf des Lehrers — das Einpacken seiner Schuhe in die ‚Westminster Gazette‘, ein grünliches Papier, glänzende Schuhe — der Großvater, der irgendwo aus dem Dunkel kam — ein Geruch von Erde — das Haus mit dem Schwamm darin. Robin Hill! Das Begraben des Hundes Balthasar unter den Blättern! Papa! Heimat . . .

Das Bewußtsein kehrte wieder, und er bemerkte, daß kein Wasser in dem Fluß war — und daß jemand sprach. Wünschen Sie etwas?

Nein. Was konnte man wünschen? Zu schwach dazu — selbst zu schwach, seine Uhr schlagen zu hören...

Holly! Sie konnte niemals richtig werfen! Oh! Wirf zu! Nicht so niedrig werfen!... Rückwärts rudern! He! Zweiter — Er war Zweiter!... Das Bewußtsein kehrte nochmals wieder mit einer Empfindung von der violetten Dämmerung draußen und einem aufgehenden blutroten Halbmond. Seine Augen ruhten entzückt darauf, in den langen Minuten der Gehirnleere stieg er immer höher...

„Es ist vorbei, Doktor!“ Keine Schuhe mehr einpacken. Niemals mehr? „Nimm dich zusammen, Zweiter!“ Weine nicht! Geh ruhig — über den Fluß — schlafe!... Dunkel! Wenn doch — jemand — seine Uhr — schlagen ließe!

## FÜNFTES KAPITEL

SOAMES HANDELT

Ein versiegelter Brief in der Handschrift des Mr. Polteed blieb ungeöffnet in Soames' Tasche während der zwei Stunden anhaltender Aufmerksamkeit in Sachen der ‚New Colliery Company‘, mit der es beinah seit dem Rücktritt des alten Jolyon als Vorsitzender gehapert hatte und kürzlich so rasch abwärtsgegangen war, daß jetzt nichts als eine Liquidation übrigblieb. Er nahm den Brief beim Lunch in seinem Klub heraus, der ihm der Mahlzeiten wegen heilig war, die er früh in den siebziger Jahren dort mit seinem Vater eingenommen hatte, weil James es gern sah, daß er dorthin kam, um die Art seines künftigen Lebens kennenzulernen. Hier, in einer entlegenen Ecke vor einer Platte Hammelbraten und Kartoffelbrei, las er:

„Sehr geehrter Herr! Ihrer Anregung folgend, haben wir die Sache pünktlich am andern Ende mit befriedigendem Erfolg wieder aufgenommen. Beobachtungen von 47 haben uns instand gesetzt, 17 im Green Hotel, Richmond, festzustellen. Die beiden trafen sich, wie beobachtet wurde, in der vergangenen Woche täglich im Richmondpark. Bisher ist nichts durchaus Entscheidendes bemerkt worden. Aber im Verein mit dem, was wir am Anfang des Jahres in Paris erfuhren, bin ich überzeugt, daß wir das Gericht jetzt befriedigen könnten. Wir werden natürlich mit der Beobachtung der Sache fortfahren, bis wir von Ihnen hören. Hochachtungsvoll Claud Polteed.“

Soames las den Brief zweimal durch und winkte dem Kellner. „Nehmen Sie dies fort, es ist kalt.“ „Soll ich etwas anderes bringen, Sir?“ „Nein. Bringen Sie mir den Kaffee in das andere Zimmer.“ Und nachdem er bezahlt hatte, was er nicht gegessen, ging er ohne Zeichen des Erkennens an zwei Bekannten vorüber hinaus.

„Das Gericht befriedigen!“ dachte er, als er mit dem Kaffee vor sich an dem kleinen runden Marmortisch saß. Dieser Jolyon! Er goß sich den Kaffee ein, süßte ihn und trank ihn aus. Er würde ihn in den Augen seiner Kinder erniedrigen! Mit diesem festen Entschluß stand er auf und empfand zum ersten Male, wie nachteilig es war, sein eigener Anwalt zu sein. Er konnte diese skandalöse Sache nicht in seinem eigenen Büro führen. Er mußte seine innerste Privatehre einem Fremden anvertrauen, einem andern amtlichen Vertreter in schimpflichen Familienhändeln. Zu wem konnte er gehen? Linkman und Laver in der Budge Row vielleicht — sie waren zuverlässig, nicht zu angesehen, nur eine Grüßbekanntschaft. Doch bevor er zu ihnen ging, mußte er Polteed noch einmal sprechen. Bei diesem Gedanken überkam Soames jedoch ein Moment der Schwäche. Sein Geheimnis preisgeben? Wie die Worte finden? Sich der Verachtung und heimlichem Gelächter aussetzen? Aber schließlich, der Mensch wußte ja schon — o ja, er wußte es! Und in dem Gefühl, daß er jetzt ein Ende machen müsse, nahm er eine Droschke nach dem Westen.

Bei diesem heißen Wetter stand das Fenster von Mr. Polteeds Zimmer wirklich offen, und nur ein feinmaschiges Drahtnetz sollte das Eindringen der Fliegen verhüten. Zwei oder drei hatten versucht hereinzukommen und waren gefangen, so daß sie in der Erwartung, sogleich verschlungen zu werden, daran zu kleben schienen. Polteed, der der Richtung des Blicks seines Klienten folgte, stand, sich entschuldigend, auf und schloß das Fenster. „Affektierter Esel!“ dachte Soames. Wie alle, die im wesentlichen an sich selbst glauben, fand er sich in die Sache und sagte mit seinem leisen schiefen Lächeln: „Ich erhielt Ihren Brief, jetzt werde ich handeln. Vermutlich wissen Sie, wer die Dame, die Sie beobachten lassen, tatsächlich ist?“ Mr. Polteeds Ausdruck in diesem Augenblick war ein Meisterstück. Er sagte deutlich: „Aber was denken Sie? Nur berufliches Wissen, ich versichere Sie — verzeihen Sie, bitte!“ Er machte eine leise Bewegung mit der Hand, als wolle er sagen: „So etwas — so etwas kommt bei uns schon vor!“ „Gut denn“, sagte Soames, seine Lippen netzend, „dann ist nichts weiter zu sagen nötig. Ich gebe Linkman und Laver, Budge

Row, Anweisung, die Sache zu übernehmen. Ihre Zeugenaussage brauche ich nicht, aber senden Sie ihnen um fünf Uhr freundlichst Ihren Bericht und fahren Sie fort, die äußerste Verschwiegenheit zu bewahren.“ Mr. Polteed schloß die Augen halb, wie um anzuzeigen, daß er seinem Wunsche sofort nachkommen werde. „Sind Sie überzeugt“, fragte Soames mit plötzlicher Energie, „daß es genügt?“ Mr. Polteed zuckte fast unmerklich die Achseln. „Sie können es riskieren“, murmelte er, „mit dem, was wir haben, und im Hinblick auf die menschliche Natur können Sie es riskieren.“ Soames erhob sich. „Sie müssen nach Mr. Linkman fragen. Danke, behalten Sie Ihren Platz.“ Er konnte es nicht ertragen, Mr. Polteed wie sonst zwischen sich und die Tür gleiten zu sehen. Im Sonnenschein in der Piccadilly trocknete er sich die Stirn. Das war das Schlimmste von allem gewesen — er konnte Fremde besser vertragen. Und er ging in die City zurück, zu tun, was ihm noch bevorstand.

An diesem Abend in Park Lane, als er seinen Vater beim Essen beobachtete, übermannte ihn sein altes Sehnen nach einem Sohn — einem Sohn, der ihn bei Essen beobachten sollte, wenn es bergab mit ihm ging, den er auf seine Knie setzen konnte, wie James es einst mit ihm zu tun gepflegt; einem Sohn, den er selbst gezeugt, der ihn verstehen konnte, weil er vom selben Fleisch und Blut war — ihn verstehen und ihn trösten, und der reicher und kultivierter sein würde als er, weil er in besserer Lage anfangen konnte. Alt werden, wie diese hagere, graue, gebrechliche, dünne Gestalt, die dort saß — und ganz allein sein mit Besitztümern, die sich um einen häuften; an nichts Interesse haben, weil es keine Zukunft hatte und von ihm an Hände, Münder und Augen kommen würde, an denen ihm nicht das geringste lag! Nein! Jetzt wollte er es erzwingen und frei sein, um zu heiraten und einen Sohn zu haben, für den er sorgen konnte, bevor er ein so alter, alter Mann war wie sein Vater, dessen sehnsüchtiger Blick bald auf seinem Kalbsbries, bald auf seinem Sohne ruhte.

In dieser Stimmung ging er zu Bett. Doch während er warm zwischen den feinen Leinentüchern lag, die Emily vorsorglich angeschafft hatte, war er von Erinnerungen und Qualen heimgesucht. Er war besessen von Irenens Bild, meinte ihren Körper fast zu fühlen. Weshalb war er jemals so töricht gewesen, sie wiederzusehen und sich von dieser Flut mitreißen zu lassen, so daß es schmerzte, an sie zu denken — mit diesem Mann, diesem Manne, der sie ihm stahl!



## SECHSTES KAPITEL

### EIN SOMMERTAG

In den Tagen, die dem ersten Spaziergang mit Irene im Richmond-park folgten, kam Jolyon sein Junge selten aus dem Sinn. Es waren keine weiteren Nachrichten eingetroffen; Nachfragen beim Kriegsministerium hatten keinen Erfolg, noch konnte er erwarten, vor mindestens drei Wochen von June und Holly etwas zu hören. In diesen Tagen fühlte er, wie unvollkommen seine Vorstellung von Jolly und welch ein Dilettant von Vater er gewesen war. Nicht eine Erinnerung, in der Zorn eine Rolle spielte; nicht eine an Wiederversöhnung, weil nie ein Bruch stattgefunden hatte, noch auch eine vertrauliche Aussprache von Herz zu Herz, nicht einmal, als Jollys Mutter starb. Nichts als halb ironische Zuneigung. Er hatte sich aus Furcht, seine Freiheit zu verlieren oder der seines Jungen ins Gehege zu kommen, zu sehr gescheut, sich irgendeiner Richtung preiszugeben.

Nur in Irenens Gegenwart fand er Erleichterung, aber ihn verwirrte die stetig wachsende Wahrnehmung, wie geteilt sein Empfinden zwischen ihr und seinem Sohne war. Mit Jolly war für ihn all sein Sinn für Fortsetzung und sozialen Glauben verknüpft, den er in seiner Jugend und dann während der Schuljahre und des Universitätslebens seines Jungen so tief eingesogen — all sein Streben, nicht zu berühren, was Vater und Sohn voneinander erwarteten. Mit Irene war all seine Freude an Schönheit und Natur verknüpft. Und er schien immer weniger und weniger zu wissen, was stärker in ihm war. Aus dieser sentimentalsten Erstarrung wurde er jedoch eines Nachmittags, gerade als er im Begriff war, sich nach Richmond aufzumachen, rauh durch einen jungen Mann erweckt, der mit einem Zweirad und einem merkwürdig bekannten Gesicht leise lächelnd auf ihn zukam. „Mr. Jolyon Forsyte? Bitte!“ Er übergab Jolyon einen Brief, schob das Rad auf den Weg und fuhr davon. Bestürzt öffnete Jolyon das Schreiben.

„Vorladung in Scheidungssachen Forsyte contra Forsyte und Forsyte!“ Einem Gefühl von Scham und Abscheu folgte augenblicklich die Reaktion: „Was willst du denn?! Das ist ja, was du brauchst, und du magst es nicht!“ Aber sie hatte es sicher ebenfalls erhalten, und er mußte sofort zu ihr gehen. Er überlegte, während er unterwegs war. Es war eine ironische Geschichte! Denn was die Heilige

Schrift auch von dem Herzen sagen mochte, es gehörte mehr als nur Sehnsucht dazu, das Gesetz zu befriedigen. Sie konnten diese Klage sehr gut abweisen oder es wenigstens im guten Glauben versuchen. Aber der Gedanke daran empörte Jolyon. War er auch nicht wirklich ihr Liebhaber, so wünschte er doch, es zu sein, und er wußte, daß sie bereit war, zu ihm zu kommen. Ihr Antlitz hatte es ihm gesagt. Allein er hatte keine übertriebene Vorstellung von ihrem Gefühl für ihn. Sie hatte ihre große Leidenschaft gehabt, und er konnte in seinem Alter keine zweite von ihr erwarten. Aber sie hatte Vertrauen zu ihm, empfand Zuneigung für ihn, und sie mußte fühlen, daß er eine Zuflucht für sie war. Da sie wußte, daß er sie anbetete, würde sie ihn sicherlich nicht bitten, die Klage abzuweisen. Dem Himmel sei Dank, sie hatte nicht die verrückte britische Gewissenhaftigkeit, die um des Verzichts willen auf Glück verzichtet! Sie würde sich freuen, auf diese Weise frei zu werden — nach siebzehn Jahren lebendigen Todes! Und daß es vor die Öffentlichkeit kam, war nicht zu vermeiden. Die Abweisung der Klage würde die Schande nicht von ihnen nehmen. Jolyon hatte völlig das Gefühl eines Forsyte, dessen Privatleben bedroht ist: Sollte das Gesetz gegen ihn sein, dann wenigstens mit gutem Grund. Die Vorstellung, vor den Schranken der Wahrheit gemäß zu beschwören, daß es zu keiner Gebärde, nicht einmal einem Wort der Liebe zwischen ihnen gekommen war, schien ihm überdies erniedrigender, als stillschweigend die Schande, ein Ehebrecher zu sein, auf sich zu nehmen — viel erniedrigender im Hinblick auf das Gefühl in seinem Herzen und ebenso peinlich und schlimm für seine Kinder. Der Gedanke, für seine Zusammenkünfte in Paris und die Spaziergänge im Richmondpark vor einem Richter und zwölf Durchschnittsengländern irgendeinen Vorwand zu finden, wenn er konnte, war ihm entsetzlich. Die Brutalität und heuchlerische Strenge dieser Sittenrichter, die Wahrscheinlichkeit, daß man ihnen nicht glauben würde — die Idee allein, sie, die er als Verkörperung der Natur und der Schönheit betrachtete, dort vor all den argwöhnischen Augen stehen zu sehen, war ihm fürchterlich. Nein, nein! Die Abweisung der Klage bedeutete nur eine Sensation für London und reißenden Absatz der Zeitungen. Tausendmal besser, anzunehmen, was Soames und die Götter schickten! ‚Außerdem‘, dachte er ehrlich, ‚wer weiß, ob ich, selbst um meines Jungen willen, diesen Zustand noch länger hätte ertragen können. Jedenfalls kommt ihr Hals endlich aus der Schlinge!‘ So vertieft, hatte er die große Hitze kaum bemerkt. Der Himmel hatte

sich bezogen, war purpurn mit kleinen Streifen von Weiß darin. Ein schwerer Regentropfen drückte ein kleines Sternmuster in den Staub des Weges, als er in den Park eintrat. „Hu!“ dachte er, „Gewitter! Hoffentlich kommt sie mir nicht entgegen; es fängt schon an zu regnen!“ Aber da sah er Irene schon auf das Tor zukommen. „Wir müssen rasch zurück nach Robin Hill“, dachte er.

Der Sturm war um vier Uhr über „The Poultry“ gekommen und hatte den Schreibern in allen Büros eine willkommene Zerstreuung gebracht. Soames trank gerade eine Tasse Tee, als ihm ein Billett übergeben wurde:

„Sehr geehrter Herr!“

Forsyte c. Forsyte und Forsyte

Ihren Instruktionen gemäß erlauben wir uns, Ihnen mitzuteilen, daß wir den Beklagten in Robin Hill respektive Richmond heute persönlich die Vorladung zugestellt haben.

Hochachtungsvoll

Linkman & Laver.“

Einige Minuten starrte Soames auf das Billett. Gleich nachdem er jene Instruktionen gegeben hatte, war er in Versuchung gewesen, sie zu widerrufen. Es war so schmachvoll, solch eine Schande! Die Beweise und was er gehört hatte, waren ihm nie wirklich entscheidend erschienen; immer weniger glaubte er, daß die beiden bis zu diesem Punkt vorgegangen waren. Dies aber würde sie natürlich dazu treiben, und er litt bei dem Gedanken. Diesem Manne sollte ihre Liebe gehören, wo es ihm nicht gelungen war, sie zu gewinnen! War es zu spät? Gab es jetzt, wo sie durch diese Klage aufgeschreckt waren, kein Mittel, sie auseinanderzubringen? „Aber wenn ich nicht sofort handle“, dachte er, „wird es zu spät, wo sie dies Ding da nun bekommen haben. Ich will ihn aufsuchen. Ich gehe zu ihm!“ Und krank vor nervöser Erregtheit schickte er nach einer der neumodischen Motordroschken. Es konnte lange dauern, den Mann zu Fall zu bringen, und Gott weiß zu welcher Entscheidung sie nach solch einem Schlag kommen konnten! „Wäre ich so ein theatralischer Esel“, dachte er, „so müßte ich eigentlich eine Peitsche oder eine Pistole oder dergleichen mitnehmen!“ Er nahm statt dessen aber in der Absicht, sie unterwegs zu lesen, ein Bündel Akten in Sachen „Magentie

contra Wake' mit. Allein er öffnete es nicht einmal, sondern saß ganz still, ließ sich schütteln und rütteln und merkte nichts von dem Luftzug hinten am Halse noch den Maschinenölgeruch. Er mußte sich nach Jolyons Haltung richten; die Hauptsache war, den Kopf oben zu behalten!

London hatte bereits begonnen, seine Arbeiter auszuspiesen, als er sich der Putney Bridge näherte; der Ameisenhaufen war in Bewegung nach außerhalb. Was für eine Menge Ameisen, die alle einen Lebensunterhalt brauchen und ängstlich bemüht sind, in dem großen Getriebe etwas zu erhaschen! Vielleicht zum erstenmal in seinem Leben dachte Soames: ‚Ich könnte alles gehen lassen, wenn ich wollte! Nichts könnte mir etwas anhaben; ich könnte ihnen ein Schnippchen schlagen, leben, wie ich wollte — mich amüsieren!‘ Nein! Man konnte nicht leben, wie er es getan, und dann alles fallenlassen — sich dem Wohlleben hingeben, sein Geld vergeuden und den Ruf, den er sich erworben. Das Leben eines Mannes gipfelte in dem, was er besaß und zu besitzen strebte. Nur Toren dachten anders — Toren, Sozialisten und Wüstlinge!

Die Droschke fuhr jetzt an Villen vorüber, es ging sehr schnell. ‚Fünfzehn Meilen die Stunde, glaube ich‘, überlegte er, ‚das wird die Leute anspornen, außerhalb der Stadt zu leben!‘ Und er dachte daran, wie es auf die Grundstücke in London wirken würde, die sein Vater besaß — er selbst hatte sich nie zu dieser Art der Anlage verstehen können, als Sammler hatte er alle flüssigen Mittel für seine Bilder gebraucht. Und die Droschke eilte weiter, den Hügel hinter Wimbledon Common hinunter. Diese Zusammenkunft! Sicher würde ein Mann von über zweiundfünfzig mit erwachsenen Kindern, ein Maler in gesicherter Stellung, nicht unverständig sein. ‚Er wird nicht Schande über seine Familie bringen wollen‘, dachte er, ‚er liebte seinen Vater wie ich den meinen, und sie waren Brüder. Diese Frau zerstört alles — was ist es nur in ihr? Ich bin nie dahintergekommen.‘ Die Droschke bog ab, fuhr am Rande eines Waldes entlang, und er hörte einen späten Kuckuck rufen, beinah den ersten, den er in diesem Jahr gehört. Er war jetzt dem Platz fast gegenüber, den er ursprünglich für sein Haus gewählt hatte und der so ohne weiteres von Bosinney zugunsten seiner eigenen Wahl verworfen wurde. Er wischte sich mit dem Taschentuch über Gesicht und Hände und atmete tief, um eine feste Haltung zu gewinnen. ‚Kopf oben behalten!‘ dachte er, ‚Kopf oben behalten!‘

Die Droschke bog in den Fahrweg ein, der sein eigener hätte sein



können, und er vernahm Töne von Musik. Er hatte Jolyons Töchter ganz vergessen. „Ich komme vielleicht gleich wieder heraus“, sagte er zu dem Kutscher, „oder ich werde vielleicht auch einige Zeit aufgehalten.“ Und er klingelte. Als er dem Mädchen durch die Vorhänge in die innere Halle folgte, empfand er eine Erleichterung bei dem Gedanken, daß der Anprall dieser Begegnung durch June oder Holly gemildert werden würde, von denen eine wohl da drinnen spielte, und sah daher mit größtem Erstaunen Irene am Klavier und Jolyon zuhörend in einem Armstuhl sitzen. Beide erhoben sich. Das Blut stieg Soames zu Kopf, und sein Vorsatz, sich nach diesem oder jenem zu richten, war völlig vergessen. Der Blick seiner Farmer-vorfahren — der mürrischen Forsytes unten an der See — starrte aus seinem Gesicht. „Sehr hübsch!“ sagte er. Er hörte Jolyon murmeln: „Dies ist wohl kaum der Ort — wir wollen ins Arbeitszimmer gehen, wenn es dir recht ist.“ Und beide gingen mit ihm durch die Öffnung des Vorhangs. In dem kleinen Zimmer, in das er ihnen folgte, stand Irene an dem offenen Fenster und Jolyon dicht neben ihr an einem großen Stuhl. Soames schlug die Tür laut hinter sich zu; das Geräusch trug ihn durch all die Jahre zurück zu dem Tage, wo er Jolyon die Haustür vor der Nase zugeschlagen hatte — sie ihm vor der Nase zugeschlagen, weil er sich in seine Angelegenheiten gemischt hatte. „Nun“, sagte er, „was habt ihr hierzu zu sagen?“ Der Mann hatte die Frechheit, zu lächeln. „Was wir heute erhalten haben, nimmt dir das Recht, zu fragen. Ich hätte gedacht, du wärest froh, deinen Hals aus der Schlinge zu ziehen.“ „Oh!“ sagte Soames; „glaubst du? Ich kam, dir zu sagen, daß ich mich unter Preisgebung aller Einzelheiten der Schande von ihr scheiden lassen werde, wenn ihr nicht schwört, einander von jetzt an zu meiden.“ Er war erstaunt über seinen Redefluß, weil er im Herzen stammelte und seine Hände zuckten. Keiner von ihnen antwortete; aber in ihren Gesichtern glaubte er Verachtung zu lesen. „Nun, Irene — und du?“ sagte er. Ihre Lippen bewegten sich, aber Jolyon legte seine Hand auf ihren Arm. „Laß sie“, sagte Soames wütend, „Irene, willst du es schwören?“ „Nein.“ „So! und du!“ „Noch weniger!“ „Dann bist du also schuldig, nicht wahr?“ „Ja, schuldig!“ Es war Irene, die das mit ihrer klaren Stimme sagte, mit jener unnahbaren Miene, die ihn so oft bis zur Raserei gebracht hatte, und ganz außer sich, rief er: „Du bist ein Teufel!“ „Hinaus! Verlasse dieses Haus, oder ich schlag dich nieder!“ Dieser Bursche wagte so zu sprechen! Wußte er denn, wie nahe er daran war, sich den Hals zu brechen? „Ein Testamentsvoll-

strecker, der anvertrautes Gut angreift!“ sagte er, „ein Dieb, der die Frau seines Vetters stiehlt.“ „Nenne mich, wie du willst. Du hast dein Teil gewählt und wir das unsrige. Hinaus!“ Hätte Soames eine Waffe mitgebracht, so würde er sie in diesem Augenblick wohl gebraucht haben. „Das sollst du mir bezahlen!“ sagte er. „Wird mich sehr freuen.“ Bei dieser grausamen Verdrehung dessen, was er mit seinen Worten gemeint, obendrein noch von dem Sohn des Mannes, der ihm den Spottnamen ‚Der reiche Mann‘ gegeben, blickte Soames wild umher. Es war lächerlich! Hier standen sie, durch eine geheime Gewalt zurückgehalten, Gewalt zu brauchen. Kein Schlag möglich, kein Wort, das traf. Aber er konnte nicht, wußte nicht, wie er umkehren und fortgehen sollte. Seine Augen hefteten sich auf Irenens Gesicht — es war wohl das letztmal, daß er dies verhängnisvolle Antlitz sah — kein Zweifel, das letztmal!

„Du wirst“, sagte er plötzlich, „ich hoffe, du wirst ihn behandeln, wie du mich behandelt hast —“ Er sah sie zurückfahren, und mit einem Gefühl, das nicht ganz Triumph und nicht ganz Erleichterung war, riß er die Tür auf, ging durch die Halle und stieg in seine Droschke. Er lehnte sich mit geschlossenen Augen in die Polster. Nie im Leben war er mörderischer Gewalt so nahe gewesen, hatte nie so seine Zurückhaltung vergessen, die seine zweite Natur war. Er hatte eine Empfindung von Nacktheit, des Entblößtseins, als hätte alle Kraft ihn verlassen — als wäre das Leben sinnlos, als weigere das Hirn sich zu arbeiten. Die Sonne strömte zu ihm herein, aber er fror. Die Szene, die er durchgemacht, war ihm schon entglitten, was vor ihm lag, wollte nicht Gestalt annehmen, er vermochte nichts zu fassen; und er erschrak, als hinge er über dem Rande eines Abgrunds, als müsse er bei einer weiteren Bewegung den Verstand verlieren. ‚Das ist nichts für mich‘, dachte er; ‚ich darf das nicht — es ist nichts für mich.‘ Die Droschke eilte weiter, und in mechanischer Folge kamen sie an Bäumen, Häusern, Leuten vorbei, doch alles war ohne Sinn. ‚Ich fühle mich sehr sonderbar‘, dachte er, ‚ich werde ein türkisches Bad nehmen. Ich — war nahe daran zu unterliegen, so geht es nicht weiter.‘ Die Droschke rasselte ihren Weg zurück über die Brücke, Fulham Road hinauf und den HydePark entlang. „Ins Türkische Bad“, sagte Soames. Merkwürdig, daß an einem so warmen Sommertag Hitze so angenehm sein sollte! Als er in den heißen Raum trat, begegnete er George Forsyte, der rot und strahlend gerade herauskam. „Hallo!“ sagte George; „wozu trainierst du dich? Du hast nicht viel zuzusetzen.“ Narr! Soames ging mit seinem

schiefen Lächeln an ihm vorüber. Als er dalag und seine Haut bei den ersten Anzeichen der Transpiration eifrig rieb, dachte er: „Mögen sie lachen! Ich kümmere mich nicht darum! Ich vertrage keine Heftigkeit! Es bekommt mir nicht!“

## SIEBENTES KAPITEL

### EINE SOMMERNACHT

Soames hinterließ tödliche Stille in dem kleinen Arbeitszimmer. „Haben Sie Dank für die schöne Lüge“, sagte Jolyon plötzlich, „kommen Sie heraus — die Luft hier ist nicht mehr, wie sie war!“ Vor einer langen, hohen, gen Süden gelegenen Mauer, wo Pfirsichbäume gezogen wurden, gingen die beiden schweigend auf und nieder. Der alte Jolyon hatte zwischen der grasigen Terrasse und den feuchten Wiesen voller Ranunkeln und großen vollen Maßliebchen in Abständen voneinander einige Zypressen gepflanzt; zwölf Jahre lang hatten sie gegrünt, bis ihre dunkle spiralenförmige Gestalt völlig an Italien erinnerte. Vögel flatterten leise durch das nasse Gebüsch, die Schwalben, mit einem stahlblauen Schimmer auf den schnellen kleinen Körpern, schossen vorüber, das Gras war frühlingshaft unter den Füßen und erfrischte mit seinem Grün; und Schmetterlinge jagten einander. Nach dieser peinlichen Szene war die Ruhe der Natur von wunderbarer Wirkung. Unterhalb der durchsonnten Mauer lief der schmale Streifen eines Gartenbeetes mit Reseden und Stiefmütterchen, und von den Bienen kam ein leises Gsumm, in dem alle andern Töne mitklangen — das Muhen einer Kuh, der man das Kälbchen fortgenommen, und der Ruf eines Kuckucks von einer Ulme unten an der Wiese. Wer hätte gedacht, daß hinter ihnen, zehn Meilen weiter, London begann — das London der Forsytes mit seinem Reichtum, seinem Elend, seinem Schmutz und seinem Lärm; mit seinen verstreuten Steininseln der Schönheit, seiner grauen See von garstigen Ziegeln und Stuck! Das London, das Irenens frühe Tragödie gesehen und Jolyons harte Zeiten; dieses Spinnennetz, diese fürstliche Werkstatt habsüchtigen Strebens!

Und während sie dort gingen, grübelte Jolyon über die Worte: „Ich hoffe, du wirst ihn behandeln, wie du mich behandelt hast.“ Das würde von ihm abhängen. Konnte er sich trauen? Erlaubte die Natur einem Forsyte, sich nicht sklavisch untertan zu machen, was er an-

betete? Konnte Schönheit ihm anvertraut werden? Oder würde sie nicht nur als Besuch kommen, wenn sie gerade wollte, die Seine für flüchtige Augenblicke, und zurückkehren, wenn es ihr gefiele? ‚Wir sind eine Räuberbande!‘ dachte Jolyon, ‚engherzig und gierig, die Blüte des Lebens ist nicht sicher vor uns. Mag sie zu mir kommen, wann sie will, wie sie will, oder gar nicht, wenn sie nicht will. Ich möchte nur ihr Beistand sein, ihr Obdach, nie – niemals ihr Käfig!‘ Sie war die Schönheit in seinem Traum. Würde er jetzt durch den Vorhang kommen und sie erreichen? War die reiche Masse von Hab und Gut, der einengende Bau eigennütziger Bestrebungen verkörpert in dieser kleinen schwarzen Gestalt von ihm und Soames – würde der Vorhang zerreißen, so daß er hindurch konnte zu seiner Vision und dort etwas finden, das nicht nur für die Sinne war? ‚Wenn ich‘, dachte er, ‚wenn ich nur wüßte, wie ich es anfangen soll, nicht zuzugreifen und zu zerstören!‘

Bei Tisch aber waren Pläne zu machen. Heute abend sollte sie ins Hotel zurück, morgen jedoch wollte er sie nach London mitnehmen. Er mußte seinen Anwalt – Jack Herring – instruieren. Sie wollten keinen Finger rühren, den Prozeß zu verhindern. Exemplarischer Schadenersatz, gerichtliche Maßnahmen, Kosten, was sie wollten, wenn es nur schnell vorüberginge, so daß sie den Hals endlich aus der Schlinge bekäme! Morgen wollte er Herring aufsuchen – sie würden zusammen hingehen. Und dann – ins Ausland, ohne einen Zweifel zu hinterlassen oder den Zeugen Schwierigkeiten zu machen, die Lüge, die sie gesagt, sollte zur Wahrheit werden. Er sah sich nach ihr um, und seine anbetenden Augen meinten dort mehr als eine Frau sitzen zu sehen. Den Geist der Schönheit, tief und geheimnisvoll, den die alten Meister, Tizian, Giorgione, Botticelli, einzufangen gewußt und auf die Gesichter ihrer Frauen zu übertragen verstanden hatten – diese unirdische Schönheit sah er von ihrer Stirn, ihrem Haar, ihren Lippen und ihren Augen widerstrahlen. ‚Und das soll mir gehören!‘ dachte er. ‚Es macht mir angst!‘

Nach Tisch gingen sie hinaus auf die Terrasse, um dort ihren Kaffee zu nehmen. Sie saßen lange da, der Abend war so wundervoll, und beobachteten das langsame Anbrechen der Sommernacht. Es war noch warm, und die Luft duftete nach Lindenblüten – sehr früh in diesem Sommer. Zwei Fledermäuse huschten mit dem leisen geheimnisvollen Geräusch vorüber, das sie machen. Er hatte die Stühle vor das Fenster des Lesezimmers gestellt, und die Motten flogen hinein, das gedämpfte Licht drinnen zu besuchen. Es war still,



kein Wind, und kein Raunen in der alten Eiche fünfzig Schritte von ihnen! Der Mond ging, beinah voll, hinter dem Wäldchen auf, und die beiden Lichter kämpften, bis das Mondlicht siegte und Farbe und Wesen des ganzen Gartens veränderte, sich die Fliesen hinaufstahl, an ihre Füße reichte, emporklomm und ihre Gesichter verwandelte.

Schließlich sagte Jolyon: „Sie werden müde sein, wir sollten lieber aufbrechen. Das Mädchen wird Ihnen Hollys Zimmer zeigen“, und er klingelte vom Lesezimmer aus. Das Mädchen, das hereinkam, reichte ihm ein Telegramm. Sein Blick folgte Irene, und er dachte: ‚Das muß vor einer oder zwei Stunden gekommen sein, und sie hat es uns nicht herausgebracht! Da sieht man! Nun, bald werden sie einen triftigen Grund haben, uns zu verdammen.‘ Dann öffnete er das Telegramm und las:

„Jolyon Forsyte, Robin Hill. — Ihr Sohn entschlief schmerzlos am 20. Juni. In tiefster Teilnahme“ — ein ihm unbekannter Name.

Er ließ es fallen, wandte sich um und stand reglos da. Der Mond schien zu ihm herein, eine Motte flog ihm ins Gesicht. Der erste Tag, wo er nicht beinah unaufhörlich an Jolly gedacht hatte. Er ging blindlings ans Fenster, stieß an den alten Armstuhl — den Armstuhl seines Vaters — und sank auf die Lehne nieder. Dort saß er zusammengekauert und starrte in die Nacht. Erloschen wie die Flamme einer Kerze, weit von zu Hause, von Liebe, ganz allein, im Dunkeln! Sein Junge. Von klein auf immer so gut — so freundlich zu ihm! Zwanzig Jahre alt, und niedergemäht wie Gras — kein Funken Leben mehr in ihm! ‚Ich habe ihn nicht recht gekannt‘, dachte er, ‚und er hat mich nicht gekannt, aber wir haben einander liebgehabt. Nur auf die Liebe kommt es an.‘

Dort draußen sterben müssen — einsam — voll Sehnsucht nach ihnen — voll Sehnsucht nach Haus! Das schien seinem Forsyteherzen schmerzlicher, beklagenswerter als der Tod selbst. Kein Schutz, kein Obdach, keine Liebe bis zuletzt! Und das tief wurzelnde Gefühl der Zusammengehörigkeit in ihm, sein Familiensinn und das Hängen an dem eigenen Fleisch und Blut, das in dem alten Jolyon so stark gewesen — das bei allen Forsytes so stark war —, schien schwer verletzt, abgeschnitten und zerrissen durch das einsame Hinscheiden seines Jungen. Viel besser, er wäre in der Schlacht gefallen, ohne Zeit zu haben, sich nach ihnen zu sehnen, vielleicht in seinem Delirium nach ihnen zu rufen!

Der Mond stand jetzt hinter der Eiche und verlieh ihr ein unnatürliches Leben, so daß sie ihn zu beobachten schien — die Eiche, auf die sein Junge so gern geklettert war, von der er einst heruntergefallen war und sich verletzt hatte, ohne zu weinen!

Die Tür knarrte. Er sah Irene hereinkommen, das Telegramm aufheben und es lesen. Er hörte das leise Rascheln ihres Kleides. Sie sank dicht neben ihm auf die Knie, und er zwang sich, ihr zuzulächeln. Sie streckte die Arme nach ihm aus und zog seinen Kopf an sich, bis er an ihrer Schulter ruhte. Ihr Duft und ihre Wärme hüllten ihn ein, und ihre Gegenwart eroberte langsam sein ganzes Wesen.

## ACHTES KAPITEL

### JAMES IN ERWARTUNG

Durch das Dampfbad beruhigt, speiste Soames im ‚Remove‘ und begab sich darauf nach Park Lane. Sein Vater war in letzter Zeit nicht wohl gewesen. Dies mußte ihm verschwiegen werden! Nie bis zu diesem Augenblick hatte er sich vergegenwärtigt, wie schwer die Furcht, James mit seinem grauen Haar durch Kummer ins Grab zu bringen, bei ihm ins Gewicht fiel, wie innig sie mit seinem eigenen Schauer vor Skandal verbunden war. Seine Liebe für seinen Vater, die immer tief gewesen, hatte sich in den letzten Jahren durch das Bewußtsein gesteigert, daß James auf ihn als einzigen Halt in seinem hohen Alter blickte. Es dünkte ihn traurig, daß jemand, der sein ganzes Leben so vorsichtig gewesen und so viel für den Familiennamen getan, daß sein solider Reichtum und sein Ansehen beinah sprichwörtlich geworden waren, dies vor seinem nahen Ende in allen Zeitungen lesen sollte. Es war, wie dem Tode, diesem unentrinnbaren Feind aller Forsytes, eine hilfreiche Hand zu reichen. ‚Ich muß es Mutter sagen‘, dachte er, ‚und wenn es soweit ist, müssen wir ihm die Zeitungen vorenthalten. Er sieht kaum jemand.‘ Mit seinem Drücker schloß er die Haustür auf und wollte eben die Treppe hinaufgehen, als er eine unruhige Bewegung im Treppenflur des zweiten Stockes bemerkte. Die Stimme seiner Mutter sagte: „Aber James, du wirst dich erkälten. Weshalb kannst du nicht ruhig warten?“ Sein Vater antwortete: „Warten? Ich warte immer. Warum kommt er nicht?“ „Du kannst ja morgen früh mit ihm sprechen, anstatt hier im Flur wie eine Vogelscheuche dazustehen.“ „Er wird gewiß

gleich nach oben und zu Bett gehen. Ich kann nicht schlafen.“ „Komm nun zurück ins Bett, James.“ „Ach! Ich könnte sterben vor morgen früh, wer kann es wissen.“ „Du wirst nicht bis morgen früh zu warten brauchen; ich werde hinuntergehen und ihn heraufbringen. Reg dich nicht auf!“ „Du bist immer — immer so obenauf. Vielleicht kommt er überhaupt nicht.“ „Nun, wenn er nicht kommt, kannst du ihn durch dein Draußenstehen hier im Schlafrock auch nicht abfangen.“

Soames kam den letzten Absatz herauf und erblickte die hohe Gestalt seines Vaters in einem braunen wattierten Seidenschlafrock über das Geländer gebeugt. Das Licht fiel auf sein silbriges Haar und seinen Bart und umgab seinen Kopf wie ein Glorienschein. „Da ist er!“ hört er ihn mit gekränkter Stimme sagen, und darauf die gleichmütige Antwort seiner Mutter von der Schlafzimmertür aus: „Das ist schön. Komm herein, dann will ich dir das Haar bürsten.“ James streckte einen dünnen, gebogenen Finger aus, es war unheimlich wie das Winken eines Skeletts, und verschwand durch die Tür seines Schlafzimmers. „Was bedeutet das?“ dachte Soames. „Was hat er nur wieder?“ Sein Vater saß vor dem Toilettetisch neben dem Spiegel, während Emily langsam mit zwei silbernen Bürsten über sein Haar strich. Sie pflegte das mehrmals am Tage zu tun, denn die Wirkung auf ihn war ungefähr wie bei einer Katze, die man zwischen den Ohren kratzt. „Da bist du ja!“ sagte er. „Ich habe auf dich gewartet.“ Soames streichelte seine Schulter, dann nahm er einen silbernen Knöpfer auf und prüfte die Marke darauf. „Du siehst besser aus“, sagte er. James schüttelte den Kopf. „Ich möchte dir etwas sagen. Deine Mutter weiß nichts davon.“ Er sprach in einem Ton über Emilys Unkenntnis der Sache, von der er ihr nichts gesagt hatte, als wäre es eine Kränkung für ihn. „Dein Vater ist den ganzen Abend in großer Aufregung. Ich weiß wahrhaftig nicht worüber.“ Das leise Wisch-Wisch der Bürsten war wie eine Fortsetzung ihrer besänftigenden Stimme. „Nein! du weißt nichts“, sagte James, „Soames kann es mir sagen.“ Und er heftete seine grauen Augen mit einem angespannten Blick, der hilflos anmutete, auf seinen Sohn und murmelte: „Es geht abwärts mit mir, Soames. In meinem Alter kann man nicht wissen. Ich kann jeden Augenblick sterben. Es wird eine Menge Geld da sein. Rachel und Cicely haben keine Kinder; und Val ist da draußen — sein Vater, dieser Geselle, wird sich aneignen, soviel er kann. Und irgendwer wird Imogen auflesen, mich würde es nicht wundern.“ Soames hörte kaum hin — er hatte alles

das schon so oft gehört. ‚Wisch-wisch‘ machten die Bürsten. „Wenn das alles ist —“ sagte Emily. „Alles!“ rief James; „das ist noch gar nichts. Es kommt schon noch.“ Und wieder heftete er die Augen mit hilflos gespanntem Blick auf Soames. „Es handelt sich um dich, mein Junge“, sagte er plötzlich; „du solltest dich scheiden lassen.“ Dieses Wort, gerade von diesen Lippen, war fast zuviel für Soames’ Fassung. Sein Blick richtete sich rasch wieder auf den Knöpfer, und wie um sich zu rechtfertigen, fuhr James eilig fort: „Ich weiß nicht, was aus ihr geworden ist — sie sagen, daß sie im Ausland sei. Dein Onkel Swithin pflegte sie zu bewundern — er war ein närrischer Kauz.“ (So spielte er immer auf seinen toten Zwillingbruder an. ‚Der Dicke und der Dünne‘ wurden sie genannt.) „Sie wird nicht allein sein, sollt’ ich meinen.“ Und nachdem er in diesem Satz die Wirkung der Schönheit auf die menschliche Natur zusammengefaßt hatte, verstummte er und beobachtete seinen Sohn mit argwöhnischem Blick, der dem eines Vogels glich. Soames schwieg ebenfalls. Wisch-wisch! machten die Bürsten weiter.

„Laß doch, James! Soames weiß es am besten. Es ist seine Sache!“ „Ach!“ sagte James, und das Wort kam aus tiefster Tiefe; „aber da ist all mein Geld, und das seine — an wen soll es kommen? Und wenn er stirbt, erlischt der Name.“ Soames legte den Knöpfer wieder auf die Spitzen und die rosa Seide des Toilettentischbezugs. „Der Name?“ sagte Emily, „da sind doch noch all die andern Forsytes.“ „Als wenn das mir helfen könnte“, murmelte James, „ich werde in meinem Grabe liegen, und es wird niemand da sein, wenn er nicht wieder heiratet.“ „Du hast ganz recht“, sagte Soames ruhig, „ich lasse mich scheiden.“ James’ Augen sprangen fast aus dem Kopf. „Wie?“ rief er. „Da! Niemand sagt mir was.“ „Ja“, sagte Emily, „wer hätte geglaubt, daß du es wünschst? Mein lieber Junge, das ist aber eine Überraschung nach all diesen Jahren.“ „Es wird einen Skandal geben“, murmelte James wie zu sich selbst, „aber dagegen ist nichts zu machen. Bürste nicht so stark. Wann wird es sein?“ „Vor den großen Ferien; der Beklagte ist nicht vertreten.“ James’ Lippen bewegten sich, als rechnete er heimlich nach, und murmelte: „Ich werde nicht leben, um meinen Enkel zu sehen.“ Emily hörte mit dem Bürsten auf. „Natürlich wirst du ihn sehen, James. Soames wird sich beeilen, so sehr er kann.“

Es entstand eine lange Pause, bis James den Arm ausstreckte. „So! gib mir etwas Eau de Cologne“, und die Flasche an die Nase haltend, wandte er sich nach seinem Sohn um. Soames beugte sich über ihn



und küßte ihn auf die Stirn, wo das Haar begann. Ein Zucken der Erlösung ging über James' Gesicht, als kämen die Räder der Angst in ihm zum Stillstand. „Ich werde zu Bett gehen“, sagte er; „die Zeitungen möchte ich nicht mehr sehen, wenn das kommt. Es ist eine verrottete Gesellschaft; aber ich kann mich darum nicht kümmern, ich bin zu alt.“ Sonderbar berührt, ging Soames zur Tür; er hörte seinen Vater sagen: „Ich bin müde, ich werde im Bett ein Gebet verrichten.“ Und seine Mutter erwidern: „Das ist recht, James, das wird dir um so mehr Trost geben.“

## NEUNTES KAPITEL

### AUS DEM SPINNENNETZ HERAUS

An der Forsytebörse erregte die Nachricht von Jollys Tod unter einer Menge Kriegsvolk gemischte Gefühle. Es war sonderbar zu lesen, daß Jolyon Forsyte (der fünfte des Namens in direkter Abkunft) im Dienste seines Landes an einer Krankheit gestorben und nicht imstande gewesen war, es persönlich zu fühlen. Es brachte den alten Groll gegen seinen Vater, der sich so entfremdet hatte, wieder zum Aufleben. Das Ansehen des alten Jolyon war immer noch groß, und es kam den andern Forsytes nie zum Bewußtsein, wie man hätte erwarten können, daß sie es gewesen, die seinen Sprößling seines ausschweifenden Lebens wegen gemieden hatten. Die Nachricht erhöhte natürlich das Interesse für Val und die Angst um ihn, aber Vals Name war ja Dartie, und selbst wenn er in der Schlacht fallen würde oder das Viktoriakreuz erhielte, wäre es durchaus nicht dasselbe, wie wenn sein Name Forsyte gewesen wäre. Auch bei den Haymans hätte irgendein zufälliges Ereignis oder Ruhm nicht wirkliche Befriedigung erweckt. Der Familienstolz sah sich beeinträchtigt.

Wie das Gerücht entstanden war, daß ‚etwas Schreckliches‘ bevorstand, konnte niemand sagen, am wenigsten Soames, der immer so verschwiegen war. Möglich, daß jemand ‚Forsyte contra Forsyte und Forsyte‘ in der Prozeßliste gesehen und es mit Irene in Paris mit einem blonden Bart in Zusammenhang gebracht hatte. Oder vielleicht hatten die Wände in Park Lane Ohren. Tatsache blieb, daß es bekannt war — die Alten davon flüsterten und die Jungen darüber diskutierten — daß der Familienstolz bald einen Stoß erleiden würde. Soames, der seinen Sonntagsbesuch bei Timothy machte

— und zwar mit dem Gefühl, daß er nach dem Prozeß keinen mehr machen würde —, merkte, als er eintrat, an der ganzen Atmosphäre, daß sie es wußten. Niemand natürlich wagte vor ihm davon zu sprechen, aber jeder der vier anwesenden Forsytes hielt den Atem an, da sie wußten, daß nichts Tante Juley davon abhalten werde, sie alle in eine peinliche Lage zu bringen. Sie sah Soames so mitleidsvoll an, unterbrach den Versuch zu sprechen so oft, daß Tante Hester sich entschuldigte und sagte, sie müsse Timothys Augen baden, da ein Gerstenkorn im Anzuge sei. Ein wenig hochmütig und kalt, blieb Soames nicht lange und ging mit einer unterdrückten Verwünschung hinter den noch lächelnden blassen Lippen fort.

Der bevorstehende Skandal quälte ihn grausam, aber zum Glück für seine Gemütsruhe beschäftigten ihn Tag und Nacht die Pläne für seinen Austritt aus der Firma — denn zu dem schweren Entschluß war er gekommen. Damit fortfahren, all die Leute zu sehen, die ihn als ‚schlaunen Kopf‘ gekannt hatten, als einen scharfsichtigen Ratgeber — danach — nein! Hochmut und Stolz, die so seltsam und unlöslich mit einer eigenen Abgestumpftheit vermischt waren, lehnten sich gegen den Gedanken auf. Er wollte sich zurückziehen, ein Privatleben führen, nach wie vor Bilder kaufen, sich einen großen Namen als Sammler machen — denn eigentlich war sein Herz mehr dabei, als es je bei der Rechtswissenschaft gewesen. Um seinen jetzt festen Entschluß zur Ausführung zu bringen, mußte er Vorbereitungen treffen, seine Geschäfte mit einer andern Firma zu vereinigen, ohne daß jemand davon erfuhr, denn das hätte Neugierde erregt und Demütigung ihren Schatten vorauswerfen lassen. Er hatte die Firma Cuthcott, Holiday und Kingson im Auge, von denen zwei tot waren. Der volle Name nach der Verschmelzung würde daher Cuthcott, Holiday, Kingson, Forsyte, Bustard und Forsyte sein. Doch nach einer Auseinandersetzung darüber, welcher der beiden Toten noch Einfluß auf den Überlebenden hatte, wurde entschieden, die Firma auf Cuthcott, Kingson und Forsyte zu reduzieren, von denen Kingson der aktive und Soames der stille Teilhaber sein sollte. Denn mit seinem Namen, seinem Ansehen und seinen Klienten hinter sich würde Soames einen beträchtlichen Wert repräsentieren.

Eines Abends berechnete er, wie es sich für einen Mann gebührt, der eine so wichtige Stufe seiner Karriere erreicht hatte, was er wert war, und nachdem er unter Berücksichtigung der Entwertung durch den Krieg reichliche Abzüge gemacht hatte, schätzte er seinen Wert auf etwa hundertdreißigtausend Pfund. Beim Tode seines Vaters,

der leider nicht lange mehr auf sich warten lassen würde, mußte er mindestens noch fünfzigtausend dazu bekommen, und seine jährlichen Ausgaben betrugen augenblicklich gerade zwei. Im Besitz seiner Bilder sah er eine Zukunft vor sich, die ihm bei seiner geübten Fähigkeit, besser Bescheid zu wissen als andere Leute, großen Gewinn versprach. Wenn er verkaufte, was im Preis herunterging, behielt, was heraufging, und mit kluger Voraussicht den Geschmack der Zukunft einschätzte, würde er eine einzig dastehende Sammlung haben, die nach seinem Tode unter dem Titel ‚Forsyte-Vermächtnis‘ auf die Nation übergehen würde.

Wenn die Scheidung durchging, wollte er ein Abkommen mit Madame Lamotte treffen. Sie hatte, wie er wußte, nur einen Ehrgeiz – von ihren ‚rentes‘ in Paris in der Nähe ihrer Enkel zu leben. Er würde das Restaurant zu einem Liebhaberpreis kaufen. Madame würde wie eine Königinmutter von den Zinsen in Paris leben, die nach ihrem Gutdünken angelegt werden konnten. (Übrigens hatte Soames die Absicht, einen tüchtigen Verwalter an ihre Stelle zu setzen und das Restaurant sein Geld gut verzinsen zu lassen. Es gab unbegrenzte Möglichkeiten in Soho.) Annette würde er versprechen, fünfzehntausend Pfund für sie festzusetzen, mit oder ohne Absicht genau die Summe, die der alte Jolyon für ‚jene Frau‘ festgesetzt hatte.

Ein Brief von Jolyons Rechtsanwalt an den seinigen hatte die Tatsache enthüllt, daß ‚die beiden‘ in Italien waren. Und es hatte sich eine Gelegenheit geboten, zu beobachten, daß sie vorher in einem Hotel in London gewohnt hätten. Die Sache war klar wie der Tag und würde in einer halben Stunde erledigt sein; aber während dieser halben Stunde würde er, Soames, Höllenqualen leiden; und nach dieser halben Stunde würden alle Forsytes fühlen, daß die Blütezeit der Rose vorüber war. Er hatte nicht wie Shakespeare die Illusion, daß Rosen unter einem andern Namen ebenso süß dufteten. Der Name war ein Besitz, ein festes, fleckenloses Stück Eigentum, dessen Wert mindestens um zwanzig Prozent reduziert werden würde. Außer Roger, der es einmal abgelehnt hatte, sich ins Parlament wählen zu lassen, und – welche Ironie! – Jolyon, der ein anerkannter Maler war, hatte es nie einen Forsyte gegeben, der sich besonders ausgezeichnet. Aber gerade dieser Mangel an Auszeichnung war der größte Vorzug des Namens. Es war ein Privatname, durchaus individuell und sein eigener Besitz; er war nie durch auffällige Gerüchte im Guten oder Bösen mißbraucht worden. Er und jedes Glied seiner Familie besaß ihn ganz, vollkommen, für sich allein, ohne weitere

Einmischung der Leute, als durch ihre Geburten, Heiraten und Todesfälle bedingt war. Und während dieser Wochen des Wartens und der Vorbereitung zur Aufgabe seines Anwaltberufes empfand er einen bitteren Widerwillen gegen diesen Beruf, so tief traf ihn die bevorstehende Vergewaltigung seines Namens, die das Verlangen, ihn auf rechtmäßigem Wege fortzusetzen, ihm aufgezwungen hatte. Die ungeheure Ungerechtigkeit der ganzen Sache reizte ihn zu fortwährender unterdrückter Wut. Ihm wäre nichts lieber gewesen, als in ungetrübter Häuslichkeit zu leben, und nun mußte er nach all diesen elenden, unfruchtbaren Jahren als Zeuge auftreten und das Mißlingen des Versuchs, seine Frau zu behalten, öffentlich verkündigen — sich dem Mitleid, dem Frohlocken, der Verachtung von seinesgleichen aussetzen. Es war alles auf den Kopf gestellt. Sie und jener Mann hätten die Leidenden sein müssen, und sie — waren in Italien! In diesen Wochen schien ihm das Gesetz, dem er so treu gedient, zu dem er so ehrfurchtsvoll aufgeblickt hatte, ganz erbärmlich. Was konnte es Ungesunderes geben, als einem Manne zu sagen, daß sein Weib ihm gehöre, und ihn zu bestrafen, wenn jemand es ihm widerrechtlich fortnahm? Wußte das Gesetz denn nicht, daß der Name eines Mannes sein Augapfel ist, daß es viel härter ist, als Hahnrei betrachtet zu werden denn als Verführer? Er beneidete Jolyon in der Tat um seinen Erfolg, wo ihm selbst alles fehlgeschlagen war. Die Frage des Schadenersatzes ärgerte ihn ebenfalls. Er wollte diesem Manne Leiden bereiten, aber er erinnerte sich der Worte seines Vetters: ‚Wird mich sehr freuen‘, mit dem unruhigen Gefühl, daß nicht Jolyon, sondern er selbst leiden würde, wenn er Schadenersatz forderte; er fühlte dunkel, daß Jolyon vorziehen würde, ihm zu zahlen — der Mensch war so leichtsinnig. Überdies war es nicht das Richtige, Schadenersatz zu fordern. Die Forderung war beinah mechanisch gestellt worden, und nun sah Soames darin noch einen andern Kniff dieses unsinnigen und verkehrten Gesetzes, ihn lächerlich zu machen, so daß die Leute höhnisch würden sagen können: ‚O ja, er bekam einen ganz guten Preis für sie!‘ Er beauftragte daher seinen Rechtsanwalt, zu erklären, daß das Geld einem Heim für gefallene Frauen zugedacht sei. Er hatte lange überlegt, welche Wohltätigkeitsanstalt er wählen sollte, seit er sich jedoch für dieses Heim entschieden hatte, wachte er nachts oft auf und dachte: ‚Es geht nicht, zu zweideutig, es wird Aufsehen erregen. Etwas weniger Auffallendes — Geschmackvolleres.‘ Aus Hunden machte er sich nichts, sonst hätte er sie vorgeschlagen; und aus Ver-



zweiflung — denn seine Kenntnis von Wohltätigkeitsanstalten war begrenzt — entschloß er sich für die Blinden. Das konnte nicht für unpassend gehalten werden, und es würde das Gericht veranlassen, den Schadenersatz recht hoch zu bemessen.

Eine Menge Prozesse wurden von der Liste gestrichen, die in diesem Sommer ausnahmsweise dünn geraten war, so daß sein Fall vor August an die Reihe kommen mußte. Als der Tag nahte, war Winifred sein einziger Trost. Sie zeigte das Mitgefühl eines Menschen, der viel durchgemacht hatte, er sah die einzige Frau in ihr, der er vertrauen konnte, und wußte genau, daß sie Dartie nicht ins Vertrauen ziehen würde. Dieser Lump hätte sich nur darüber gefreut! Ende Juli, am Nachmittag vor dem Prozeß, ging er zu ihr. Sie hatte die Stadt noch nicht verlassen können, weil Dartie das Geld für ihre Sommerferien bereits verbraucht hatte und Winifred nicht wagte, ihren Vater um mehr zu bitten, solange er von Soames' Angelegenheit nichts erfahren sollte. Soames fand sie mit einem Brief in der Hand. „Ist er von Val?“ fragte er düster, „was schreibt er?“ „Er schreibt, daß er verheiratet sei“, sagte Winifred. „Mit wem, um Himmelswillen?“ Winifred blickte zu ihm auf. „Mit Holly Forsyte, Jolyons Tochter.“ „Wie?“ „Er bekam Urlaub und benutzte ihn dazu. Ich wußte nicht einmal, daß er sie kannte — peinlich, nicht wahr?“ Soames lachte kurz auf bei dieser charakteristischen Äußerung. „Peinlich! Na, ich glaube nicht, daß sie von dieser Sache etwas erfahren, bevor sie zurückkommen. Sie sollten lieber draußen bleiben. Jolyon wird ihr Geld geben.“ „Aber ich möchte Val zurückhaben“, sagte Winifred beinahe kleinlaut; „ich entbehre ihn, er hilft mir weiter.“ „Ich weiß“, murmelte Soames, „wie benimmt sich Dartie jetzt?“ „Es könnte schlimmer sein, aber es dreht sich immer alles um Geld. Möchtest du, daß ich morgen mit aufs Gericht komme, Soames?“ Soames streckte ihr die Hand entgegen. Die Gebärde verriet sein Einsamkeitsgefühl so sehr, daß sie die Hand zwischen den ihren preßte. „Laß es dir nicht nahegehen, lieber Junge. Dir wird viel besser zumute sein, wenn erst alles vorüber ist.“ „Ich weiß nicht, was ich verbrochen habe“, sagte Soames heiser, „ich habe es nie gewußt. Es ist alles ganz und gar verkehrt. Ich liebte sie, ich habe sie immer geliebt.“ Winifred sah einen Tropfen Blut aus seiner Lippe sickern, und der Anblick erregte sie tief. „Natürlich“, sagte sie, „es war zu schlecht von ihr! Aber was soll ich bei dieser Heirat Vals machen, Soames? Ich weiß nicht, wie ich ihm schreiben soll, nach dem, was geschehen ist. Du hast das Kind ja gesehen. Ist sie hübsch?“ „Ja, sie

ist hübsch“, erwiderte Soames, „dunkel – ganz Dame.“ „Das klingt nicht schlecht“, dachte Winifred, „Jolyon hatte Stil.“ „Eine fatale Geschichte“, sagte sie, „was wird Vater sagen?“ „Darf es nicht erfahren“, sagte Soames, „der Krieg wird jetzt bald vorüber sein, du solltest Val lieber da draußen Farmer werden lassen.“ Es war, als hätte er gesagt, daß sein Neffe verloren sei. „Ich habe es Monty nicht gesagt“, murmelte Winifred verzagt.

Der Fall kam am Vormittag des nächsten Tages heran und war in wenig mehr als einer halben Stunde erledigt. Soames, der bleich, tadellos gekleidet, mit düsterm Blick auf der Zeugenbank saß, hatte vorher so viel gelitten, daß er jetzt alles aufnahm wie ein Toter. In dem Augenblick, wo der Rechtsspruch verkündet wurde, verließ er das Gericht. Vier Stunden, bis er öffentliches Eigentum wurde! „Scheidungsprozeß eines Rechtsanwalts!“ Ein grimmiger, finsterer Zorn verdrängte das tote Gefühl in ihm. „Der Teufel hole sie alle!“ dachte er, „ich werde nicht davonlaufen. Ich werde tun, als wäre nichts geschehen.“ Und in der schwülen Hitze der Fleet Street ging er den ganzen Weg von Ludgate Hill bis zu seinem City-Klub zu Fuß, nahm dort den Lunch und kehrte dann in sein Büro zurück. Dort arbeitete er emsig den ganzen Nachmittag. Als er fortging, sah er, daß die Angestellten es wußten, und erwiderte ihre zufälligen Blicke mit so verächtlichem Lächeln, daß sie sich sofort abwandten. Vor der St.-Pauls-Kirche blieb er stehen, um die anständigste der Abendzeitungen zu kaufen. Ja! Da war es! „Scheidung eines sehr bekannten Rechtsanwalts. Vetter Beklagter. Schadenersatz für die Blinden bestimmt.“ So, das hatten sie hineingebracht! Bei jedem zweiten Gesicht dachte er: „Ob du es wohl weißt?“ Und plötzlich hatte er ein sonderbares Gefühl, als wirble etwas in seinem Kopfe herum. Was war das? Es drohte ihn zu überwältigen! Das durfte es nicht! Er würde krank werden. Er durfte nicht denken! Er wollte an die Themse und rudern und fischen. „Ich lasse mich nicht unterkriegen“, dachte er.

Ihm fiel plötzlich ein, daß er etwas Wichtiges zu erledigen hatte, bevor er die Stadt verließ. Madame Lamotte! Er mußte ihr das Gesetz erklären. Noch sechs Monate, bevor er wirklich frei war! Nur wünschte er Annette nicht zu sehen! Und er strich mit der Hand über seinen Scheitel – sein Kopf war sehr heiß. Er bog durch Covent Garden ab. An diesem schwülen Julitage war ihm die durch Abfälle verpestete Luft des alten Marktes zuwider, und Soho schien mehr denn je das entzauberte Heim der Verworfenheit. Nur das Restau-

rant Bretagne, sauber und zierlich gestrichen, mit seinen blauen Kübeln und den Zwergbäumen darin bewahrte seine abseitige und französisierte Eigenart. Es war zu dieser Stunde wenig besucht, und blasse, zierliche Kellnerinnen ordneten die kleinen Tische zum Mittagessen. Soames ging durch den Saal in die Privaträume. Zu seinem Verdruß öffnete Annette auf sein Klopfen. Auch sie sah blaß und angegriffen von der Hitze aus. „Man bekommt Sie ja gar nicht mehr zu sehen“, sagte sie matt. Soames lächelte. „Gegen meine Absicht; ich war so beschäftigt. Wo ist Ihre Mutter, Annette? Ich habe ihr etwas zu sagen.“ „Mutter ist nicht zu Haus.“

Es kam Soames vor, als blicke sie ihn sonderbar an. Was wußte sie? Wieviel hatte ihre Mutter ihr gesagt? Die Anstrengung, dahinterzukommen, verursachte ein beunruhigendes Gefühl in seinem Kopf. Von einem Schwindel befallen, griff er nach der Ecke des Tisches und sah Annette mit erstaunten Augen auf sich zukommen. Er schloß die seinen und sagte: „Es macht nichts. Ich glaube, es muß von der Sonne sein.“ Der Sonne! Was ihm fehlte, kam von der Dunkelheit! Annetts Stimme sagte gelassen auf französisch: „Setzen Sie sich, dann wird es vorübergehen.“ Ihre Hand drückte auf seine Schulter, und Soames sank in einen Stuhl. Als das dunkle Gefühl sich zerstreute und er die Augen öffnete, blickte sie auf ihn herab. Welch ein forschender und merkwürdiger Ausdruck für ein Mädchen von zwanzig Jahren! „Ist Ihnen besser?“ „Es ist nichts“, erklärte Soames. Sein Instinkt sagte ihm, daß schwach vor ihr zu sein, ihm nichts half — Alter wär ohnedies schon genug Hindernis. Die Macht des Willens war sein Glück bei Annette; er hatte in diesen letzten Monaten durch seine Unentschlossenheit an Boden bei ihr verloren — er durfte nicht noch mehr verlieren. Er erhob sich und sagte: „Ich werde Ihrer Mutter schreiben. Ich gehe für eine lange Ferienzeit in mein Haus an der Themse. Ich möchte Sie beide bitten, dahin mitzukommen und einige Zeit dort zu bleiben. Es ist jetzt gerade am schönsten. Sie wollen doch, nicht wahr?“ „Es wäre se—ehr schön.“ Ein hübsches kleines Rollen des r, aber kein Enthusiasmus. Und ziemlich enttäuscht fügte er hinzu: „Sie leiden doch auch unter Hitze, nicht wahr, Annette? Es wird Ihnen guttun, am Fluß zu sein. Gute Nacht.“ Annette neigte sich vor. Es war etwas von Reumütigkeit in der Bewegung. „Sind Sie imstande zu gehen? Soll ich Ihnen etwas Kaffee geben?“ „Nein“, sagte Soames fest, „geben Sie mir die Hand.“ Sie streckte die Hand aus, und Soames hob sie an seine Lippen. Als er aufblickte, hatte ihr Gesicht wieder jenen sonder-

baren Ausdruck. ‚Ich weiß nicht‘, dachte er, als er hinausging, ‚aber ich darf nicht denken — darf mich nicht quälen.‘ Aber er quälte sich, während er weiterging. Er war Engländer, nicht ihrer Religion, mittleren Alters, zerrüttet durch seine häusliche Tragödie, was hatte er ihr zu bieten? Nur Reichtum, soziale Stellung, Muße, Bewunderung! Es war viel, aber war es genug für ein schönes Mädchen von zwanzig Jahren? Er wußte so wenig von Annette. Er hatte auch eine sonderbare Furcht vor ihrer französischen Natur und der ihrer Mutter. Sie wußten so gut, was sie wollten, waren beinahe Forsytes. Sie würden nie nach einem Schatten greifen und das Wesentliche übersehen.

Die ungeheure Anstrengung, die es ihn kostete, einen einfachen Brief an Madame Lamotte zu schreiben, als er in seinem Klub anlangte, mahnte ihn noch mehr daran, daß er am Ende seiner Spannkraft war.

„Meine liebe Madame Lamotte. Sie werden aus dem beigegeführten Zeitungsausschnitt ersehen, daß ich meine Ehescheidung heute erlangt habe. Nach dem englischen Gesetz jedoch werde ich nicht frei sein, um mich wieder zu verheiraten, bis der Rechtsspruch in sechs Monaten bestätigt ist. Inzwischen beehre ich mich, Sie zu bitten, mich als ernstesten Bewerber um die Hand Ihrer Tochter zu betrachten. Ich werde in einigen Tagen nochmals schreiben und Sie beide bitten, mich in meinem Hause an der Themse zu besuchen. Ich bin, liebe Madame Lamotte, Ihr sehr ergebener Soames Forsyte.“

Nachdem er diesen Brief gesiegelt und zur Post gebracht hatte, ging er in den Speisesaal. Drei Löffel Suppe überzeugten ihn, daß er nichts essen konnte. Er ließ sich eine Droschke holen, fuhr zur Paddington-Station und nahm den ersten Zug nach Reading. Er langte gerade bei Sonnenuntergang in seinem Hause an und ging hinaus auf den Rasenplatz. Die Luft war gesättigt von dem Duft der Nelken und Reseden in seinen Blumenrabatten. Eine leise Kühle kam vom Fluß herauf. Ruhe — Frieden! Gönnst einem armen Gesellen, auszuruhen! Gönnst ihm Befreiung von Qual und Schande und Zorn, die einander wie böse Nachtvögel in seinem Kopfe jagten! Laßt ihn ruhen, wie die Tauben dort dicht aneinandergedrängt, halb schlafend in ihrem Taubenschlag, wie die pelzigen Geschöpfe in den Wäldern drüben und die einfachen Leute in ihren Hütten, wie die Bäume und der Fluß, der in der Dämmerung schnell verblaßte, wie der dunkelnde kornblumenblaue Himmel, an dem die Sterne aufgingen — ruhen und loskommen von sich selbst!



## ZEHNTES KAPITEL

### ABSCHLUSS EINER EPOCHE

Soames' Heirat mit Annette in Paris fand am letzten Januar 1901 in solcher Heimlichkeit statt, daß nicht einmal Emily etwas davon erfuhr, bis sie vollzogen war. Am Tage nach der Hochzeit brachte er sie in eins jener stillen Hotels in London, wo für wenig Leistungen größere Ausgaben gemacht werden können als sonstwo unter der Sonne. Ihre Schönheit in den besten Pariser Kleidern bot ihm mehr Befriedigung, als wenn er ein Stück Porzellan oder ein Juwel von einem Bild für eine Sammlung erstanden hätte; er freute sich auf den Moment, wo er sie in Park Lane, in der Green Street und bei Timothy vorführen würde.

Hätte jemand ihn in diesen Tagen gefragt: „Im Vertrauen — empfinden Sie wirklich Liebe für dieses Mädchen?“, so hätte er erwidert: „Liebe? Was ist Liebe? Wenn Sie meinen, ob ich für sie fühle wie für Irene in alten Tagen, wo ich ihr zuerst begegnete und sie mich nicht wollte, als ich seufzte und nach ihr hungerte und keine Minute Ruhe fand, bis sie nachgab — nein! Wenn Sie meinen, ob ich ihre Jugend und Schönheit bewundere, ob meine Sinne ein wenig erregt werden, wenn ich sie um mich sehe — ja! Ob ich glaube, daß sie mir treu bleiben, mir eine treffliche Frau sein wird und eine gute Mutter meiner Kinder? — abermals ja! Was brauche ich mehr? und was haben drei Viertel der Frauen, die verheiratet sind, mehr von den Männern, die sie heiraten?“ Und wenn der Frager fortführe: „Und Sie glauben, daß es recht war, dies Mädchen verlockt zu haben, sich Ihnen fürs Leben hinzugeben, ohne daß Sie wirklich ihrem Herzen nahestehen?“, würde er geantwortet haben: „Die Franzosen sehen die Dinge anders an als wir. Sie betrachten die Ehe vom Standpunkt der Versorgung und der Kinder aus; und nach meinen eigenen Erfahrungen bin ich durchaus nicht sicher, ob ihre Ansicht nicht die vernünftigere ist. Ich werde diesmal nicht mehr erwarten, als ich erhalten oder sie geben kann. Es würde mich nicht überraschen, wenn ich in Jahren Verdruß mit ihr hätte, aber dann werde ich alt sein und Kinder haben. Ich werde die Augen schließen. Ich habe meine große Leidenschaft gehabt; die ihre kommt vielleicht noch — ich nehme nicht an, daß ich es sein werde. Ich biete ihr viel und erwarte nicht Großes dafür, außer Kinder, oder wenigstens einen Sohn. Eines aber weiß ich sicher, sie hat einen sehr guten Verstand!“ Und wenn

der unersättliche Frager fortführe: ‚Sie sehen also nicht auf geistige Übereinstimmung in der Ehe?‘, würde Soames mit seinem gewohnten schiefen Lächeln hinzugefügt haben: ‚Wenn ich Befriedigung für meine Sinne finde, Fortsetzung meiner selbst, guten Geschmack und gute Laune im Hause, ist es alles, was ich in meinem Alter erwarten kann. Vermutlich werde ich nicht von meiner Bahn abweichen und mich einer gekünstelten Sentimentalität zuwenden.‘ Worauf der Frager soviel Geschmack haben muß, seine Fragen einzustellen.

Die Königin war tot und die Luft der größten Stadt der Erde grau von unvergossenen Tränen. In Pelz und Zylinder, Annette in dunklem Pelz neben sich, ging Soames am Morgen der Beisetzungsfeierlichkeiten durch Park Lane bis zum Gitter des Hydeparks. Er war wenig bewegt, wie immer bei öffentlichen Anlässen, allein dies höchst symbolische Ereignis, dieser Abschluß einer langen reichen Periode machte doch Eindruck auf seine Phantasie. Im Jahre 1837, als die Königin auf den Thron kam, baute sein Vorfahr noch Häuser, die London verunzierten; und James, ein Springinsfeld von sechsundzwanzig Jahren, hatte eben den Grund zu seiner Rechtspraxis gelegt. Damals fuhren noch Kutschen; die Männer trugen Halsbinden, rasierten ihre Oberlippe und aßen Austern aus Tonnen; Lakaien standen hinten auf den Wagen; Frauen sprachen geziert und besaßen kein Vermögen; es gab verfeinerte Gebräuche und für die Armen Ferkelställe; unglückliche Teufel wurden kleiner Vergehen wegen gehängt, und Dickens hatte eben erst zu schreiben begonnen. Wohl zwei Generationen waren vorübergegangen — mit Dampfbooten, Eisenbahnen, Telegraphen, Zweirädern, elektrischem Licht, Telephonen, und nun diesen Autos — mit so aufgehäuftem Reichtum, daß aus acht Prozent drei geworden waren und es Forsytes an die Tausende gab! Die Moral hatte sich geändert, die Sitten hatten sich geändert, die Menschen waren zu Vettern der Affen, Gott war zum Mammon geworden — und der Mammon so zu Ansehen gekommen, daß er an sich selbst irre wurde. Vierundsechzig Jahre, die den Besitz begünstigt und den besseren Mittelstand geschaffen, ihn unterstützt, an ihm gefeilt, ihn verfeinert hatten, bis er in Sitten, Moral, Sprache, Aussehen, Kleidung und Seele vom Adel fast nicht mehr zu unterscheiden war. Eine Epoche, die die individuelle Freiheit vergoldet hatte, so daß jemand, der Geld besaß, frei vor dem Gesetz war und auch tatsächlich frei und einer, der kein Geld besaß, wohl frei vor dem Gesetz war, tatsächlich aber nicht. Eine Ära, die Heuchelei heilig gesprochen hatte, so daß man

respektabel war, wenn man es zu sein schien. Eine große Zeit, deren umwandelndem Einfluß nichts entgangen war als die menschliche Natur und die Natur des Universums.

Und um dem Abschluß dieser Epoche beizuwohnen, ergoß London — ihr Liebling und ihre Lust — seine Bürger durch jedes Tor des Hydeparks, das Zentrum des Viktorianischen Zeitalters, den glücklichen Jagdgrund der Forsytes. Unter grauem Himmel, dessen feiner Regen eben aufgehört, sammelte sich die dunkle Menge, um das Schauspiel zu sehen. Die ‚gute alte‘ Königin, hoch an Jahren und voller Tugenden, war zum letztenmal aus ihrer Abgeschlossenheit aufgetaucht, um London einen Feiertag zu bereiten. Aus Hounsditch, Acton, Ealing, Hampstead, Islington und Bethnal Green, aus Hackney, Hornsey, Leytonstone, Battersea und Fulham und aus den grünen Gefilden, wo Forsytes gedeihen — aus Mayfair und Kensington, St. James' und Belgravia, Bayswater, Chelsea und dem Regent's Park schwärmten die Leute auf die Wege, wo der Tod gleich mit düsterm Pomp und Gepränge vorüberziehen sollte. Nie wieder würde eine Königin so lange regieren oder das Volk Gelegenheit haben, so viel Geschichte für sein Geld begraben zu sehen. Schade, daß der Krieg sich so lange dahinzog und der Siegeskranz nicht auf ihren Sarg gelegt werden konnte! Sonst war alles zur Stelle bei der Gedächtnisfeier — Soldaten, Matrosen, fremde Fürsten, Flaggen auf halbmast, läutende Glocken, und über allem die wogende, dunkel gekleidete Menge, hier und dort vielleicht eine schlichte Trauer tief im Herzen unter der schwarzen Kleidung, die sie nach Vorschrift angelegt hatte. Schließlich ging ihr mehr als eine Königin zur letzten Ruhe ein, eine Frau, die dem Kummer Trotz geboten und klug und gut ihren Fähigkeiten entsprechend gelebt hatte.

Draußen in der Menge am Gitter, den Arm in den Annettens eingehakt, wartete Soames. Ja! Diese Zeit war vorbei! Mit diesen Gewerkschaftsverbänden, den Arbeiterführern im House of Commons, mit den kontinentalen Fiktionen und dem gewissen Etwas in dem allgemeinen Gefühl von den Dingen, das mit Worten nicht auszudrücken ist, war alles sehr verschieden gegen früher; er dachte an die Menge in der Mafekingnacht und an Georges Ausspruch: ‚Sie sind alle Sozialisten, sie wollen unser Hab und Gut.‘ Wie James wußte Soames nicht, konnte er nichts sagen — wenn Edward auf dem Thron säße! Es würde nie wieder so sicher sein wie unter der guten alten Vicky! Krampfhaft drückte er den Arm seiner jungen Frau. Da wenigstens war etwas Greifbares sein Eigentum, endlich wieder

eine häusliche Sicherheit, etwas, das Besitz der Mühe wert machte — wieder einmal etwas Reelles. Dicht an sie gepreßt, versuchte Soames andere abzuwehren und war zufrieden. Die Menge umschwärmte sie, aß Sandwiches und ließ die Krumen fallen; Knaben, die auf die Platanen geklettert waren, gebärdeten sich wie Äffchen da oben und warfen Zweige und Orangenschalen herab. Es war schon über die Zeit, nun mußten sie bald kommen! Und plötzlich sah er ein wenig hinter ihnen zur Linken einen hochgewachsenen Mann mit weichem Hut und kurzem, etwas ergrautem Bart neben einer hochgewachsenen Frau in einer kleinen runden Pelzmütze mit Schleier. Jolyon und Irene, die miteinander sprachen, sich zulächelten, dicht beisammen wie Annette und er! Sie hatten ihn nicht gesehen; und verstohlen, mit einem sehr sonderbaren Gefühl im Herzen beobachtete Soames die beiden. Sie sahen glücklich aus! Wozu waren sie hierhergekommen — diese beiden, die unbekümmert gegen das Gesetz verstießen, diese Rebellen dem viktorianischen Ideal gegenüber? Was hatten sie in dieser Menge zu tun? Jeder von ihnen zweimal moralisch verurteilt — prahlten sie noch mit ihrer Liebe und ihren lockeren Sitten! Er beobachtete sie fasziniert, mußte selbst Arm in Arm mit Annette unwillig einräumen, daß — daß sie — daß Irene — Nein! er wollte es nicht einräumen, und er wandte seinen Blick von ihnen ab. Er wollte sie nicht sehen und die alte Bitterkeit, das alte Sehnen nicht wieder in sich aufsteigen lassen! Und dann wandte Annette sich zu ihm und sagte: „Die beiden dort, Soames, kennen dich sicherlich. Wer sind sie?“ Soames schaute sich um. „Welche beiden? „Dort, sieh, sie gehen gerade fort. Sie kennen dich.“ „Nein“, erwiderte Soames, „du irrst dich, meine Liebe.“ „Ein reizendes Gesicht! Und wie sie geht! Elle est très distinguée!“ Jetzt sah Soames hin. So war sie in sein Leben getreten und aus seinem Leben gegangen — schwebend und aufrecht, fremd, unnahbar, immer den Kontakt mit seinem Herzen vermeidend! Und jäh wandte er sich von dem enteilenden Bilde der Vergangenheit ab. „Du solltest lieber aufpassen“, sagte er, „sie kommen jetzt!“ Er faßte ihren Arm, und während er dort scheinbar aufmerksam den Zug erwartend stand, durchzitterte ihn das Gefühl, immer etwas zu verlieren, und das instinktive Bedauern, sie nicht beide bekommen zu haben.

Langsam kam die Musik und das Gefolge, bis der lange Zug sich unter Schweigen durch das Parktor wand. Er hörte Annette flüstern: „Wie traurig das ist und wie schön!“, fühlte den Druck ihrer Hand, als sie sich auf den Zehenspitzen hob; und die Ergriffenheit der



Menge machte Eindruck auf ihn. Da war sie — die Bahre der Königin, der Sarg des langsam scheidenden Zeitalters! Und als er vorüberkam, vernahm man ein dumpfes Stöhnen aus der langen Reihe der Zuschauer, einen Laut, wie ihn Soames noch nie gehört, so unbewußt, so ursprünglich, tief und wild, daß weder er noch irgend jemand wußte, ob er mit eingestimmt hatte. Ein sonderbarer Laut! Der Tribut eines Zeitalters an seinen eigenen Tod ... Ah! ... Ah! ... Der Halt im Leben war geschwunden! Was ewig schien, war gegangen! Die Königin — Gott segne sie! Dieser wandernde Seufzer begleitete die Bahre wie ein Feuer, das in dünner Linie über Gras züngelt; er hielt Schritt mit ihr und marschierte Meile um Meile an der dichten Menge entlang. Es war ein menschlicher Laut und doch nicht menschlich, in tierischem Unterbewußtsein ausgestoßen, in vertrautem Wissen von allgemeinem Tod und Wandel. Keiner von uns — keiner von uns kann ewig fort dauern!

Schweigen entstand für kurze — eine sehr kurze Zeit, bis die Zungen eifrig wieder begannen, ihr Interesse an dem Schauspiel zu bezeigen. Soames blieb gerade so lange, wie Annette Gefallen daran fand, und ging dann mit ihr zum Essen zu seinem Vater nach Park Lane ...

James hatte den Morgen damit zugebracht, aus seinem Schlafzimmerfenster zu starren. Das letzte Schauspiel, das er sehen sollte — das letzte von so vielen! So war sie also gegangen! Nun, sie war eine alte Frau. Swithin und er hatten sie bei ihrer Krönung gesehen — ein schlankes junges Mädchen, kaum so alt wie Imogen. Sie war zuletzt sehr stark geworden. Jolyon und er hatten sie bei der Hochzeit mit diesem Deutschen, ihrem Gatten, gesehen — es war ganz gut mit ihm gegangen, bis er starb und sie mit einem Sohn zurückließ. Und er erinnerte sich der vielen Abende, wo er und seine Brüder mit ihren Freunden bei ihrem Wein und ihren Walnüssen die Köpfe über diesen Burschen in seiner jugendlichen Unerfahrenheit geschüttelt hatten. Und jetzt war er auf den Thron gekommen. Sie sagten, daß er zuverlässiger geworden war — er wußte nicht — konnte nichts sagen! Er würde das Geld wohl noch springen lassen, ihn würde es nicht wundern! Was für eine Menge Leute da draußen waren! Es dünkte ihn gar nicht so lange, seit er und Swithin vor der Westminster-Abbey, wo sie gekrönt wurde, in der Menge gestanden und Swithin ihn hernach zu Cremorne mitgenommen hatte — ein flotter Bursch dieser Swithin; nein, es schien nicht länger her zu sein als das Jubiläumsjahr, wo er und Roger zusammen einen Balkon in

der Piccadilly gemietet hatten. Jolyon, Swithin, Roger, alle waren dahin, und er würde neunzig sein im August! Und nun war Soames wieder verheiratet, mit einer Französin. Eine sonderbare Gesellschaft die Franzosen, aber ihre Frauen waren gute Mütter, hatte er gehört. Die Dinge ändern sich! Sie sagten, daß der deutsche Kaiser zur Beisetzung hier gewesen war, sein Telegramm an Krüger war auffallend geschmacklos. Er würde sich nicht wundern, wenn dieser Bursche einst Unfug triebe! Hm! Nun, sie mußten selbst für sich sorgen, wenn er gegangen war: er wußte nicht, wo er sein würde! Und nun hatte Emily Dartie zum Lunch eingeladen, mit Winifred und Imogen, um Soames' Frau kennenzulernen — sie unternahm immer etwas. Und Irene lebte mit diesem Jolyon, sagten sie. Jetzt würde er sie wohl heiraten, nahm er an.

„Was hätte mein Bruder Jolyon zu alledem gesagt?“, dachte er. Und die völlige Unmöglichkeit, zu wissen, was sein älterer Bruder, zu dem er einst so aufgeblickt, gesagt hätte, quälte James so sehr, daß er von seinem Stuhl am Fenster aufstand und langsam, kraftlos im Zimmer auf und nieder zu gehen begann. „Sie war ein hübsches Ding“, dachte er; „ich mochte sie immer sehr gern. Vielleicht gefiel Soames ihr nicht — ich weiß nicht — ich kann's nicht sagen. Wir hatten nie Schwierigkeiten mit unsern Frauen.“ Die Frauen hatten sich verändert — alles hatte sich verändert! Und nun war die Königin tot — ja, was war da zu tun? Eine Bewegung in der Menge bewog ihn, sich ans Fenster zu stellen, seine Nase an der Scheibe, wo sie von der Kälte ganz weiß wurde. Jetzt waren sie mit ihr bis zum Hydepark Corner gelangt — nun kamen sie vorüber! Weshalb kam Emily nicht hier nach oben, wo sie alles sehen konnte, anstatt soviel Wesens mit dem Lunch zu machen? Er vermißte sie in diesem Augenblick — vermißte sie! Durch die kahlen Zweige der Platanen konnte er den Zug sehen, konnte sehen, wie die Leute ihre Hüte abnahmen — er würde sich nicht wundern, wenn eine Menge von ihnen sich erkältete! Eine Stimme hinter ihm sagte: „Du hast hier eine ausgezeichnete Aussicht, James!“ „Da bist du ja!“ murmelte James, „weshalb bist du nicht früher gekommen? Du hättest es versäumen können.“ Und er schwieg und starrte mit aller Macht. „Was ist das für ein Lärm?“ fragte er plötzlich. „Es ist kein Lärm“, erwiderte Emily, „was denkst du nur — sie werden doch nicht Vivat rufen.“ „Ich kann es hören.“ „Unsinn, James!“ Es kam kein Laut durch die Doppelfenster; was James hörte, war das Stöhnen im eigenen Herzen beim Anblick seines scheidenden Zeitalters. „Sage mir nie, wo ich begraben werde“, sagte er plötzlich,

„ich will es nicht wissen.“ Und er wandte sich vom Fenster. Da ging sie hin, die alte Königin; sie hat viel durchgemacht — sie wird froh sein, daß sie davon erlöst ist, sollte man meinen!

Emily nahm die Haarbürsten zur Hand. „Es wird gerade noch Zeit sein, dein Haar zu bürsten“, sagte sie, „bevor sie kommen. Du mußt so gut aussehen, wie du kannst, James.“ „Ach!“ sagte James; „sie sagen, daß sie hübsch sei.“ — Die Begegnung mit seiner neuen Schwiegertochter fand im Speisezimmer statt. James saß am Kamin, als sie eintrat. Er legte die Hände auf die Lehne seines Armstuhls und erhob sich langsam. Vorgebeugt und tadellos in seinem Leibrock, dünn wie eine Linie im Euklid, nahm er Annettens Hand in die seine; und die ängstlichen Augen in seinem faltigen Gesicht, das jetzt seine Farbe verloren hatte, ruhten zweifelnd auf ihr. Aber im Widerschein ihrer blühenden Jugend kam wieder ein wenig Wärme in sie und seine Wangen. „Wie geht's?“ sagte er. „Ihr wart wohl dort, die Königin zu sehen, vermute ich? Kamt ihr gut herüber?“ Auf diese Weise begrüßte er sie, von der er auf einen Enkel seines Namens hoffte. Annette starrte ihn an, wie alt, wie dünn und weiß und tadellos er war, und murmelte einige Worte auf französisch, die er nicht verstand. „Ja, ja“, sagte er, „ihr wollt euern Lunch, glaube ich. Soames, klinge doch; wir wollen auf Dartie nicht warten.“ Aber gerade da langten sie an. Dartie hatte sich geweigert, sich zu inkommodieren, um ‚the old girl‘ zu sehen. Mit einem frühen Cocktail neben sich hatte er vom Rauchzimmer des Iseeum-Klubs aus alles mit angeschaut, so daß Winifred und Imogen genötigt waren, aus dem Park zurückzugehen und ihn dort abzuholen. Seine braunen Augen ruhten mit einem Starren beinahe erstaunter Befriedigung auf Annette. Die zweite Schönheit, die dieser Soames aufgegabelt hatte! Was die Frauen nur an ihm finden mochten! Nun, sie würde ihm sicherlich wohl denselben Streich spielen wie die andere; dabei aber war er doch ein Glückspilz! Und er strich sich den Schnurrbart; in den neun Monaten der Green-Street-Häuslichkeit hatte er beinahe all sein Fleisch und seine Sicherheit wiedergewonnen. Trotz der freundlichen Anstrengungen Emilys, Winifreds gefaßter Ruhe, Imogens teilnehmender Freundlichkeit, Darties Aufgeblasenheit und James' Fürsorge für ihr Essen war es doch, Soames fühlte es, kein Erfolg für seine junge Frau. Er ging sehr bald mit ihr fort.

„Dieser Monsieur Dartie“, sagte Annette in der Droschke, „je n'aime pas ce type-là!“ „Nein, wahrhaftig!“ sagte Soames. „Deine Schwester ist sehr liebenswürdig, und das Mädels ist hübsch. Aber

dein Vater ist sehr alt. Ich glaube, deine Mutter muß es schwer mit ihm haben; ich möchte nicht an ihrer Stelle sein.“ Soames nickte zu der Scharfsichtigkeit, dem klaren, harten Urteil seiner jungen Frau; aber es beunruhigte ihn ein wenig. Ihn mochte wohl auch der Gedanke durchzuckt haben: „Wenn ich achtzig bin, ist sie fünfundfünfzig und wird es schwer mit mir haben!“ „Ich muß dich noch in ein anderes Haus meiner Verwandtschaft führen“, sagte er; „du wirst es komisch finden, aber wir müssen es abmachen, und dann wollen wir essen und ins Theater gehen.“

Auf diese Weise bereitete er sie auf Timothy und seine Schwestern vor. Aber bei ihnen war es anders. Sie waren entzückt, den lieben Soames nach so langer Zeit zu sehen; und das also war Annette! „Du bist so hübsch, meine Liebe, beinah zu jung und hübsch für den lieben Soames, nicht wahr? Aber er ist sehr aufmerksam und sorgsam — solch ein guter Ehem!“ Tante Juley hielt inne und drückte ihre Lippen auf Annetts Augen — sie beschrieb sie nachher Francie, die zufällig hinkam: „Sie sind kornblumenblau“, sagte sie, „so schön, ich mußte sie wirklich küssen. Ich muß sagen, Soames ist ein ausgezeichnete Kenner. In ihrer französischen Art, die aber nicht zu französisch ist, finde ich sie ebenso hübsch — wenn auch nicht so vornehm, nicht so verführerisch — wie Irene. Denn sie war verführerisch, nicht wahr? mit der weißen Haut und den dunklen Augen, und dem Haar, couleur de — wie war es doch? Ich vergesse es immer.“ „Feuille morte“, erwiderte Francie. „Natürlich, welche Blätter — merkwürdig. Ich erinnere mich, daß wir, als ich ein junges Mädchen war, bevor wir nach London kamen, einen jungen Fuchshund hatten; er hatte einen braunen Schopf auf dem Kopf und eine weiße Brust und schöne braune Augen, und es war eine Lady.“ „Ja, Tantchen“, sagte Francie, „aber ich sehe nicht den Zusammenhang.“ „Oh!“ erwiderte Tante Juley, ziemlich erregt, „er war so reizend, aber ihre Augen und ihr Haar, weißt du —“, sie schwieg, wie ertappt bei einer Unzartheit. „Feuille morte“, fügte sie plötzlich hinzu. „Hester, vergiß es nicht!“

Es entstand eine große Debatte zwischen den beiden Schwestern, ob Timothy gerufen werden sollte, um Annette zu sehen. „Ach, macht euch keine Umstände!“ sagte Soames. „Aber es macht gar nichts aus, nur natürlich, daß Annette Französin ist, könnte ihn ein wenig aufregen. Er war so empört über Faschoda. Ich glaube, wir sollten es lieber nicht wagen, Hester. Es ist so hübsch, sie ganz für uns zu haben, nicht wahr? Und wie geht es dir, Soames? Bist du ganz hin-



weg über deine —“ Hester unterbrach sie schleunigst: „Wie gefällt dir London, Annette?“ Soames wartete beunruhigt auf die Antwort. Sie kam, verständig, gelassen: „Oh! Ich kenne London, ich bin schon früher hier gewesen.“ Er hatte nie recht gewagt, über die Sache mit dem Restaurant mit ihr zu sprechen. Die Franzosen hatten andere Ansichten über Vornehmheit, und vor einer Beziehung dazu zurückzuschrecken, kam ihr vielleicht lächerlich vor; er hatte bis zu seiner Verheiratung gewartet, ehe er es erwähnte; und jetzt wünschte er es nie getan zu haben. „Und welchen Teil kennst du am besten?“ fragte Tante Juley. „Soho“, sagte Annette einfach. Soames preßte die Lippen zusammen. „Soho?“ wiederholte Tante Juley, „Soho?“ „Das wird die Runde durch die Familie machen“, dachte Soames. „Es ist sehr französisch und interessant“, sagte er. „Ja“, murmelte Tante Juley, „dein Onkel Roger hatte dort einst mehrere Häuser; er mußte immer die Mieter hinauswerfen, erinnere ich mich.“ Soames brachte das Gespräch auf Mapledurham. „Natürlich“, sagte Tante Juley, „ihr werdet wohl sehr bald dorthin gehen, um euch einzurichten. Wir freuen uns alle so sehr auf die Zeit, wo Annette ein kleines liebes —“ „Juley“, rief Tante Hester verzweifelt, „klinge nach dem Tee!“ Soames wagte nicht auf den Tee zu warten und ging mit Annette fort.

„Ich würde an deiner Stelle Soho nicht erwähnen“, sagte er in der Droschke. „Es ist ein ziemlich obskurer Teil von London, und du hast jetzt nichts mehr mit der Restaurantgeschichte zu tun; ich meine“, fügte er hinzu, „ich möchte gern, daß du nette Leute kennst, und Engländer sind furchtbare Snobs.“ Annettens klare Augen öffneten sich weit, und ein leises Lächeln kam auf ihre Lippen. „Ja?“ sagte sie. „Hm!“ dachte Soames, „das ist auf mich gemünzt!“ Und er sah sie scharf an. „Sie hat einen guten Geschäftsinstinkt“, dachte er. „Ich muß es ihr ein für allemal verständlich machen.“ „Sieh mal, Annette! es ist sehr einfach, nur muß man es verstehen. Unsere Berufs- und freien Klassen dünken sich noch ein Stück über unsern Geschäftsklassen, ausgenommen natürlich die sehr Reichen. Es mag töricht sein, aber es ist so, siehst du. Es ist nicht ratsam, in England die Leute wissen zu lassen, daß du ein Restaurant hattest oder einen Laden oder überhaupt in irgendeinem Geschäft tätig warst. Es mag außerordentlich achtenswert gewesen sein, aber es drückt dir gewissermaßen einen Stempel auf, du hast es nicht so gut und lernst nicht so nette Leute kennen — es hat keinen Zweck.“ „Ich verstehe“, sagte Annette, „in Frankreich ist es auch so.“ „So“, murmelte Soames

ebenso erleichtert wie bestürzt, „es kommt natürlich nur auf die Klasse an.“ „Jawohl“, sagte Annette, „comme vous êtes sage.“ „Das ist alles ganz gut“, dachte Soames, indem er ihre Lippen beobachtete, „nur ist sie ziemlich zynisch.“ Seine Kenntnis des Französischen war noch nicht so, daß es ihm Kummer machen konnte, weil sie nicht ‚tu‘ gesagt hatte. Er legte den Arm um sie und murmelte mit Anstrengung: „Et vous êtes ma belle femme.“ Annette bekam einen kleinen Lachanfall. „O non“, sagte sie. „O non! ne parlez pas français, Soames. Worauf freut sich die alte Dame, deine Tante, so?“ Soames biß sich auf die Lippen. „Gott weiß“, sagte er, „sie sagt immer so etwas“, aber er wußte es besser als Gott.

## ELFTES KAPITEL

### NEUE INTERESSEN

Der Krieg zog sich weiter hin. Man hatte Nicholas sagen hören, daß, wenn er überhaupt etwas kostete, er dreihundert Millionen kosten würde, bevor man zu Ende damit käme! Die Einkommensteuer wäre ernstlich bedroht. Aber dafür würden sie doch Südafrika auf immer für ihr Geld haben. Und obwohl das Gefühl für Besitz am frühen Morgen arg erschüttert schien, erholte es sich zur Frühstückszeit bei dem Gedanken daran, daß man in diesen Tagen nichts umsonst erhielt. Im ganzen gingen die Leute daher ebenso ihren Geschäften nach, als wenn kein Krieg wäre, es keine Konzentrationslager gäbe, keinen aalglatten de Wet, kein Vorurteil auf dem Kontinent noch irgend etwas Unangenehmes. Die Haltung der Nation war vollkommen in der Karte Timothys versinnbildlicht, für die das Interesse erloschen war — denn Timothy ließ die Flaggen stecken, und sie konnten sich selbst nicht von der Stelle bewegen, weder rückwärts noch vorwärts, wie sie es hätten tun müssen.

Auch auf der Forsytebörse herrschte derselbe Mangel an Bewegung wie auch eine allgemeine Ungewißheit hinsichtlich der nächsten Ereignisse. Die Heiratsanzeige ‚Jolyon Forsyte mit Irene, der einzigen Tochter des verstorbenen Professors Heron‘ in der ‚Times‘ hatte einen Zweifel darüber erweckt, ob diese Angaben richtig waren. Und doch empfand man es im ganzen als Erleichterung, daß sie nicht als ‚Irene, die ‚ehemalige‘ oder ‚geschiedene‘ Frau von Soames Forsyte‘ bezeichnet war. Schließlich lag doch etwas von Größe in

der Art, wie die Familie Forsyte die ‚Affäre‘ von Anfang an aufgenommen hatte. James hatte recht gehabt, zu sagen: ‚Es war nun einmal so!‘ Nutzlos, viel Wesens davon zu machen! Man hatte nichts davon, zuzugeben, daß es ein ‚häßlicher Streit‘ gewesen war! Was aber würde jetzt geschehen, da Soames und Jolyon wieder verheiratet waren? Das war eine sehr heikle Frage. Von George wußte man, daß er und Eustace mit sechs zu vier auf einen kleinen Jolyon vor einem kleinen Soames gewettet hatten. George war so drollig! Es ging auch das Gerücht, daß er und Dartie eine Wette eingegangen waren, ob James das Alter von neunzig Jahren erreichen würde, allein niemand wußte, wer von beiden auf James’ Seite war.

Anfang Mai kam Winifred mit der Nachricht, daß Val durch eine versprengte Kugel am Bein verwundet sei und entlassen werden sollte. Seine Frau pflegte ihn. Es würde ein schwaches Hinken zurückbleiben — nicht der Rede wert. Er wollte gern, daß sein Großvater ihm dort draußen eine Farm kaufen sollte, wo er Pferde züchten konnte. Hollys Vater gab ihr achthundert im Jahr, so kamen sie ganz gut aus, da sein Großvater ihm fünf geben wollte, wie er gesagt hatte. Aber über die Farm wisse er nichts — könne er nichts sagen: er wolle nicht, daß Val sein Geld wegwerfe. „Aber er muß doch etwas tun, weißt du“, hatte Winifred gesagt. Tante Hester meinte, daß sein lieber Großvater vielleicht klug handelte, denn wenn er keine Farm kaufte, könnte es nicht schlecht damit ausgehen. „Aber Val liebt Pferde“, sagte Winifred, „es wäre eine so gute Beschäftigung für ihn.“ Tante Juley meinte, daß Pferde etwas sehr Ungewissenes wären, hatte Montague das nicht auch gefunden? „Val ist ganz anders“, sagte Winifred; „er gleicht mir.“ Tante Juley glaubte sicher, daß Val sehr tüchtig war. „Ich erinnere mich noch“, fügte sie hinzu, „wie er seinen falschen Groschen einem Bettler gab. Sein lieber Großvater war so erfreut darüber. Er meinte, es zeige solch eine Geistesgegenwärt. Ich erinnere mich, daß er sagte, er müßte zur Marine gehen.“ Tante Hester stimmte ihr bei: Glaubte Winifred nicht auch, daß es viel besser für die jungen Leute sei, sicher zu gehen und in ihrem Alter nicht solche Gefahr zu laufen? „Wenn sie in London wären, vielleicht“, sagte Winifred, „in London ist es ein Vergnügen, nichts zu tun. Dort aber würde er sich natürlich zu Tode langweilen.“ Tante Hester meinte, daß es sehr hübsch für ihn wäre, zu arbeiten, wenn er sicher sein könnte, nichts dabei zu verlieren. Etwas anderes wäre es, wenn sie kein Geld hätten. Timothy freilich hatte so gut damit getan, sich zurückzuziehen. Tante Juley

wollte gern wissen, was Montague dazu gesagt hatte. Winifred sagte es ihr nicht, denn Montague hatte nur bemerkt: „Warte, bis der alte Mann stirbt.“

In diesem Augenblick wurde Francie angemeldet. Ihre Augen waren voll Lächeln. „Nun“, rief sie, „was sagt ihr dazu?“ „Wozu, meine Liebe?“ „Zu dem in der ‚Times‘ heute morgen.“ „Wir haben es noch nicht gesehen, wir lesen sie immer nach Tisch; bis dahin hat Timothy sie.“ Francie rollte die Augen. „Ist es etwas, das du uns sagen darfst?“ fragte Tante Juley, „was ist es?“ „Irene hat in Robin Hill einen Sohn bekommen.“ Tante Juley holte tief Atem. „Aber“, sagte sie, „sie heirateten doch erst im März!“ „Ja, Tantchen, ist es nicht interessant?“ „Das freut mich“, sagte Winifred, „es tat mir leid um Jolyon, als er seinen Sohn verlor. Es hätte Val sein können.“ Tante Juley schien wie in einen Traum versunken. „Ich bin neugierig“, murmelte sie, „was der liebe Soames da sagen wird. Er hat sich selbst so einen Sohn gewünscht. Ein Vöglein hat mir das immer gesagt.“ „Ja“, sagte Winifred, „er wird auch — wenn alles gut geht.“ Freude träufelte aus Tante Juleys Augen. „Wie entzückend!“ sagte sie, „wann?“ „Im November.“ „Solch ein Glücksmonat! Aber ich hätte gewünscht, daß es früher käme. Es ist eine lange Zeit des Wartens für James in seinem Alter.“

Warten! Sie fürchteten es für James, aber sie selbst waren daran gewöhnt. Zu warten war in der Tat ihre größte Zerstreung. Darauf, die ‚Times‘ zu lesen; auf das Kommen eines ihrer Neffen oder Nichten, die sie aufheitern sollten; auf Nachrichten von Nicholas' Gesundheit; auf die Entscheidung darüber, ob Christopher zur Bühne gehen würde; auf Benachrichtigung in betreff der Minen von Mrs. MacAnders Neffen; auf den Arzt, der wegen Hesters frühen Erwachens am Morgen kommen sollte; auf Bücher aus der Leihbibliothek, die immer vergriffen waren; darauf, daß Timothy sich erkälten würde; auf einen schönen warmen Tag, nicht zu heiß, an dem sie einen Spaziergang in Kensington Gardens machen konnten. Im Wohnzimmer, wo sie zu beiden Seiten des Kamins saßen, auf den Schlag der Uhr zwischen ihnen zu warten, während ihre dünnen, geäderten, knöchigen Hände fleißig Stricknadeln und Häkelhaken handhabten. In ihren schwarzen Seiden- oder Atlaskleidern auf die Vorstellung bei Hof zu warten, um zu wissen, ob Hester ihr dunkelgrünes und Juley ihr dunkleres braunes anziehen dürften. Zu warten, während sie die kleinen Freuden und Leiden, Ereignisse und Hoffnungen ihrer kleinen Familienwelt immer wieder und wieder in



ihren alten Herzen aufleben ließen, wie Kühe auf heimischen Wiesen geduldig ihr Futter wiederkauten. Und auf dies neue Ereignis zu warten, war wohl der Mühe wert. Soames, der ihnen gerne Bilder zu schenken pflegte und sie fast jede Woche besucht hatte, was sie sehr vermißten, der nach dem Schiffbruch seiner ersten Ehe ihres Mitgefühls so sehr bedurft hatte, war immer ihr Liebling gewesen. Dieses neue Ereignis — die Geburt eines Erben für Soames — war so wichtig für ihn und seinen lieben Vater, daß James vielleicht nicht ohne einige Gewißheit über die Dinge zu sterben brauchte. James konnte Ungewißheit so gar nicht vertragen; und bei seinem Verhältnis zu Montague konnte es ihn natürlich nicht sehr befriedigen, außer den jungen Darties keine Enkelkinder zu hinterlassen. Schließlich zählte der eigene Name doch! Und als James' neunzigster Geburtstag nahte, waren sie begierig, was für Vorsichtsmaßregeln er ergreifen würde. Er war der erste der Forsytes, der dies Alter erreichte, und würde sozusagen einen neuen Standard für die Lebensdauer festsetzen. Das war so wichtig in ihrem Alter von siebenundachtzig und fünfundachtzig, obwohl sie gar nicht an sich selbst denken wollten, wo sie Timothy hatten, der noch nicht zweiundachtzig war. Es gab natürlich eine bessere Welt. „In meines Vaters Haus sind viele Wohnungen“, war einer von Tante Juleys Lieblingsprüchen — er war ihr immer ein Trost mit seinem Hinweis auf Hausbesitz, der dem lieben Roger zu seinem Vermögen verholfen hatte. Die Bibel war wirklich eine große Hilfe, und an sehr schönen Sonntagen gingen sie morgens zur Kirche; und zuweilen stahl Tante Juley sich in Timothys Arbeitszimmer, wenn sie sicher wußte, daß er fort war, und steckte wie zufällig das Neue Testament geöffnet zwischen die Bücher auf seinem kleinen Tisch — er war natürlich ein eifriger Leser, da er früher Verleger gewesen war. Doch sie hatte bemerkt, daß Timothy nachher bei Tisch immer ärgerlich war. Und Smither hatte ihr mehr als einmal gesagt, daß sie Bücher vom Fußboden aufgelesen hätte, wenn sie das Zimmer aufräumte. Trotz allem aber hatten sie das Gefühl, als könne es im Himmel nicht ganz so gemütlich sein wie die Zimmer, in denen sie und Timothy so lange gewartet hatten. Tante Hester namentlich konnte den Gedanken an die Anstrengung nicht ertragen. Jede Veränderung, oder vielmehr der Gedanke an eine Veränderung — denn es kam nie eine —, regte sie immer sehr auf. Tante Juley, die viel lebhafter war, dachte manchmal, daß es ganz spannend sein müsse; sie hatte den Aufenthalt in Brighton in dem Jahr, als Susan starb, so sehr genossen. Von

Brighton aber wußte man, daß es schön war, und es war so schwer zu sagen, wie es im Himmel sein würde; daher war sie mehr als zufrieden, noch warten zu können.

Am Morgen von James' Geburtstag, am 5. August, fühlten sie sich außerordentlich angeregt, und kleine Zettel gingen durch Smithers Hand hin und her zwischen ihnen, während sie ihr Frühstück im Bett einnahmen. Smithers mußte hingehen, ihre Grüße und kleine Geschenke zu überbringen und zu hören, wie es Mr. James ging und ob er bei all der Aufregung eine gute Nacht verbracht hatte. Und auf dem Rückweg sollte Smithers in der Green Street vorsprechen — es war ein kleiner Umweg für sie, aber sie konnte nachher den Omnibus die Bond Street hinauf nehmen, es würde eine nette kleine Abwechslung für sie sein — und Mrs. Dartie bitten, sie bestimmt zu besuchen, bevor sie die Stadt verließ. Smithers, ein Dienstmädchen, das vor dreißig Jahren von Tante Ann zu einer Vollkommenheit erzogen war, wie man sie jetzt nicht mehr erreichen konnte, erledigte alles dies. Mr. James hatte, wie Mrs. James sagte, eine vorzügliche Nacht gehabt, er ließ sie vielmals grüßen; Mrs. James hatte gesagt, er wäre sehr komisch und habe sich beklagt, daß er nicht wisse, was all diese Umstände bedeuten. Und Mrs. Dartie ließ sie grüßen und würde zum Tee kommen.

Die Tanten Juley und Hester waren ‚entzückt‘, auch ein wenig gekränkt, daß ihre Geschenke nicht einer besonderen Erwähnung gewürdigt worden waren — sie vergaßen jedes Jahr, daß James keine Geschenke mochte, ‚sie würfen ihr Geld für ihn hinaus‘, wie er es immer nannte; doch es war ein Beweis dafür, daß James in guter Laune war, und das war sehr wichtig für ihn. Und sie begannen auf Winifred zu warten. Sie kam um vier Uhr und brachte Imogen und Maud mit, die eben von der Schule kam und ‚auch ein so hübsches Mädchen wurde‘, so daß es außerordentlich schwierig war, nach Annette zu fragen. Tante Juley jedoch hatte den Mut, sich zu erkundigen, ob Winifred etwas gehört habe und ob Soames sehr besorgt sei. „Das ist Onkel Soames immer, Tantchen“, unterbrach Imogen; „er kann nicht glücklich sein, wenn er es jetzt auch sein könnte.“ Die Worte klangen vertraut in Tante Juleys Ohren. Ach ja! jene komische Zeichnung von George, die ihnen nicht gezeigt worden war! Aber was meinte Imogen eigentlich damit? Daß ihr Onkel immer mehr wollte, als er haben konnte? Es war gar nicht hübsch, so zu denken. Imogens Stimme erhob sich hell und klar: „Denkt euch! Annette ist nur zwei Jahre älter als ich; es muß

furchtbar sein für sie, mit Onkel Soames verheiratet zu sein.“ Tante Juley hob voll Entsetzen ihre Hände. „Meine Liebe“, sagte sie, „du weißt nicht, was du sprichst. Dein Onkel Soames paßt für jeden. Er ist ein sehr kluger Mann, sieht gut aus und ist wohlhabend, außerdem höchst rücksichtsvoll und sorgsam und durchaus nicht alt im ganzen genommen.“ Imogen sah mit ihrem strahlenden Blick von einer der ‚lieben Alten‘ zur andern und lächelte nur. „Ich hoffe“, sagte Tante Juley ganz ernst, „daß du einen ebenso guten Mann bekommst.“ „Ich werde keinen guten Mann heiraten, Tantchen“, murmelte Imogen, „die sind langweilig.“ „Wenn du so redest“, erwiderte Tante Juley, noch sehr entrüstet, „wirst du gar nicht heiraten. Wir wollen lieber nicht weiter darüber sprechen.“ Und sich zu Winifred wendend, fragte sie: „Was macht Montague?“

An diesem Abend, als sie auf das Essen warteten, sagte sie: „Ich habe Smither gesagt, sie solle eine halbe Flasche von dem süßen Champagner heraufbringen, Hester. Ich denke, wir müssen auf James' Gesundheit trinken, und – und auf die Gesundheit von Soames' Frau; nur wollen wir es ganz geheim halten. Ich werde nichts weiter sagen, nur: ‚Du verstehst es schon, Hester!‘, und dann trinken wir. Es könnte Timothy aufregen.“ „Eher könnte es uns aufregen“, sagte Tante Hester, „aber wir müssen es schon, denke ich, bei einer solchen Gelegenheit.“ „Ja“, sagte Tante Juley begeistert, „es ist eine Gelegenheit! Denk nur, wenn er einen lieben kleinen Sohn hätte, die Familie fortzusetzen! Ich halte es jetzt, wo Irene einen Sohn hat, für so sehr wichtig. Winifred erzählte, daß George Jolyon den ‚Dreidecker‘ nennt, seiner drei Familien wegen, weißt du! George ist wirklich drollig! Und denke dir! Irene lebt schließlich doch in dem Hause, das Soames für sie beide hatte bauen lassen. Es ist hart für den lieben Soames; und er ist immer so pflichttreu gewesen.“

Noch ein wenig erregt und erhitzt von ihrem Glas Wein und dem Geheimnis ihres zweiten Toastes, lag sie diese Nacht mit dem geöffneten Gebetbuch vor sich im Bett, die Augen auf die Decke gerichtet, die gelb von ihrer Kerze beleuchtet war. Die jungen Dinger! Sie hatten es alle so gut! Und sie wäre so glücklich, wenn sie Soames glücklich wüßte! Aber jetzt mußte er es doch sein, trotz Imogens Bemerkung. Er würde alles haben, was er brauchte: Vermögen, eine Frau und Kinder! Und er würde bis in ein hohes Alter leben wie sein Vater und alles von Irene und der schrecklichen Sache vergessen. Wenn sie selbst nur hier sein könnte, seinen Kindern ihr

erstes Schaukelpferd zu kaufen! Smither mußte es im Kaufhaus für sie aussuchen, ein hübsches, scheckiges. Ach! wie Roger sie zu Schaukeln pflegte, bis sie hinunterfiel! Du lieber Himmel! Das war lange her! Es war einmal! „In meines Vaters Haus sind viele Wohnungen —“ Ein leises nagendes Geräusch traf ihr Ohr — „Doch keine Maus!“ dachte sie mechanisch. Das Geräusch verstärkte sich. Da! es war eine Maus! Es war nicht recht von Smither, zu sagen, daß hier keine waren! Sie würde sich durch das Getäfel durchfressen, ehe sie sich's versahen, und dann würden sie die Handwerker brauchen. Es waren so schädliche Tiere! Und sie lag da, folgte im Geiste dem leisen nagenden Geräusch und wartete auf den Schlaf, der sie davon befreien sollte.

## ZWÖLFTES KAPITEL

### GEBURT EINES FORSYTEKINDES

Soames ging durch die Gartenpforte, über den Rasenplatz, blieb auf dem Wege am Fluß stehen, kehrte um und ging zur Gartenpforte zurück, ohne zu wissen, daß er sich bewegt hatte. Das Geräusch von knirschenden Rädern auf dem Fahrweg überzeugte ihn, daß Zeit vergangen und der Doktor fort war. Was hatte er eigentlich gesagt? „Die Lage ist folgende, Mr. Forsyte. Ich kann sicher ihr Leben retten, wenn ich operiere, aber das Kind würde tot zur Welt kommen. Wenn ich nicht operiere, wird das Kind wahrscheinlich lebend zur Welt kommen, aber es besteht große Gefahr für die Mutter — eine große Gefahr. In jedem Fall glaube ich nicht, daß sie wieder ein Kind wird haben können. In ihrem Zustand kann sie begreiflicherweise nicht für sich selbst entscheiden, und wir können nicht auf ihre Mutter warten. Es ist an Ihnen, die Entscheidung zu treffen, während ich besorge, was notwendig ist. Ich werde in einer Stunde zurück sein.“

Die Entscheidung! Was für eine Entscheidung! Keine Zeit, einen Spezialisten herzubekommen! Keine Zeit für irgend etwas! Das Geräusch der Räder verhallte, Soames aber stand noch immer da; dann hielt er sich plötzlich die Ohren zu und ging an den Fluß zurück. Daß es so vor der Zeit kommen mußte, ohne jede Möglichkeit, für irgend etwas vorzusorgen, nicht einmal ihre Mutter hier zu haben! Ihre Mutter mußte die Entscheidung treffen, und sie konnte erst am



Abend von Paris hier sein! Wenn er nur den Jargon des Doktors verstanden hätte, diese medizinischen Feinheiten, um sicher zu sein, daß er die Chancen richtig abwägte: aber es war unverständlich für ihn — wie ein gesetzliches Problem für den Laien. Und doch mußte er sich entscheiden! Seine Stirn war feucht, obwohl die Luft kühl war. Diese Laute, die aus ihrem Zimmer kamen! Dorthin zurückzugehen, würde es nur erschweren. Er mußte ruhig sein, klar denken. Auf der einen Seite Leben, beinah mit Sicherheit Leben für seine junge Frau, gewisser Tod für sein Kind und — später keine Kinder mehr! Auf der andern vielleicht Tod seiner Frau, fast gewiß Leben für sein Kind und — nachher keine Kinder mehr! Was sollte er wählen? . . . Es hatte geregnet. Diese letzten vierzehn Tage — der Fluß war sehr gestiegen, und im Wasser, um das kleine Hausboot, das an dem Landungssteg vor Anker lag, hatten sich viele Blätter von den Wäldern oben angesammelt, die im Frost abgefallen waren. Blätter fielen, Leben schwanden hin! Über Tod entscheiden? Und niemand, der ihm beistehen konnte. Verlust des Lebens ist Verlust für immer. Halte fest, was du halten kannst; denn was dahin ist, kommt nicht wieder. Es läßt dich kahl zurück, wie jene Bäume; wenn sie ihre Blätter verloren haben; immer kahler und kahler, bis auch du welkst und vergehst. Und in einem sonderbaren Gedankenspiel meinte er, nicht Annette dort hinter den Scheiben, auf die die Sonne schien, liegen zu sehen, sondern Irene, in ihrem Schlafzimmer am Montpellier Square, wie es vor sechzehn Jahren vielleicht ihr Schicksal hätte sein können. Hätte er damals gezögert? Nicht einen Augenblick! Operieren, operieren! Ihr Leben sichern! Keine Entscheidung — nur ein instinktiver Ruf nach Hilfe, trotzdem er wußte, daß sie ihn nicht liebte! Aber dies! Ach! es war nichts Überwältigendes in seinem Gefühl für Annette! Oftmals in diesen letzten Monaten, besonders seitdem sie angefangen hatte, sich zu fürchten, war er unsicher gewesen. Sie hatte ihren eigenen Willen, war selbstsüchtig, auf ihre französische Art. Und doch — so hübsch! Was würde sie wünschen — die Gefahr zu laufen? ‚Ich weiß, sie wünscht sich das Kind‘, dachte er. ‚Wenn es tot zur Welt kommt, und nachher keine Aussicht mehr — würde es sie furchtbar unglücklich machen. Keine Aussicht mehr! Alles umsonst! Ein Eheleben für Jahre und Jahre, ohne ein Kind. Nichts, sie festzuhalten! Sie ist jung. Nichts, auf das sie sich freuen könnte — und ich! Und ich!‘ Er preßte die Hände an die Brust! Weshalb konnte er nichts denken, ohne sich selbst mit hineinzubringen — konnte er sich selbst nicht ausschalten und über-

legen, was er tun mußte? Der Gedanke verletzte ihn, verlor dann aber seine Schärfe, als wäre er auf einen Panzer gestoßen. Sich selbst ausschalten? In eine Leere hinein? Unmöglich! Die Idee allein schon war entsetzlich, unsinnig! Und als er hiermit wieder den Boden der Wirklichkeit, den Grund seiner Forsytenatur betrat, ruhte Soames einen Augenblick aus. Wenn man aufhörte zu sein, hörte alles auf; es konnte noch eine Weile fortgehen, aber es hatte keinen Zweck!

Er sah nach der Uhr. In einer halben Stunde würde der Doktor zurück sein. Er mußte sich entscheiden! War er gegen die Operation und starb sie, wie dann ihrer Mutter und dem Arzt gegenüber treten? Wie es vor seinem eigenen Gewissen verantworten? Es war sein Kind, das sie haben sollte! War er für die Operation — so verurteilte er sie beide zur Kinderlosigkeit. Und wozu sonst hatte er sie geheiratet, als um einen gesetzlichen Erben zu haben? Und sein Vater — der an der Pforte des Todes auf die Nachricht wartete! ‚Es ist grausam‘, dachte er. ‚Darüber zu entscheiden, hätte mir erspart bleiben müssen! Es ist grausam!‘ Er wandte sich dem Hause zu. Irgendeine feste, einfache Entscheidung! Er nahm eine Münze heraus, steckte sie jedoch wieder ein. Ließ er sie wirbeln, wußte er doch, daß er nicht ertragen würde, zu sehen, welche Seite obenauf lag. Er ging ins Speisezimmer, das am weitesten von dort entfernt lag, wo die Laute herkamen. Der Arzt hatte gesagt, daß einige Aussicht vorhanden wäre. Hier drinnen schien die Aussicht größer; es floß kein Strom, noch fielen Blätter. Ein Feuer brannte. Soames schloß den Likörschrank auf. Er rührte sonst geistige Getränke kaum an, aber jetzt goß er sich wieder einen Whisky ein und trank ihn aus, um sein Blut mehr in Wallung zu bringen. ‚Dieser Jolyon‘, dachte er, ‚er hatte schon drei Kinder. Er hat die Frau, die ich wirklich liebte, und jetzt einen Sohn von ihr! Und ich — ich soll mein einziges Kind zerstören! Annette kann nicht sterben; es ist nicht möglich. Sie ist stark!‘

Er stand noch finster am Nebentisch, als er den Wagen des Arztes hörte und zu ihm hinausging. Er mußte auf ihn warten, bis er herunterkam. „Nun, Herr Doktor?“ „Die Lage ist dieselbe. Haben Sie sich entschieden?“ „Ja“, sagte Soames, „operieren Sie nicht!“ „Nicht? Verstehen Sie richtig — die Gefahr ist groß!“ In Soames’ starrem Gesicht bewegte sich nichts als die Lippen. „Sie sagten, es sei eine Aussicht?“ „Eine Aussicht, ja; aber keine große.“ „Sie sagen, das Kind muß tot zur Welt kommen, wenn Sie operieren?“ „Ja.“ „Glauben Sie noch, daß sie auf keinen Fall ein anderes haben kann?“ „Man kann nicht absolut sicher sein, aber es ist sehr unwahrschein-

lich.“ „Sie ist stark“, sagte Soames; „wir wollen es auf die Gefahr ankommen lassen.“ Der Arzt schaute ihn sehr ernst an. „Es geschieht auf Ihre Verantwortung“, sagte er; „bei meiner eigenen Frau könnte ich es nicht.“ Soames' Kinn zuckte, als hätte jemand ihn geschlagen. „Bin ich da oben zu irgend etwas zu gebrauchen?“ fragte er. „Nein; bleiben Sie fern.“ „Ich werde in meiner Bildergalerie sein, Sie wissen, wo.“ Der Arzt nickte und ging hinauf. Soames blieb stehen und lauschte. „Morgen um diese Zeit“, dachte er, „habe ich vielleicht ihren Tod auf dem Gewissen.“ Nein! es war ungerecht — ungeheuerlich, es so aufzufassen! Mutlosigkeit überkam ihn wieder, und er ging in die Galerie hinauf. Er stand am Fenster. Es war Nordwind, kalt und klar, der Himmel sehr blau, schwere zerfetzte weiße Wolken jagten darüber hin; der Fluß sah ebenfalls blau aus durch die Wand vergoldeter Bäume; die Wälder glühten, brannten schon reich gefärbt — ein früher Herbst. Wenn es sein eigenes Leben wäre, würde er die Gefahr laufen? „Aber sie würde die Gefahr auf sich nehmen, mich zu verlieren“, dachte er, „eher als ihr Kind zu verlieren! Sie liebt mich eigentlich nicht!“ Was konnte man auch von ihr — als Französin — erwarten? Das einzig wirklich Wesentliche für sie beide, das Wesentliche für ihre Ehe und ihre Zukunft, war ein Kind! „Ich habe viel durchgemacht“, dachte er, „ich werde ausharren — ausharren. Es ist eine Aussicht vorhanden, beide zu behalten — eine Aussicht!“ Man behält sein Eigentum, bis es einem genommen wird — man behält es! Er begann in der Galerie umherzugehen. Er hatte kürzlich ein Bild erstanden, von dem er wußte, daß es ein Vermögen wert war, und nun blieb er davor stehen — ein Mädchen mit stumpfgoldenem, wie Metallfäden schimmerndem Haar, das auf ein kleines goldenes Ungeheuer in ihrer Hand schaute. Selbst in diesem qualvollen Augenblick erkannte er das Außerordentliche seines Kaufes — konnte er die Qualität des Tisches, des Fußbodens, des Stuhles, die Gestalt des Mädchens und den vertieften Ausdruck seines Gesichts, das stumpfe Goldgeriesel des Haares, das helle Gold des kleinen Ungeheuers bewundern. Bilder sammeln und reicher werden, immer reicher! Wozu, wenn —! Er kehrte dem Bild plötzlich den Rücken zu und ging ans Fenster. Einige seiner Tauben waren von ihren Stangen um den Taubenschlag aufgefliegen und breiteten ihre Flügel im Winde aus. In dem klaren scharfen Sonnenlicht blitzte ihre Weiße auf. Sie flogen weit, wirkten wie emporgeschleuderte Hieroglyphen am Himmel. Annette fütterte die Tauben; es war hübsch, ihr dabei zuzusehen. Sie nahmen ihr das Futter aus der

Hand, sie wußten, was sie ihnen bot. Er spürte ein würgendes Gefühl im Halse. Sie würde nicht — konnte nicht sterben! Sie war zu — zu vernünftig; und sie war stark, wirklich stark, wie ihre Mutter, trotz ihrer zarten Schönheit!

Es begann schon dunkel zu werden, als er endlich die Tür öffnete und lauschte. Nicht ein Ton. Ein milchiges Zwielflicht breitete sich langsam über Treppe und Flur unten. Er hatte sich umgedreht, als ein Ton sein Ohr traf. Er sah hinunter und erblickte eine schwarze Gestalt näher kommen, ihm stand das Herz still. Wer war es? Tod? Der Tod, der aus ihrer Tür kam? Nein! nur ein Dienstmädchen, ohne Häubchen und Schürze. Sie kam unten an seine Treppe und sagte atemlos: „Der Doktor möchte Sie sprechen, Sir.“ Er lief hinunter. Sie stand flach gegen die Wand gelehnt, um ihn durchzulassen, und sagte: „O Sir! es ist vorüber.“ „Vorüber?“ sagte Soames beinah drohend; „was soll das heißen?“ „Es ist geboren, Sir.“ Er stürzte die vier Stufen vor ihm hinauf und stieß in dem dunkeln Durchgang plötzlich auf den Doktor. Der Mann trocknete sich die Stirn. „Nun?“ sagte er; „schnell.“ „Beide leben; es ist alles in Ordnung, glaube ich.“ Soames stand ganz still und bedeckte seine Augen. „Ich gratuliere Ihnen“, hörte er den Doktor sagen; „es hing an einem Haar.“ Soames ließ die Hand fallen, die sein Gesicht bedeckte. „Ich danke Ihnen!“ sagte er, „vielen Dank! Was ist es?“ „Eine Tochter — glücklicherweise; ein Sohn hätte sie getötet.“ Eine Tochter! „Die äußerste Sorgfalt für beide“, hörte er den Doktor sagen, „und es wird gehen. Wann kommt die Mutter?“ „Heute, zwischen neun und zehn, hoffe ich.“ „Ich werde bis dahin hierbleiben. Wollen Sie sie sehen?“ „Nicht jetzt“, sagte Soames, „bevor Sie gehen. Ich werde Ihnen das Essen hinaufschicken.“ Und er ging hinunter.

Unsagbare Erleichterung, und doch — eine Tochter! Er fand es unbillig. Diese Gefahr gelaufen zu sein — diese Todesangst ausgestanden zu haben — und welch eine Todesangst! — und alles für eine Tochter! Er stand vor dem lodernden Feuer der Holzscheite in der Halle, stieß mit der Fußspitze dagegen und versuchte mit sich ins klare zu kommen. „Mein Vater!“ dachte er. Eine bittere Enttäuschung, nicht möglich, es zu verschleiern! Man erhielt in diesem Leben nie alles, was man wünschte! Und es gab kein anderes — wenigstens hatte es keinen Zweck, wenn es eins gab!

Während er dort stand, wurde ihm ein Telegramm gebracht. „Komm sofort her, dein Vater verfällt zusehends. Mutter.“

Er las es mit einem beklemmenden Gefühl. Man hätte meinen



sollen, er könne nach diesen letzten Stunden nichts mehr fühlen, aber er fühlte es. Halb sieben, ein Zug von Reading um neun, und Madame Lamottes Zug, wenn sie ihn noch erreicht hatte, kam um acht Uhr vierzig — er wollte ihn erwarten und weiterfahren. Er bestellte den Wagen, aß mechanisch etwas und ging hinauf. Der Doktor kam zu ihm heraus. „Sie schlafen.“ „Ich will nicht hineingehen“, sagte Soames erleichtert. „Mein Vater liegt im Sterben; ich muß hin. Ist alles in Ordnung?“ Das Gesicht des Doktors hatte einen Ausdruck überraschter Bewunderung. „Wenn alle so gefaßt wären!“ hätte er sagen mögen. „Ja, ich glaube, Sie können ruhigen Herzens gehen. Sie kommen doch bald zurück?“ „Morgen. Hier ist die Adresse. Gute Nacht!“ sagte Soames kurz und wandte sich um. Er zog seinen Pelz an. Tod! Eine frostige Geschichte! Er rauchte eine Zigarette im Wagen — eine seiner seltenen Zigaretten. Die Nacht war windig und flog auf schwarzen Schwingen; die Wagenlaternen mußten den Weg suchen. Sein Vater! Der alte, alte Mann! Eine trostlose Nacht — zum Sterben!

Der Londoner Zug lief gerade ein, als er die Station erreichte, und Madame Lamotte kam ihm behäbig, schwarz gekleidet und sehr gelb im Lampenlicht, mit einer Reisetasche durch den Ausgang entgegen. „Ist das alles, was Sie haben?“ fragte Soames. „Aber ja, ich hatte keine Zeit. Wie geht’s meiner Kleinen?“ „Es geht — beiden gut. Ein Mädchen!“ „Ein Mädchen! Welche Freude! Ich hatte eine entsetzliche Überfahrt!“ Ihre umfangreiche Gestalt in der schwarzen Kleidung, durch die entsetzliche Überfahrt unversehrt, erklimmte den Wagen. „Und Sie, mon cher?“ „Mein Vater liegt im Sterben“, sagte Soames zwischen den Zähnen. „Ich bin auf dem Wege zu ihm. Grüßen Sie Annette von mir.“ „Tiens!“ murmelte Madame Lamotte; „quel malheur!“ Soames nahm den Hut ab und begab sich zu seinem Zug. „Diese Französinnen!“ dachte er.

## DREIZEHNTES KAPITEL

### JAMES ERFÄHRT ES

Eine einfache Erkältung, die er sich in dem Zimmer mit Doppelfenstern geholt, wo die Luft und die Leute, die zu ihm kamen, sozusagen filtriert waren, in dem Zimmer, das er seit Mitte September nicht verlassen hatte — und James mußte bereits ums Leben kämpfen.

Eine leichte Erkältung, die ihm die Kräfte nahm und sich rasch auf die Lungen legte. ‚Er darf sich nicht erkälten‘, hatte der Arzt erklärt, und nun hatte er es doch getan. Als er es zuerst im Halse spürte, hatte er zu seiner Wärterin — denn er hatte jetzt eine — gesagt: „Ich wußte ja, wie es kommen würde bei dem Lüften des Zimmers!“ Einen ganzen Tag lang war er sehr ängstlich, wandte schon im voraus alle Vorsichtsmaßnahmen und Heilmittel an, atmete mit außerordentlicher Vorsicht und ließ jede Stunde seine Temperatur messen. Emily war unbesorgt. Doch am nächsten Morgen, als sie hereinkam, flüsterte die Wärterin: „Er will die Temperatur nicht messen lassen.“ Emily ging an die Seite des Bettes, wo er lag, und sagte sanft: „Wie fühlst du dich, James?“ und hielt das Thermometer an seine Lippen. James blickte zu ihr auf. „Was soll das?“ murmelte er heiser; „ich will es nicht wissen.“ Da war sie besorgt. Er atmete mit Beschwerde, sah schrecklich gebrechlich und weiß aus und hatte hellrote Flecken auf den Wangen. Sie hatte es, weiß Gott, ‚schwer‘ mit ihm gehabt, aber es war doch James, James beinahe fünfzig Jahre lang; sie konnte sich das Leben nicht denken, nicht vorstellen ohne James — James, der hinter all seiner Eigenheit, seinem Pessimismus, seiner rauen Schale so liebevoll, wirklich gütig gegen sie alle gewesen war!

Diesen ganzen Tag und den nächsten sprach er kaum ein Wort, in seinen Augen aber sah man, daß er alles bemerkte, was für ihn getan wurde, ein Ausdruck in seinem Gesicht sagte ihr, daß er kämpfte; und sie verlor die Hoffnung nicht. Sein Schweigen, die Art, wie er jeden kleinsten Rest von Energie bewahrte, zeigte, mit welcher Hartnäckigkeit er kämpfte. Es rührte sie tief; und wenn ihr Gesicht im Krankenzimmer auch gefaßt und ruhig war, rannen ihr die Tränen doch über die Wangen, sobald sie draußen war. Um die Teezeit am dritten Tage — sie hatte eben das Kleid gewechselt, denn sie hielt auf ihr Aussehen, um ihn nicht zu beunruhigen, weil er alles bemerkte — sah sie eine Veränderung. ‚Es hat keinen Zweck, ich bin müde‘, stand deutlich auf dem weißen Gesicht geschrieben, und als sie zu ihm ging, murmelte er: „Schicke nach Soames.“ „Ja, James“, sagte sie freundlich, „gut — sofort.“ Und sie küßte ihn auf die Stirn. Eine Träne fiel darauf, und als sie sie abwischte, sah sie, daß seine Augen dankbar blickten. Sehr erregt und nunmehr ohne Hoffnung, sandte sie das Telegramm an Soames.

Als er aus der windig kalten Nacht hereintrat, war das große Haus still wie ein Grab. Warmsons breites Gesicht sah beinahe schmal

aus; er nahm ihm den Pelz mit förmlich doppelter Sorgfalt ab und sagte: „Wünschen Sie ein Glas Wein, Sir?“ Soames schüttelte den Kopf, und seine Augenbrauen sahen fragend aus. Warmsons Lippen zuckten. „Er fragt nach Ihnen, Sir“, und plötzlich schneuzte er sich. „Es ist eine lange Zeit, Sir“, sagte er, „daß ich bei Mr. Forsyte bin — eine lange Zeit.“ Soames ließ ihn beim Zusammenfallen des Mantels und stieg die Treppen hinauf. Dies Haus, wo er geboren und wohlgeborgen war, schien ihm nie so warm und reich und gemütlich als während dieser letzten Pilgerfahrt zu seines Vaters Zimmer. Es war nicht sein Geschmack, aber in seiner soliden, behäbigen Art war es der Gipfel des Behagens und der Sicherheit. Und die Nacht war so dunkel und windig; das Grab so kalt und einsam!

Er zögerte vor der Tür. Kein Laut kam von drinnen. Er drückte leise die Klinke herunter und war im Zimmer, bevor er bemerkt wurde. Das Licht war gedämpft. Seine Mutter und Winifred saßen dem Bett gegenüber, und die Wärterin kam von der anderen Seite, wo ein leerer Stuhl stand. „Für mich!“ dachte Soames. Als er näher kam, erhoben seine Mutter und Schwester sich, aber er wehrte mit der Hand ab, und sie setzten sich wieder. Er ging bis an den Stuhl und beobachtete seinen Vater. James atmete, als ersticke er, die Augen waren geschlossen. Und während Soames seinen Vater dort so abgezehrt, weiß und hinfällig liegen sah und auf seine erstickten Atemzüge lauschte, überkam ihn ein leidenschaftlich heftiger Zorn über die Natur, die grausame, unerklärliche Natur, die langsam den Atem aus der Brust dieses Knochenbündels von einem Körper preßte, das Leben des Wesens, das ihm das liebste auf Erden war. Sein Vater hatte so vorsichtig, so mäßig und enthaltsam gelebt wie wohl niemand sonst, und das war sein Lohn — das Leben langsam, qualvoll aus sich herauspressen zu lassen! Und ohne zu wissen, daß er es aussprach, sagte er: „Es ist grausam.“

Er sah seine Mutter ihre Augen bedecken und Winifred das Gesicht gegen das Bett neigen. Frauen! Sie wurden so viel besser mit allem fertig als Männer. Er ging einen Schritt näher zu seinem Vater. Seit drei Tagen war James nicht rasiert, und seine Lippen und das Kinn waren mit Haaren bedeckt, die kaum schneeiger waren als seine Stirn. Es machte sein Gesicht sanfter, verlieh ihm ein merkwürdiges Aussehen, das schon nicht mehr von dieser Welt war. Seine Augen öffneten sich. Soames ging ganz dicht an ihn heran und beugte sich über ihn. Die Lippen bewegten sich. „Hier bin ich,

Vater.“ „Hm — was — was für Nachrichten? Mir sagen sie nie —“ Die Stimme erstarb, und eine Flut von Empfindungen arbeitete in Soames' Gesicht, so daß er nicht zu sprechen vermochte. Es ihm sagen? — Ja. Aber was? Er nahm sich zusammen, preßte die Lippen aufeinander und sagte: „Gute Nachrichten, Lieber, gute — Annette hat einen Sohn.“ „Ah!“ Es war der sonderbarste Laut, häßlich, erleichtert, kläglich, triumphierend — wie die Töne, die ein kleines Kind von sich gibt, wenn es erhält, was es will. Die Augen schlossen sich wieder, und das erstickte Atmen begann aufs neue. Soames trat an den Stuhl zurück und setzte sich versteinert nieder. Die Lüge, die er gesagt, in der tiefen Überzeugung, daß James nach dem Tode die Wahrheit nicht erfahren werde, hatte ihm im Augenblick jede Fähigkeit genommen, etwas zu empfinden. Sein Arm rieb gegen etwas. Es war der nackte Fuß seines Vaters. Nach Atem ringend, hatte ihn dieser unter der Decke hervorgezogen. Soames nahm ihn in die Hand, ein kalter Fuß, zart und mager, und sehr kalt. Welchen Zweck hatte es, ihn wieder einzuhüllen, wo er bald noch kälter sein würde! Mechanisch wärmte er ihn in seiner Hand und lauschte auf die arbeitenden Atemzüge seines Vaters, während die Fähigkeit zu fühlen wieder in ihm erwachte. Ein leiser, rasch unterdrückter Seufzer kam von Winifred, aber seine Mutter saß reglos da, die Augen fest auf James gerichtet. Soames winkte der Wärterin.

„Wo ist der Doktor?“ flüsterte er. „Es wurde nach ihm geschickt.“ „Können Sie nichts tun, ihm das Atmen zu erleichtern?“ „Nur eine Einspritzung; und die kann er nicht vertragen. Der Arzt sagte, während er kämpfe —“ „Er kämpft nicht“, flüsterte Soames, „er erstickt allmählich. Es ist furchtbar.“ James starrte sie unruhig an, als wisse er, was sie sagten. Soames erhob sich und beugte sich über ihn. James bewegte schwach seine beiden Hände, und Soames nahm sie. „Er möchte aufgesetzt werden“, flüsterte die Wärterin. Soames richtete ihn auf. Er glaubte es ganz sanft zu tun, aber es kam ein ärgerlicher Zug in James' Gesicht. Die Wärterin schüttelte die Kissen auf. Soames legte die Hände hin, bückte sich und küßte seinen Vater auf die Stirn. Als er sich wieder aufrichtete, sah James ihn mit einem Blick an, der aus innerster Tiefe zu kommen schien. ‚Mit mir ist es aus, mein Junge‘, schien er zu sagen, ‚nimm dich ihrer an, denke an dich; nimm dich ihrer an — ich lege alles in deine Hand.‘ „Ja, ja“, flüsterte Soames, „ja, ja.“



Hinter ihm nahm die Wärterin etwas mit ihm vor, er wußte nicht was, sein Vater aber machte eine leise Bewegung der Abwehr, als verdrieße ihn ihr Eingriff; und fast unmittelbar wurde sein Atem leichter und ruhiger; er lag ganz still. Der gespannte Ausdruck seines Gesichts schwand, und eine sonderbare weiße Stille trat an dessen Stelle. Seine Lider bebten, ruhten; das ganze Gesicht ruhte in Behagen. Nur das leise Blähen seiner Lippen verriet, daß er atmete. Soames sank auf seinen Stuhl zurück und streichelte wieder seinen Fuß. Er hörte die Wärterin drüben beim Feuer leise weinen; merkwürdig, daß sie, eine Fremde, die einzige von ihnen war, die weinte! Er vernahm das leise Knistern und Prasseln der Flammen im Kamin. Wieder ging einer der alten Forsytes zu langer Ruhe ein — wunderbar waren sie! — wunderbar, wie er sich gehalten hatte! Seine Mutter und Winifred neigten sich vor, hingen an James' Lippen. Soames aber beugte sich seitwärts über die Füße und wärmte sie beide; es gab ihm einigen Trost, obwohl sie immer kälter wurden. Plötzlich fuhr er auf; ein Laut, ein Laut, wie er ihn nie gehört, kam von James' Lippen, als breche ein Herz, das ausgekämpft, mit einem langen Stöhnen. Welch ein starkes Herz, daß es so Abschied nehmen konnte! Es ward still. Soames blickte ihm ins Gesicht. Keine Bewegung, kein Atemzug! Tot! Er küßte die Stirn, wandte sich um und ging aus dem Zimmer. Er lief hinauf in sein Schlafzimmer, sein altes Schlafzimmer, das stets für ihn bereitstand, warf sich, das Gesicht nach unten, aufs Bett und brach in Schluchzen aus, das er mit den Kissen erstickte ...

Ein wenig später ging er hinunter und wieder in das Zimmer hinein. James lag allein, wunderbar ruhig, frei von Kummer und Angst, mit einer Feierlichkeit auf seinem abgezehrten Gesicht, die hohes Alter verleiht, der verwitterten Feierlichkeit alter Münzen. Soames blickte still auf das Gesicht, auf das Feuer, auf das ganze Zimmer und die weit geöffneten Fenster, mit der Londoner Nacht davor.

„Leb wohl!“ flüsterte er und ging hinaus.

## VIERZEHNTE KAPITEL

### SEIN

Er hatte viel zu tun in dieser Nacht und den ganzen nächsten Tag. Ein Telegramm, beim Frühstück, beruhigte ihn über Annette, und er erreichte nur noch den letzten Zug nach Reading, Emilys Kuß auf der Stirn, und in seinen Ohren ihre Worte: „Ich weiß nicht, was ich ohne dich angefangen hätte, mein lieber Junge.“ Er langte um Mitternacht zu Haus an. Das Wetter hatte sich geändert, war wieder mild, als könne es ausruhen, nachdem es sein Werk vollendet und einen Forsyte zu seiner letzten Rechenschaftsablegung gesandt. Ein zweites Telegramm, zur Essenszeit, hatte die guten Nachrichten über Annette bestätigt, und Soames ging, anstatt hineinzugehen, im Mondschein durch den Garten, zu seinem Hausboot hinunter. Er konnte ganz gut dort schlafen. Todmüde legte er sich in seinem Pelz aufs Sofa und schlief ein. Bald nach der Morgendämmerung erwachte er und ging auf das Deck. Er stand an der Reling und schaute nach Westen, wo der Fluß in großem Bogen in den Wäldern verschwand. Soames' Würdigung der Schönheit der Natur glich, merkwürdigerweise, der seiner Farmervorfahren und wurde ohne Zweifel durch seine Forschungen auf dem Gebiet der Landschaftsmalerei verschärft und durchgebildet. Dämmerung aber hat die Macht, befruchtend auf den nüchternsten Sinn zu wirken, und er war bewegt. Es war eine andere Welt, als er sie kannte, hier am Fluß, unter dem blassen, kühlen Licht; eine Welt, die noch kein Mensch betreten, eine unwirkliche Welt, wie ein fremdes Ufer, das man sieht. Ihre Farbe war nicht die übliche, war überhaupt kaum Farbe; ihre Formen waren verhüllt, doch deutlich; ihre Stille befremdend; sie hatte keinen Duft. Weshalb sie ihn so bewegte, konnte er nicht sagen, wenn es nicht daher kam, daß er sich so einsam darin fühlte, jeder Beziehung, jeden Besitzes bar. In solch eine Welt mochte sein Vater jetzt eingegangen sein, trotz aller Ähnlichkeit, die sie mit der Welt hatte, die er verlassen. Und Soames suchte Zuflucht in dem Gedanken, welcher Maler ihr wohl hätte gerecht werden können. Das grauweiße Wasser war wie — wie der Bauch eines Fisches! War es möglich, daß diese Welt, auf die er schaute, völlig privates Eigentum war, außer dem Wasser — und selbst das war abgegraben! Kein Baum, kein Strauch, nicht ein Grashalm, kein Vogel oder Tier, selbst kein Fisch, der nicht jemandem gehörte. Und einst war alles dies

Wildnis und Marschland und Wasser gewesen, und freie Geschöpfe streiften und jagten hier umher, ohne von den Menschen gekannt zu sein, die ihnen Namen geben konnten; geile Üppigkeit hatte dort geherrscht, wo jene hohen, sorgsam gepflanzten Wälder bis ans Wasser unten reichten, und sumpffechtes Schilf hatte drüben das ganze Weideland bedeckt. Ja! Sie hatten es untergekiegt, es aufgeteilt, etikettiert und es in Anwaltsbüros aufgestapelt. Und das war gut so! Dereinst aber würde, wie jetzt, der Geist der Vergangenheit kommen, würde spuken, brüten und jedem menschlichen Wesen, das zufällig wach war, zuflüstern: „Aus meiner freien Einsamkeit kamt ihr alle, und dahin werdet ihr alle einst zurückkehren!“

Und Soames, der die Kälte und Unheimlichkeit dieser Welt fühlte — die so neu für ihn war, und doch so alt — dieser Welt, die niemand gehörte — ging hinunter und machte sich Tee auf einem Spirituskocher. Nachdem er ihn getrunken, nahm er Schreibmaterial heraus und schrieb zwei Anzeigen:

„Am 20. dieses Monats starb James Forsyte, in seinem neunzigsten Jahr, in seiner Wohnung in Park Lane. Beisetzung am Nachmittag des 24. auf dem Highgate-Friedhof. Blumen dankend verbeten.“

„Am 20. dieses Monats gebar in ‚Haus Zuflucht‘, Mapledurham, Annette, die Frau von Soames Forsyte, eine Tochter.“ Darunter auf das Löschblatt kritzelte er das Wort: Sohn.

Es war acht Uhr, an einem Tag wie eben im Herbst, als er ins Haus hinüberging. Die Büsche um den Fluß ragten rund und farbig aus einem milchigen Nebel; der Waldrauch stieg blau und gerade in die Höhe; und seine Tauben gurrten und putzten ihr Gefieder im Sonnenschein. Er stahl sich in sein Ankleidezimmer hinauf, badete, rasierte sich und zog frische Wäsche und dunkle Kleider an. Madame Lamotte begann gerade ihr Frühstück, als er herunterkam. Sie sah auf seinen Anzug, sagte: „Sagen Sie mir nichts!“ und drückte ihm die Hand. „Annette geht es ganz gut. Aber der Doktor meint, sie könne nie mehr Kinder haben. Wußten Sie das?“ Soames nickte. „Sehr schade. Mais la petite est adorable. Du café?“ Soames verließ sie, sobald er konnte. Ihr Anblick verletzte ihn — sie war so kraftvoll, so sachlich, rasch, klar — und so französisch. Er konnte ihre Vokale nicht vertragen und ihre R; ihn ärgerte die Art, wie sie ihn angesehen hatte, als wäre es seine Schuld, daß Annette ihm nie einen Sohn gebären konnte! Seine Schuld! Ihn ärgerte sogar ihr billiges Entzücken über die Tochter, die er noch nicht gesehen hatte.

Merkwürdig, wie er den Anblick seiner Frau und des Kindes hinaus-schob! Man hätte meinen sollen, daß er im ersten Augenblick hinauf-gestürzt sein müßte. Allein er hatte im Gegenteil förmlich eine physische Scheu davor — der stolze Besitzer. Er fürchtete sich davor, was Annette von ihm als Urheber ihrer Todesqualen dachte, fürchtete sich vor dem Aussehen des Kindes, fürchtete, seine Enttäuschung über Gegenwart und — Zukunft zu zeigen.

Er wanderte eine Stunde im Wohnzimmer auf und nieder, ehe er Mut fassen konnte, die Treppe hinaufzusteigen und an die Tür ihres Zimmers zu klopfen. Madame Lamotte öffnete ihm. „Ah! Endlich kommen Sie! Elle vous attend!“ Sie ließ ihn vorbei. Soames ging, die Lippen zusammengepreßt und verstohlen um sich blickend, mit seinem lautlosen Schritt hinein. Annette lag sehr bleich und sehr hübsch da. Das Kind war irgendwo verborgen, er konnte es nicht sehen. Er trat an das Bett, und in plötzlicher Bewegung bückte er sich und küßte sie auf die Stirn. „Da bist du ja, Soames“, sagte sie. „Mir geht es jetzt nicht so schlecht. Aber ich habe furchtbar gelitten, furchtbar. Ich bin so froh, daß ich keine Kinder mehr haben kann. Oh! Wie ich gelitten habe!“ Soames stand still da und streichelte ihre Hand; Worte der Zärtlichkeit, des Mitgefühls wollten durchaus nicht kommen. „Ein englisches Mädchen hätte das nicht gesagt!“ dachte er sich. In diesem Augenblick wußte er, daß er ihr geistig niemals wirklich näher kommen würde noch sie ihm. Er hatte sie zu sich genommen — das war alles! Und Jolyons Worte: „Ich kann mir denken, daß du froh sein wirst, den Hals aus der Schlinge zu bekommen“, fielen ihm ein. Nun, er hatte ihn herausbekommen! War er wieder hineingeraten? „Wir müssen dich gut pflegen“, sagte er, „du wirst dich bald wieder kräftigen.“ „Willst du das Kind nicht sehen, Soames? Es schläft.“ „Natürlich“, erwiderte Soames, „sehr gern.“ Er ging um das Fußende des Bettes auf die andere Seite und stand mit starrem Blick da. Im ersten Augenblick war, was er sah, genau, was zu sehen er erwartet hatte — ein Säugling. Doch als er hinschaute und das Kind atmete und er kleine Schlafbewegungen in den winzigen Zügen sah, schien es eine individuelle Gestalt anzunehmen, wie ein Bild zu werden, etwas, das er wiedererkennen würde; es stieß ihn nicht ab, war sonderbar knospenhaft und rührend. Es hatte dunkles Haar. Er berührte es mit den Fingern, wünschte seine Augen zu sehen. Sie öffneten sich, waren dunkel — ob blau oder braun, konnte er nicht sagen. Die Augen blinzelten, starrten, es war eine verschlafene Tiefe darin. Und plötzlich quoll



ein sonderbares, warmes Gefühl in seinem Herzen auf, etwas wie stolze Freude.

„Ma petite fleur!“ sagte Annette sanft. „Fleur“, wiederholte Soames; „Fleur! so wollen wir sie nennen.“ Ein Gefühl von Triumph und erneutem Besitz schwoll in ihm. Bei Gott! dies — dies Wesen war sein!

ERWACHEN



Durch das breite Oberlicht in der Halle von Robin Hill fiel die Julisonne um fünf Uhr nachmittags gerade auf die Stelle, wo die breite Treppe eine Biegung machte; und in diesem hellen Lichtstrahl stand der kleine Jon Forsyte im blauen Leinwandanzug. Sein Haar leuchtete, und auch seine Augen unter der gerunzelten Stirn, denn er überlegte gerade, wie er dieses letzte Mal noch von den unzähligen Malen die Treppe hinunterkommen sollte, das letzte Mal, ehe seine Eltern nach Hause kamen. Vier auf einmal und fünf zum Schluß? Alt! Das Geländer hinunterrutschen? Aber wie? Auf dem Gesicht, die Füße zuerst? Uralt! Auf dem Bauch, seitwärts? Kleinigkeit! Auf dem Rücken, die Arme links und rechts herunterhängend? Verboten! Oder Gesicht nach unten, Kopf voraus, etwas, das bis jetzt nur er fertigbrachte? Deshalb das Stirnrunzeln auf dem Antlitz des kleinen Jon, das von der Sonne beschienen war . . .

In jenem Sommer des Jahres 1909 hatten die einfachen Leute, die damals schon die englische Sprache vereinfachen wollten, natürlich keine Ahnung von der Existenz des kleinen Jon, sonst hätten sie ihn zu ihrem Jünger erkoren. Aber man kann in diesem Leben auch zu einfach sein, denn sein wirklicher Name war Jolyon; sein Vater und sein verstorbener Stiefbruder hatten schon längst die andern möglichen Abkürzungen, Jo und Jolly, mit Beschlag belegt. Und tatsächlich hatte der kleine Jon sein möglichstes getan, sich der Konvention zu fügen, und seinen Namen anfangs Jhon und dann John geschrieben. Erst als sein Vater ihm erklärt hatte, warum er durchaus Jon schreiben müsse, fügte er sich.

Bis jetzt hatte dem Vater der kleine Teil seines Herzens gehört, den Bob, der Stallknecht, der Harmonika spielte, und seine Amme „Da“ noch übriggelassen hatten. „Da“, die am Sonntag das violette Kleid trug und in jenem Privatleben, das merkwürdigerweise auch die Hausangestellten in manchen Stunden führen, Spraggins hieß. Es kam ihm fast vor, daß seine Mutter ihm nur in Träumen erschienen war, von einem süßen Duft umgeben, ihm über die Stirn strich, gerade ehe er einschlief, und ihm manchmal das Haar schnitt, das von goldbrauner Farbe war. Als er sich an dem Ofenvorsetzer der



Kinderstube ein Loch in den Kopf geschlagen hatte, war sie zur Stelle, um mit Blut überströmt zu werden; und hatte er Alpdrücken, dann saß sie an seinem Bett und preßte seinen Kopf an ihre Wange. Sie war etwas Köstliches, aber sie war weit fort, während ‚Da‘ so nahe war, und für zwei Frauen gleichzeitig ist kaum Platz im Herzen eines Mannes. Mit seinem Vater verbanden ihn natürlich noch ganz besondere gemeinsame Interessen, denn Jon wollte auch ein Maler werden, wenn er groß war, nur mit dem kleinen Unterschied, daß sein Vater Bilder malte, und der kleine Jon wollte Decken und Wände bemalen, in einer schmutzig-weißen Schürze auf einem Brette stehend, das auf zwei Leitern gelegt war, während alles so herrlich nach Tünche roch! Er durfte auch mit seinem Vater ausreiten, in den Richmondpark, auf seinem Pony, das wegen seiner grauen Farbe ‚Maus‘ genannt ward.

Der kleine Jon war mit einem silbernen Löffel im Mund geboren, und dieser Mund war ziemlich groß, aber sehr hübsch. Niemals hatte er seinen Vater oder seine Mutter ein ärgerliches Wort sagen hören, nicht zueinander, nicht zu ihm und auch zu sonst niemand; Bob, der Stallknecht, Jane, die Köchin, Bella und die übrige Dienerschaft, sogar ‚Da‘, die einzige, die seinem Unternehmungsgeist Grenzen zog, alle diese hatten einen ganz besonderen Klang in der Stimme, wenn sie zu ihm sprachen. Deshalb war er der Meinung, die Erde sei ein Ort, wo nichts als Vornehmheit und ewige Freiheit herrsche. Als Kind des Jahres 1901 kam er zum Bewußtsein seiner selbst, gerade als sein Land nach dem Bürenkrieg, diesem schlimmen Fieberanfall, sich für die liberale Ära des Jahres 1906 vorbereitete. Jeder Zwang war unpopulär geworden, und die Eltern übertrieben den Gedanken, ihren Sprößlingen ein angenehmes Leben zu bereiten. Sie zerbrachen ihre Ruten, schonten die Kinder und schwelgten in den zu erwartenden Erfolgen. Jon war ein außerordentlich gescheites Kind gewesen, sich einen so liebenswürdigen Mann von vierundfünfzig Jahren zum Vater zu erwählen, der seinen einzigen Sohn schon verloren hatte, und zu seiner Mutter eine Frau von achtunddreißig, deren erstes und einziges Kind er war. Was ihn davor bewahrt hatte, so ein Mittelding zwischen einem verwöhnten Schoßhund und einem Herrensohnchen zu werden, das war die Verehrung seines Vaters für seine Mutter, denn sogar der kleine Jon konnte sehen, daß sie nicht gerade nur seine Mutter war und daß er im Herzen seines Vaters die zweite Geige spielte. Was er im Herzen seiner Mutter spielte, das wußte er noch nicht. ‚Tante‘ June, seine Halbschwester (aber so alt,

daß sie schon nicht mehr seine Schwester war), die liebte ihn, gewiß, aber sie war zu hitzig. Auch seine ihm sehr ergebene ‚Da‘ hatte einen spartanischen Zug. Sein Bad war kalt und seine Knie nackt; er wurde nicht darin ermutigt, sich selbst zu bemitleiden. Und was die verzwickte Frage seiner Erziehung anbetraf, so teilte der kleine Jon die Ansicht derer, die dafür waren, daß man Kinder nicht zwingen solle. Mademoiselle, die jeden Morgen zwei Stunden mit ihm Französisch lernte und ihn auch in Geschichte, Geographie und Rechnen unterwies, hatte er ganz gern; und die Musikstunden, die ihm seine Mutter gab, waren auch nicht unangenehm, denn sie verstand es, ihn von Melodie zu Melodie zu locken, und ließ ihn nie eine üben, die ihm nicht gefiel. So verlor er nie den Ehrgeiz, zehn Daumen in acht Finger zu verwandeln. Bei seinem Vater lernte er zeichnen: Glücksschweinchen und andere vergnügliche Tierchen. Er war kein sehr wohl erzogener kleiner Junge; und doch, im großen ganzen hat der silberne Löffel seinem Kindermund nichts geschadet, wenn auch ‚Da‘ manchmal sagte, daß mehr Kinder ‚ein wahrer Segen für ihn wären‘.

Es war daher eine Zerstörung all seiner Illusionen, als sie eines Tages den fast Siebenjährigen auf den Rücken legte und in dieser Stellung unbeweglich festhielt, weil er etwas tun wollte, das sie nicht billigte. Dieser erste Eingriff in die Persönlichkeitsrechte eines freien Forsyte machte ihn schier rasend. Die gänzliche Hilflosigkeit seiner Lage war entsetzlich, und die Ungewißheit, ob er überhaupt lebendig davonkommen würde. Wenn sie ihn nun nie wieder losließe! Fünfzig Sekunden lang litt er diese Höllenqualen und schrie mörderisch. Schlimmer als alles war die Erkenntnis, daß ‚Da‘ diese ganze Zeit gebraucht hatte, um seine Todesangst zu begreifen. So kam es ihm mit erschreckender Klarheit zu Bewußtsein, wie wenig Verständnis die Menschen füreinander haben! Als er wieder aufstehen durfte, war er überzeugt, daß ‚Da‘ ein Verbrechen begangen hatte. Obgleich er sie nicht verklatschen wollte, mußte er doch ganz einfach aus Angst vor einer Wiederholung zu seiner Mutter gehen und sagen: „Mam, erlaub es nicht, daß ‚Da‘ mich noch einmal auf den Rücken legt.“ Seine Mutter steckte gerade mit erhobenen Armen ihre Zöpfe fest, ihr schönes Haar — ‚couleur de feuille morte‘, wie der kleine Jon es zu nennen damals noch nicht gelernt hatte; sie schaute zu ihm hin mit Augen wie kleine Fleckchen seiner braunen Samtjacke und erwiderte: „Nein, Liebling, ich werd es nicht erlauben.“ Da die Mutter nur zu wollen brauchte und es geschah, so war der kleine Jon

beruhigt; besonders als er, unter dem Frühstückstisch versteckt, wo er darauf lauerte, einen Pilz zu stibitzen, die Mutter zum Vater sagen hörte: „Willst du mit ‚Da‘ sprechen, Liebster, oder soll ich es tun? Sie hängt so sehr an ihm.“ Und sein Vater entgegnete: „So darf sie's ihm nicht beweisen. Ich weiß genau, was es heißt, hilflos niedergehalten zu werden. Kein Forsyte hält das eine Minute aus.“ Als er sich bewußt ward, daß sie ihn nicht unter dem Tisch vermuteten, überkam den kleinen Jon ein ganz neues Gefühl der Verlegenheit, und er blieb regungslos sitzen, von Sehnsucht nach dem Pilz verzehrt.

Das war sein erster Sturz in die dunklen Abgründe des Menschenlebens gewesen. Danach war ihm nichts Besonderes mehr enthüllt worden, bis er eines Tages in den Kuhstall ging, wo Garrat gerade gemolken hatte, um sich seinen Trunk Milch frisch von der Kuh zu holen, und da sah er Clovers Kalb tot daliegen. Ganz außer sich und von dem erschreckten Garrat gefolgt, war er davongelaufen, um ‚Da‘ zu suchen; aber plötzlich ward ihm klar, daß sie jetzt nicht die richtige Person war, er wollte zu seinem Vater und rannte statt dessen in die Arme seiner Mutter. „Clovers Kälbchen ist tot! Oh! Oh! Es sieht so lieb aus!“ Seine Mutter zog ihn an sich, und ihr ‚Ja, mein Liebling, komm, komm!‘ hatte sein Schluchzen beruhigt. Aber wenn Clovers Kälbchen sterben konnte, dann konnte ja jeder sterben – nicht nur Bienen, Fliegen, Käfer und Küken – und so sanft aussehen wie das Kälbchen! Das war schrecklich – und bald vergessen!

Das nächste war gewesen, daß er sich auf eine Hummel gesetzt hatte, eine schmerzliche Erfahrung, die seine Mutter viel besser als ‚Da‘ verstanden hatte, und danach war ihm nichts Wichtiges mehr widerfahren, bis das Jahr zu Ende ging. Damals, nach einem Tag, an dem ihm unsagbar elend zumute war, erfreute er sich einer Krankheit, die aus roten Flecken, Bettruhe, Kaffeelöffeln voll Honig und vielen Mandarinen bestand. Damals war es, als die Welt für ihn zu blühen begann. Seiner ‚Tante‘ June verdankte er dieses Frühlingsblühen, denn kaum hatte sie erfahren, daß sie Samariterin spielen konnte, als sie auch schon von London herbeigeeilt kam und all die Bücher mitbrachte, die ihren eigenen Rebellengeist genährt hatten, der im Jahre 1870 geboren war. Die alten, in allen Farben leuchtenden Bücher waren angestopft mit den ungeheuerlichsten Ereignissen. Diese las sie dem kleinen Jon vor, bis er sich selber vorlesen durfte, worauf sie wie ein Wind nach London zurücksauerte und ihn auf einem Berg von Büchern allein ließ. In diesen Büchern

schwelgte er, bis er nichts mehr dachte und träumte als Seekadetten und arabische Kauffahrteischiffe, Piraten, Flöße, Sandelholzhändler, Schiffsschnäbel, Haifische, Überfälle, Tataren, Rothäute, Luftballons, Nordpole und andere extravagante Genüsse. Kaum durfte er wieder aufstehen, als er sein Bett auftakelte, Segel vorn und hinten, ein Boot aussetzte — es war eine kleine Badewanne — und über das grüne Teppichmeer zu seinem Felsen fuhr, den er auf den Schubladenkнопfen einer Mahagonikommode erstieg, um mit seinem Trinkbecher, den er ans Auge gepreßt hielt, den Horizont nach rettenden Segeln abzusuchen. Er baute sich täglich eine Barke mit Hilfe des Handtuchhalters, des Servierbrettes und seiner Kissen. Aufgesparten Pflaumensaft füllte er in eine leere Medizinflasche, und mit dem Rum, der daraus ward, verproviantierte er seine Barke; auch mit Fleischkuchen, den er aus gesparten Stückchen Hühnerfleisch fabrizierte, auf die er sich daraufsetzte und die er dann am Feuer dörnte; auch Zitronensaft gegen Skorbut stellte er her aus Orangenschalen und ein wenig übriggebliebenem Saft. Aus seinem gesamten Bettzeug baute er eines Morgens den Nordpol und erforschte ihn in einem Birkenrindenkanu (im Privatleben der Ofenvorsetzer), nach gefahrvollen Kämpfen mit einem Eisbären, der aus seinem Bettpolster und vier Kegeln als Beinen bestand und mit ‚Das‘ Nachthemd ausgestattet war. Nach diesem Abenteuer brachte ihm sein Vater, um seine Phantasie zu beruhigen, ‚Ivanhoe‘, den ‚Kampf des Ritters Bevis mit dem Riesen‘, ein König-Artus-Buch und ‚Tom Browns Schulzeit‘. Er las das erste und baute, verteidigte und stürmte drei Tage lang Front de Boeufs Schloß, er selber spielte jede Rolle, nur Rebekka und Rowena nicht, und stieß gellende Schreie aus: ‚En avant, de Bracy!‘ und dergleichen. Als er das Buch vom König Artus gelesen hatte, war er fast nichts andres mehr als Ritter Lamorac de Galis. Obgleich wenig mit ihm los war, war dieser Name Jon doch lieber als der irgendeines andern Ritters; und mit einer langen Bambuslanze bewaffnet, ritt er sein altes Schaukelpferd zuschanden. Den ‚Ritter Bevis‘ fand er langweilig, außerdem kamen Wälder und Tiere darin vor, die es in seiner Kinderstube nicht gab; nur die beiden Katzen, Fitz und Puck Forsyte, waren da, und die verstanden keinen Spaß. Für ‚Tom Brown‘ war er noch zu jung. Das ganze Haus atmete erleichtert auf, als er nach der vierten Woche wieder hinunter und ins Freie durfte.

Da es im März war, sahen die Bäume genau wie die Schiffsmaste aus, und für den kleinen Jon war das ein herrlicher Frühling, der



nur seine Knie, seine Kleider und die Geduld von ‚Da‘, die alles zu waschen und zu flicken hatte, auf eine harte Probe stellte. Sein Vater und seine Mutter, deren Fenster auf den Garten gingen, konnten ihn jeden Morgen beobachten, wie er gleich nach dem Frühstück aus dem Arbeitszimmer quer über die Terrasse ging und mit entschlossener Miene und leuchtendem Haar den alten Eichbaum erkletterte. So begann er seinen Tag, denn um weit ins Feld hinein zu laufen, dazu war vor den Schulstunden keine Zeit mehr. Der alte Baum war zu allem zu gebrauchen, er besaß Großmast, Fockmast, Bramstenge, und stets konnte Jon sich an dem Schiffstau herunterlassen, das heißt an dem Strick der Schaukel. Wenn er um elf Uhr seine Schulstunden hinter sich hatte, pflegte er sich in der Küche ein dünnes Scheibchen Käse zu holen, einen Keks und zwei gedörrte Pflaumen, Proviant genug für eine Jolle, und aß es auf irgendeine phantasievolle Art. Dann begann er, bis an die Zähne bewaffnet mit Flinte, Pistolen und Säbel, die morgendliche gefährvolle Kletterei, wobei er zahllose Kämpfe mit Sklavenhändlern ausfocht und auch mit Indianern, Piraten, Bären und Leoparden. Zu jener Tageszeit sah man ihn selten ohne ein Dolchmesser zwischen den Zähnen, nach dem Vorbild seines Lieblingshelden, zwischen rasch aufeinanderfolgenden Explosionen von Zündhütchen. Und gar viele Gärtner brachte er mit gelben Erbsen aus seinem kleinen Gewehr zur Strecke. Er führte ein Leben voll Gewalttaten.

„Jon“, sagte sein Vater unter dem Eichenbaum zu seiner Mutter, „ist schauderhaft. Ich fürchte, er wird ein Seefahrer werden oder sonst so was Unmögliches. Kannst du irgendeinen Sinn für Schönheit bei ihm entdecken?“ „Nein, nicht den geringsten.“ „Na, Gott sei Dank, daß er sich nicht für Räder und Maschinen interessiert! Das kann ich am allerwenigsten vertragen. Nur möchte ich gern bei ihm ein bißchen Liebe zur Natur sehn.“ „Er ist sehr phantastisch, Jolyon.“ „Ja, aber blutrünstig-phantastisch. Liebt er eigentlich jetzt irgend jemanden besonders?“ „Nein, er liebt einen jeden. Es gibt gar kein liebenswerteres und auch liebevolleres Kind als Jon.“ „Dein Sohn, Irene.“ In diesem Augenblick brachte sie der kleine Jon, der hoch über ihnen auf einem Aste lag, mit zwei Erbsen zur Strecke. Diese paar unverständlichen Worte, die er erlauscht hatte, brannten ihn in der Seele. Liebenswert, liebevoll, phantastisch, blutrünstig!

Die Bäume hatten sich wieder belaubt, und es war Zeit für seinen Geburtstag, der jedes Jahr am 12. Mai wiederkam, ein denkwürdiger Tag wegen des Festessens, das aus gebackenem Kalbshirn, Pilzen,

Makronen und Ingwerbier bestand. Doch zwischen jenem achten Geburtstag und dem Nachmittag, als er im Glanz der Julisonne auf dem Treppenabsatz stand, lagen viele wichtige Ereignisse.

„Da“, vielleicht müde geworden, seine Knie zu waschen, oder von jenem geheimen Instinkt ergriffen, der sogar die Ammen zwingt, ihre Pfleglinge im Stich zu lassen, „Da“ verließ ihn unter strömenden Tränen gerade einen Tag nach seinem Geburtstag, um von allen Leuten ausgerechnet – einen Mann zu heiraten. Der kleine Jon, dem man es verheimlicht hatte, war einen Nachmittag lang untröstlich. Man hätte ihm so etwas sagen müssen! Zwei große Schachteln Soldaten und etwas Artillerie zusammen mit dem Buch „Die jungen Hornisten“, die er zum Geburtstag bekommen hatte, riefen in seinem bekümmerten Herzen eine Art Umkehrung der Leidenschaften hervor, denn anstatt selbst Abenteuer zu suchen und sein eigenes Leben aufs Spiel zu setzen, dachte er sich die Kämpfe nur in der Phantasie aus, in denen er das Leben zahlloser Bleisoldaten, Kugeln, Steine und Bohnen riskierte. Solches Kanonenfutter sammelte er in Häuflein und focht abwechselnd den Spanischen Krieg, den Siebenjährigen, den Dreißigjährigen und andere Kriege, von denen er letzthin in einer dicken „Geschichte von Europa“, noch von seinem Großvater her, gelesen hatte. Er variierte sie mit eigenem Feldherrngenie und verwandelte den ganzen Boden seiner Kinderstube in ein Schlachtfeld, so daß niemand sich getraute einzutreten, aus Angst, Gustav Adolf, König von Schweden, in die Quere zu kommen oder auf eine Armee Österreicher zu treten. Mit Leib und Seele war er den Österreichern zugetan, weil der Klang des Wortes ihm so gut gefiel, und in seinen Spielen mußte er glorreiche österreichische Siege erfinden, da sie in Wirklichkeit so selten gesiegt hatten. Seine Lieblingsgenerale waren der Prinz Eugen, der Erzherzog Karl und Wallenstein. Für Tilly und Mack („Varietéstars“ hörte er sie seinen Vater eines Tages nennen, was das nur heißen mochte?) konnte man wirklich nicht viel übrig haben, obgleich sie Österreicher waren. Turenne jedoch war ihm wiederum aus euphonischen Gründen sympathisch.

Diese Phase seines Lebens, die seinen Eltern Sorge machte, weil er im Zimmer blieb, wenn er draußen sein sollte, dauerte den ganzen Mai und den halben Juni hindurch, bis sein Vater den „Tom Sawyer“ und den „Huckleberry Finn“ ins Feld schickte und seinen Soldaten eine vernichtende Niederlage bereitete. Als Jon diese Bücher gelesen hatte, ging eine Wandlung in ihm vor, und er lief wieder ins Freie, auf der leidenschaftlichen Suche nach einem Strom. Aber es gab

keinen auf den Gründen von Robin Hill, und so mußte der Teich sein Strom sein, der glücklicherweise von drei kleinen Weiden umstanden war und in dem es Wasserlilien, Libellen, Mücken und große Binsen gab. Auf diesem Teiche durfte er in einem kleinen zusammenlegbaren Kanu herumfahren, nachdem sein Vater und Garrat sich vergewissert hatten, daß er nirgends mehr als zwei Fuß tief und der Grund fest war; hier paddelte er stundenlang im Wasser herum, und er lag auf dem Boden des Bootes, um dem Indianer Joe und andern Feinden zu entgehen. Auch baute er sich am Ufer des Teiches einen Wigwam aus alten Keksdosen, vier Fuß im Quadrat, und mit einem aus Zweigen geflochtenen Dach. Hier pflegte er kleine Feuer anzuzünden und die Vögel zu braten, die er mit seiner Flinte auf den Streifzügen in Feld und Dickicht nicht geschossen hatte; oder den Fisch, den er im Teiche nicht gefangen hatte, weil es keine gab. So verging der Rest des Juni und des Juli, als seine Eltern fort waren — in Irland. Während dieser fünf Sommerwochen führte er ein einsames Leben in den ‚Gefilden seiner Phantasie‘ mit Flinte, Wigwam, Wasser und Kanu. Und wie sehr sein vielbeschäftigter kleiner Geist sich auch bemühte, ein Gefühl für Schönheit nicht aufkommen zu lassen, so streifte ihn doch hie und da Schönheit mit den Flügeln einer Libelle, die über den Wasserlilien in der Sonne glitzerte oder wie ein lichtblauer Schatten über seine Augen huschte, wenn er auf dem Rücken im Hinterhalt lag.

‚Tante‘ June, in deren Obhut er geblieben war, hatte einen ‚Erwachsenen‘ im Haus mit einem Husten und einem großen Klumpen Lehm, aus dem er ein Gesicht knetete; so kam sie nur ganz selten zu seinem Teich herunter. Einmal aber brachte sie noch zwei andere ‚Erwachsene‘ mit. Der kleine Jon, der mit seines Vaters Wasserfarben seine Nacktheit mit lichtblauen und gelben Streifen bemalt und ein paar Entenfedern in sein Haar gesteckt hatte, sah sie kommen und legte sich zwischen die Weiden in den Hinterhalt. Wie er es vorausgesehen, gingen sie sofort zu seinem Wigwam und knieten nieder, um hineinzuschauen, so daß er ‚Tante‘ June und die andere ‚erwachsene‘ Frau mit markerschütterndem Indianergeheul überfallen und sie fast vollständig skalpieren konnte, ehe sie ihn küßten. Die beiden ‚Erwachsenen‘ hießen ‚Tante‘ Holly und ‚Onkel‘ Val, der ein braunes Gesicht hatte und ein wenig hinkte und sich vor Lachen über ihn ausschütten wollte. ‚Tante‘ Holly, die anscheinend auch seine Schwester war, schloß er sofort ins Herz, aber beide gingen am Nachmittag wieder fort, und er sah sie nicht wieder. Drei Tage,

ehe sein Vater und seine Mutter nach Hause kamen, fuhr auch ‚Tante‘ June weg, in schrecklicher Eile, und nahm den hustenden ‚Erwachsenen‘ samt seinem Klumpen Lehm mit. Und Mademoiselle sagte: „Der arme Mann war sehr krank. Ich verbiete dir, sein Zimmer zu betreten, Jon.“ Der kleine Jon, der selten bloß deshalb etwas tat, weil man’s ihm verboten hatte, ging wirklich nicht hinein, obgleich ihn Einsamkeit und Langeweile quälten. Die schönen Tage am Teich gehörten der Vergangenheit an, und bis in den letzten Winkel seines Herzens war er jetzt von Unruhe erfüllt, von einer Sehnsucht nach irgend etwas — was nicht ein Baum, nicht eine Flinte war — nach irgendeiner Zärtlichkeit. Diese beiden letzten Tage erschienen ihm wie Monate, trotzdem er ‚Gestrandet‘ las und von dem Johannisfeuer der alten Hexe, das die Schiffer ins Verderben lockte. Hundertmal war er in diesen beiden Tagen die Treppe hinauf und hinunter gestiegen, und oft hatte er sich aus dem Spielzimmer, wo er jetzt schlief, in das Zimmer seiner Mutter gestohlen, sich um und um geschaut, ohne etwas zu berühren, und im Ankleidezimmer nebenan stand er auf einem Bein vor der Badewanne und flüsterte geheimnisvoll wie der Alte in seinem Buche: „Ho, ho, ho! Hund, hol meine Katzen!“ Das sollte ihm Glück bringen. Dann stahl er sich zurück, öffnete den Kleiderschrank seiner Mutter und sog tief den Duft ein; das schien sein Verlangen zu stillen nach — ja wonach denn eigentlich?

Diesen Duft noch im Gefühl, stand er dann in dem Streifen Sonnenlicht und überlegte, auf welche Art er das Treppengeländer hinunterrutschen sollte. Alles kam ihm auf einmal so kindisch vor, und in einer plötzlichen Schwächeanwandlung stieg er die Stufen eine nach der andern langsam hinab. Während er so hinunterstieg, sah er seinen Vater deutlich vor sich — den kurzen grauen Bart, die guten, zwinkernden Augen mit der Falte dazwischen, das fröhliche Lächeln, die schlanke Gestalt, die dem kleinen Jon immer so groß vorkam; von seiner Mutter aber konnte er sich keine Vorstellung machen. Er erinnerte sich nur ihres leichten, schwebenden Ganges, zweier dunkler Augen, die nach ihm zurückblickten, und spürte den Duft ihrer Kleider.

Bella stand in der Halle, zog die großen Vorhänge zur Seite und öffnete das Haustor. Der kleine Jon sagte schmeichelnd: „Bella!“ „Ja, Jon.“ „Laß uns doch unter dem Eichenbaum Tee trinken, wenn sie kommen; ich weiß, daß es ihnen dort am besten gefällt.“ „Du meinst, dir gefällt es dort am besten.“ Jon dachte nach. „Nein, sie



sitzen am liebsten dort, weil es mir gefällt.“ Bella lächelte. „Na schön, dann will ich draußen den Tisch decken, wenn du derweilen brav sein willst und nichts anstellst, bis sie kommen.“ Der kleine Jon setzte sich auf die unterste Stufe und nickte. Bella kam herbei und musterte ihn von oben bis unten. „Steh auf!“ sagte sie. Jon stand auf. Sie musterte ihn von hinten. Seine Hosen waren nicht grün, und auch die Knie schienen sauber zu sein. „Alles in Ordnung!“ sagte sie. „Du lieber Gott! Wie braun gebrannt du bist! Gib mir einen Kuß!“ Und sie küßte ihn herzlich aufs Haar. „Was gibt’s für Marmelade?“ fragte er, „ich hab das Warten so satt.“ „Stachelbeeren und Erdbeeren.“ „Ah! Die eß ich am liebsten!“

Als sie hinausgegangen war, saß er ganz still, fast eine Minute lang. Nichts rührte sich in der großen Halle, die nach Osten hin offen war, so daß er einen seiner Bäume sehen konnte, einen Zweimaster, der sehr langsam über den Rasen segelte. In der Vorhalle warfen die Säulen schräge Schatten. Der kleine Jon stand auf, sprang auf einem herum, marschierte rund um die Schwertlilien, die das kleine grauweiße Marmorbecken in der Mitte füllten. Die Blumen waren hübsch, aber sie dufteten nur ein ganz klein wenig. Er stand in der offenen Tür und schaute hinaus. Wenn nun — wenn sie nun überhaupt nicht kämen! Er hatte so lange gewartet, daß er das unmöglich würde ertragen können; aber seine Gedanken flüchteten gleich wieder zu den Stäubchen in dem hereinströmenden bläulichen Sonnenlicht. Mit den Händen emporgreifend, versuchte er welche zu haschen. Bella hätte die Luft hier abstauben sollen! Aber vielleicht war es gar kein Staub, nur das, woraus die Sonnenstrahlen gemacht waren, und er wollte nachsehen, ob das Sonnenlicht draußen auch so war. Nein, es war nicht so. Er hatte versprochen, brav in der Halle zu bleiben, aber er konnte ganz einfach nicht mehr; und er ging quer über den Kies des Fahrwegs und legte sich auf der andern Seite ins Gras. Er pflückte sechs Gänseblümchen und gab jedem umständlich einen Namen: Ritter Lamorac, Ritter Tristan, Ritter Lancelot, Ritter Palimedes, Ritter Bors, Ritter Gawan, und er ließ sie in Paaren miteinander kämpfen, bis alle den Kopf verloren hatten außer Ritter Lamorac, dem er einen besonders starken Stengel ausgesucht hatte, doch selbst dieser war nach drei Zweikämpfen jämmerlich zugerichtet. Langsam kroch ein Käfer durch das Gras, das bald gemäht werden mußte. Jeder Grashalm war ein kleiner Baum, und der Käfer kroch um seinen Stamm herum. Der kleine Jon packte Ritter Lamorac beim Kopf und kitzelte mit ihm das Tierchen, das er-

schrocken davonlief. Jon lachte, verlor plötzlich das Interesse und seufzte auf. Es war ihm so öde zumute. Er drehte sich um und lag auf dem Rücken. Die blühenden Linden verbreiteten einen süßen Honigduft, und das Himmelblau da oben war so wunderschön mit den paar weißen Wolken, die aussahen wie Zitroneneis und vielleicht auch so schmeckten. Er hörte Bob auf der Harmonika ein Niggerlied spielen: „An dem schönen blauen Swanney-Fluß“, und das Lied machte ihn so schön traurig. Er rollte sich wieder auf die andere Seite und legte sein Ohr auf die Erde — die Indianer konnten hören, sobald etwas herauskam, war es auch noch so weit weg — aber er hörte nichts — nur die Harmonika! Und fast im selben Augenblick hörte er wirklich einen knirschenden Laut, ein schwaches Tuten. Ja! Es war ein Auto — sie kommen — sie kommen! Er sprang in die Höhe. Sollte er in der Türe warten oder die Stiege hinaufrennen und den Eintretenden entgegenrufen: „Da schaut her!“ und dann mit dem Kopf zuerst langsam das Treppengeländer hinunterrutschen? Sollte er das tun? Der Wagen bog in die Einfahrt. Es war zu spät! Und so wartete er nur und sprang vor Aufregung hin und her. Das Auto kam rasch heran, bremste und hielt. Sein Vater stieg aus in Lebensgröße. Er beugte sich herab, und der kleine Jon schnellte empor — sie stießen gegeneinander. Sein Vater sagte: „Gott sei Dank, da sind wir. Na, mein Junge, du bist aber braun!“, genau wie er’s erwartet hatte; und das sehnstüchtige Gefühl, das Verlangen nach irgend etwas war noch nicht gestillt. Mit einem langen schüchternen Blick suchte er seine Mutter, die in einem blauen Kleid, den blauen Autoschal über Mütze und Haar gebunden, lächelnd dasaß. Er sprang so hoch empor, wie er nur konnte, umklammerte sie mit beiden Beinen und drückte sie fest an sich. Er hörte sie nach Luft schnappen und fühlte, wie sie ihn an sich zog. Seine tiefblauen Augen schauten gerade in ihre ganz dunkelbraunen, bis ihre Lippen seine Augenlider küßten, und wie er sie nun mit seiner ganzen Kraft drückte und preßte, hörte er sie seufzen und lachen: „Ach, Jon, wie stark du bist!“ Da ließ er sich heruntergleiten, rannte nach der Halle und zog sie an der Hand hinter sich her.

Während er unter dem Eichenbaum seine Marmelade aß, schaute er seine Mutter an, und es war ihm, als sähe er vieles zum erstenmal. Ihre Wangen waren von zartem Braun, silberne Fäden glänzten in ihrem dunkelblonden Haar, ihr Hals hatte keinen Knoten in der Mitte wie der Bellas, und sie ging so leise aus und ein. Er sah auch zarte Linien in ihrem Gesicht, in den Winkeln der Augen,

unter denen so schöne dunkle Schatten lagen. Wie wunderschön sie war, viel schöner als ‚Da‘ oder Mademoiselle oder ‚Tante‘ June, oder sogar ‚Tante‘ Holly, die er besonders ins Herz geschlossen hatte; sogar noch schöner als Bella mit den rosigen Wangen, die aber zu dick und zu holprig war. Diese neue Schönheit seiner Mutter zu betrachten, nahm ihn so sehr in Anspruch, daß er weniger aß, als er erwartet hatte.

Nach dem Tee machte sein Vater mit ihm einen Rundgang durch die Gärten. Er hatte eine lange Unterredung mit dem Vater über die Dinge im allgemeinen und vermied es, auf sein Privatleben einzugehen, auf Ritter Lamorac, die Österreicher und die Leere, die er in den letzten drei Tagen empfunden hatte und die jetzt so plötzlich ausgefüllt war. Sein Vater erzählte ihm von einem Ort, der Glensofantrim hieß, wo er und seine Mutter gewesen waren; und er erzählte ihm auch von dem kleinen Volk, das dort aus der Erde herauskam, wenn alles ganz still war. Der kleine Jon blieb plötzlich stehen mit weit gespreizten Beinen.

„Glaubst du wirklich daran, Vati?“ „Nein, Jon, aber ich dachte, daß vielleicht du daran glaubst.“ „Warum?“ „Du bist noch jung, und Kinder wissen oft etwas von Elfen und Heinzelmännchen.“ Der kleine Jon verzog den Mund, daß das Grübchen in seinem Kinn viereckig ward. „Ich glaub nicht daran. Ich hab noch niemals Elfen gesehn.“ „Ha!“ sagte sein Vater. „Kann Mam sie sehn?“ Sein Vater lächelte vielsagend. „Nein, sie sieht nur Pan.“ „Wer ist das, Pan?“ „Der Ziegengott, der in wilden und romantischen Gegenden sein Wesen treibt.“ „War er in Glensofantrim?“ „Mam hat es gesagt.“ Der kleine Jon, der noch immer mit gespreizten Beinen dastand, ging wieder voran. „Hast du ihn gesehn?“ „Nein, ich sah nur Venus Anadyomene.“ Der kleine Jon überlegte. Venus kam in seinem Buch über die Griechen und Trojaner vor. Also war Anna ihr Vorname und Dyomene ihr Familienname. Aber es ergab sich aus seinem Fragen, daß es nur ein Wort war, das bedeutete: aus dem Schaum der Wogen aufsteigend. „Stieg sie in Glensofantrim aus dem Schaum des Meeres auf?“ „Ja, jeden Morgen.“ „Wie sieht sie aus, Vati?“ „Wie Mam.“ „Oh! Dann ist sie sicher — —“ Aber da hielt er plötzlich inne, stürzte auf eine kleine Mauer zu, kletterte hinauf und kletterte augenblicklich wieder herunter. Die Entdeckung, daß seine Mutter schön war, mußte er unter allen Umständen für sich behalten, das fühlte er. Sein Vater brauchte aber auch eine so unendlich lange Zeit, um seine Zigarre fertig zu rauchen, so daß

er schließlich einen Ausweg finden mußte. Er sagte: „Ich möcht so gern sehn, was Mam mitgebracht hat. Ist dir's recht, Vati?“ Er gab keinen edleren Beweggrund an, um nicht unmännlich zu erscheinen, und es brachte ihn ein wenig aus der Fassung, als der Vater in seinem Herzen las, vielsagend aufseufzte und zur Antwort gab: „Na schön, junger Mann, so lauf hin und hab sie lieb.“

Er ging mit Absicht ganz langsam und rannte dann, um es wieder wettzumachen. Durch die offene Tür seines Zimmers ging er in ihr Schlafzimmer hinüber. Sie kniete noch immer vor einem Koffer. Er blieb ganz dicht bei ihr stehen und rührte sich nicht. Sie richtete sich auf den Knien auf und sagte: „Nun, Jon?“ „Ich wollte nur sehn, was du machst.“ Nachdem sie ihn noch einmal in den Arm genommen und er sich an sie geschmiegt hatte, kletterte er auf die Fensterbank, und auf seinen verschränkten Beinen sitzend, sah er zu, wie sie auspackte. Das war eine ganz neue Freude für ihn, zum Teil, weil da Dinge zum Vorschein kamen, die verdächtig aussahen, zum Teil aber nur, weil es so schön war, ihr zuzuschauen. Sie bewegte sich ganz anders wie alle übrigen Leute, ganz anders wie Bella. Er hatte ganz bestimmt noch nie eine so vornehm aussehende Frau gesehen. Endlich war sie mit dem Auspacken fertig und kniete sich zu ihm nieder.

„Hast du uns vermißt, Jon?“ Der kleine Jon nickte, und nachdem er so seine Sehnsucht eingestanden hatte, fuhr er fort mit dem Kopf zu nicken. „Aber du hast doch ‚Tante‘ June gehabt?“ „Ach, die hat ja einen Mann mit einem Husten mitgebracht.“ Das Gesicht seiner Mutter sah jetzt anders aus, es war fast zornig. Er fügte rasch hinzu: „Es war ein armer Mann, Mam; er hat so schrecklich gehustet; ich — ich hab ihn gern gehabt.“ Seine Mutter legte ihm die Arme um die Hüften. „Du hast ja jeden gern, Jon.“ Der kleine Jon überlegte. „Bis zu einem gewissen Grad“, sagte er, „‚Tante‘ June hat mich eines Sonntags mit in die Kirche genommen.“ „In die Kirche? So!“ „Sie wollte sehn, wie es auf mich wirken würde.“ „Nun, und hat es gewirkt?“ „O ja, ich kam mir ganz närrisch vor, so daß sie mich schnell wieder nach Hause brachte. Aber es war mir durchaus nicht übel. Ich ging zu Bett und trank einen heißen Grog und las dann ‚Die Knaben vom Buchenwald‘. Es war köstlich.“ Seine Mutter biß sich auf die Lippen. „Wann war das?“ „Ach! Ungefähr — schon lange her — ich bat sie, mich noch einmal mitzunehmen, aber sie wollte nicht. Du und Vati, ihr geht nie zur Kirche, nicht wahr?“ „Nein, wir gehen nicht.“ „Warum denn nicht?“ Seine



Mutter lächelte: „Ja, Jon, wir sind beide hingegangen, als wir klein waren; vielleicht waren wir damals zu klein.“ „Aha“, sagte der kleine Jon, „es ist also gefährlich.“ „Wenn du groß bist, sollst du über alle diese Dinge selber urteilen.“ Der kleine Jon erwiderte wie einer, der alle Vorteile und Nachteile genau abgewogen hat: „Sehr groß möchte ich gar nicht werden. Ich möchte auch nicht in die Schule gehn.“ Der plötzlich überwältigende Wunsch, noch etwas zu sagen, auszusprechen, was er wirklich empfand, ließ ihn erröten. „Ich — ich möchte immer bei dir sein, als dein Ritter, Mam!“ Und dann, mit dem sichern Gefühl, die Lage zu verbessern, fügte er rasch hinzu: „Ich möchte heute überhaupt nicht schlafen gehen. Ich hab's ganz einfach satt, jeden Abend schlafen zu gehen.“ „Hast du wieder Alpdrücken bei Nacht gehabt?“ „Nur so ein bißchen. Kann ich heute nacht die Tür in dein Zimmer offenlassen, Mam?“ „Ja, ein klein wenig.“

Der kleine Jon stieß einen Seufzer der Erleichterung aus. „Was hast du in Glensofantrim gesehn?“ „Oh, nichts als Schönheit, mein Liebling.“ „Erklär mir einmal ganz genau, was Schönheit eigentlich ist.“ „Ganz genau, was — ach Jon, das ist schwer zu sagen.“ „Zum Beispiel, kann ich's sehn?“ Seine Mutter erhob sich und ließ sich neben ihm nieder. „Du siehst sie jeden Tag. Der Himmel ist schön, die Sterne, Mondnächte, und dann Vögel, Blumen, Bäume — alle sind schön. — Schau zum Fenster hinaus — da siehst du Schönheit, Jon.“ „Ja, natürlich, da ist die Aussicht. Ist das alles?“ „Alles? Nein. Das Meer ist wunderbar schön, und die Wellen mit dem Schaum auf den Kämmen.“ „Bist du jeden Tag aus dem Schaum der Wogen aufgestiegen, Mam?“ Seine Mutter lächelte. „Ja, wir haben gebadet.“ Der kleine Jon legte ihr plötzlich die Arme um den Hals. „Jetzt weiß ich's“, sagte er geheimnisvoll, „du bist es, du bist es wirklich, und alles andere ist nur Einbildung.“ Sie seufzte, lachte und sagte: „Oh, Jon!“ Der kleine Jon sagte kritisch: „Findest du zum Beispiel Bella schön? Ich könnt sie kaum schön nennen.“ „Bella ist jung. Das ist viel wert.“ „Aber du siehst viel jünger aus, Mam. Wenn man zufällig an Bella anrennt, tut es weh. Ich glaub nicht, daß ‚Da‘ schön war, wenn ich so recht darüber nachdenk; und Mademoiselle ist beinah häßlich.“ „Mademoiselle hat ein sehr freundliches Gesicht.“ „O ja, freundlich schon. Ich hab die kleinen Strahlen da so gern, Mam.“ „Strahlen?“ Der kleine Jon legte seinen Finger in ihre Augenwinkel. „Ach, die! Aber sie sind ein Zeichen des Alterns.“ „Wenn du lächelst, kommen sie immer.“ „Aber früher

kamen sie nicht.“ „Ach, laß nur! Ich hab sie so gern. Hast du mich lieb, Mam?“ „Ja, aber ja, ich hab dich wirklich lieb, Jon.“ „Über alles?“ „Über alles!“ „Mehr, als ich geglaubt hab?“ „Viel, viel mehr.“ „Ich auch — viel, viel mehr, als ich geglaubt hab; das gleicht sich also aus.“

Da es ihm zum Bewußtsein kam, daß er noch niemals seinen Gefühlen so freien Lauf gelassen hatte, empfand er plötzlich wieder die Männlichkeit des Ritters Lamorac in sich und anderer Lieblingshelden. „Soll ich dir ein paar Kunststücke zeigen?“ fragte er, schlüpfte aus ihren Armen und stand auf dem Kopf. Angespornt durch ihre augenscheinliche Bewunderung, stieg er auf das Bett und schlug in der Luft einen Purzelbaum, wobei er mit dem Rücken wieder auf das Bett zu liegen kam. Das wiederholte er ein paarmal. An jenem Abend, nachdem er sich seine Geschenke angesehen hatte, blieb er zum Dinner auf und saß zwischen ihnen an dem kleinen runden Tisch, an dem sie immer aßen, wenn sie allein waren. Er war sehr aufgeregt. Seine Mutter trug ein Kleid von zartem Grau mit einer Cremespitze aus lauter Rosengewinden um den Hals, der brauner war als die Spitze. Er blickte sie unverwandt an, bis das verschmitzte Lächeln seines Vaters ihn plötzlich bewog, eine Ananasschnitte mit großer Aufmerksamkeit zu essen. Später als jemals sonst ging er zu Bett. Seine Mutter ging mit ihm hinauf, und er zog sich sehr langsam aus, um sie länger aufzuhalten. Als er schließlich im Nachtwand dastand, sagte er: „Versprich mir, daß du nicht fortgehst, während ich bete!“ „Ich verspreche es dir.“ Der kleine Jon kniete nieder, und sein Gesicht ins Bett vergraben, betete er leise und hastig; und wenn er hie und da mit einem Auge nach ihr hinschielte, sah er sie unbeweglich dastehen mit einem Lächeln auf den Lippen. ‚Vater unser‘, so betete er schließlich, ‚der du bist im Himmel, geheiligt werde deine Mam, deine Mam komme — auf Erden wie im Himmel, unser täglich Brot gib uns, Mam, und vergib uns unsere Schulden auf Erden wie auch im Himmel, und sündige wider uns, denn dein ist die Schuld und die Macht und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amam!‘ „Gib acht!“ Er sprang auf, warf sich in ihre Arme und hielt sie so eine lange Minute. Als er im Bett war, hielt er noch immer ihre Hand.

„Mehr als jetzt wirst du die Tür nicht zumachen, nicht wahr? Wirst du sehr lang unten bleiben, Mam?“ „Ich muß dem Vater noch vorspielen.“ „Ja, dann werd ich dich wenigstens hören.“ „Hoffentlich nicht, du mußt einschlafen.“ „Ich kann doch auch ein

andermal schlafen.“ „Nun, warum nicht heute? Eine Nacht ist wie die andere.“ „O nein, es ist eine außergewöhnliche Nacht heute.“ „In außergewöhnlichen Nächten schläft man immer am besten.“ „Aber wenn ich einschlafe, Mam, hör ich dich ja nicht heraufkommen.“ „Dann will ich hereinkommen und dir einen Kuß geben; wenn du dann noch wach bist, so wirst du's wissen, und wenn du schon schläfst, so weißt du immer noch, daß ich dich geküßt habe.“ Der kleine Jon seufzte. „Ach ja!“ sagte er. „Jetzt muß ich dich also wirklich gehen lassen? Mam!“ „Ja?“ „Wie heißt die Göttin, an die der Vater glaubt? Venus Anna Diomedes?“ „Ach du liebes Herz! Anadyomene.“ „Ja, aber mein Name für dich gefällt mir besser.“ „Wie nennst du mich denn, Jon?“ Schüchtern gab der kleine Jon zur Antwort: „Ginevra! Sie ist aus König Artus' Tafelrunde—gerade ist es mir eingefallen, nur hatte sie natürlich offenes Haar.“ Die Augen seiner Mutter, die über ihn hinwegblickten, schienen zu schwimmen. „Du wirst nicht vergessen, zu mir zu kommen, Mam?“ „Nein, wenn du gleich einschläfst.“ „Abgemacht.“ Und der kleine Jon drückte die Augen krampfhaft zu. Er fühlte ihre Lippen auf seiner Stirn, hörte ihre Schritte; öffnete die Augen wieder, um sie zur Tür hinausgleiten zu sehen, und aufseufzend machte er sie wieder fest zu.

Die ersten zehn Minuten versuchte er ehrlich einzuschlafen, indem er viele Disteln in einer Reihe zählte. „Das' alte Rezept zum Einschlummern. Es kam ihm vor, als zählte er schon stundenlang. „Jetzt muß es fast Zeit sein“, dachte er, „daß sie heraufkommt.“ Er warf die Decken zurück. „Zu heiß!“ sagte er, und seine Stimme klang seltsam in der Dunkelheit, als gehöre sie einem andern. Warum kam sie denn nicht? Er setzte sich auf. Er mußte nachsehen. Er stieg aus dem Bett, ging zum Fenster und zog den Vorhang ein wenig zur Seite. Es war nicht dunkel, aber er wußte nicht, ob es noch Tageslicht war oder der Mond, der sehr groß war. Der Mond hatte ein komisches, boshafes Gesicht, als ob er ihn auslache, und Jon wollte ihn nicht mehr ansehen. Dann fiel ihm ein, daß seine Mutter gesagt hatte, Mondnächte seien schön, und er fuhr fort hinauszustarren, ohne etwas Besonderes zu fühlen. Die Bäume warfen dichte Schatten, der Rasen sah aus wie verschüttete Milch, und weit, so weit konnte er sehen; oh, so weit ins Land hinein, über die ganze Erde hin, und alles sah anders und verschwommen aus. Auch ein herrlicher Duft kam durch das offene Fenster herein. „Ach, hätt ich doch nur eine Taube wie Noah!“ dachte er.

„Der blasse Mond so hell und rund,  
Er scheint und scheint zur nächt'gen Stund'.“

Nach diesem Reim, der ihm plötzlich eingefallen war, drang Musik an sein Ohr, ganz leise und sanft. Mam spielte! Es fiel ihm ein, daß er in seiner Schublade noch eine Makrone aufgehoben hatte; er holte sie und kam ans Fenster zurück. Sie langsam verspeisend, lehnte er sich zum Fenster hinaus und hielt ab und zu im Schmausen inne, um die Musik besser zu hören. „Da“ pflegte zu sagen, daß die Engel im Himmel auf Harfen spielen; aber das war sicher nicht halb so schön wie Mam, die spielte, während der Mond schien und er eine Makrone verspeiste. Ein Maikäfer summt vorüber, eine Motte flog ihm ins Gesicht, die Musik verstummte, und der kleine Jon zog den Kopf zurück. Jetzt würde sie kommen. Sie sollte ihn nicht wach finden. Er schlüpfte wieder ins Bett und zog die Decken fast über den Kopf. Aber durch die offenen Vorhänge kam ein Mondstrahl herein. Er fiel quer über den Fußboden bis dicht an sein Bett heran, und Jon beobachtete, wie er langsam näher schlich, als wäre er lebendig. Die Musik begann wieder, aber jetzt konnte er sie nur ganz gedämpft hören; leise, süße Töne — müde, schlafen — ach wie müde — süße — leise — Töne ...

Die Zeit verging, und die Töne schwellen an, fielen wieder und verklangen; der Mondstrahl glitt auf sein Gesicht zu. Im Schlaf drehte sich der kleine Jon um, bis er auf dem Rücken lag, während seine braune Faust noch immer die Decke festhielt. Es träumte ihm, er tränke Milch aus einer flachen Schale, und die Schale war der Mond. Eine große schwarze Katze, ihm gegenüber, sah ihm zu mit dem verschmitzten Lächeln seines Vaters. Er hörte sie flüstern: „Laß mir noch was übrig!“ Die Milch gehörte natürlich der Katze, und er streckte freundschaftlich die Hand aus, um das Tier zu streicheln; aber da war es verschwunden. Die Schale war ein Bett geworden, in dem er lag; und als er aufstehen wollte, konnte er den Boden nicht finden; er konnte ihn nicht finden — er — er — konnte nicht aufstehen! Es war schrecklich! Er wimmerte im Schlaf. Das Bett hatte angefangen sich zu drehen; es war außerhalb von ihm und in ihm drin und drehte sich immer im Kreis herum und fing an zu brennen! Die alte Hexe aus der Geschichte „Gestrandet“ schürte das Feuer! Oh, so gräßlich sah sie aus! Immer schneller, immer schlimmer! — bis er und das Bett und die Hexe und der Mond und die Katze alle in



einem Wirbel kreisten, um und um und auf und ab — gräßlich — gräßlich — gräßlich! Er schrie auf.

Eine Stimme sagte: „Jon, lieber Jon!“ Und die Stimme drang durch den Wirbel, er wachte auf und stand in seinem Bett mit weit aufgerissenen Augen. Da war seine Mutter, mit offenem Haar wie Ginevra, und sich an sie klammernd, vergrub er sein Gesicht darin. „Oh! Oh!“ „Jetzt ist es schon gut, mein Schatz. Du bist ja jetzt wach. Komm! Komm! Fürcht dich nicht!“ Aber der kleine Jon fuhr fort zu schluchzen: „Oh! Oh!“ Ihre Stimme sprach weiter mit dem weichen, tröstenden Klang: „Es war das Mondlicht, mein Herz, gerade auf deinem Gesicht.“ Der kleine Jon flüsterte halb erstickt in ihr Nachtgewand: „Du hast gesagt, es sei so schön. Oh!“ „Nicht zum Schlafen, Jon. Wer hat es hereingelassen? Hast du die Vorhänge aufgezogen?“ „Ich wollte sehen, wie spät es ist; ich — ich hab hinausgeschaut, ich — ich hab dich spielen gehört, Mam; ich — ich hab meine Makrone gegessen.“ Aber allmählich ließ er sich doch beruhigen, und der Instinkt, seine Angst zu rechtfertigen, wachte in ihm auf. „Die Hexe ist immer in mir herumgefahren, und sie hat angefangen zu brennen“, murmelte er. „Ja, Jon, so geht es, wenn man nach dem Schlafengehen noch Makronen ißt.“ „Nur eine, Mam; es hat die Musik so viel schöner gemacht. Ich hab auf dich gewartet — ich hab geglaubt, es muß schon bald Morgen sein.“ „Mein Schäfchen, es ist gerade erst elf Uhr.“ Der kleine Jon schwieg und rieb nur seine Nase an ihrem Hals. „Mam, ist der Vati in deinem Zimmer?“ „Heute nacht nicht.“ „Darf ich bei dir schlafen?“ „Wenn du willst, mein Liebstes.“ Schon etwas beruhigter, ließ der kleine Jon sie los. „Du siehst so anders aus, Mam, so viel jünger.“ „Das macht mein Haar, Liebling.“ Der kleine Jon nahm es in die Hände, dichtes Haar wie dunkles Gold, mit Silberfäden dazwischen. „Ich hab es so gern!“ sagte er, „und so gefälltst du mir am allerbesten.“

Er hatte sie bei der Hand gefaßt und zur Tür gezogen. Mit einem Seufzer der Erleichterung schloß er die Tür, als sie drüben waren. „Welche Seite vom Bett ist dir lieber, Mam?“ „Die linke.“ „Gut.“ Ohne Zeit zu verlieren und ohne ihr Gelegenheit zu geben, andern Sinnes zu werden, schlüpfte er in ihr Bett, das ihm so viel weicher vorkam als sein eigenes. Noch einmal seufzte er tief auf, wühlte seinen Kopf ins Kissen und verfolgte ein paar Augenblicke lang das Kampfgewimmel der Streitwagen, Schwerter und Lanzen, das man immer in rauhaarigen Wolldecken sehen kann, wenn man durch die kleinen, emporstehenden Härchen hindurch ins Licht blickt. „Es war

doch nicht irgend etwas Wirkliches, nicht wahr?“ sagte er. Vom Spiegel her, vor dem sie stand, antwortete seine Mutter: „Nein, nur der Mond und deine erhitzte Phantasie. Du darfst dich nicht so aufregen, Jon.“ Aber der kleine Jon, dem die Angst noch immer in den Knochen saß, erwiderte großtuerisch: „Ich hab mich natürlich nicht wirklich gefürchtet, o nein!“ Und wieder sah er den kämpfenden Speeren und Wagen zu. Es dauerte so lange. „Ach, Mam, eil dich doch!“ „Liebling, ich muß nur meine Zöpfe flechten.“ „Ach, heute abend nicht. Morgen früh mußt du sie ja doch wieder lösen. Ich bin jetzt so müde. Wenn du nicht kommst, werd ich bald nicht mehr müde sein.“

Seine Mutter stand im fließenden Licht vor dem Spiegel mit den Seitenflügeln. Er konnte sie dreifach sehen, wie sie den Kopf zu ihm hinwandte, ihr Haar im Lampenschein leuchtete und ihre dunklen Augen lächelten. Es war ganz überflüssig, und er bat: „Komm zu mir, Mam. Ich warte.“ „Ja, mein Liebes, ich komme.“ Der kleine Jon schloß die Augen. Alles ging ganz nach seinem Herzen, wenn sie nur bald kam! Er fühlte das Bett erbeben, sie kam. Und noch immer mit geschlossenen Augen, sagte er schlaftrunken: „So ist's wunderschön, nicht wahr?“ Er hörte ihre Stimme etwas sagen, fühlte ihre Lippen seine Nase berühren, und sich dicht an die Mutter schmiegend, die wach lag und mit Liebe an ihn dachte, fiel er in einen traumlosen Schlaf, der seine erste Kindheit beschloß.



DRITTES BUCH

ZU VERMIETEN

„Aus dieser Feinde leid’gem Schoß entsprang  
Ein Liebespaar, vom Unstern schwer bedroht.“

*Romeo und Julia*



CHARLES SCRIBNER

zugeeignet

# ERSTER TEIL

## ERSTES KAPITEL

### BEGEGNUNG

In Gedanken über die Zukunft versunken, trat Soames Forsyte am Nachmittag des 12. Mai 1920 aus dem Knightsbridge Hotel, wo er wohnte, um die Bildersammlung in einer Galerie nahe der Cork Street zu besuchen. Er ging zu Fuß. Seit dem Kriege nahm er nie eine Droschke, wenn es sich vermeiden ließ. Die Kutscher waren seiner Ansicht nach eine unhöfliche Gesellschaft, wenn sie auch jetzt, wo der Krieg vorüber war und das Angebot die Nachfrage wieder zu übersteigen begann, gewohnheitsmäßig höflicher wurden. Dennoch hatte er ihnen nicht verziehen, da er sie mit düsteren Erinnerungen und, wie alle Angehörigen ihrer Klasse, jetzt dunkel mit der Revolution identifizierte. Die große Angst, die er während des Krieges ausgestanden hatte, und die noch größere Angst, der er seither im Frieden ausgesetzt gewesen, war nicht ohne psychische Folgen für seine zähe Natur geblieben. Er hatte im Geiste so oft den Ruin erlebt, daß er aufgehört hatte, an dessen greifbare Wahrscheinlichkeit zu glauben. Zahlte man viertausend Pfund im Jahr an Einkommen- und anderen Steuern, was konnte einem da noch Ärgeres widerfahren! Ein Vermögen von einer Viertelmillion, wenn man nur für seine Frau und seine Tochter zu sorgen hatte, bot, da es auf sehr verschiedene Art angelegt war, selbst der ‚Kateridee‘ der Kapitalsabgabe gegenüber eine feste Garantie. Und was die Einziehung der Kriegsgewinne anbetraf, war er vollständig damit einverstanden, denn er hatte keine, und der ‚Bande‘ geschah ganz recht! Der Preis der Bilder überdies war mehr gestiegen als irgend etwas, und mit seiner Sammlung war es ihm seit dem Kriege besser gegangen denn je zuvor. Luftangriffe hatten ebenfalls günstig auf einen Geist gewirkt, der von Natur vorsichtig war, und einen an sich eigensinnigen Charakter gestählt. Ist man in Gefahr, völlig zerstückelt zu werden, so verringert sich die Furcht vor der teilweisen Zerstückelung, die Abgaben und Steuern mit sich bringen, während die Gewohnheit, die Unverschämtheit der Deutschen zu verurteilen,

natürlich dazu geführt hatte, die der Arbeiter, wenn nicht offen, so doch im Grunde seines Herzens zu verurteilen.

Er ging zu Fuß. Übrigens hatte er noch keine Eile, denn Fleur sollte ihn um vier Uhr in der Galerie treffen, und es war erst halb drei. Das Gehen tat ihm gut — seine Leber beengte ihn ein wenig, und seine Nerven waren ziemlich angegriffen. Seine Frau war immer unterwegs, wenn sie in der Stadt waren, und seine Tochter hatte, wie die meisten jungen Mädchen seit dem Kriege, nichts anderes im Sinn, als rastlos, wie ein Irrwisch, umherzuschwärmen. Aber er mußte dankbar sein, daß sie zu jung gewesen, im Kriege selbst etwas zu unternehmen. Natürlich hatte er den Krieg von Anbeginn mit ganzer Seele unterstützt, aber zwischen dieser Unterstützung und der körperlichen seiner Frau und seiner Tochter war ein himmelweiter Unterschied gewesen, und bei seinen etwas altmodischen Anschauungen verabscheute er jede extravagante Regung. Er war zum Beispiel streng dagegen gewesen, daß Annette, die so anziehend und 1914 erst vierunddreißig Jahre alt war, nach ihrer Heimat Frankreich, ihrer ‚chère patrie‘, ging, wie sie es, durch den Krieg angeregt, zu nennen begonnen hatte, um ihre ‚braves poilus‘ zu pflegen! Das fehlte gerade, ihre Gesundheit und ihr Aussehen aufs Spiel zu setzen! Als ob sie wirklich Pflegerin wäre! Er hatte nichts davon hören wollen. Mochte sie zu Haus Handarbeiten machen oder stricken für sie! Sie war daher nicht gegangen und seitdem nie wieder ganz dieselbe gewesen. Eine böse Gewohnheit, ihn nicht offen, aber fortgesetzt auf allerlei Art zu verspotten, hatte sich verstärkt. Und für Fleur war durch den Krieg das schwierige Problem entstanden, ob sie in eine Pension kommen sollte oder nicht. Er hielt es für besser, wenn sie fern von der Mutter in ihrer Kriegsstimmung war, fern von dem Zufall der Luftangriffe und dem Bestreben, extravagante Dinge zu unternehmen; er hatte sie in einem Seminar so weit weg untergebracht, wie es ihm mit Vortrefflichkeit vereinbar schien, und hatte sie furchtbar vermißt. Fleur! Er hatte diesen etwas ausländischen Namen, für den er sich bei ihrer Geburt so plötzlich entschieden hatte — wenn es auch eine Konzession an die Franzosen gewesen war —, nie bereut! Fleur! Ein hübscher Name — ein hübsches Kind! Aber unstat — zu unstat, und eigenwillig! Sie kannte auch ihre Macht über ihren Vater! Soames dachte oft darüber nach, welch ein Fehler es war, in seine Tochter vernarrt zu sein. Alt zu werden und vernarrt zu sein! Fünfundsechzig! Er wurde älter, aber er fühlte es nicht, denn glücklicherweise vielleicht, wenn man Annetts Jugend

und gutes Aussehen in Betracht zog, hatte seine zweite Ehe sich als eine kühle Angelegenheit herausgestellt. Er hatte in seinem Leben nur eine wahre Leidenschaft gekannt — für seine erste Frau — für Irene. Ja, und sein Vetter Jolyon, der mit ihr auf und davon gegangen war, sähe sehr klapprig aus, sagten sie. Kein Wunder mit zweiundsiebzig, nach zwanzig Jahren einer dritten Ehe!

Soames hielt einen Augenblick im Gehen inne, um sich über das Parkgitter zu lehnen. Ein passender Ort für Erinnerungen auf halbem Wege zwischen dem Haus in Park Lane, das seine Geburt und den Tod seiner Eltern gesehen, und dem kleinen Haus in Montpellier Square, wo er vor fünfunddreißig Jahren die erste Ausgabe seiner Ehe genossen hatte. Jetzt, nach zwanzig Jahren der zweiten Ausgabe, kam ihm die alte Tragödie vor wie ein Dasein, das er früher geführt — und das geendet hatte, als Fleur anstatt des Sohnes geboren war, auf den er gehofft. Seit vielen Jahren hatte er aufgehört, es auch nur vage zu bedauern, daß ihm kein Sohn geboren war; Fleur füllte sein Herz völlig aus. Schließlich trug sie ja seinen Namen, und er sehnte sich durchaus nicht nach der Zeit, wo sie ihn ändern würde. Dachte er jemals an solch eine Kalamität, so war sie durch das unbestimmte Gefühl gemildert, daß er sie reich genug machen könnte, um den Namen des jungen Mannes, der sie heiratete, vielleicht zu kaufen und auszulöschen — weshalb auch nicht, da Frauen doch heutzutage den Männern gleich waren, wie es den Anschein hatte? Und in der heimlichen Überzeugung, daß sie es nicht waren, strich sich Soames mit der gebogenen Hand kräftig über das Gesicht, bis sie gemächlich bis zum Kinn hinunterglitt. Dank seiner enthaltsamen Lebensweise war er nicht fett und schwammig geworden, seine Nase war blaß und dünn und der graue Schnurrbart kurz gestutzt, seine Sehkraft ungeschmälert. Ein leichtes Vorbeugen machte das Höherwerden der Stirn unter dem zurückweichenden Haar weniger sichtbar. Die Zeit hatte den ‚begütertesten‘ der jungen Forsytes, wie der letzte der alten Forsytes — Timothy —, jetzt in seinem hundertsten Jahr, es ausgedrückt hätte, wenig verändert.

Der Schatten der Platanen fiel auf seinen feinen Filzhut, er hatte die Zylinderhüte aufgegeben, es hatte keinen Zweck, in Zeiten wie diesen die Aufmerksamkeit auf Reichtum zu lenken. Platanen! Seine Gedanken wanderten lebhaft nach Madrid — Ostern vorm Kriege, als er jenes Goya-Bildes wegen einen Entschluß fassen mußte und eine Entdeckungsreise unternommen hatte, um den Maler an Ort und Stelle zu studieren. Der Mann hatte Eindruck auf ihn gemacht —



ein sehr vielseitiger Maler, ein wahres Genie! Doch einen so hohen Rang er auch einnahm, er würde einen höheren einnehmen, bevor sie mit ihm fertig waren. Der zweite Goya-Rummel würde größer sein, als der erste gewesen, o ja! Und er hatte gekauft. Auf dieser Reise hatte er — was er nie zuvor getan — die Kopie eines Freskogemäldes, ‚La Vendimia‘ genannt, bestellt, auf dem die Gestalt eines Mädchens, einen Arm in die Seite gestemmt, ihn an seine Tochter erinnert hatte. Es hing jetzt in seiner Galerie in Mapledurham, und zwar ziemlich schlecht — man konnte Goya nicht kopieren. Wenn aber seine Tochter nicht mehr da war, würde er es um der Erinnerung willen, um des Unwiderstehlichen in der Beleuchtung, des straffen Gleichgewichts der Gestalt, der Weite zwischen den gewölbten Brauen, der glühenden verträumten Augen willen immer gern anschauen. Merkwürdig, daß Fleur dunkle Augen hatte, wo seine eigenen grau waren — kein echter Forsyte hatte braune Augen und die ihrer Mutter waren blau! Aber natürlich, die Augen Madame Lamottes, ihrer Großmutter, waren dunkel wie Sirup!

Er ging weiter bis zur Hydepark Corner. In ganz England gab es keine größere Veränderung als auf dem Reitweg in diesem Park. Beinah in Schußweite davon geboren, konnte er sich dessen seit 1860 erinnern. Als Kind hatte man ihn hingebraht, um zwischen Krinolinen die Dandys in engen Hosen mit Backenbärten anzustauen, die in steifer Haltung vorüberritten, zu beobachten, wie die krausrandigen und die weißen steifen Hüte aus der Mode kamen und der kleine krummbeinige Mann in langer roter Weste, der mit Hunden an etlichen Leinen: King-Charles-Wachtelhunden und italienischen Windspielen, die in die Krinoline seiner Mutter verliebt waren, unter die modischen Leute zu kommen pflegte und versuchte, einen an sie zu verkaufen — jetzt war so etwas nie mehr zu sehen. Man sah niemand mehr von Rang, nur noch Arbeitervolk, das dumpf in Reihen saß und nichts zum Anstarren hatte als ein paar rittlings in den Sätteln sitzende kecke junge Reiterinnen mit Topfhüten oder Leute aus den Kolonien, die planlos auf elenden Mietsgäulen auf und nieder ritten, ab und zu hier und dort kleine Mädchen auf Ponys oder alte Herren, die sich Bewegung machten, zuweilen auch eine Ordonnanz auf einem großen Kavalleriepferd; kein Vollblut, keine Grooms, keine Verbeugung, kein Scharren, keine Unterhaltung — nichts, nur die Bäume waren dieselben — die Bäume, die den Generationen und dem Verfall der Menschheit gegenüber gleichgültig blieben. Ein demokratisches England — zersplittert, eilig, laut

und offenbar ohne ein Ziel. Etwas wie stolze Verachtung regte sich in Soames. Für immer vorbei der enge Kreis von Vornehmheit und Rang! Reichtum gab es wohl — o ja! Reichtum — er selbst war ein reicherer Mann, als sein Vater je gewesen, aber Manieren, Geschmack, Qualität, damit war es vorbei, es war alles in einen öden, häßlichen, wüsten, nach Maschinenöl riechenden Rummel versunken. Hier und dort verstreut und ‚chétif‘, wie Annette sagen würde, ein paar halb heruntergekommene Leute vornehmen Standes, aber nichts von Bestand und Zusammenhang mehr. Und in dies neue Durcheinander von schlechten Manieren und lockeren Sitten war seine Tochter — die Blume seines Lebens — hineingeschleudert! Und wenn diese Gesellen von der Arbeiterpartei an die Macht kamen — wenn das jemals geschah — mußte man auf das Schlimmste gefaßt sein!

Er ging durch das Tor, das — Gott sei Dank — nicht mehr durch das Kanonengrau seines Scheinwerfers verunstaltet war. ‚Sie sollten lieber dort einen Scheinwerfer anbringen, wohin sie alle gehen‘, dachte er, ‚und ihre kostbare Demokratie beleuchten!‘ Dann setzte er seinen Weg an den Klubfronten der Piccadilly entlang fort. George Forsyte würde natürlich an dem Bogenfenster des Iseum-Klubs sitzen. Der Mensch war jetzt so stark geworden, daß er fast seine ganze Zeit dort zubrachte, einem reglosen, spöttischen, humoristischen Auge gleich, das den Niedergang von Menschen und Dingen beobachtete. Und Soames, der sich im Grunde immer unbehaglich unter dem Blick seines Veters fühlte, beeilte sich, vorbeizukommen. George hatte, wie er gehört, mitten im Kriege einen Brief mit der Unterschrift ‚Patriot‘ geschrieben und sich über die Hysterie der Regierung beklagt, die den Hafer für die Rennpferde beschlagnahmt hatte. Ja, da war er, groß, wuchtig, geschniegelt, glatt rasiert, mit seinem schlichten Haar, das kaum dünner geworden war und sicher nach dem besten Haarwaschmittel roch, und einem Rennprogramm in der Hand. Nein, er veränderte sich nicht! Und vielleicht zum erstenmal in seinem Leben empfand Soames eine gewisse Sympathie unter seiner Weste für diesen spottlustigen Verwandten. Mit seinem Gewicht, seinem vollkommen gescheitelten Haar und dem stierähnlichen Blick war er eine Gewähr dafür, daß die alte Ordnung noch manchem Stoß widerstehen würde. Er sah George das Rennprogramm bewegen, wie um ihn aufzufordern, heraufzukommen — er wollte ihn wohl etwas über das Vermögen fragen. Es stand noch unter Soames' Kontrolle, denn bei der Annahme einer stillen Teilhaberschaft in jener schmerzlichen Periode vor zwanzig Jahren, als er sich von

Irene hatte scheiden lassen, war Soames, fast ohne es zu wollen, weiter Verwalter aller reinen Forsyte-Angelegenheiten geblieben.

Einen Augenblick zögernd, nickte er und ging hinein. Seit dem Tode seines Schwagers Montague Dartie in Paris — bei dem niemand recht wußte, was er davon halten sollte, wenn es auch sicher kein Selbstmord gewesen war — schien Soames der Iseeum-Klub viel solider. Auch George hatte sich, das wußte er, die Hörner abgelaufen und völlig den Freuden der Tafel gewidmet, er aß nur vom Allerbesten, um sein Gewicht niederzuhalten, und besaß, wie er sagte, „nur eben einen oder zwei alte Gäule, um sein Interesse am Leben aufrechtzuerhalten“. Er setzte sich daher ohne das verwirrende Gefühl, seinen Taktlosigkeiten ausgesetzt zu sein, das er hier sonst immer gehabt, zu seinem Vetter an das große Fenster. George streckte eine wohlgepflegte Hand aus. „Hab dich seit dem Kriege nicht gesehen“, sagte er. „Wie geht’s deiner Frau?“ „Danke“, sagte Soames kühl, „ganz gut.“ Ein verstohlenes Lächeln huschte für einen Augenblick über Georges fleischiges Gesicht und stierte aus seinen Augen. „Dieser Belgier Profond“, sagte er, „ist jetzt hier Mitglied geworden. Er ist ein schnurriger Geselle.“ „Ja!“ murmelte Soames, „was wolltest du von mir?“ „Der alte Timothy kann sich jeden Augenblick aus dem Staube machen. Ich vermute, er hat sein Testament gemacht.“ „Ja.“ „Nun, du oder irgend jemand müßte einmal nach ihm sehen — dem letzten von der alten Sorte — er ist hundert Jahre alt, weißt du. Sie sagen, er sei wie eine Mumie. Wohin wollt ihr ihn bringen? Er müßte eigentlich eine Pyramide bekommen.“ Soames schüttelte den Kopf. „Highgate, in die Familiengruft.“ „Ich glaube, die alten Mädchen würden ihn vermissen, wenn er woanders wäre. Sie sagen, ihm liege noch etwas am Essen. Er könnte noch lange leben. Bekommen wir nichts für die alten Forsytes? Es waren zehn — Durchschnittsalter achtundachtzig — ich habe es ausgerechnet.“ „Ist das alles?“ sagte Soames, „ich muß weiter.“ „Du ungeselliger Teufel“, schienen Georges Augen zu antworten. „Ja, das ist alles: Besuche ihn in seinem Mausoleum — der alte Bursche könnte prophezeien wollen.“ Das Grinsen erstarb in den reichen Kurven seines Gesichts, und er fügte hinzu: „Habt ihr Advokaten noch keinen Kniff entdeckt, diese verwünschte Einkommensteuer abzuschaffen? Sie trifft das ererbte feste Einkommen ganz ver-teufelt. Ich pflegte zweitausend-fünfhundert im Jahr zu haben; jetzt habe ich bettelhafte fünfzehnhundert, und der Preis der Lebenshaltung hat sich verdoppelt.“ „Ah!“ murmelte Soames, „der Rennplatz ist in Gefahr.“ Über

Georges Gesicht huschte ein Strahl spöttischer Selbstverteidigung. „Ich bin zum Nichtstun erzogen“, sagte er, „und hier werde ich immer älter und werde jeden Tag ärmer. Dies Arbeitergesindel meint, daß ihm alles zufällt, bevor sie noch etwas getan haben. Was wirst du tun, deinen Lebensunterhalt zu verdienen, wenn es dazu kommt? Ich werde sechs Stunden am Tage arbeiten, um Politiker zu lehren, wie man einen Scherz auffaßt. Nimm meinen Tip, Soames; gehe ins Parlament, sichere dir deine vierhundert — und stelle mich an.“ Und als Soames sich entfernte, nahm er seinen Platz an dem Bogenfenster wieder ein.

Tief in Nachdenken versunken und erregt durch die Worte seines Vetters, setzte Soames seinen Weg der Piccadilly entlang fort. Er selbst war immer ein Arbeiter und Sparer gewesen, George stets eine Drohne und ein Verschwender; und doch, wenn die Einziehung des Vermögens einmal begann, war er es — der Arbeiter und Sparer —, der ausgebeutet wurde! Es war die Verneinung allen Ansehens, ein Umstürzen alles Forsyte-Grundsätze. Konnte die Zivilisation auf irgendwelchen andern aufgebaut werden? Er glaubte es nicht. Nun, sie würden keine Bilder konfiszieren, denn sie würden ihren Wert nicht kennen. Aber was würden sie wert sein, wenn diese Wahnsinnigen anfangen, das Kapital zu melken? Wertlose Ware auf dem Markt. „Es ist mir nicht um mich selbst zu tun“, dachte er; „ich könnte mit fünfhundert im Jahre leben und würde in meinem Alter den Unterschied gar nicht merken.“ Aber Fleur! Dies Vermögen, das so klug angelegt war, diese zahlreichen Kunstschatze, die so sorgfältig gewählt waren, sollten alle ihr gehören. Und wenn es dazu käme, daß er ihr alles das nicht hinterlassen oder geben konnte — ja, dann war das Leben ohne Sinn, und welchen Zweck hatte es eigentlich, dahineinzugehen und sich diese verrückten futuristischen Sachen anzusehen und zu beurteilen, ob sie eine Zukunft hatten?

Als er jedoch in der Galerie der Cork Street anlangte, zahlte er einen Schilling, nahm einen Katalog und trat ein. Etwa zehn Personen streiften dort umher. Soames' Blick fiel auf etwas, das er für einen Laternenständer hielt, der durch eine Kollision mit einem Motoromnibus umgebogen war. Es stand etwa drei Schritt von der Wand entfernt und war in seinem Katalog als „Jupiter“ bezeichnet. Er prüfte es neugierig, denn er hatte kürzlich seine Aufmerksamkeit mehr der Skulptur zugewendet. „Wenn das Jupiter ist“, dachte er, „möchte ich wissen, wie Juno aussieht.“ Und plötzlich sah er sie gegenüber. Sie erinnerte ihn lebhaft an eine Pumpe mit zwei Schwengeln,



leicht in Schnee gehüllt. Er betrachtete sie noch voll Staunen, als zwei der Besucher neben ihm stehen blieben. „Épatant!“ hörte er den einen sagen. „Quatsch!“ brummte Soames vor sich hin. Die knabenhafte Stimme des andern erwiderte: „Fehlgeschossen, lieber Freund; er führt dich an der Nase herum. Als er Jupiter und Juno schuf, sagte er: ‚Ich will sehen, wieviel diese Narren sich gefallen lassen.‘ Und dann haben die sich alles gefallen lassen.“ „Grünschnabel du! Vospovitsch ist ein Neuerer. Siehst du nicht, daß er Satire in die Skulptur gebracht hat? Die Zukunft der Bildhauerkunst, der Musik, der Malerei und selbst der Architektur hat satirisch eingesetzt. Es mußte so kommen. Die Leute sind es müde — dem Gefühl ist der Boden ausgeschlagen.“ „Nun, ich würde mich ebensogut ein wenig für Schönheit interessieren. Ich bin mit im Krieg gewesen. Sie haben Ihr Taschentuch fallen lassen, Sir.“ Soames sah ein Taschentuch vor sich hingehalten. Er nahm es mit einem natürlichen Mißtrauen und hielt es an die Nase. Es hatte den richtigen Duft — roch schwach nach Eau de Cologne — und seine Initialen in der Ecke. Ziemlich beruhigt blickte er auf das Gesicht des jungen Mannes. Es hatte faunähnliche Ohren, einen lachenden Mund, mit einer halben Zahnbürste, die an jeder Seite daraus hervorwuchs, und kleine lebhaft Augen, im ganzen eine normal gekleidete Erscheinung. „Danke Ihnen“, sagte er und fügte, durch eine gewisse Erregung getrieben, hinzu: „Ich freue mich, daß Sie Schönheit lieben; es ist selten heutzutage.“ „Ich bin vernarrt in sie“, sagte der junge Mann; „aber Sie und ich sind die letzten der alten Garde, Sir.“ Soames lächelte. „Wenn Sie sich wirklich etwas aus Bildern machen“, sagte er, „hier ist meine Karte. Ich kann Ihnen einige ganz gute zeigen, wenn Sie an irgendeinem Sonntag den Fluß entlangkommen und Lust haben, sie anzuschauen.“ „Riesig liebenswürdig, Sir. Ich komme hereingeschneit, ehe Sie sich’s versehen. Mein Name ist Mont — Michael.“ Und er nahm den Hut ab. Soames, der seinen Einfall schon bereute, lüftete den seinen ebenfalls ein wenig und warf dabei einen Blick auf den Gefährten des jungen Mannes, der eine purpurrote Krawatte trug, einen schrecklichen kleinen Backenbart und einen verächtlichen Blick hatte — als wäre er Dichter!

Es war die erste Unbesonnenheit, die er seit langer Zeit begangen hatte. Was war ihm nur eingefallen, einem so ungestümen jungen Burschen, der mit einem solchen Menschen umherging, seine Karte zu geben? Und Fleur, die immer im Hintergrund seiner Gedanken war, trat hervor wie eine Filigranfigur aus einer Uhr, wenn die

Stunde schlägt. An der Wand ihm gegenüber war eine Leinwand mit einer großen Menge dicker tomatenfarbener Blasen darauf, sonst weiter nichts, soviel Soames von seinem Platz aus sehen konnte. Er sah in seinem Katalog nach: ‚Nr. 32 — ‚Die zukünftige Stadt‘ — Paul Post.‘ ‚Vermutlich ist das auch satirisch‘, dachte er. ‚Was für ein Zeug!‘ Aber sein zweiter Impuls war vorsichtiger. Man durfte nicht zu schnell verdammen. Da waren jene streifigen, gestrichelten Schöpfungen Monets, die solche Trümpfe geworden waren; und dann die Schule der Pointillisten; und Gauguin. Sogar seit den Nach-Impressionisten hatte es zwei oder drei Maler gegeben, die nicht zu verachten waren. Während der achtunddreißig Jahre seines Kennerlebens hatte er in der Tat so viele ‚Bewegungen‘ beobachtet, den Umschwung des Geschmacks und der Technik so ebbend und flutend sehen, daß man wirklich nichts sagen konnte, als daß aus jedem Wechsel der Mode Geld zu machen war. Auch dies konnte ein Fall sein, wo man den allerersten Instinkt unterdrücken oder den Markt verlieren mußte. Er stellte sich vor das Bild und bemühte sich, es mit den Augen anderer Leute zu betrachten. Über den Tomatenblasen war etwas, das er für einen Sonnenuntergang hielt, bis jemand im Vorübergehen sagte: „Er hat die Flugmaschine wundervoll herausbekommen, findest du nicht?“ Unter den Tomatenblasen war ein Band von Weiß mit vertikalen schwarzen Streifen, dem er keinerlei Bedeutung unterzulegen vermochte, bis wieder jemand vorbeikam und murmelte: „Welch einen Ausdruck er seinen Vordergründen gibt!“ Ausdruck? Wovon? Soames ging zu seinem Sitz zurück. ‚Das Ding hatte etwas Reiches‘, wie sein Vater gesagt hätte, und er wollte nicht einen Pfifferling dafür geben. Ausdruck! Ach! Sie waren jetzt alle Expressionisten auf dem Kontinent, wie er gehört hatte. Also kam es auch hierher, wirklich? Er erinnerte sich der ersten Influenzawelle im Jahre 87 oder 88 — die aus China stammte, wie man sagte. Er hätte gern gewußt, wo dieser — dieser Expressionismus eigentlich herstammte. Die Sache war eine reguläre Krankheit!

Er hatte eine Dame und einen jungen Mann bemerkt, die zwischen ihm und der ‚Zukünftigen Stadt‘ standen. Sie kehrten ihm den Rücken zu, sehr plötzlich aber hielt Soames sich seinen Katalog vor das Gesicht, zog seinen Hut nach vorn und starrte durch den Spalt dazwischen hin. Nicht zu verkennen dieser Rücken, elegant wie immer, obwohl das Haar oben ergraut war. Irene! Seine geschiedene Frau — Irene! Und dies war ohne Zweifel ihr Sohn — von diesem Burschen Jolyon Forsyte — ihr Junge, sechs Monate älter als sein

Mädel! Im Geiste durchlebte er nochmals die bittern Tage seiner Scheidung und erhob sich, um ihnen aus dem Wege zu gehen, setzte sich aber rasch wieder hin. Sie hatte den Kopf gewandt, um mit ihrem Jungen zu sprechen, ihr Profil war noch so jugendlich, daß ihr graues Haar wie gepudert schien, als wäre sie in einem Phantasiekostüm; und ihre Lippen lächelten, wie Soames, ihr erster Besitzer, sie nie hatte lächeln sehen. Ärgerlich mußte er zugeben, daß sie noch schön war und so jung aussah wie je. Und wie der Junge das Lächeln erwiderte! Der Anblick beleidigte seinen Gerechtigkeitsinn. Er mißgönnte ihr das Lächeln des Jungen — es übertraf alles, was Fleur ihm gab, und das war unverdient. Ihr Sohn hätte der seine sein können; Fleur hätte ihre Tochter sein können, wenn sie sich richtig verhalten hätte! Er senkte seinen Katalog. Sah sie ihn, um so besser! Eine Mahnung an ihr Benehmen in Gegenwart ihres Sohnes, der wahrscheinlich von nichts wußte, würde ein heilsamer Wink der Nemesis sein, die sie sicher früher oder später heimsuchen mußte! Dann kam Soames halb unbewußt der Gedanke, daß es extravagant für einen Forsyte seines Alters sei, so zu denken, und er nahm seine Uhr heraus. Vier vorüber! Fleur verspätete sich. Sie war zu seiner Nichte, Imogen Cardigan, gegangen, und dort hielten sie sie wohl mit ihren Zigaretten und ihrem Geschwätz fest. Er hörte den jungen Mann lachen und munter sagen: „Ob dies wohl eine von Tante Junes ‚lahmen Enten‘ ist, Mama?“ „Paul Post — ich glaube, es ist so, Liebling.“ Bei dem Wort zuckte Soames leise zusammen; er hatte sie es nie gebrauchen hören. Und dann sah sie ihn. Seine Augen mußten etwas von George Forsytes spöttischem Blick gehabt haben, denn ihre Hand krampfte sich um die Falten ihres Rockes, sie zog die Augenbrauen hoch, und ihr Gesicht versteinerte sich. Sie ging weiter. „Ein Beispiel dafür, wie man nicht malen darf“, sagte der Junge und griff wieder ihren Arm.

Soames starrte ihnen nach. Der junge Mann sah gut aus mit dem Forsytekinne und den tiefliegenden, dunkelgrauen Augen, die aber etwas Sonniges hatten, als wäre ein Glas alten Sherrys darüber ausgegossen, auch über sein Lächeln vielleicht und sein Haar. Sie hatten es besser, als sie es verdienten — die beiden! Im nächsten Zimmer kam sie ihm aus dem Gesicht, und Soames fuhr fort, die ‚Zukünftige Stadt‘ zu betrachten, sah aber nichts. Ein leises Lächeln schürzte seine Lippen. Er verachtete die Heftigkeit seiner eigenen Gefühle nach all diesen Jahren. Gespenster! Und doch, wenn man alt wurde — blieb da irgend etwas zurück, das nicht gespensterhaft war? Ja, da war

ja Fleur! Er heftete den Blick auf den Eingang. Sie mußte jetzt kommen, aber sie ließ ihn warten, natürlich! Und plötzlich spürte er etwas wie einen menschlichen Atem – eine kleine schwächliche Gestalt in einem seegrünen Djibbah mit Metallgürtel und einem Stirnband um das widerspenstige rotgoldene, ganz mit grauen Strähnen durchsetzte Haar. Sie sprach mit dem Galeriediener, und etwas in ihren Augen, ihrer Miene, in ihrem ganzen Wesen, etwas, das an einen schlanken Terrier gerade vor seinem Mittagessen erinnerte, kam ihm bekannt vor. Sicherlich June Forsyte! Seine Kusine June – und sie kam geradeswegs auf seine Nische zu! Tief in Gedanken setzte sie sich neben ihn, nahm ein Täfelchen heraus und notierte etwas. Soames regte sich nicht. „Eine verwünschte Geschichte, diese Verwandtschaft! Widerlich!“ hörte er sie murmeln; dann, als fühle sie die Gegenwart eines zuhörenden Fremden, sah sie ihn an. Das Schlimmste war geschehen! „Soames!“ Soames wandte den Kopf ein klein wenig. „Wie geht es dir?“ sagte er, „habe dich seit zwanzig Jahren nicht gesehen.“ „Nein. Was führt dich her?“ „Meine Sünden“, sagte Soames, „was für Zeug!“ „Zeug? O ja – natürlich; es ist noch nicht ‚anerkannt‘!“ „Das wird es nie“, sagte Soames; „es muß einen großen Verlust bringen.“ „Natürlich tut es das.“ „Woher weißt du das?“ „Es ist meine Galerie.“ Soames war sprachlos vor Staunen. „Deine? Wie in aller Welt kommst du darauf, eine Ausstellung wie diese zu wagen?“ „Ich behandle die Kunst nicht, als wäre sie ein Kramhandel.“ Soames wies auf die ‚Zukünftige Stadt‘. „Sieh dir das an! Wer wird in einer solchen Stadt oder mit ihr an der Wand leben wollen?“ June betrachtete das Bild einen Augenblick. „Es ist eine Vision“, sagte sie. „Ach! Was du sagst!“ Es entstand Schweigen, und June erhob sich. ‚Verrücktes Geschöpf!‘ dachte er. „Du wirst deinen jungen Stiefbruder mit einer Frau treffen, die ich einst kannte. Wenn du meinem Rat folgen willst, müßtest du die Ausstellung schließen.“ June sah sich nach ihm um. „Oh! Du Forsyte!“ sagte sie und ging weiter. Über ihrer leichten flüchtigen Gestalt, die sich plötzlich so schnell entfernte, lag eine gefährliche Entschiedenheit. Forsyte! Natürlich war er ein Forsyte! Und sie ebenfalls! Doch seit der Zeit, wo sie Bosinney in sein Leben gebracht, um es zu zerstören, hatte er sich nie mit June versöhnen können – und würde es nie! Und nun war sie hier, unverheiratet bis heute, im Besitz einer Galerie!... Und plötzlich fiel ihm ein, wie wenig er jetzt von seiner eigenen Familie wußte. Die alten Tanten bei Timothy waren seit vielen Jahren tot; es gab keine Ablagerungsstelle für Neuigkeiten mehr.



Wie war es ihnen allen während des Krieges ergangen? Des jungen Rogers Junge war verwundet worden, St. John, Haymans zweiter Sohn, gefallen; der Älteste des jungen Nicholas hatte das Kriegskreuz bekommen, oder was sie sonst gaben. Sie hatten alle irgendwie daran teilgenommen, glaubte er. Der Sohn Jolyons und Irenens war wohl zu jung gewesen, seine eigene Generation natürlich zu alt, wenn auch Giles Hayman einen Wagen für das Rote Kreuz geführt hatte — und Jesse Hayman speziellen Dienst bei der Polizei gehabt — die ‚Siamesen‘ waren immer ein Sportsmantyp gewesen! Und er selbst hatte eine Motorfeldambulanz gestiftet und die Zeitungen gelesen, bis er krank davon wurde, hatte viel Angst ausgestanden, keine Kleider gekauft und sieben Pfund an Gewicht verloren; er wußte nicht, was er in seinem Alter mehr hätte tun können. Zwar, wenn er darüber nachdachte, mußte er einräumen, daß er und seine Familie diesen Krieg ganz anders aufgenommen hatten als die Sache mit den Buren, wo, wie man annahm, alle Hilfsquellen des Reiches aufgeboten wurden. In dem alten Kriege freilich war sein Neffe Val Dartie verwundet worden und der älteste Sohn Jolyons an Darmtyphus gestorben, die ‚Siamesen‘ waren zu Pferde hinausgegangen und June als Pflegerin; allein all das waren Ausnahmen gewesen, während in diesem Krieg jeder selbstverständlich ‚das Seinige‘ getan hatte, soviel er wußte. Es schien irgend etwas im Wachsen begriffen, oder nahe dem Verfall. Waren die Forsytes weniger individuell geworden oder monarchischer oder weniger provinziell? Oder geschah es einfach, weil man die Deutschen haßte? . . . Weshalb kam Fleur nicht, so daß er fort konnte? Er sah die drei zusammen aus dem andern Raum zurückkommen und an der gegenüberliegenden Wand vorbeigehen. Der junge Mann stand jetzt vor der Juno. Und plötzlich sah Soames an der andern Seite von ihr — seine Tochter mit hochgezogenen Brauen. Er konnte ihre Augen seitwärts nach dem jungen Mann blicken und ihn den Blick erwidern sehen. Dann schob Irene ihren Arm unter den seinen und zog ihn fort. Soames sah ihn verstohlen zurückschauen und Fleur den dreien nachsehen, als sie hinausgingen.

Eine Stimme sagte heiter: „Ein bißchen arg, Sir, nicht wahr?“ Der junge Mann, der ihm sein Taschentuch zurückgegeben hatte, ging wieder vorüber. Soames nickte. „Ich weiß nicht, wohin wir noch geraten werden.“ „Oh! Da ist alles in Ordnung, Sir“, antwortete der junge Mann munter, „die wissen es auch nicht.“ Fleurs Stimme sagte: „Hallo, Vater! Da bist du ja!“, gerade als hätte er sie warten

lassen. Der junge Mann riß den Hut herunter und ging weiter. „Nun“, sagte Soames und sah sie von oben bis unten an, „du bist ja eine sehr pünktliche junge Dame!“

Dieser kostbare Besitz seines Lebens war von mittlerer Größe und Farbe, mit kurzem, nußbraunem Haar; ihre weit auseinanderstehenden braunen Augen schwammen in so klarem Weiß, daß sie glänzten, wenn sie sich bewegten, und doch waren sie in der Ruhe beinahe träumerisch unter den sehr weißen, schwarz bewimperten Lidern. Sie hatte ein reizendes Profil und nichts von ihrem Vater außer einem entschiedenen Kinn. Als er merkte, daß sein Ausdruck sanfter wurde, während er sie ansah, runzelte Soames die Stirn, um seine Gleichmütigkeit zu bewahren, wie es sich für einen Forsyte ziemte. Er wußte, daß sie nur zu sehr dazu neigte, sich seine Schwäche zunutze zu machen.

Sie schob ihre Hand unter seinen Arm und sagte: „Wer war das?“ „Er hob mein Taschentuch auf. Wir sprachen über die Bilder.“ „Du wirst doch das nicht kaufen, Vater?“ „Nein“, sagte Soames grimmig, „und auch die Juno nicht, die du dir angesehen hast.“ Fleur zog ihn am Arm. „Oh! Laß uns gehen! Es ist eine schauerhafte Ausstellung!“ An der Tür begegneten sie dem jungen Manne namens Mont und seinem Gefährten. Aber Soames hatte eine abweisende Miene aufgesteckt und beachtete kaum den Gruß des jungen Menschen. „Nun“, sagte er auf der Straße, „wen hast du bei Imogen getroffen?“ „Tante Winifred und jenen Monsieur Profond.“ „Ah!“ murmelte Soames, „was findet deine Tante denn an dem Burschen?“ „Ich weiß nicht. Er sieht ziemlich verschlagen aus — Mutter mag ihn ganz gern.“ Soames brummte. „Vetter Val und seine Frau waren auch da.“ „Wie?“ sagte Soames, „ich dachte, sie wären nach Südafrika gegangen.“ „O nein! Sie haben ihre Farm verkauft. Vetter Val will Rennpferde in Sussex züchten. Sie haben ein hübsches altes Landhaus bekommen und mich zu sich eingeladen.“ Soames hustete: die Nachrichten gefielen ihm nicht. „Wie sieht seine Frau jetzt aus?“ „Sie ist sehr still, aber hübsch, finde ich.“ Soames hustete wieder. „Ein toller Bursche, dein Vetter Val.“ „O nein, Vater, sie sind schrecklich anhänglich. Ich versprach, vom Samstag bis zum nächsten Mittwoch zu ihnen zu kommen.“ „Rennpferde züchten!“ sagte Soames. Es war schlimm genug, aber nicht der Grund seines Mißfallens. Warum, zum Teufel, hatte sein Neffe nicht draußen in Südafrika bleiben können? Seine eigene Scheidung war schlimm genug gewesen, auch ohne die Heirat seines Neffen mit der Tochter

seines Gegners, einer Halbschwester von June noch dazu und des jungen Menschen, den Fleur sich von den Pumpenschwengeln aus eben angeschaut hatte. Wenn er nicht aufpaßte, würde sie alles über die alte Schande erfahren! Unangenehme Geschichten. Sie verfolgten ihn an diesem Nachmittag wie ein Schwarm von Bienen! „Ich sehe es nicht gern!“ sagte er. „Ich möchte die Rennpferde sehen“, murmelte Fleur, „und sie haben versprochen, mich reiten zu lassen. Vetter Val kann nicht viel gehen, weißt du, aber er reitet vollkommen. Er will mich ihre Galopps lehren.“ „Rennen!“ sagte Soames, „schade, daß der Krieg dem nicht ein Ende gemacht hat. Er schlägt seinem Vater nach, fürchte ich.“ „Ich weiß nichts von seinem Vater.“ „Nein“, sagte Soames verbissen, „er interessierte sich für Pferde und brach sich in Paris den Hals, als er eine Treppe hinunterging. Gut für deine Tante, daß sie ihn los ist.“ Mit gerunzelter Stirn erinnerte er sich seiner Erkundigung, die er über diese Treppe vor sechs Jahren in Paris eingezogen, eine ganz normale Treppe in einem Hause, wo man Baccarat zu spielen pflegte. Entweder Darties Gewinne oder die Art, wie er dazu gekommen war, waren seinem Schwager zu Kopf gestiegen. Die französische Art zu spielen war sehr lax gewesen; und so war er in große Schwierigkeiten geraten.

Ein Ausruf Fleurs zerstreute seine Aufmerksamkeit. „Sieh! Die Leute, die in der Galerie mit uns waren.“ „Was für Leute?“ fragte Soames, der es sehr gut wußte. „Ich finde die Frau sehr schön.“ „Komm in diese Konditorei“, sagte Soames plötzlich, und ihren Arm fester fassend, führte er sie hinein. Es war – für ihn – erstaunlich, das zu tun, und er sagte ziemlich unsicher: „Was willst du haben?“ „Oh, ich brauche nichts. Ich bekam einen Cocktail und ein fabelhaftes Frühstück.“ „Wir müssen etwas nehmen, da wir einmal hier sind“, murmelte Soames, während er sie am Arm festhielt. „Zweimal Tee“, sagte er, „und zwei von den Nougatdingern.“ Aber kaum saß er äußerlich ruhig da, als sein Herz zusammenzuckte. Die drei – jene drei kamen herein! Er hörte Irene etwas zu ihrem Jungen sagen und ihn antworten: „O nein, Mama, dieser Platz ist gut. Ganz mein Geschmack.“ Und die drei setzten sich.

In diesem höchst ungelegenen Augenblick, wo Geister und Schatten seiner Vergangenheit auf ihn einstürmten, in Gegenwart der beiden einzigen Frauen, die er je geliebt – seiner geschiedenen Frau und der Tochter ihrer Nachfolgerin –, fürchtete Soames die beiden nicht so sehr wie seine Kusine June. Sie konnte eine Szene machen – könnte die Kinder einander vorstellen – sie war zu allem fähig. Er

biß zu hastig in das Nougat, und es setzte sich an seiner Platte fest. Während er mit dem Finger daran stocherte, blickte er zu Fleur hinüber. Sie kaute träumerisch, aber ihre Augen ruhten auf dem Jungen. Der Forsyte in ihm sagte: „Denke, fühle, und es ist vorbei mit dir!“ Und er gebrauchte verzweifelt seinen Finger. Eine Platte! Hatte Jolyon eine Platte? Hatte die Frau dort eine? Es hatte eine Zeit gegeben, wo er gesehen hatte, daß sie keine trug! Das wenigstens war etwas, das ihm nie genommen werden konnte. Und sie wußte es, wenn sie auch ruhig und beherrscht dort saß, als wäre sie nie sein Weib gewesen. Ein herbes Gefühl regte sich in seinem Forsyteblut, ein leiser Schmerz, der sich nur um Haaresbreite von Freude unterschied. Wenn nur June nicht plötzlich ihre Pfeile abschob. Der Junge sprach mit ihnen.

„Natürlich, Tante June“ — so nannte er seine Halbschwester wirklich ‚Tante‘? — allerdings, sie mußte wohl nächstens fünfzig sein —, „es ist riesig gut von dir, sie zu ermutigen. Nur — zum Kuckuck!“ Soames blickte verstohlen hin. Irenens erschreckter Blick weilte aufmerksam auf ihrem Jungen. Sie — sie hatte soviel Zärtlichkeit für — Bosinney —, für den Vater dieses Knaben — für diesen Knaben! Er berührte Fleurs Arm und sagte: „Nun, hast du genug?“ „Noch eins, bitte, Vater.“ Es würde sie krank machen! Er ging an den Ladentisch, um zu zahlen. Als er sich wieder umdrehte, sah er Fleur nahe an der Tür stehen und ein Taschentuch halten, das der junge Mann ihr offenbar eben übergeben hatte. „F. F.“, hörte er sie sagen. „Fleur Forsyte — es ist das meine. Danke vielmals.“ Guter Gott! Sie hatte den Trick versucht, von dem er ihr in der Galerie erzählt hatte — Affe! „Forsyte? Aber — das ist ja auch mein Name. Vielleicht sind wir Verwandte.“ „Wirklich! Das sind wir gewiß. Es gibt keine andern. Ich wohne in Mapledurham, und Sie?“ „In Robin Hill.“ Frage und Antwort waren einander so rasch gefolgt, daß alles vorüber war, bevor er einen Finger rühren konnte. Er sah Irenens Gesicht sich erschreckt beleben, neigte unmerklich den Kopf und schob seinen Arm unter den Fleurs. „Komm!“ sagte er. Sie regte sich nicht. „Hörtest du nicht, Vater? Ist es nicht sonderbar — unser Name ist der gleiche. Sind wir verwandt?“ „Was sagst du?“ erwiderte er, „Forsyte? Entfernt vielleicht.“ „Mein Name ist Jolyon, Sir. Jon abgekürzt.“ „Ah! Soso!“ sagte Soames, „ja. Entfernt. Sehr freundlich von Ihnen. Leben Sie wohl!“ Er ging weiter. „Ich danke vielmals“, sagte Fleur: „Au revoir!“ „Au revoir!“ hörte er den jungen Mann erwidern.



## ZWEITES KAPITEL

### FINE FLEUR FORSYTE

Als sie aus der Konditorei traten, war Soames' erster Impuls, sich Luft zu machen und zu seiner Tochter zu sagen: „Wie konntest du nur das Taschentuch fallen lassen!“, worauf ihre Antwort wohl sein würde: „Das habe ich dir nachgemacht!“ Sein zweiter Impuls war daher, schlafende Hunde nicht zu wecken. Aber sie würde ihn sicherlich ausfragen. Er warf von der Seite einen Blick auf sie und merkte, daß sie ihn ebenso ansah. Sie sagte sanft: „Weshalb magst du diese Verwandten nicht, Vater?“ Soames zog die Mundwinkel hoch. „Wie kommst du darauf?“ „Cela se voit!“ „Das sieht sich!“ Welch eine Art, sich auszudrücken! Nach zwanzigjähriger Ehe mit einer Französin hatte Soames doch wenig Sympathie für ihre Sprache; er fand sie theatralisch und seinem Gefühl nach mit allen Finessen geheimen Spottes verbunden. „Wie?“ fragte er. „Du mußt sie doch kennen, und du ließest dir nichts anmerken; ich sah doch, wie sie dich anschauten.“ „Ich habe den jungen Mann nie im Leben gesehen“, erwiderte Soames wahrheitsgemäß. „Nein, aber du hast die andern gesehen, mein Lieber.“ Soames warf abermals einen Blick auf sie. Was hatte sie aufgeschnappt? Hatten ihr Tante Winifred oder Imogen oder Val Dartie und seine Frau etwas gesagt? Jede Andeutung des alten Skandals war zu Haus sorgfältig vor ihr vermieden worden, und er hatte Winifred oftmals gewarnt und ihr gesagt, daß er ihr nicht um die Welt etwas davon zu Ohren kommen lassen wolle. Für sie war er nie vorher verheiratet gewesen. Aber ihre dunkeln Augen, deren südlicher Glanz und Klarheit ihn oft erschreckten, blickten mit vollkommener Unschuld auf ihn. „Ja“, sagte er, „dein Großvater und sein Bruder hatten einen Streit. Die beiden Familien kennen einander nicht.“ „Wie romantisch!“ „Was denkt sie sich wohl dabei?“ dachte er. Das Wort schien ihm extravagant und gefährlich — es war, als hätte sie gesagt: „Wie drollig!“ „Und sie werden sich weiter nicht kennen“, fügte er hinzu, bereute aber augenblicklich die Herausforderung in den Worten. Fleur lächelte. In diesem Alter, wo junge Leute sich damit brüsten, ihre eigenen Wege zu gehen und auf keinerlei Vorurteil zu achten, waren seine Worte gerade dazu angetan, ihren Eigenwillen zu wecken. Dann, als er sich des Ausdrucks in Irenens Gesicht erinnerte, atmete er wieder auf. „Was für einen Streit?“ hörte er Fleur sagen. „Eines

Hauses wegen. Es ist eine alte Geschichte. Dein Großvater starb an dem Tage, wo du geboren wurdest. Er war neunzig.“ „Neunzig? Gibt es viele Forsytes außer denen in dem Roten Buch?“ „Ich weiß nicht“, sagte Soames, „sie sind jetzt alle zerstreut. Die Alten, außer Timothy, sind tot.“ Fleur schlug die Hände zusammen. „Timothy! Ist das nicht köstlich?“ „Durchaus nicht“, sagte Soames. Es kränkte ihn, daß sie ‚Timothy‘ köstlich fand – es war wie eine Beleidigung seiner Familie. Diese neue Generation verspottete alles Solide und Ausdauernde. „Gehe hin und besuche den alten Knaben. Er könnte prophezeien wollen.“ Ah! Wenn Timothy das unruhige England seiner Großneffen und Großnichten sehen könnte, würde er sicherlich schelten. Und unwillkürlich blickte er zum Iseum hinauf! ja – George saß noch am Fenster, mit demselben Rennprogramm in der Hand.

„Wo ist Robin Hill, Vater?“ Robin Hill! Robin Hill, der Mittelpunkt der ganzen Tragödie! Weshalb wollte sie das wissen? „In Surrey“, murmelte er, „nicht weit von Richmond. Warum?“ „Ist das Haus dort?“ „Welches Haus?“ „Um das sie sich stritten.“ „Ja. Aber was hat das alles mit dir zu tun? Wir fahren morgen nach Haus – du sollst lieber an deine Kleider denken.“ „Du lieber Himmel! Das ist alles bedacht. Eine Familienfehde? Es ist wie in der Bibel oder bei Mark Twain – furchtbar spannend. Welche Rolle spieltest du bei der Fehde, Vater?“ „Was kümmert das dich?“ „Oh! Aber wenn ich sie doch wieder aufnehmen soll?“ „Wer sagt, daß du sie wieder aufnehmen sollst?“ „Du, mein Lieber.“ „Ich? Ich sagte, es habe nichts mit dir zu tun.“ „Genau, was ich denke, weißt du; dann ist alles in Ordnung.“

Sie war zu spitzfindig für ihn; fine, wie Annette sie zuweilen nannte. Es war nichts zu machen, als ihre Aufmerksamkeit davon abzulenken. „Da drinnen ist ein Stück echter Spitze“, sagte er und blieb vor einem Laden stehen, „ich dachte, sie würde dir gefallen.“ Als er sie bezahlt hatte und sie weitergingen, sagte Fleur: „Findest du nicht, daß die Mutter des jungen Mannes die schönste Frau ihres Alters ist, die du je gesehen?“ Soames schauerte zusammen. Unnatürlich, wie sie daran festhielt! „Ich achtete nicht darauf.“ „Ich sah doch deinen verstohlenen Blick auf sie.“ „Du siehst alles – und ein groß Teil mehr, scheint mir!“ „Wie ist ihr Mann? Er muß dein rechter Vetter sein, wenn eure Väter Brüder waren.“ „Tot, soviel ich weiß“, sagte Soames mit plötzlicher Heftigkeit, „ich habe ihn seit zwanzig Jahren nicht gesehen.“ „Was war er?“ „Maler.“ „Das

ist aber drollig!“ Die Worte: „Wenn du mir einen Gefallen tun willst, schlage dir die Leute aus dem Sinn“ kamen Soames auf die Zunge, aber er unterdrückte sie — er durfte sie seine Gefühle nicht sehen lassen. „Er beleidigte mich einst“, sagte er. Ihre raschen Blicke ruhten auf seinem Gesicht. „Ich verstehe! Du rächtest dich nicht, und nun brennt es noch. Armer Vater! Du mußt es mir überlassen!“ Es war wirklich, wie wenn man im Dunkeln lag und ein Moskito über einem hin und her schwirrte. Solch eine Hartnäckigkeit bei Fleur war ihm neu, und als sie das Hotel erreichten, sagte er grimmig: „Ich tat, was ich konnte. Und nun ist's genug über diese Leute. Ich gehe bis zum Essen hinauf.“ „Ich bleibe hier.“

Mit einem Abschiedsblick auf sie, die ausgestreckt in einem Stuhl lag — einem Blick halb grollend, halb liebevoll —, stieg Soames in den Fahrstuhl und ließ sich zu ihren Zimmern im vierten Stock befördern. Er stand am Fenster des Wohnzimmers, das eine Aussicht auf den Hydepark hatte, und trommelte mit einem Finger auf die Scheiben. Seine Gefühle waren wirr, absonderlich unruhig. Das Pochen in der alten Wunde, die mit der Zeit, wo neue Interessen kamen, vernarbt war, mischte sich mit Verdruß, mit Besorgnis und einem leisen Schmerz in der Brust, denn das Nougatzeug war ihm nicht bekommen. Ob Annette zu Haus war? Nicht daß sie ihm irgendeine Hilfe in solcher schwierigen Lage war. Jedesmal, wenn sie ihn nach seiner ersten Ehe gefragt, war er darüber hinweggegangen; sie wußte nichts davon, außer daß es die große Leidenschaft seines Lebens gewesen und seine Heirat mit ihr nur ein Notbehelf. Sie hatte den Groll darüber nie verwinden können und nutzte ihn praktisch aus. Er horchte. Ein Ton — das vage Geräusch der Bewegungen einer Frau — kam durch die Tür. Sie war zu Haus. Er klopfte. „Wer ist da?“ „Ich“, sagte Soames. Sie hatte die Kleider gewechselt und war noch nicht völlig angekleidet; eine fesselnde Gestalt vor dem Spiegel. Es war etwas Herrliches um ihre Arme, ihre Schultern und ihr Haar, das dunkler geworden war, seit er sie zuerst kennengelernt, um die Haltung ihres Halses, das Seidige ihrer Gewänder, ihre dunkel bewimperten, graublauen Augen — sie war mit vierzig wirklich so hübsch, wie sie immer gewesen. Ein schöner Besitz, eine vorzügliche Hausfrau, eine vernünftige und leidlich liebevolle Mutter. Wenn sie nur nicht immer so offen zynisch über die Beziehungen zwischen ihnen gesprochen hätte! Soames, der nicht mehr wirkliche Liebe für sie empfand als sie für ihn, litt als Engländer unter einem nagenden Kummer darüber, daß sie ihr Verhältnis zu-

einander nie durch den dünnsten Schleier eines Gefühls verhüllte. Wie die meisten seiner Landsleute und Landsmänninnen war er der Ansicht, daß Ehe auf gegenseitige Liebe begründet sein müsse, wenn aber die Liebe in einer Ehe verschwunden war oder man fand, daß sie nie wirklich bestanden hatte — die Ehe also nachweislich nicht auf Liebe gegründet war —, man es nicht eingestehen dürfe. So stand es um sie, denn die Liebe fehlte — aber man war nun einmal da und mußte fortfahren zu leben! Auf diese Weise ging es, und man wurde nicht durch Zynismus, Realismus und Sittenlosigkeit gehemmt wie die Franzosen. Außerdem war es des Vermögens wegen notwendig. Er wußte, daß sie wußte, daß sie beide wußten, daß keine Liebe zwischen ihnen bestand, aber er erwartete von ihr, das weder in Worten noch Handlungen zuzugeben, und konnte nie begreifen, was sie meinte, wenn sie von der Heuchelei der Engländer sprach.

„Wen hast du für die nächste Woche nach ‚Haus Zuflucht‘ eingeladen?“ fragte er. Annette fuhr fort, ihre Lippen sorgfältig mit Salbe zu betupfen — er wünschte immer, daß sie es nicht tue. „Deine Schwester Winifred und Car—r—r—digans“ — sie nahm einen winzigen schwarzen Stift — „und Prosper Profond.“ „Den Belgier? Weshalb denn?“ Annette wandte sich lässig um, strich über ein Augenlid und sagte: „Er amüsiert Winifred.“ „Ich möchte jemand, der Fleur amüsiert; sie ist so reizbar.“ „R—r—r—eizbar?“ wiederholte Annette; „ist es das erste Mal, daß du das siehst, mein Lieber? Sie ist von Geburt an r—r—r—eizbar, wie du es nennst.“ Würde dies affektierte Rollen ihrer R nie aufhören? Er berührte das Kleid, das sie abgelegt hatte, und fragte: „Was hast du unternommen?“ Annette sah ihn im Spiegel an. Ihre noch glänzend vollen Lippen lächelten ironisch. „Mich amüsiert“, sagte sie. „Aha!“ erwiderte Soames mürisch. „Weiberkram vermutlich.“ Es war sein Wort für all das unbegreifliche Rennen in die Läden, für das Frauen so schwärmen. „Hat Fleur schon ihre Sommerkleider?“ „Du fragst nicht, ob ich meine habe.“ „Dir liegt doch nichts daran, ob ich es tue oder nicht.“ „Ganz recht; nun, sie hat sie; und ich habe meine — furchtbar teuer.“ „Hm!“ sagte Soames, „was tut dieser Profond in England?“ Annette zog die Brauen hoch, mit denen sie gerade fertig war. „Er segelt mit seiner Jacht.“ „Ah!“ sagte Soames; „er ist ein schläfriger Geselle.“ „Zuweilen“, erwiderte Annette, und ihr Gesicht hatte einen Ausdruck von stiller Heiterkeit, „zuweilen aber sehr amüsant.“ „Er hat so etwas von einem Mischling an sich.“ Annette reckte sich. „Mischling?“ sagte sie, „was meinst du damit? Seine Mutter war eine



Armenierin.“ „Dann ist es das“, murmelte Soames, „verstehst er etwas von Bildern?“ „Er versteht von allem etwas — ein Mann von Welt.“ „Gut, also besorge jemand für Fleur. Ich möchte sie zerstreuen. Sie geht am Samstag zu Val Dartie und seiner Frau; ich mag das nicht.“ „Weshalb nicht?“ Da der Grund nicht zu erklären war, ohne die Familiengeschichte zu berühren, erwiderte Soames nur: „Dies Umherschwärmen. Es nimmt zu sehr überhand.“ „Mir gefällt die kleine Mrs. Val; sie ist sehr still und klug.“ „Ich weiß nichts von ihr, außer — das hier ist neu.“ Und Soames nahm ein Gewand vom Bett auf. Annette nahm es ihm ab. „Willst du es mir zuhaken?“ sagte sie. Soames hakte es zu. Als er einmal, über ihre Schulter hinweg, in den Spiegel blickte, sah er den ein wenig amüsierten, ein wenig verächtlichen Ausdruck in ihrem Gesicht, der zu sagen schien: „Danke! Du wirst es nie lernen!“ Nein, Gott sei Dank war er kein Franzose! Er endigte mit einem Ruck und den Worten: „Es ist zu tief ausgeschnitten.“ Dann ging er, in dem Wunsch, von ihr fortzukommen und wieder zu Fleur hinunterzugehen, zur Tür. Annette stand mit der Puderquaste da und sagte mit erschreckender Plötzlichkeit: „Que tu est grossier!“ Er kannte den Ausdruck — er hatte Grund dazu. Das erstemal, wo sie ihn gebraucht, hatte er geglaubt, es bedeute, „Was für ein Krämer du bist!“, und hatte nicht gewußt, ob er sich erleichtert fühlen sollte oder nicht, als er besser unterrichtet war. Ihn ärgerte dies Wort — er war nicht unziert! War er unziert, was war dann erst der Kerl im Zimmer nebenan, der sich jeden Morgen so entsetzlich räusperte, oder jene Leute im Empfangszimmer, die es für gesittet hielten, ihre Konversation so laut zu führen, daß die ganze Welt sie hören mußte — fade Schwätzer! War es unziert, zu sagen, daß ihr Kleid zu tief ausgeschnitten sei? Das war es doch! Er ging ohne Erwiderung hinaus.

Als er in die Halle trat, sah er sogleich Fleur, wo er sie verlassen hatte. Sie hatte ein Knie über das andere geschlagen und wippte langsam mit einem Fuß, in Seidenstrumpf und grauem Schuh, ein sicheres Zeichen, daß sie verträumt war. Auch ihre Augen verrieten es — sie blickten mitunter so. Und dann in einem Augenblick konnte sie wieder ganz lebhaft werden, und so ruhelos und behende wie ein kleiner Affe. Und sie wußte so viel, war so selbstsicher und doch noch nicht neunzehn. Wie nannte man doch diese modernen jungen Mädchen? Diese schrecklichen Dinger — quietschend und kreischend, die ihre Beine zeigten! Die schlimmsten von ihnen böse Träume, die besten gepuderte Engel! Fleur war kein solch schreckliches Ding,

nicht eines jener geschwätzigen, schlecht erzogenen Frauenzimmer. Und doch war sie erschreckend eigenwillig, voller Leben, und entschlossen, es zu genießen. Genießen! Das Wort erregte keinen puritanischen Schauer in ihm, aber es erregte einen Schauer, der seinem Temperament angemessen war. Er hatte sich immer gefürchtet, das Heute zu genießen, weil er Angst hatte, das Morgen dann nicht genießen zu können. Und es war beängstigend zu fühlen, daß seine Tochter dieses innern Halts beraubt war. Schon die Art allein, wie sie in Träumen verloren dort saß, war ein Beweis dafür. Er selbst war nie in einen Traum verloren gewesen -- es brachte nichts ein; und woher sie das hatte, wußte er nicht! Sicher nicht von Annette! Und doch hatte Annette, als junges Mädchen, damals als er sich um sie bewarb, zuweilen etwas Schmelzendes in ihrem Blick gehabt. Jetzt natürlich hatte sich das verloren!

Rasch, unstet erhob Fleur sich und stürzte an einen Schreibtisch. Sie ergriff Feder und Papier und begann zu schreiben, als hätte sie nicht Zeit, zu atmen, bevor der Brief fertig war. Und plötzlich sah sie ihn. Die Miene leidenschaftlicher Vertieftheit schwand, sie lächelte, warf ihm eine Kußhand zu und machte ein Gesicht, als wäre sie ein wenig verlegen und ein wenig gelangweilt. Ach! Sie war ‚fine‘ -- ‚fine‘!

## DRITTES KAPITEL

IN ROBIN HILL

Jolyon Forsyte hatte in Robin Hill den neunzehnten Geburtstag seines Jungen verlebt, war aber dabei ruhig seiner Beschäftigung nachgegangen. Er tat jetzt alles sehr ruhig, weil sein Herz angegriffen war und ihm, wie seiner ganzen Familie, der Gedanke an den Tod zuwider war. Er hatte sich nie klargemacht, wie sehr, bis er eines Tages vor zwei Jahren gewisser Symptome wegen zum Arzt gegangen war und erfahren hatte: „Jeden Augenblick, bei jeder Überanstrengung!“ Er hatte es mit einem Lächeln aufgenommen -- bei einem Forsyte die natürliche Rückwirkung einer unangenehmen Wahrheit gegenüber. Allein, als die Symptome sich im Zuge auf dem Heimweg verschlimmerten, war er zu voller Klarheit über den Urteilspruch gekommen, der über ihm schwebte. Irene verlassen, seinen Jungen, sein Haus, seine Arbeit -- wenn er jetzt auch wenig

genug arbeitete! Sie um eines unbekannten Dunkels willen verlassen, um eines so undenkbaren Zustands, eines solchen Nichts willen, daß er nicht einmal etwas von dem Wind wissen würde, der die Blätter über seinem Grab bewegte, noch dem Geruch von Gras und Erde. Um solchen Nichts willen, das er nie würde begreifen können, mochte er auch noch so sehr versuchen, es zu tun. Daher durfte er die Hoffnung nicht aufgeben, sie, die er liebte, einst wiederzusehen! Sich dies vorzustellen, war eine stechende innere Qual. Bevor er an jenem Tage zu Hause anlangte, hatte er beschlossen, es Irene zu verschweigen. Er würde vorsichtiger sein müssen, als je ein Mann gewesen, denn die geringste Kleinigkeit konnte es verraten und sie — beinahe ebenso unglücklich machen wie ihn selbst. Sein Arzt hatte ihn in anderer Hinsicht für gesund erklärt, und siebzig Jahre waren kein Alter — er würde noch lange standhalten, wenn er konnte!

Dieser Beschluß, den er vor nahezu zwei Jahren gefaßt, entwickelte in vollem Maße die zartere Seite seines Charakters. Von Natur nicht aufbrausend, außer wenn er sich in nervöser Erregung befand, war er die verkörperte Selbstbeherrschung geworden. Die traurige Geduld alter Leute, die zum Müßiggang verurteilt sind, war durch ein Lächeln verhüllt, das sogar, wenn er allein war, auf seinen Lippen blieb. Und er ersann fortgesetzt allerlei Vorwände, um den erzwungenen Müßiggang zu verbergen. Obwohl er sich selbst deswegen verspottete, heuchelte er eine Bekehrung zu einfacherem Leben, gab Wein und Zigarren auf und trank eine besondere Art von Kaffee ohne Kaffee darin. Kurz, er sicherte sich, wie ein Forsyte in seiner Lage es mit Hilfe seiner milden Ironie vermochte. Sicher vor Entdeckung, da seine Frau und sein Sohn in die Stadt gefahren waren, hatte er den schönen Maitag damit zugebracht, in Ruhe seine Papiere zu ordnen, damit er morgen sterben könnte, ohne irgend jemand zu belästigen, und somit seinem irdischen Sein tatsächlich den letzten Stempel aufzudrücken. Nachdem er sie in seines Vaters chinesischen Schrank verstaut und eingeschlossen hatte, legte er den Schlüssel in ein Kuvert, schrieb außen darauf die Worte: „Schlüssel zum chinesischen Schrank, worin die genaue Aufstellung meines Vermögens zu finden ist. J.F.“ und steckte es in seine Brusttasche, um es für den Fall, daß ihm etwas zustoßen sollte, immer bei sich zu haben. Dann klingelte er nach Tee und ging hinaus, um ihn unter der Eiche einzunehmen.

Allen Menschen droht der Tod, und Jolyon, dem er nur ein wenig deutlicher und ernster drohte, hatte sich so daran gewöhnt, daß er,

wie andere Leute, meist an andere Dinge dachte. Jetzt dachte er an seinen Sohn. Jon war an diesem Tage neunzehn Jahre alt und hatte kürzlich einen Entschluß gefaßt. Er war weder in Eton erzogen worden, wie sein Vater, noch in Harrow, wie sein verstorbener Halbbruder, sondern in einer der Anstalten, die bestimmt waren, das Schlechte des öffentlichen Schulsystems zu vermeiden und das Gute darin zu pflegen, aber vielleicht das Schlimme pflegten und das Gute vermieden. Jon hatte die Schule im April verlassen, ohne die geringste Ahnung zu haben, was er eigentlich werden wolle. Der Krieg, der ewig zu dauern versprach, war gerade zu Ende, als er im Begriff war, sechs Monate vor seiner Zeit ins Heer einzutreten. Seitdem hatte er sich allmählich an den Gedanken zu gewöhnen gehabt, daß es ihm jetzt freistand, selbst eine Wahl für sich zu treffen. Er hatte mit seinem Vater verschiedentliche Diskussionen gehabt, und als er munter erklärte, daß er zu allem bereit sei, ausgenommen natürlich Kirche, Heer, Rechtswissenschaft, Bühne, Medizin, Börse, Geschäft und die Technik, war Jolyon ziemlich im klaren darüber, daß Jon eigentlich zu nichts Lust hatte. Er selbst hatte in dem Alter genau so gefühlt. Bei ihm hatten eine frühe Heirat und deren unglückliche Folgen dieser angenehmen Leere bald ein Ende gemacht. Ihn hatte die Not gezwungen, als Agent bei Lloyds einzutreten, und er war wieder zu Wohlstand gekommen, bevor sein künstlerisches Talent sich entpuppt hatte. Doch nachdem er seinem Jungen ‚gelernt‘ hatte, wie einfache Leute es nennen, Schweine und andere Tiere zu zeichnen, wußte er, daß Jon niemals Maler werden würde, und schloß aus seiner Abneigung gegen alles sonst, daß er wohl dazu bestimmt war, Schriftsteller zu werden. Da seiner Ansicht nach jedoch selbst für diesen Beruf Erfahrung notwendig war, fand Jolyon, daß für Jon nichts anderes übrigblieb als die Universität, Reisen und vielleicht das Studium der Rechte. Danach würde man sehen, oder vielmehr wahrscheinlich nicht sehen. Indessen war Jon diesen Anregungen gegenüber unentschieden geblieben.

Solche Auseinandersetzungen mit seinem Sohn hatten Jolyon in dem Zweifel daran bestärkt, daß die Welt sich wirklich verändert hatte. Die Leute sagten, es sei ein neues Zeitalter. Aber mit seinem Scharfblick erkannte Jolyon, daß die Zeit unter einer leichten Veränderung der Oberfläche genau dieselbe war, die sie gewesen. Die Menschheit war noch in zwei Arten geteilt: die wenigen, die Phantasie hatten, und die vielen, die sie nicht hatten, mit einem Gürtel von Bastardwesen, wie er, in der Mitte. Jon schien Phantasie zu be-



sitzen; sein Vater betrachtete das als schlechte Aussicht. Mit einem tieferen Gefühl, als sein gewohntes Lächeln erkennen ließ, hatte er den Jungen daher vor vierzehn Tagen sagen hören: „Ich möchte es gern mit der Landwirtschaft versuchen, Papa, wenn es nicht zuviel kostet. Es scheint die einzige Art von Leben zu sein, die niemand schadet, ausgenommen die Kunst, und davon kann bei mir keine Rede sein.“ Jolyon hatte sein Lächeln unterdrückt und geantwortet: „Gut, du sollst dahin zurückkehren, wo wir im Jahre 1760 unter dem ersten Jolyon waren. Es wird die Theorie des Kreises beweisen, und wenn der Zufall es will, wirst du vielleicht bessere Rüben ziehen, als er es getan.“ Ein wenig verdutzt hatte Jon erwidert: „Aber hältst du es nicht für einen guten Plan, Papa?“ „Er ist nicht schlecht, mein Lieber, und wenn du dich wirklich dafür entscheidest, wirst du mehr Gutes tun als die meisten Menschen, was wenig genug ist.“ Zu sich selbst jedoch hatte er gesagt: „Aber er wird sich nicht dafür entscheiden. Ich gebe ihm vier Jahre. Schließlich ist es gesund und harmlos.“ Nachdem er die Sache nach allen Seiten hin überlegt und sich mit Irene beraten hatte, schrieb er an seine Tochter, Mrs. Val Dartie, ob sie einen Landwirt in ihrer Nähe wüßten, der Jon als Eleven annehmen würde. Hollys Antwort war enthusiastisch. Sie wüßten einen vortrefflichen Mann ganz nahe bei ihnen, sie und Val wären glücklich, mit Jon leben zu können.

Der Junge sollte morgen fort. Jolyon schlürfte seinen schwachen Tee mit Zitrone und betrachtete durch die Blätter der alten Eiche die Aussicht, die ihm zweiunddreißig Jahre so lieb gewesen. Der Baum, unter dem er saß, schien nicht einen Tag älter. So jung die kleinen, bräunlichen goldenen Blätter, so alt das weißliche Grüngrau des dicken rauhen Stammes. Ein Baum der Erinnerung, der noch Hunderte von Jahren leben würde, wenn nicht irgendein Barbar ihn fällte. — Er erinnerte sich einer Nacht vor drei Jahren, als er, den Arm fest um Irene geschlungen, aus dem Fenster gesehen und ein deutsches Flugzeug beobachtet hatte, das gerade über dem alten Baum zu schweben schien. Am nächsten Tage hatten sie auf dem Felde des Nachbargutes ein Bombenloch gefunden. Das war, bevor er wußte, daß er zum Tode verurteilt war. Er wünschte beinah, daß die Bombe ihn getötet hätte. Es hätte ihm viel Ungewißheit erspart, viele Stunden kalter Furcht im Herzen. Er hatte damit gerechnet, bis zu dem normalen Forsytealter von fünfundachtzig oder mehr zu leben, wo Irene siebzig sein würde. Sie würde ihn wohl vermissen. Allein sie hatte ja Jon, der wichtiger für ihr Leben als er war, Jon,

der seine Mutter anbetete. Unter diesem Baum, wo der alte Jolyon, während er Irene erwartete, sein Leben ausgehaucht hatte, überlegte Jolyon, ob er, wo er alles so vollkommen in Ordnung gebracht, jetzt nicht lieber auch die Augen schließen und von ihnen gehen sollte. Es lag etwas Unwürdiges darin, so parasitenhaft an dem zwecklosen Ende eines Lebens zu hängen, in dem er nur zweierlei bedauerte — die lange Trennung zwischen seinem Vater und ihm, als er jung war, und daß er so spät zu der Verbindung mit Irene gekommen war.

Von seinem Platz aus konnte er eine Gruppe blühender Apfelbäume sehen. Nichts in der Natur bewegte ihn so wie Obstbäume in der Blüte; und sein Herz tat ihm plötzlich weh, weil er sie vielleicht nie wieder blühen sehen würde. Frühling! Wahrlich, niemand sollte sterben müssen, solange das Herz noch jung genug war, Schönheit zu lieben! Amseln sangen sorglos in den Büschen, die Schwalben flogen hoch, die Blätter über ihm glänzten; und über den Feldern brannte in der Sonne junges Laubwerk jeder Schattierung, bis zu dem fernen Blau des ‚Rauchbuschs‘, das sich am Horizont hinzog. Irenens Blumen, auf ihren schmalen Beeten, wirkten an diesem Abend erstaunlich individuell, fast wie eine Verheißung heiterer Lebenslust. Nur chinesische und japanische Maler, und vielleicht Leonardo, hatten jenes kleine erstaunliche Ego in jede gemalte Blume, jeden Vogel und jedes Tier zu bringen gewußt — das Ego und doch dabei das Eigentümliche der Art, das Leben in seiner Gesamtheit. Sie hatten es verstanden! ‚Ich habe nichts gemacht, das bleiben wird!‘ dachte Jolyon; ‚ich war ein Dilettant — ein bloßer Liebhaber, kein Schöpfer. Schließlich aber hinterlasse ich doch Jon, wenn ich gehe.‘ Welch ein Glück, daß der Junge nicht dem grausigen Krieg zum Opfer fiel! Er hätte so leicht getötet werden können, wie der arme Jolly, vor zwanzig Jahren, draußen in Transvaal. Jon würde dereinst etwas zuwege bringen — wenn die Zeit ihn nicht verdarb —, er war ein phantasievoller Bursche! Sein Einfall, es mit der Landwirtschaft zu versuchen, war nur Gefühlssache bei ihm und würde wohl nicht von Dauer sein. Und gerade jetzt sah er sie über das Feld heraufkommen: Irene und der Junge kamen Arm in Arm vom Bahnhof. Er stand auf und schlenderte durch den neuen Rosengarten, um ihnen entgegenzugehen . . .

An diesem Abend kam Irene in sein Zimmer und setzte sich ans Fenster. Sie saß dort, ohne zu sprechen, bis er sagte: „Was ist dir, meine Liebe?“ „Wir hatten heute eine Begegnung.“ „Mit wem?“ „Soames.“ Soames! Seit zwei Jahren hatte er vermieden, an diesen

Namen zu denken, denn er wußte, daß es ihm schaden könnte. Und jetzt brachte das Pochen seines Herzens ihn beinah aus der Fassung, als drohe es, ihm die Brust zu sprengen. Irene fuhr ruhig fort: „Er und seine Tochter waren in der Galerie und nachher in der Konditorei, wo wir Tee tranken.“ Jolyon ging zu ihr und legte die Hand auf ihre Schulter. „Wie sah er aus?“ „Grau; sonst aber ganz der alte.“ „Und die Tochter?“ „Hübsch. Wenigstens fand Jon es.“ Jolyons Herz fing wieder an zu pochen. Das Antlitz seiner Frau hatte einen gespannten, bestürzten Ausdruck. „Du hast nicht —?“ begann er. „Nein; aber Jon kennt ihren Namen. Das Mädchen ließ das Taschentuch fallen, und Jon hob es auf.“ Jolyon setzte sich auf sein Bett. Ein böser Zufall! „June war mit dir. Hat sie sich eingemischt?“ „Nein; aber es war alles sehr sonderbar und gezwungen, und Jon konnte es sehen, daß es so war.“ Jolyon holte tief Atem und sagte: „Ich habe mich oft gefragt, ob es recht war, daß wir es ihm verschwiegen. Er wird eines Tages doch dahinterkommen.“ „Je später, desto besser, Jolyon; die Jugend hat ein so schnelles, hartes Urteil. Was hättest du mit neunzehn Jahren von deiner Mutter gedacht, wenn sie getan hätte, was ich getan?“ Ja! Das war es! Jon verehrte seine Mutter und wußte nichts von den Tragödien, den unerbittlichen Notwendigkeiten des Lebens, nichts von dem geheimen Kummer einer unglücklichen Ehe, nichts von Eifersucht oder Leidenschaft — wußte von alledem noch nichts!

„Was hast du ihm gesagt?“ fragte er schließlich. „Daß es Verwandte seien, wir sie aber nicht kannten; daß du dir nie viel aus deiner Familie gemacht hättest und sie sich nichts aus dir. Ich vermute, daß er dich danach fragen wird.“ Jolyon lächelte. „Das verspricht die Stelle der Luftangriffe einzunehmen“, sagte er, „schließlich vermißt man sie.“ Irene blickte zu ihm auf. „Wir haben gewußt, daß es eines Tages kommen würde.“ Er antwortete mit plötzlicher Energie: „Ich könnte es nicht ertragen, dich von Jon getadelt zu sehen. Er wird es nicht tun, nicht einmal in Gedanken. Er hat Phantasie und wird es verstehen, wenn es ihm richtig erklärt wird. Ich glaube, ich täte besser, es ihm zu sagen, bevor er es von andern erfährt.“ „Noch nicht, Jolyon.“ Das sah ihr ähnlich — sie hatte keine Voraussicht und ging allem Kummer aus dem Wege. Doch wer konnte wissen? — sie hatte vielleicht recht. Es war eine böse Sache, dem Instinkt einer Mutter zuwiderzuhandeln. Vielleicht wäre es richtig, den Jungen in Ruhe zu lassen, bis er an der Erfahrung einen Prüfstein hatte, nach dem er den Wert der alten Tragödie beurteilen

konnte; bis Liebe, Eifersucht, Sehnsucht sein Mitempfinden vertieft hatten. Aber einerlei, man mußte vorsichtig sein — so vorsichtig wie möglich! Und lange, nachdem Irene ihn verlassen hatte, hielten die Gedanken über diese Vorsichtsmaßregeln ihn wach. Er mußte an Holly schreiben, ihr sagen, daß Jon noch nichts von den Familiengeschichten wußte. Holly war verschwiegen, sie würde sich ihres Mannes versichern, würde achtgeben! Jon konnte den Brief mitnehmen, wenn er morgen hinfuhr. Und so verklang der Tag, an dem Jolyon die letzten Verfügungen über seinen materiellen Besitz getroffen, mit dem Läuten der Stallglocke, und es begann ein anderer für ihn im Schatten seelischer Bedrängnis, die nicht so abzutun und zu glätten war ...

Aber Jon, dessen Zimmer einst seine Kinderstube gewesen war, lag ebenfalls wach da als Beute eines Gefühls, über das die Menschen immer disputierten, die niemals ‚Liebe auf den ersten Blick‘ gekannt. Er hatte sie bei dem Leuchten der dunkeln Augen kommen gefühlt, die über die Juno hinweg in die seinen schauten — er war überzeugt davon, daß dies sein ‚Traum‘ war, so daß, was folgte, ihm natürlich und wunderbar zugleich erschienen war. Fleur! Ihr Name allein schon genügte beinah für ihn, der so empfänglich für den Reiz der Worte war. In einem homöopathischen Zeitalter, wo Knaben und Mädchen zusammen erzogen wurden und sich früh vermischten, bis das Geschlecht beinah aufgehoben schien, war Jon sonderbar altmodisch geblieben. Seine moderne Schule nahm nur Knaben auf, und seine Ferien hatte er immer in Robin Hill mit Schulkameraden oder den Eltern allein verlebt. Ihm war das Gift gegen die Keime der Liebe daher nie in kleinen Dosen eingeimpft worden. Und jetzt in der Dunkelheit stieg seine Temperatur sehr schnell. Er lag wach, Fleurs Bild vor Augen, und rief sich ihre Worte, namentlich das ‚Au revoir!‘ zurück, das so sanft und heiter geklungen hatte.

Er war noch in der Morgendämmerung so völlig wach, daß er aufstand und in Tennisschuhen, Beinkleidern und einem Sweater leise die Treppe hinunter- und durch das Fenster des Lesezimmers hinaus schlüpfte. Es wurde eben hell, und es roch nach Gras. ‚Fleur!‘ dachte er, ‚Fleur!‘ Es war geheimnisvoll weiß draußen, und nichts war wach als die Vögel, die gerade zu zwitschern begannen. ‚Ich will ins Wäldchen hinuntergehen‘, dachte er. Er lief durch die Felder, erreichte den Teich gerade, als die Sonne aufging, und ging weiter in das Wäldchen hinein. Blaue Glockenblumen bedeckten den Boden



wie einen Teppich, unter den Lärchenbäumen wisperte es geheimnisvoll — die Luft hatte gleichsam etwas Romantisches. Jon atmete die Frische ein und staunte die blauen Glockenblumen in dem heller werdenden Lichte an. Fleur! Ein Gedicht wie sie! Und sie wohnte in Mapledurham — auch ein hübscher Name, irgendwo am Fluß. Er konnte es gleich im Atlas auffinden. Er wollte an sie schreiben. Aber würde sie antworten? Oh! Sie mußte. Sie hatte gesagt: ‚Au revoir!‘ Nicht: ‚Leben Sie wohl!‘ Welch ein Glück, daß sie ihr Taschentuch hatte fallen lassen! Sonst hätte er sie nie kennengelernt. Und je mehr er an das Taschentuch dachte, desto merkwürdiger schien ihm sein Glück. Fleur! Es war wirklich wie ein Gedicht! Rhythmen drängten sich in seinen Kopf, Worte strebten, miteinander verbunden zu werden, er war nahe daran, zu dichten.

Jon blieb mehr als eine halbe Stunde in dieser Gemütsverfassung, ging dann zum Haus zurück, nahm eine Leiter und kletterte vor lauter Seligkeit in sein Schlafzimmerfenster. Dann erinnerte er sich, daß das Fenster im Lesezimmer offenstand, ging hinunter und schloß es, nachdem er erst die Leiter weggestellt hatte, wie um die Spuren seiner Gefühle zu verwischen. Die Sache war zu tief, um sie sterblichen Seelen — selbst seiner Mutter — zu offenbaren.

## VIERTES KAPITEL

### DAS MAUSOLEUM

Es gibt Häuser, deren Seelen in die Hölle der Zeit eingegangen sind, ihre Körper aber in der Hölle Londons zurückgelassen haben. Dies war nicht ganz der Fall bei Timothys Haus in der Bayswater Road, denn Timothys Seele stand noch mit einem Fuße in Timothy Forsytes Körper, und Smither sorgte mit Kampfer und Portwein dafür, daß die Atmosphäre unverändert blieb in dem Haus, dessen Fenster nur zweimal täglich geöffnet wurden, um zu lüften. In der Vorstellung der Forsytes war das Haus jetzt eine Art von chinesischer Pillenschachtel, eine Serie von Lagern, auf deren letztem Timothy lag. Es war nicht zu erreichen, so wurde wenigstens von Familienmitgliedern berichtet, die aus alter Gewohnheit oder Zerstretheit eines schönen Tages vorfuhrten, um sich nach ihrem überlebenden Oheim zu erkundigen. So zum Beispiel von Francie, die sich jetzt völlig von Gott emanzipiert hatte (sie bekannte sich offen zum Athe-

ismus), von Euphemia, die sich von dem alten Nicholas, und Winifred, die sich von ihrem ‚Mann von Welt‘ emanzipiert hatte. Schließlich war aber jedermann jetzt emanzipiert oder sagte, daß er es sei — was vielleicht nicht ganz dasselbe war.

Als Soames daher am Morgen nach jener Begegnung auf seinem Wege zur Paddington-Station dort vorsprach, geschah es kaum in der Erwartung, Timothy leibhaftig anzutreffen. Er spürte eine leise Regung im Herzen, während er in vollem Sonnenschein auf der frisch geweißten Schwelle des kleinen Hauses stand, wo einst vier Forsytes gelebt hatten und jetzt nur noch einer darin wohnte wie eine Winterfliege; des Hauses, wo Soames unzählige Male ein und aus gegangen, seiner Bündel von Familienklatsch beraubt oder damit beladen; des Hauses der ‚Alten‘ eines andern Jahrhunderts, eines andern Zeitalters.

Der Anblick Smithers — die immer noch bis an die Achselhöhlen geschnürt war, weil die neue Mode, die 1903 aufkam, von den Tanten Juley und Hester nie ‚anständig‘ gefunden wurde — rief eine blasse Freundlichkeit auf Soames' Lippen hervor. Smithers, die in jeder Einzelheit noch getreu nach dem alten Muster ausgestattet war, ein unschätzbarer Diensthote — wie es keine mehr gab —, erwiderte das Lächeln mit den Worten: „Ach, das ist ja Mr. Soames, nach so langer Zeit! Wie geht es Ihnen denn, Sir? Mr. Timothy wird sich so freuen, zu hören, daß Sie hier waren.“ „Wie geht es ihm?“ „Oh, er hält sich ziemlich für sein Alter; aber natürlich, er ist ein wunderbarer Mann. Wie ich schon Mrs. Dartie sagte, als sie zuletzt hier war: Es würde Miß Forsyte und Mrs. Juley und Miß Hester sicher freuen, zu sehen, wie ihm ein Bratapfel noch schmeckt. Aber er ist ganz taub. Und ein Glück ist das, denke ich immer. Denn was wir bei den Luftangriffen mit ihm angefangen hätten, weiß ich nicht.“ „Was habt ihr dabei denn mit ihm angefangen?“ „Wir ließen ihn ruhig in seinem Bett und hatten die Klingel bis in den Keller hinuntergeleitet, so daß die Köchin und ich hören konnten, wenn er klingelte. Es wäre unmöglich gewesen, ihn wissen zu lassen, daß Krieg war. Ich sagte zu der Köchin: ‚Wenn Mr. Timothy klingelt, mögen sie tun, was sie wollen, ich gehe hinauf.‘ Meine lieben Damen hätten einen Anfall bekommen, wenn sie gesehen hätten, daß er klingelte und niemand zu ihm ging. Aber er schlief während aller Angriffe wunderschön. Und bei dem einen am Tage nahm er sein Bad. Es war wirklich ein Glück, denn er hätte all die Leute auf der Straße bemerken können, die alle in die Höhe schauten — er sah oft

aus dem Fenster.“ „So ist es!“ murmelte Soames. Smither wurde schwatzhaft! „Ich wollte mich nur umschaun und sehen, ob etwas zu tun ist.“ „Ja, Sir. Ich glaube, es ist nichts als ein Geruch von Mäusen im Speisezimmer, den wir nicht zu beseitigen wissen. Merkwürdig, daß er da ist, denn es ist kein Krümchen darin, da Mr. Timothy seit Anfang des Krieges nicht mehr herunterzukommen pflegt. Aber es sind garstige kleine Dinger, man weiß nie, wo sie einen das nächstmal fassen.“ „Verläßt er sein Bett zuweilen?“ „O ja! Sir; er macht morgens fleißig Bewegung zwischen Bett und Fenster, um keinen Luftwechsel zu riskieren. Und er fühlt sich ganz behaglich, nimmt jeden Tag regelmäßig sein Testament vor. Es ist ihm ein großer Trost.“ „Nun, Smither, ich möchte ihn gern sehen, wenn ich kann, für den Fall, daß er mir etwas zu sagen hat.“ Smither errötete über ihrem Schnürleib. „Das wird aber ein Ereignis sein!“ sagte sie. „Darf ich Ihnen das Haus zeigen, Sir, während ich die Köchin hinaufschicke, es ihm zu sagen?“ „Nein, gehen Sie zu ihm“, sagte Soames. „Ich kann mir das Haus allein ansehen.“

Man durfte vor andern seine Empfindungen nicht zeigen, und Soames fühlte, daß er anfang sentimental zu werden, während er durch die Räume ging, die so vollgesogen mit Vergangenheit waren. Als Smither aufgelöst vor Aufregung ihn verlassen hatte, trat Soames ins Speisezimmer und schnupperte; seiner Meinung nach waren es nicht Mäuse, sondern beginnende Holzfäule, und er untersuchte die Täfelung. Ob es sich lohnte, sie streichen zu lassen bei Timothy's Alter? Das Zimmer war immer das modernste im ganzen Hause gewesen, und ein leises Lächeln kräuselte Soames' Lippen und Nasenflügel. Wände von reichem Grün über dem Eichengesims, ein schwerer Metallkronleuchter hing an einer Kette von der Decke herab, die durch imitierte Balken geteilt war. Die Bilder hatte Timothy vor sechzig Jahren einmal, spottbillig, bei Jobson gekauft — drei Snyders, 'Stilleben', zwei schwach kolorierte Zeichnungen von einem Knaben und einem Mädchen, sehr hübsch, die mit 'J. R.' gezeichnet waren — Timothy hatte immer geglaubt, sie würden sich als Werke von Joshua Reynolds entpuppen, aber Soames, der sie bewunderte, hatte entdeckt, daß sie nur von John Robinson waren —, und ein zweifelhafter Morland, ein weißes Pony, das beschlagen wird. Tiefrote Plüschvorhänge, zehn hochlehnige dunkle Mahagonistühle mit tiefroten Sitzen, ein türkischer Teppich und ein Mahagonitisch, der so groß war wie das Zimmer klein, das war die Einrichtung, deren Soames sich, unverändert an Körper und Seele, seit seinem vierten

Jahr erinnern konnte. Er betrachtete hauptsächlich die beiden Zeichnungen und dachte: ‚Ich werde sie aus dem Nachlaß kaufen.‘

Aus dem Speisezimmer ging er in Timothys Arbeitszimmer. Er erinnerte sich nicht, jemals in dem Raume gewesen zu sein. Er war vom Boden bis zur Decke mit Büchern angefüllt, und Soames betrachtete sie mit Neugierde. Eine Wand schien Erziehungsbüchern gewidmet, die Timothys Firma vor zwei Generationen veröffentlicht hatte — mitunter zwanzig Exemplare desselben Buches. Soames las ihre Titel und schauderte. An der Mittelwand standen genau dieselben Bücher, die in der Bibliothek seines Vaters in Park Lane zu stehen pflegten, woraus er schloß, daß James und sein jüngster Bruder eines Tages wohl zusammen ausgegangen waren und einen Haufen kleiner Bibliotheken aufgekauft hatten. Der dritten Wand näherte er sich mit größerer Spannung. Hier würde sich doch wohl Timothys eigener Geschmack finden. So war es. Die Bücher waren Attrappen. Die vierte Wand nahmen nur die mit schweren Vorhängen versehenen Fenster ein. Und davor stand ein großer Lehnstuhl, an dem ein Mahagonipult befestigt war, auf dem gelblich und zusammengefaltet die ‚Times‘ vom 6. Juli 1914, dem Tag, an dem Timothy zum ersten Male nicht heruntergekommen war, wie in Vorbereitung auf den Krieg noch auf ihn zu warten schien. In einer Ecke stand ein großer Globus von der Welt, die Timothy nie betreten hatte, weil er die tiefe Überzeugung hegte, daß außerhalb Englands alles unreell sei, und er einen wahren Abscheu vor der See empfand, auf der er an einem Sonntagnachmittag im Jahre 1836 in einem Vergnügungsboot in Brighton mit Juley, Hester, Swithin und Hatty Cheßman sehr krank gewesen war; und zwar hatte er das Swithin zu verdanken, der sich immer solche Dinge in den Kopf setzte, zum Glück aber ebenfalls krank gewesen war. Soames kannte die Geschichte ganz genau, da er sie mindestens fünfzigmal gehört hatte. Er trat an den Globus und ließ ihn sich drehen; ein leises Knarren war zu hören, er bewegte sich etwa einen Zoll weiter und brachte dabei ein langbeiniges Insekt in seinen Gesichtskreis, das auf dem vierundvierzigsten Breitengrad verendet war.

‚Mausoleum!‘ dachte er, ‚George hat recht!‘ Dann ging er hinaus und die Treppe hinauf. Auf dem halben Absatz blieb er vor dem Kasten mit den ausgestopften Kolibris stehen, die ihn in seiner Kindheit entzückt hatten. Sie sahen nicht einen Tag älter aus, wie sie da an Drähten über dem Pampasgras hingen. Öffnete man den Kasten, würden die Vögel nicht zu summen anfangen, sondern das



ganze Ding würde wohl zerfallen, nahm er an. Es hatte keinen Wert, ihn mit in den Nachlaß aufzunehmen! Und plötzlich fiel ihm Tante Ann ein — die liebe alte Tante Ann —, die ihn vor dem Kasten bei der Hand hielt und sagte: ‚Sieh her, Soamey! Sind sie nicht hübsch und lustig, die summenden kleinen Kolibris?‘ Und Soames erinnerte sich seiner eigenen Antwort: ‚Sie summen ja nicht, Tantchen.‘ Er mußte damals sechs Jahre alt gewesen sein, in einem schwarzen Samtanzug mit hellblauem Kragen — er erinnerte sich des Anzugs noch ganz gut. Tante Ann mit ihren Ringellocken, ihren gütigen hageren Händen und ihrem ernstesten alten Lächeln — eine feine alte Dame, diese Tante Ann! Er ging weiter an die Tür des Wohnzimmers. Da hingen zu beiden Seiten davon die Gruppen der Miniaturen. Die allerdings würde er mit einkaufen! Die Miniaturen seiner vier Tanten, eine seines Onkels Swithin als junger Mann und eine seines Onkels Nicholas als Knabe. Sie waren alle, von einer befreundeten jungen Dame der Familie, zu gleicher Zeit gemalt, etwa um 1830, wo Miniaturen als etwas sehr Feines und auch Haltbares angesehen wurden, da sie auf Elfenbein gemalt waren. So manches Mal hatte er die Geschichte der jungen Dame gehört: ‚Sie war sehr begabt, mein Lieber, sie hatte geradezu eine Schwäche für Swithin, und sehr bald danach wurde sie schwindsüchtig und starb: ganz wie Keats — wir sprachen oft davon.‘

Ja, das waren sie! Ann, Hester, Juley, Susan — als ganz kleines Kind; Swithin, mit himmelblauen Augen, rosigen Wangen und gelben Locken, in einer weißen Weste, die viel zu groß für ihn war, und Nicholas, wie Cupido, mit Augen, die gen Himmel blickten. Jetzt erst fiel es ihm ein, Onkel Nick hatte immer etwas davon gehabt — ein wundervoller Mann bis zuletzt. Ja, sie mußte Talent besessen haben, und Miniaturen hatten immer ihr eigen unvergängliches Gepräge und waren wenig abhängig von dem Wettringen an der Börse der Ästhetik. Soames öffnete die Wohnzimmertür. In dem Zimmer war alles abgestaubt, die Möbel unbedeckt, die Vorhänge zurückgezogen, genau als weilten seine Tanten noch geduldig wartend darin. Und ihm kam ein Gedanke: ‚Wenn Timothy starb — weshalb nicht? Wäre es nicht beinahe eine Pflicht, dieses Haus zu erhalten — wie Carlyles — eine Tafel anzubringen und es zu zeigen? ‚Muster einer Wohnung aus der Viktorianischen Zeit — Eintritt ein Schilling, mit Katalog.‘ Es war eigentlich die vollkommenste Sache und vielleicht die toteste im heutigen London. Vollkommen hinsichtlich des speziellen Geschmacks der Kultur, das heißt, wenn er die

vier Barbizons, die er ihnen geschenkt, herunternahm und sie in seiner eigenen Sammlung unterbrachte. Die noch himmelblauen Wände, die grünen, mit roten Blumen und Farnen gemusterten Vorhänge, der gestickte Wandschirm vor dem gußeisernen Kaminrost, der Mahagonischränk mit Glasscheiben, voll kleiner Nippsachen, die mit Perlen gestickten Fußbänke, Keats, Shelley, Southey, Cowper, Coleridge, Byrons ‚Korsar‘ (sonst nichts von ihm) und die Dichter der Viktorianischen Zeit in einer Reihe auf dem Bücherbrett, der eingelegte Schränk, mit stumpfem rotem Plüsch ausgelegt, voll von Familienreliquien, Hesters erstem Fächer, den Schnallen von ihres Vaters und ihrer Mutter Schuhen, drei Skorpionen in Flaschen und einem sehr gelben Elefantenzahn, den ihr Großonkel, Edgar Forsyte, der in Jute gehandelt, aus Indien geschickt hatte, einem Stück gelben Papiers mit spinnenähnlicher Schrift darauf, die Gott weiß was enthielt! Und die vielen Bilder an den Wänden — alles Aquarelle, außer jenen vier Barbizons, die wie Fremdlinge darunter wirkten, die sie auch waren, und zweifelhafte Kunden dazu — heitere, illustrative Bilder, ‚Bei den Bienen‘, ‚Juchhe, da kommt die Fähre!‘ und zwei im Stile von Frith, alle mit Taschenspiellern und Krinolinen, die Swithin ihnen geschenkt. Ach! Viele, viele Bilder, die Soames tausendmal voll überlegenen Entzückens angeschaut, eine wunderbare Sammlung glatter, mattvergoldeter Rahmen.

Und das Boudoirpiano, schön abgestaubt, hermetisch verschlossen, wie immer, und Tante Juleys Album mit gepreßten Seenesseln darauf. Und die Stühle mit den vergoldeten Beinen, die stärker waren, als sie aussahen. Und an einer Seite des Kamins das Sofa, aus karmesinfarbener Seide, wo Tante Ann und nach ihr Tante Juley zu sitzen gewohnt war, dem Licht gegenüber und gerade aufrecht. Und an der andern Seite des Kamins der einzige wirklich bequeme Armessel, mit dem Rücken zum Licht für Tante Hester. Soames blickte umher, er meinte sie dort sitzen zu sehen. Ah! Und die Atmosphäre — selbst jetzt noch, von allerlei Stoffen, gewaschenen Spitzen und Gardinen, Lavendel in Beuteln und getrockneten Bienenflügeln. ‚Nein‘, dachte er, ‚dergleichen gibt es nicht noch einmal, das müßte bewahrt bleiben.‘ Und mochten sie darüber lachen, aber als Standard schlichten vornehmen Lebens, von dem man niemals abwich, als Muster des Geschmacks für Auge, Nase und Gefühl trug es den Sieg davon über das Heute — das Heute mit seinen Untergrundbahnen und Automobilen, seinem unaufhörlichen Rauchen, seinen jungen Mädchen mit den bis zur Taille entblößten Nacken, den

übereinandergeschlagenen Beinen, die bis zu den Knien sichtbar waren (eine Augenweide für den Satyr in jedem Forsyte, aber kaum seine Vorstellung von einer Dame), mit ihren Füßen, die sie beim Essen um die Stuhlbeine schlangen, ihrem Gekicher und albernen Redensarten — Mädchen, die ihn schaudern machten, wenn er sich Fleur in Kontakt mit ihnen dachte; und mit den streng blickenden tüchtigen älteren Frauen, die selbständig waren und ihn ebenfalls schaudern machten. Nein! Seine alten Tanten hatten, wenn sie auch niemals ihre Herzen, ihre Augen oder sehr viel ihre Fenster öffneten, doch wenigstens Manieren, und einen Standard, und Ehrfurcht vor der Vergangenheit und Zukunft.

Mit einem beklemmenden Gefühl schloß er die Tür und ging auf den Zehenspitzen die Treppe hinauf. Er schaute unterwegs in einen Raum hinein: Hm! in vollkommener Ordnung seit den achtziger Jahren, mit einer Art von gelbem Ölpapier an den Wänden. An der Treppe oben zögerte er zwischen vier Türen. Welche von ihnen war Timothys? Und er lauschte. Ein Geräusch, als wenn ein Kind langsam sein Steckenpferd hinter sich herzog, traf sein Ohr. Das mußte Timothy sein! Er klopfte, und eine Tür wurde von Smither geöffnet, die sehr rot im Gesicht war. Mr. Timothy machte seinen Spaziergang, und sie sei noch nicht imstande gewesen, seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Wenn Mr. Soames in das Hinterzimmer kommen wolle, könne er ihn durch die Tür sehen. Soames ging in das Hinterzimmer und beobachtete ihn. Der letzte der alten Forsytes schritt mit nachdrücklichster Langsamkeit und einer Miene vollkommenster Hingabe für sein Unternehmen zwischen dem Fußende seines Bettes und dem Fenster, einer Entfernung von etwa zwölf Fuß, hin und her. Den unteren Teil seines eckigen Gesichts, das nicht mehr glatt rasiert war, bedeckte ein schneeiger Bart, der so kurz wie möglich geschnitten war, und sein Kinn sah so breit aus wie seine Stirn, wo das Haar ebenfalls ganz weiß war, während Nase, Wangen und Stirn eine gute gelbliche Farbe hatten. In einer Hand hielt er einen dicken Stock, und die andere faßte in die Falten seines Jäger-Schlafrocks, unter dem seine Knöchel in Bettsocken und die Füße in Jäger-Pantoffeln sichtbar waren. Der Ausdruck in seinem Gesicht glich dem eines eigensinnigen Kindes, das erpicht auf etwas ist, das es nicht bekommen hat. Jedesmal, wenn er sich umwandte, stieß er mit dem Stocke auf und zog ihn dann hinter sich her, wie um zu zeigen, daß er ohne ihn fertig wurde.

„Er sieht noch kräftig aus“, sagte Soames leise. „O ja, Sir. Sie

sollten ihn sein Bad nehmen sehen — es ist wunderbar; er genießt es so.“ Diese ganz lauten Worte waren eine Bestätigung für Soames' Annahme, daß Timothy völlig kindisch geworden war. „Nimmt er irgendein Interesse an den Dingen im allgemeinen?“ fragte Soames ebenfalls laut. „O ja, Sir, an seinem Essen und an seinem Testament. Es ist ganz erstaunlich, ihn es immer wieder umwenden zu sehen, nicht um es zu lesen, natürlich; und alle Augenblicke fragt er nach dem Preis von Konsols, und ich schreibe es dann sehr groß für ihn auf eine Tafel. Natürlich schreibe ich immer dasselbe, wie sie waren, als er im Jahre 1914 zuletzt Notiz davon nahm. Wir veranlaßten den Arzt, ihm das Zeitunglesen zu verbieten, als der Krieg ausbrach. Oh! er war zuerst außer sich darüber. Aber bald gab er nach, weil er wußte, daß es ihn ermüdete; und er ist wunderbar in dem Bemühen, seine Energie zu bewahren, wie er es zu nennen pflegte, als meine lieben Damen noch lebten, Gott segne sie! Wie ärgerlich er oft über sie gewesen ist; sie waren immer so geschäftig, wenn Sie sich erinnern, Mr. Soames.“ „Was würde geschehen, wenn ich hineinginge?“ fragte Soames, „würde er mich erkennen? Ich setzte sein Testament auf, als Miß Hester im Jahre 1907 starb.“ „Ach, Sir“, erwiderte Smither zweifelnd, „darüber kann ich nichts sagen. Ich glaube, es wäre möglich, er ist wirklich ein wundervoller Mensch für sein Alter.“ Soames ging in die Türöffnung und wartete, bis Timothy sich umdrehte, dann sagte er mit lauter Stimme: „Onkel Timothy!“ Timothy stapfte den halben Weg zurück und hielt inne. „Eh?“ sagte er. „Soames“, rief Soames mit hoher Stimme und streckte die Hand aus, „Soames Forsyte!“ „Nein!“ sagte Timothy, und mit seinem Stock laut auf den Boden stoßend, setzte er seinen Gang fort. „Es scheint nicht zu wirken“, sagte Soames. „Nein, Sir“, erwiderte Smither ziemlich verzagt; „Sie sehen, er hat seinen Spaziergang noch nicht beendet. Ihn beschäftigt immer nur eine Sache zur selben Zeit. Ich bin überzeugt, daß er mich heute nachmittag fragen wird, ob Sie wegen des Gaslichts gekommen wären, und es wird schwer sein, es ihm verständlich zu machen.“ „Glauben Sie, daß er einen Mann um sich haben müßte?“ Smither hob abwehrend die Hände. „Einen Mann! O nein! Die Köchin und ich werden vollkommen fertig mit ihm. Ein Fremder um ihn würde ihn in kürzester Zeit wahnsinnig machen. Und meine Damen hätten den Gedanken, einen Mann im Hause zu haben, nicht gemocht. Außerdem sind wir so stolz auf ihn.“ „Ich nehme an, daß der Doktor zu ihm kommt?“ „Jeden Morgen. Er gibt seine bestimmten Anweisungen, und Mr. Timothy ist so ge-



wöhnt daran, daß er es gar nicht beachtet, außer daß er die Zunge herausstreckt.“ Soames wandte sich ab. „Es ist sehr traurig und schmerzlich für mich“, sagte er. „Oh! Sir!“ erwiderte Smither besorgt, „so dürfen Sie nicht denken. Jetzt, wo er sich über nichts mehr ärgern kann, genießt er sein Leben so recht, wirklich, das tut er. Wie ich schon zu der Köchin sagte, Mr. Timothy ist zufriedener, als er je gewesen. Wenn er nicht badet, sehen Sie, oder seinen Spaziergang macht, ißt er, und wenn er nicht ißt, schläft er; so ist es. Er hat keine Sorge und keinen Schmerz.“ „Nun“, sagte Soames, „das ist wahr. Ich will hinuntergehen. Übrigens, lassen Sie mich das Testament sehen.“ „Dazu muß ich meine Zeit abwarten, Sir; er hat es unter seinem Kopfkissen, und er würde mich sehen, solange er noch auf ist.“ „Ich möchte nur wissen, ob es dasjenige ist, das ich aufgesetzt habe“, sagte Soames, „sehen Sie irgendwann einmal nach dem Datum und lassen Sie mich's wissen.“ „Ja, Sir, aber ich bin sicher, daß es dasselbe ist, weil die Köchin und ich Zeuge waren, wenn Sie sich erinnern, und da stehen noch unsere Namen, und wir haben es nur einmal getan.“ „Ganz recht“, sagte Soames. Er erinnerte sich. Smither und Jane waren richtige Zeugen gewesen, aber es war ihnen nichts in dem Testament vermacht, so daß sie kein Interesse an dem Tode Timothys haben konnten. Es war — das sah er völlig ein — eine fast ungebührliche Vorsicht gewesen, aber Timothy hatte es so gewünscht, und übrigens hatte Tante Hester reichlich für sie gesorgt. „Sehr gut, Smither“, sagte er, „leben Sie wohl. Sehen Sie nach ihm, und wenn er irgendwann etwas sagen sollte, schreiben Sie es auf und lassen Sie es mich wissen.“ „O ja, Mr. Soames, das werde ich sicher tun. Es war eine so angenehme Abwechslung, Sie zu sehen. Die Köchin wird ganz aufgeregt sein, wenn ich es ihr erzähle.“

Soames schüttelte ihr die Hand und ging hinunter. Er blieb volle zwei Minuten an dem Hutständer stehen, wo er seinen Hut so viele Male aufgehängt hatte. ‚So geht alles dahin‘, dachte er, ‚vergeht und beginnt aufs neue. Armer alter Kerl!‘ Und er horchte, ob vielleicht das Geräusch von Timothys Nachschleppen seines Steckenpferdes die Treppen herunter zu hören war oder der Geist eines alten Gesichtes sich über dem Geländer zeigte und eine alte Stimme sagte: ‚Ach, das ist ja der liebe Soames, und wir sprachen gerade davon, daß wir ihn seit einer Woche nicht gesehen!‘ Nichts — nichts! Nur der Geruch von Kampfer, und Staubkörnchen in einem Sonnenstrahl durch das fächerartige Fenster über der Tür. Das kleine alte Haus! Ein Mausoleum! Dann riß er sich los und ging, um einen Zug noch zu erreichen.

## FÜNFTES KAPITEL

### HEIMATERDE

„Auf Heimaterde tritt sein Fuß,  
Sein Name ist — Val Dartie.“

Mit einem solchen Gefühl etwa machte Val Dartie sich in seinem vierzigsten Jahr an demselben Donnerstagmorgen sehr früh aus dem alten Gutshaus auf, das er im Norden von Sussex gekauft hatte. Sein Ziel war Newmarket, das er seit dem Herbst im Jahre 1899 nicht mehr gesehen hatte, als er von Oxford heimlich zu dem Cambridgeshire hingefahren war. Er zögerte an der Tür, um seine Frau zu küssen, und steckte eine Flasche Portwein in die Tasche. „Übermüde dein Bein nicht, Val, und wette nicht zuviel.“ Bei ihrer Umarmung, Brust an Brust, und dem Blick ihrer Augen in die seinen fühlte Val Bein und Flasche sicher. Er wollte mäßig sein, Holly hatte immer recht — sie besaß eine natürliche Anpassungsfähigkeit. Es schien ihm gar nicht so merkwürdig wie vielleicht anderen, daß er — obwohl er ein halber Dartie war — seiner jungen Kusine die zwanzig Jahre hindurch, seit er sie auf so romantische Art draußen im Burenkrieg geheiratet hatte, vollkommen treu geblieben war, ihr ohne jedes Gefühl von Opfer oder Langeweile treu geblieben — sie war so beweglich, wußte so klug seiner Stimmung immer ein wenig zuvorzukommen. Da sie Vetter und Kusine waren, hatten sie oder vielmehr hatte Holly beschlossen, keine Kinder zu haben, und wenn sie auch ein wenig blasser war, hatte sie doch ihr gutes Aussehen, ihre Schlankheit und die Farbe ihres dunklen Haares behalten. Val bewunderte namentlich das Leben, das sie für sich führte, dabei aber doch ihm widmete, und ihr Reiten, das sich jedes Jahr vervollkommnete. Sie trieb ihre Musik weiter, las eine furchtbare Menge von Romanen, Dichtungen, allerlei Zeug. Draußen auf ihrer Farm in der Kapkolonie hatte sie sich aller ‚Nigger‘-Kinder und -Frauen in wunderbarer Weise angenommen. Sie war tatsächlich tüchtig, machte aber nicht viel Wesens davon und stellte sich gar nicht vornehm. Wenngleich er nicht gerade zu Demut neigte, war Val doch allmählich zu dem Gefühl gekommen, daß sie ihm überlegen war, und grollte ihr deswegen nicht — das war ein großer Tribut. Es sei hier erwähnt, daß er sie nie ansah, ohne daß sie es merkte, ihr Blick aber mitunter ganz unvermutet auf ihm weilte.

Er hatte sie im Torweg geküßt, weil er es auf dem Bahnsteig

nicht tun konnte, obwohl sie ihn zur Station begleitete, um das Auto zurückzufahren. Wenn auch gebräunt und zerfurcht durch das Wetter in den Kolonien und die Tücken, die von Pferden nicht zu trennen sind, dazu gehindert durch das Bein, das, im Burenkrieg geschwächt, ihm in dem eben beendeten Kriege wahrscheinlich das Leben gerettet hatte, war Val fast noch derselbe, der er in den Tagen ihres Brautstandes gewesen; sein Lächeln war so offen wie anziehend, seine Wimpern wenn möglich noch dichter und dunkler, die Augen klar und grau, seine Sommersprossen vielleicht dunkler, das Haar an den Schläfen ein wenig ergraut. Er machte den Eindruck eines Menschen, der sich in einem sonnigen Klima viel mit Pferden beschäftigt hat.

Während er am Tor mit dem Auto eine scharfe Wendung machte, sagte er: „Wann kommt der junge Jon?“ „Heute.“ „Brauchst du irgend etwas für ihn? Ich könnte es am Samstag mitbringen.“ „Nein, aber du könntest mit demselben Zuge kommen wie Fleur — um ein Uhr vierzig.“ Val ließ den Ford schneller laufen; er fuhr noch, wie jemand in einem fremden Land mit schlechten Wegen fährt, der jedes Kompromiß zurückweist und bei jedem Loch auf den Himmel rechnet. „Das ist ein Mädel, das weiß, was es will“, sagte er, „ist dir das nicht aufgefallen?“ „Ja“, sagte Holly. — „Onkel Soames und dein Papa — ein wenig peinlich, nicht wahr?“ „Sie weiß nichts davon und er weiß nichts davon, und es darf natürlich nichts erwähnt werden. Es ist nur für fünf Tage, Val.“ „Stallgeheimnis! Recht so!“ Wenn Holly es für sicher hielt, dann war es so. Sie lächelte ihm verschmitzt zu und sagte: „Hast du bemerkt, wie reizend sie sich selbst einlud?“ „Nein.“ „Sie tat es aber. Wie findest du sie, Val?“ „Hübsch und klug, aber sie wäre wohl imstande, an jeder Ecke durchzugehen, wenn ihr die Laune danach steht, glaube ich.“ „Ich möchte wissen“, sagte Holly, „ob sie eins dieser modernen Mädchen ist. Man fühlt sich ganz ratlos, wenn man in all dies hineinkommt.“ „Du? Du findest dich doch so rasch in alles hinein.“ Holly schob ihre Hand in seine Rocktasche. „Was hältst du von Profond, diesem Belgier?“ fragte Val. — „Ich glaube, er ist ein ganz ‚guter Teufel‘.“ Val grinste. „Er scheint mir ein verdächtiger Freund für unsere Familie. Sie ist wirklich in einer fatalen Lage mit Onkel Soames, der eine Französin geheiratet hat, und deinem Vater, der Soames' erste Frau nahm. Unsere Großväter wären außer sich geraten.“ „Die anderen Leute ebenfalls, mein Lieber.“ „Dieses Auto“, sagte Val, „braucht eine Aufmunterung, es kommt bergauf nicht von der Stelle. Ich werde abwärts wohl die volle Geschwindigkeit einschalten müssen, wenn

ich den Zug noch erreichen soll.“ Seine Vorliebe für Pferde hatte ihn immer gehindert, wirklich Gefallen an einem Auto zu finden, und die Geschwindigkeit des Ford unter seiner Führung war mit der unter Hollys Führung gar nicht zu vergleichen. Aber er erreichte den Zug. „Sei vorsichtig auf dem Rückweg, sonst wirst du noch herausgeschleudert. Leb wohl, Liebling.“ „Leb wohl“, rief Holly und warf ihm eine Kußhand zu.

Im Zuge, nach einer Viertelstunde Unentschiedenheit zwischen seinen Gedanken an Holly, seiner Morgenzeitung, dem Anblick des schönen Tages und seiner schwachen Erinnerung an Newmarket, vertiefte sich Val in den Inhalt eines kleinen dicken Buches mit allen Namen, Stammbäumen und Notizen über Zucht und Gestalt von Pferden. Der Forsyte in ihm neigte dazu, eine bestimmte Rasse zu wählen, und er unterdrückte entschlossen den Dartiehang zu Flüchtigkeit. Als er nach dem günstigen Verkauf seiner Farm und seiner Pferdezucht in Südafrika nach England zurückkehrte und bemerkte, daß die Sonne selten schien, sagte Val sich: ‚Ich muß durchaus etwas mit meinem Leben anfangen, oder dies Land wird es mich fühlen lassen. Jagen genügt nicht, ich will züchten und aufziehen.‘ Mit diesen vernünftigen Ansichten und seiner Entschlossenheit, die er sich durch seinen langen Aufenthalt in einem neuen Lande erworben, hatte Val bald den schwachen Punkt der modernen Zucht herausgefunden. Sie waren alle durch die Mode und die hohen Preise fasziniert. Er wollte schöne Tiere kaufen und sich um Namen nicht kümmern! Aber hier saß er bereits hypnotisiert von dem Blendwerk einer bestimmten Rasse! Halb unbewußt dachte er: ‚Es ist etwas in diesem verwünschten Klima, das einen dazu bringt, sich im Kreise zu drehen. Doch einerlei. Ich muß einen Abkömmling des Mayfly-bluts haben.‘

In dieser Stimmung erreichte er das Mekka seiner Hoffnung. Es war eins jener ziemlich ruhigen Rennen, die günstiger für diejenigen sind, die es vorziehen, Pferde anzusehen, als sich um die Buchmacher zu kümmern; und Val hielt sich an die Koppel. Die zwanzig Jahre seines Lebens in den Kolonien hatten ihn von dem Dandyismus befreit, in dem er erzogen war, ihm aber die nötige Eleganz des Reiters gelassen und ihm einen scharfen Blick für das gegeben, was er die ‚Albernheit‘ mancher Engländer und das Papageienhafte mancher Engländerin nannte — Holly aber hatte nichts davon, und Holly war sein Vorbild. Aufmerksam, rasch, mit allem Nötigen versehen, ging Val stets gerade auf sein Ziel los, mochte es sich um ein Pferd oder



einen Trunk handeln; und er war gerade im Begriff, sich eine Mayflystute zu sichern, als eine Stimme dicht neben ihm sagte: „Mr. Val Dartie? Wie gehen es Mrs. Val Dartie? Ich hoffen, sie ist wohl.“ Und er sah den Belgier neben sich, den er bei seiner Schwester Imogen getroffen hatte. „Prosper Profond — ich traf Sie beim Lunch“, sagte die Stimme. „Wie geht's?“ sagte Val. „Danke, gut“, erwiderte Monsieur Profond lächelnd mit einer gewissen unnachahmlichen Langsamkeit. ‚Einen guten Teufel‘ hatte Holly ihn genannt. Nun! Er sah ein wenig wie ein Teufel aus mit seinem dunklen, kurzgeschnittenen spitzen Bart, wenn auch wie ein schläfriger und gut gelaunter, mit schönen Augen, die unerwartet intelligent aussahen. „Hier ist ein Herr, der Sie kennenlernen möchte — ein Vetter von Ihnen — Mr. George Forsyte.“ Val sah eine hohe Gestalt und ein glattrasiertes Gesicht, stierähnlich, ein wenig düster, mit spöttischem Ausdruck in den großen grauen Augen; er erinnerte sich seiner dunkel aus alten Tagen, wenn er mit seinem Vater im Iseeum-Klub speiste. „Ich pflegte mit Ihrem Vater zu den Rennen zu gehen“, sagte George, „was macht der Rennstall? Wollen Sie einen meiner Klepper kaufen?“ Val lachte, um das plötzliche Gefühl zu verbergen, daß Züchtung hier nichts mehr galt. Sie glaubten an nichts mehr hier, nicht einmal an Pferde. George Forsyte, Prosper Profond! Der Teufel selbst war nicht nüchterner als diese beiden. „Ich wußte nicht, daß Sie ein Rennbahnliebhaber sind“, sagte er zu Monsieur Profond. „Nein, ich machen mir nichts daraus. Ich segeln mit meiner Jacht. Eigentlich ich machen mir auch daraus nichts, aber ich sehen gern meine Freunde. Ich haben ein Frühstück bereit, Mr. Val Dartie, nur ein kleines Frühstück, wenn Sie Lust dazu haben; nicht viel — nur ein kleines eben — in meinem Auto.“ „Danke“, sagte Val, „sehr freundlich von Ihnen. Ich komme in einer Viertelstunde etwa.“ „Dort drüben. Mr. Forsyte kommt auch.“ Und Monsieur Profond wies mit einem gelbbehandschuhten Finger auf den ‚kleinen Wagen mit dem kleinen Frühstück‘; dann ging er weiter, lässig, verschlafen und fremd, und George Forsyte, geschniegelt, unförmig, mit seiner vernünftigen Miene, begleitete ihn.

Val war bei der Mayflystute stehengeblieben. George Forsyte natürlich war ein alter Knabe, aber dieser Profond mochte in seinem Alter sein. Val fühlte sich außerordentlich jung, als wäre die Mayflystute ein Spielzeug, über das die beiden gelacht hatten. Das Tier hatte alle Wirklichkeit verloren. ‚Was sehen Sie an der kleinen Stute?‘ meinte er die Stimme von Monsieur Profond sagen zu hören,

„was haben Sie an ihr? — wir müssen alle sterben!“ Und George Forsyte, der alte Freund seines Vaters, noch immer auf der Rennbahn! Die Mayflyrasse — war sie eigentlich besser als irgendeine andere? Er konnte mit seinem Gelde ebensogut etwas Amüsanteres unternehmen. „Nein, wahrhaftig!“ murmelte er plötzlich, „wenn es keinen Zweck hat, Pferde zu züchten, hat nichts einen Zweck. Wozu bin ich denn hergekommen? Ich werde sie kaufen.“ Er trat zurück und beobachtete das Zurückgehen der Besucher des Sattelplatzes. Geschniegelte alte Herren, schlaue, stattliche Gesellen, Juden, Trainer, die aussahen, als hätten sie nie im Leben ein Pferd gesehen; große, schlaffe, lässige oder lebhaftige Frauen mit lauten Stimmen; junge Männer mit einer Miene, als versuchten sie die Sache ernst zu nehmen — zwei oder drei von ihnen mit nur einem Arm. „Das Leben hier ist ein Spiel!“ dachte Val. „Die Startglocke läutet, Pferde rennen. Geld wechselt den Besitzer; wieder läutet es, wieder rennen Pferde, das Geld kommt zurück in andere Hände.“

Aber beunruhigt über seine eigene Philosophie, ging er an das Tor des Sattelplatzes, um die Mayflystute hinuntergaloppieren zu sehen. Sie bewegte sich gut; dann ging er zu dem ‚kleinen‘ Auto hinüber. Das ‚kleine‘ Frühstück war, wie man es sich oft erträumt, aber selten bekommt; und als es vorüber war, ging Monsieur Profond mit ihm zurück zum Sattelplatz. „Ihre Frau ist sehr hübsch“, war seine überraschende Bemerkung. „Die hübscheste Frau, die ich kenne“, erwiderte Val trocken. „Ja“, sagte Monsieur Profond, „sie haben ein hübsches Gesicht. Ich bewundern hübsche Frauen.“ Val sah ihn argwöhnisch an, aber etwas Gütiges und Offenes in dem diabolischen Wesen seines Gefährten entwaffnete ihn für den Augenblick. „Wenn Sie irgendeinmal Lust haben, auf meine Jacht zu kommen, werd’ ich sie immer gern für kurze Zeit mitnehmen.“ „Danke“, sagte Val wieder gewappnet, „sie haßt die See.“ „Ich auch“, sagte Monsieur Profond. „Weshalb segeln Sie denn?“ Die Augen des Belgiers lächelten. „Oh! Ich weiß nicht. Ich haben alles versucht; das ist das Letzte, was ich haben versucht.“ „Es muß verd — — kostspielig sein. Ich würde etwas Vernünftigeres unternehmen.“ Monsieur zog die Brauen hoch und schob seine dicke Unterlippe vor. „Ich bin ein leichtlebiger Mensch“, sagte er. „Sind Sie mit im Kriege gewesen?“ „Ja — a. Auch das haben ich getan. Ich war vergast; es war ein klein wenig unangenehm.“ Er lächelte verschlafen mit der Miene eines Menschen, dem alles glückt; als habe er es seinem Namen zu verdanken. Ob seine kleinen Sprachfehler Affektation waren, konnte

Val nicht entscheiden, der Mann war offenbar zu allem fähig. — In dem Kreis von Käufern um die Mayflystute, die das Rennen gewonnen hatte, sagte Monsieur Profond: „Sie wollen mitbieten?“ Val nickte. Mit diesem schläfrigen Satan neben sich aber fehlte ihm der Glaube. Wenn er durch die Vorsorge seines Großvaters, der tausend Pfund im Jahr für ihn ausgesetzt hatte, zu denen noch die tausend kamen, die Hollys Großvater jährlich für sie ausgesetzt hatte, schließlich auch vor Schicksalsschlägen geschützt war, besaß er doch nicht einen Überfluß an Kapital, das ihm zur Verfügung stand, da er das meiste von dem Erlös seiner südafrikanischen Farm für seinen Landsitz in Sussex verwendet hatte. Und sehr bald kam er zu der Einsicht, daß der Preis zu hoch für ihn war. Das Äußerste für ihn — sechshundert — war überschritten; er gab das Mitbieten auf. Die Mayflystute kam für siebenhundertfünfzig Guineen unter den Hammer. Er machte ärgerlich kehrt, als die langsame Stimme Monsieur Profonds an sein Ohr schlug: „Ich haben die kleine Stute gekauft, wissen Sie, aber ich brauchen sie nicht, nehmen Sie sie und schenken Sie sie Ihrer Frau.“ Val sah ihn mit erneutem Argwohn an, aber der launige Ausdruck in seinen Augen war so groß, daß er wirklich keinen Anstoß daran nehmen konnte. „Ich habe eine kleine Menge Geld im Kriege verdient“, begann Monsieur als Antwort auf seinen Blick. „Ich hatten verdienen immer Geld. Und ich brauchen sehr wenig für mich. Ich haben es gern, wenn meine Freunde es nehmen.“ „Ich werde sie zu dem Preis von Ihnen kaufen, den Sie zahlten“, sagte Val mit plötzlicher Entschiedenheit. „Nein“, sagte Monsieur Profond, „Sie nehmen sie. Ich brauchen sie nicht.“ „Unsinn! man nimmt doch nicht —“ „Weshalb nicht?“ lächelte Monsieur Profond, „ich bin ein Freund von Ihrer Familie.“ „Siebenhundertfünfzig Guineen sind doch keine Kiste Zigarren“, sagte Val ungeduldig. „Gut, dann behalten Sie sie, bis ich sie brauchen, und machen Sie mit ihr, was Sie wollen.“ „Solange sie Ihnen gehört, habe ich nichts dagegen“, sagte Val. „So ist's recht“, murmelte Monsieur Profond und entfernte sich. Val beobachtete ihn. Er mag ein ‚guter Teufel‘ sein, aber vielleicht auch nicht. Er sah, daß er sich George Forsyte anschloß, und danach begegnete er ihm nicht wieder.

Die Nächte nach den Rennen brachte Val im Hause seiner Mutter in der Green Street zu. Winifred mit ihren zweiundsechzig Jahren hatte sich wunderbar gehalten, wenn man die dreiunddreißig Jahre mit in Betracht zog, in denen sie mit Montague Dartie fertig zu werden hatte, bis eine französische Treppe sie glücklich erlöste. Es

war eine große Befriedigung, ihren Lieblingssohn nach so langer Zeit aus Südafrika zurück zu haben, ihn so wenig verändert zu sehen und seine Frau in ihr Herz zu schließen. Winifred, die Ende der siebziger Jahre, vor ihrer Heirat, Vorkämpferin für Freiheit, Vergnügen und Mode gewesen war, mußte einräumen, daß ihre Jugend durch die heutigen donzellas überboten war. Sie schienen zum Beispiel die Ehe als einen Zufall zu betrachten, und Winifred bedauerte zuweilen, daß sie es nicht ebenfalls getan; ein zweiter, dritter, vierter Zufall hätte ihr vielleicht einen Partner von weniger betörendem Reiz beschieden; schließlich aber hatte er ihr doch Val, Imogen, Maud und Benedikt (der beinahe Hauptmann und doch unbeschädigt durch den Krieg war) gelassen — von denen bis jetzt noch keiner geschieden war. Dachte sie an deren Vater, so staunte sie oft über die Beständigkeit ihrer Kinder, und es war ihr ein angenehmer Gedanke, daß sie alle, mit Ausnahme von Imogen vielleicht, echte Forsytes waren. Die ‚Kleine‘ ihres Bruders, Fleur, beunruhigte Winifred mehr. Das Kind war so unstet wie all diese modernen jungen Mädchen — „Sie ist ein Flämmchen im Zugwind“, hatte Prosper Profond einmal nach Tisch gesagt —, aber sie war nicht zappelig und sprach nicht mit lauter Stimme. Der unbeirrte Forsyteismus in Winifreds eigenem Charakter verwarf instinktiv die überspannten Gefühle, die Gewohnheiten und das Motto des modernen Mädchens: „Ach was, heute ist heut! Ausgeben, morgen sind wir arm!“ Sie sah als rettende Tugend bei Fleur, daß sie, wenn sie sich etwas in den Kopf gesetzt hatte, nicht ruhte, bis sie es bekam — obwohl sie hinsichtlich dessen, was später geschah, wohl zu jung war, um die Tragweite ihrer Handlungsweise zu beurteilen. Das Kind war ein ‚sehr hübsches kleines Ding‘, und es war ein Vergnügen, sie auszuführen, mit dem französischen Geschmack ihrer Mutter und der Gabe, ihre Kleider zu tragen. Jeder wandte sich um nach Fleur — das war von großer Bedeutung für Winifred mit ihrer Vorliebe für Stil und Vornehmheit, die sie, was Montague anbelangte, so grausam getäuscht hatte.

Als sie sich beim Frühstück am Samstagmorgen mit Val über sie unterhielt, kam sie auf das ‚Gespenst‘ in der Familie zu sprechen. „Von der Sache zwischen deinem Schwiegervater und deiner Tante Irene, Val — es ist zwar ewig lange her —, darf Fleur aber nichts erfahren. Dein Onkel Soames ist sehr sonderbar darin. Du mußt also vorsichtig sein.“ „Ja! Aber es ist ver-teufelt schwierig — Hollys junger Halbbruder soll bei uns wohnen, während er die Landwirt-



schaft erlernt. Er ist ja schon da.“ „Oh!“ sagte Winifred, „welch eine Komödie! Wie ist er denn?“ „Ich sah ihn nur einmal — in Robin Hill, als wir 1909 zu Hause waren; er war nackt und mit blauen und gelben Streifen bemalt — ein lustiger kleiner Bursche!“ Winifred fand das „allerliebste“ und fügte gemächlich hinzu: „Na, Holly ist ja vernünftig; sie wird schon wissen, was sie zu tun hat. Ich werde es deinem Onkel nicht sagen. Es würde ihn nur ärgern. Es ist ein großer Trost, daß du wieder zurück bist, mein lieber Junge, jetzt, wo ich älter werde.“ „Älter! Was! Du bist so jung wie je. Dieser Profond, Mutter, ist mit dem alles in Ordnung?“ „Prosper Profond? Oh! der amüsanteste Mann, den ich kenne.“ Val brummte und erzählte die Geschichte mit der Mayflystute. „Das sieht ihm ähnlich“, murmelte Winifred, „er macht die sonderbarsten Dinge.“ „Nun“, sagte Val heftig, „unsere Familie hat nicht viel Glück gehabt mit dieser Sorte; sie sind zu leichtfertig für uns.“ Es war richtig, und Winifred saß eine volle Minute in Gedanken versunken, bevor sie erwiderte: „Nun ja, er ist ein Ausländer, Val, man muß es nicht so genau nehmen.“ „Gut, ich nehme seine Stute und mache es irgendwie wieder wett.“ Und kurz darauf verabschiedete er sich von ihr, nahm ihren Kuß entgegen und verließ sie, um zu seinem Buchmacher, in den Iseum-Klub und zur Viktoria-Station zu gehen.

## SECHSTES KAPITEL

### JON

Mrs. Val Dartie hatte sich nach zwanzig Jahren Südafrika glücklicherweise in etwas verliebt, das ihr gehörte, denn der Gegenstand ihrer Leidenschaft war die Aussicht von ihren Fenstern und das kühle klare Licht auf dem grünen Hügelland. Das war endlich wieder England! England schöner, als sie geträumt. Der Zufall hatte Val Dartie und seine Frau wirklich an einen Ort geführt, wo die südlichen Hügel von großem Reiz waren, wenn die Sonne schien. Holly hatte genug von ihres Vaters Augen, um Verständnis für die seltene Schönheit der Umrisse dieser Hügel und ihr kreidiges Leuchten zu haben; durch den schluchtartigen Weg da hinaufzugehen und gegen Chanctonbury und Amberley weiterzuwandern, war ein Vergnügen, das sie kaum mit Val zu teilen versuchte, denn seine Bewunderung für die Natur war von dem Trieb der Forsytes, Nutzen daraus zu

ziehen, abhängig, wie die Übungen seiner Pferde von der Beschaffenheit des Rasens.

Als sie den Ford geschickt, ihn gewissermaßen sanft behandelnd, nach Hause gefahren hatte, nahm sie sich vor, Jon als erstes dort hinaufzunehmen und ihm ‚die Aussicht‘ unter diesem Maihimmel zu zeigen. Sie freute sich mit einer Mütterlichkeit, die trotz Val unerschöpflich war, auf ihren jungen Halbbruder. Bei einem dreitägigen Besuch in Robin Hill, bald nach ihrer Ankunft zu Hause, hatte sie ihn nicht gesehen — er war noch auf der Schule; so daß sie sich seiner, wie Val, nur als eines sonnenblondhaarigen kleinen Buben erinnerte, der blau und gelb gestreift unten am Teich gestanden hatte.

Diese drei Tage in Robin Hill waren aufregend, traurig und verwirrend gewesen. Erinnerungen an ihren toten Bruder, Erinnerungen an Vals Bewerbung, das Altern ihres Vaters, den sie zwanzig Jahre nicht gesehen hatte, etwas Todestrauriges in seiner ironischen Sanftheit, das ihr, die einen so feinen Instinkt hatte, nicht entgehen konnte; vor allem die Gegenwart ihrer Stiefmutter, derer sie sich noch vage als der ‚Dame in Grau‘ aus den Tagen erinnerte, wo sie jung war, ihr Großvater noch lebte und Mademoiselle Beauce so böse war, weil dieser Eindringling ihr Musikstunden gab — alles dies verwirrte und quälte ihr Gemüt, das sich gesehnt hatte, Robin Hill ungetrübt vorzufinden. Aber Holly war gewohnt, dergleichen für sich zu behalten, und so hatte es den Anschein gehabt, als ginge alles gut.

Mit Lippen, die zitterten, wie sie deutlich merkte, hatte ihr Vater sie geküßt, als sie ihn verließ. „Der Krieg hat Robin Hill nicht verändert, nicht wahr, meine Liebe?“ sagte er; „wenn du nur Jolly hättest mit zurückbringen können! Sage, kannst du dies spiritistische Gerede vertragen? Wenn die Eiche stirbt, stirbt sie, fürchte ich.“ Aus der Wärme ihrer Umarmung erriet er wahrscheinlich, daß er die Katze aus dem Sack gelassen hatte, denn er verfiel sogleich wieder in seine Ironie. „Spiritismus — sonderbares Wort. Je mehr sie offenbaren, desto mehr beweisen sie, daß sie mit der Materie zu tun haben.“ „Wie das?“ sagte Holly. „Nun! Sieh dir ihre Photographien der Auraausstrahlungen an. Du mußt etwas Materielles haben, worauf Licht und Schatten fällt, bevor du eine Photographie aufnehmen kannst. Nein, es wird damit enden, daß wir alle Materie Geist nennen, oder allen Geist Materie — ich weiß nicht, welches von beiden.“ „Aber glaubst du nicht an ein Leben nach dem Tode, Papa?“ Jolyon hatte sie angesehen, und der launige Ernst seines Gesichts

hatte einen tiefen Eindruck auf sie gemacht. „Meine Liebe, ich möchte dem Tode gern etwas abgewinnen. Ich habe da ein wenig hineingeschaut. Aber beim besten Willen kann ich nichts finden, für das Telepathie, Unterbewußtsein und Emanation aus dem Warenhaus dieser Welt nicht ebensogut herhalten können. Ich wünschte, ich könnte es! Der Wunsch ist zwar Vater des Gedankens, erbringt aber doch keinen Beweis.“ Holly hatte nochmals ihre Lippen auf seine Stirn gepreßt und meinte, seine Theorie, daß alle Materie Geist würde, bestätigt zu sehen — seine Stirn fühlte sich so unkörperlich an.

Aber die lebhafteste Erinnerung dieses kurzen Besuches war die unbemerkte Beobachtung ihrer Stiefmutter, die einen Brief von Jon las. Es war entschieden der reizendste Anblick, den sie je gehabt. In den Brief ihres Jungen vertieft, stand Irene an einem Fenster, wo das Licht auf ihr Gesicht und das schöne graue Haar fiel; ihre Lippen bewegten sich lächelnd, ihre dunklen Augen lachten, leuchteten, und die Hand, die den Brief nicht hielt, war an die Brust gepreßt. Dieses Bild vollkommener Liebe gab Holly die Überzeugung, daß Jon nett sein mußte. Als sie ihn mit einer Ledertasche in jeder Hand vom Bahnhof kommen sah, war sie in ihrer Vorahnung bestärkt. Er war Jolly, diesem längst verlorenen Idol ihrer Kindheit, ein wenig ähnlich, aber der Blick war lebhafter und sein Wesen weniger förmlich, die Augen tiefer und das Haar heller, denn er trug keinen Hut; im ganzen genommen ein sehr interessanter ‚kleiner‘ Bruder! Seine schüchterne Höflichkeit entzückte sie, die an Sicherheit im Benehmen der Jugend gewöhnt war; er war verwirrt, weil sie ihn nach Hause fahren wollte, anstatt daß er sie fuhr. Sollte er es nicht versuchen? Sie hätten seit dem Kriege allerdings kein Auto in Robin Hill, und er sei nur einmal gefahren und auf einer Böschung gelandet, also brauche sie nichts gegen den Versuch zu haben. Sein leises, ansteckendes Lachen war sehr anziehend. Als sie zu Hause anlangten, zog er einen zerknüllten Brief hervor, den sie las, während er sich wusch — einen ganz kurzen Brief, den zu schreiben ihren Vater wohl viel Überwindung gekostet haben mußte.

„Meine Liebe! Du und Val werden, hoffe ich, nicht vergessen, daß Jon nichts von der Familiengeschichte weiß. Seine Mutter und ich denken, daß er jetzt noch zu jung dazu ist. Der Junge ist sehr lieb und ihr Augapfel. Verbum sapientibus. Dein Dich liebender Vater

J.F.’

Das war alles; aber es erneute in Holly ein unbehagliches Bedauern, daß Fleur kommen sollte. Nach dem Tee erfüllte sie sich selbst ihren Wunsch und nahm Jon mit auf die Anhöhe. Sie hatten ein langes Gespräch, während sie dort über einer alten Kreidegrube saßen, die ganz mit Brombeeren und Labkraut überwachsen war. Milchwurz und Leberkraut besternt den grünen Abhang, die Lerchen sangen und die Amseln im Gebüsch, und dann und wann kreiste eine Möwe, die an Land flog, sehr weiß am verblässenden Himmel, wo der ferne Mond aufging. Ein köstlicher Wohlgeruch wehte zu ihnen herüber, als liefen unsichtbare kleine Wesen umher, die Duft aus Blättern und Gräsern traten. Jon, der ganz verstummt war, sagte plötzlich: „Es ist wundervoll hier! Nichts, das stören könnte. Möwenflug und Schafglocken — —“ „Möwenflug und Schafglocken! Du bist ein Dichter, mein Lieber!“ Jon seufzte. „Du lieber Himmel! Wo denkst du hin!“ „Versuche es! Ich tat es auch in deinem Alter.“ „Wirklich? Mutter sagt auch: ‚Versuche es!‘; aber ich bin so faul. Kannst du mir etwas von deinen Gedichten zeigen?“ „Mein Lieber“, erwiderte Holly, „ich bin neunzehn Jahre verheiratet. Ich schrieb nur Verse, als ich wünschte, es zu sein.“ „Ach!“ sagte Jon und wandte das Gesicht ab: die eine Wange, die sie sehen konnte, war von köstlicher Farbe. Hatte Jon sich wohl schon die Finger verbrannt, wie Val es nennen würde? Schon? Wenn es so war, desto besser, dann würde er Fleur nicht beachten. Überdies sollte er am Montag mit der Landwirtschaft beginnen. Und sie lächelte. War es Burns, der hinter dem Pfluge hergegangen war, oder nur Piers Plowman? Fast jeder junge Mann und die meisten jungen Mädchen waren heutzutage Dichter, nach der Anzahl ihrer Bücher zu urteilen, die sie draußen in Südafrika gelesen hatte; und auch ganz gute, viel bessere, als sie selbst gewesen waren! Aber die Poesie war seit ihrer Zeit eigentlich erst mit den — Automobilen gekommen. Nach Tisch noch ein langes Gespräch, bei einem Holzfeuer, in der niedrigen Halle, und es schien wenig übrigzubleiben, das sie von Jon nicht wußte, ausgenommen einiges von wirklicher Wichtigkeit. Holly trennte sich an seiner Schlafzimmertür von ihm, nachdem sie zweimal nachgesehen, ob er alles hatte, und war überzeugt, daß sie ihn lieb gewinnen und Val ihn gern mögen würde. Er war eifrig, aber nicht überströmend; er war ein glänzender Zuhörer, sympathisch, verschwiegen über sich selbst. Er liebte offenbar ihren Vater und betete seine Mutter an. Er liebte Reiten, Rudern und Fechten mehr als Spiele. Er rettete Motten aus der Flamme und konnte Spinnen nicht



vertragen, trug sie aber lieber in einem Stückchen Papier hinaus, als daß er sie tötete. Mit einem Wort, er war liebenswürdig. Sie ging schlafen mit dem Gedanken, daß er furchtbar leiden würde, wenn jemand ihn verletzte; aber wer sollte ihn verletzen?

Jon dagegen saß wach mit einem Stück Papier und einem Bleistift in der Hand am Fenster und schrieb sein erstes ‚wirkliches Gedicht‘ beim Licht einer Kerze, weil nicht Mondlicht genug war, um dabei zu sehen, nur genug, die Nacht unwirklich und wie in Silber getaucht erscheinen zu lassen. Just die Nacht, für Fleur zu wandern und sich umzuschauen und weiterzugehen—über die Hügel und weit, weit fort. Und Jon, die offene, freie Stirn in tiefen Falten, machte Zeichen auf das Papier und rieb sie wieder aus, um sie abermals aufzuschreiben, und tat alles, was für die Vollendung eines Kunstwerks notwendig ist; und er hatte ein Gefühl, wie die Frühlingswinde es haben müssen, wenn sie ihren ersten Sang unter den kommenden Blüten versuchen. Jon war einer jener Knaben (es gibt nicht viele), in denen eine von Haus aus eingepfote Schönheitsliebe das Schulleben überdauert. Er hatte es natürlich in sich verschließen müssen, so daß nicht einmal sein Zeichenlehrer etwas davon wußte; aber es war da, lebte stolz und rein in ihm. Und sein Gedicht kam ihm so lahm und gekünstelt vor wie die Nacht beschwingt. Aber er behielt es trotzdem. Es war ‚Torheit‘, doch besser denn nichts, als Ausdruck des Unaussprechlichen. Und beinahe niedergeschlagen dachte er: ‚Ich werde es Mutter nicht zeigen können‘. Als er, überwältigt von allem Neuen, endlich einschlief, schlief er entsetzlich gut.

## SIEBENTES KAPITEL

### FLEUR

Um das peinliche von Fragen zu vermeiden, die nicht beantwortet werden konnten, war Jon nichts weiter gesagt worden als: „Es kommt ein junges Mädchen am Ende der Woche mit Val heraus.“ Aus demselben Grunde war alles, was Fleur gesagt wurde: „Es wohnt ein junger Mann bei uns.“ Die beiden Jährlinge, wie Val sie in seinen Gedanken nannte, trafen sich daher auf eine Weise, die an Unvorbereitetsein nichts zu wünschen übrigließ. Holly stellte sie einander so vor: „Dies ist Jon, mein kleiner Bruder; Fleur ist eine Kusine von uns, Jon.“

Jon, der durch die hohe Glastür aus starkem Sonnenlicht hereinkam, war von dem unvorhergesehenen Wunder so betroffen, daß er Zeit gewann, Fleur ruhig sagen zu hören: ‚Oh, sehr angenehm!‘, als wenn er sie nie gesehen hätte, und undeutlich aus der denkbar schnellsten kleinen Bewegung ihres Kopfes zu verstehen, daß er sie gesehen hatte. Er neigte sich daher ganz trunken über ihre Hand und war schweigsamer als das Grab. Er hütete sich zu sprechen. Einmal in seiner frühesten Kindheit, als er lesend bei einem Nachtlcht überrascht wurde, hatte er töricht gesagt: ‚Ich habe nur die Blätter umgewendet, Mama‘, und seine Mutter hatte erwidert: ‚Jon, sage nie eine Lüge, deines Gesichts wegen — niemand wird sie dir je glauben.‘

Dieser Ausspruch hatte für immer das notwendige Vertrauen zu dem Erfolg der gesprochenen Unwahrheit untergraben. Er hörte daher Fleurs gewandte und lebhaftete Bemerkung darüber, wie hübsch sie alles finde, mit an, versah sie mit Gebäck und Marmelade und entfernte sich, sobald es ging. Man sagt, daß man im Delirium tremens einen vorzugsweise dunklen, bestimmten Gegenstand sehe, der plötzlich Gestalt und Lage verändert. Jon sah den bestimmten Gegenstand; er hatte dunkle Augen und ziemlich dunkles Haar, und er änderte seine Lage, aber nie die Gestalt. Das Bewußtsein, daß zwischen ihm und dem Gegenstand bereits ein geheimes Einverständnis bestand (wie unmöglich es auch zu verstehen war), durchzitterte ihn so, daß er fieberhaft wartete und sein Gedicht abzuschreiben begann — das er ihr natürlich nie zu zeigen wagen würde —, bis der Klang von Pferdehufen ihn weckte und er vom Fenster aus Val mit ihr fortreiten sah. Es war klar, daß sie keine Zeit vergeudete, aber der Anblick schmerzte ihn. Er vergeudete die seine. Wäre er in seiner furchtbaren Erregung nicht davongelaufen, hätten sie ihn vielleicht aufgefordert, mitzukommen. Und von seinem Fenster aus beobachtete er ihr Verschwinden, sah sie auf der Straße wieder erscheinen und noch einmal für eine Minute klar am Rande der Hügelkette auftauchen. ‚Alberner Tropf!‘ dachte er; ‚ich versäume immer die Gelegenheit.‘ Weshalb konnte er nicht Selbstvertrauen haben und bereit sein? Er legte sein Kinn auf die Hand und stellte sich den Ritt vor, den er mit ihr hätte machen können. Fünf Tage waren nur fünf Tage, und nun hatte er drei Stunden davon versäumt. Gab es irgend jemand außer ihm, der solch ein Dummkopf gewesen wäre wie er? Er kannte keinen.

Er kleidete sich früh zu Tisch an und war zuerst unten. Er wollte

nichts mehr versäumen. Aber er vermißte Fleur, die zuletzt herunterkam. Er saß ihr bei Tische gegenüber, und es war furchtbar — unmöglich, etwas zu sagen, aus Furcht, das Falsche zu sagen; unmöglich, sie unbefangen anzuschauen; unmöglich, sie, mit der er im Geiste schon über alle Berge und weit fort gewesen, normal zu behandeln; in dem Bewußtsein dazu, die ganze Zeit, daß er ihr und allen andern wie ein stummer Tölpel vorkommen mußte. Ja, es war entsetzlich! Und sie sprach so sicher — schwebte leichtbeschwingt hierhin und dorthin. Wunderbar, wie sie eine Kunst beherrschte, die er so gräßlich fand. Sie mußte ihn in der Tat für hoffnungslos halten! Die Augen seiner Schwester, die mit einigem Erstaunen auf ihn gerichtet waren, nötigten ihn schließlich, Fleur anzublicken; aber sofort schienen ihre Augen, sehr eifrig und sehr weit geöffnet, zu sagen: „Um Gottes willen!“ und zwangen ihn, Val anzusehen, dessen Grinsen ihn wieder zwang, auf sein Kotelett zu blicken, das wenigstens keine Augen und kein Grinsen hatte, und es hastig zu verzehren. „Jon ist im Begriff, Landwirt zu werden“, hörte er Holly sagen; „Landwirt und Dichter.“ Er blickte vorwurfsvoll auf, sah ein komisches Hochziehen ihrer Brauen wie das ihres Vetters, lachte und fühlte sich besser.

Val erzählte den Vorfall mit Monsieur Profond, und nichts hätte günstiger sein können, denn während er erzählte, sah er Holly an, die wieder ihn ansah, während Fleur mit leisem Stirnrunzeln irgendeinen eigenen Gedanken zu betrachten schien und Jon endlich sie anschauen konnte. Sie hatte ein weißes Kleid an, das sehr einfach und gut gemacht war; ihre Arme waren bloß, und in ihrem Haar steckte eine weiße Rose. In diesem raschen Augenblick freien Anschauens nach so intensivem Unbehagen sah Jon sie verklärt wie einen schlanken weißen Obstbaum, den man im Dunkeln sieht, empfand sie wie den Vers eines Gedichts, der im Geist vor einem aufblitzt, oder einen Ton, der in weiter Ferne verhallt. Er hätte gar zu gern gewußt, wie alt sie war — sie schien so viel selbstbewußter und erfahrener als er. Weshalb durften sie nicht sagen, daß sie sich getroffen hatten? Er erinnerte sich plötzlich des Gesichts seiner Mutter, das bestürzt war, verletzt aussah, als sie antwortete: „Ja, es sind Verwandte, aber wir kennen sie nicht.“ Unmöglich, daß seine Mutter, die Schönheit liebte, Fleur nicht bewundern sollte, wenn sie sie kannte!

Als er nach Tisch mit Val allein blieb, nippte er ehrfurchtsvoll an dem Portwein und antwortete auf die Vorschläge seines neugewon-

nenen Schwagers. Zum Reiten (immer das erste, was bei Val in Betracht kam) könnte er den jungen Chestnut haben, ihn selbst satteln und absatteln und nach ihm sehen, wenn er ihn hereinbrachte. Jon sagte, daß er von zu Haus an all das gewöhnt sei, und sah, daß er in der Achtung seines Wirtes um eine Stufe höher gestiegen war. „Fleur“, sagte Val, „kann noch nicht gut reiten, aber sie ist kühn. Ihr Vater natürlich kann ein Pferd nicht von einem Wagenrad unterscheiden. Reitest dein Papa?“ „Er pflegte es zu tun; aber jetzt ist er — du weißt, er ist —“ Er hielt inne, denn er haßte das Wort ‚alt‘ so. Sein Vater war alt und doch nicht alt; nein — nie! „Ja, ja“, sagte Val. „Ich kannte deinen Bruder von Oxford her, vor langer Zeit, den, der im Burenkrieg starb. Wir hatten einen Kampf im Garten des New College. Das war eine sonderbare Geschichte“, fügte er nachdenklich hinzu; „es zog vieles nach sich.“ Jons Augen öffneten sich weit; alles drängte ihn zu historischer Untersuchung, als die Stimme seiner Schwester sanft von der Tür her sagte: „Kommt doch her, ihr beiden“, und er erhob sich, da sein Herz ihn zu etwas drängte, das viel mehr zeitgemäß war.

Nachdem Fleur erklärt hatte, daß es ‚einfach zu wundervoll wäre, um drinnen zu bleiben‘, gingen sie alle hinaus. Das Mondlicht machte den Tau frösteln, und eine alte Sonnenuhr warf einen langen Schatten. Zwei Buchsbaumhecken im rechten Winkel, breit und dunkel, sperrten den Obstgarten ab. Fleur ging durch die Öffnung und rief: „Kommen Sie mit!“ Jon blickte auf die andern und folgte. Sie lief wie ein Geist zwischen den Bäumen. Alles war lieblich und wie Schaum über ihr, und es roch nach alten Baumstämmen und nach Nessel. Sie verschwand. Er dachte, daß er sie verloren hatte, aber da rannte er sie beinah um, da sie ganz still dastand. „Ist das nicht herrlich?“ rief sie, und Jon erwiderte: „Sehr!“ Sie streckte die Hand aus, zupfte eine Blüte ab, drehte sie zwischen den Fingern und sagte: „Ich darf Sie doch Jon nennen, nicht wahr?“ „Selbstverständlich.“ „Gut denn! Aber Sie wissen doch, daß da eine Fehde zwischen unseren Familien ist?“ „Eine Fehde?“ stammelte Jon, „weshalb?“ „Das ist ja eben so romantisch und albern. Deshalb tat ich, als kennen wir uns nicht. Wollen wir morgen früh aufstehen und vor dem Frühstück einen Spaziergang machen und uns über alles aussprechen? Ich hasse es, etwas aufzuschieben, Sie nicht auch?“ Jon stimmte begeistert zu. „Sechs Uhr also. Ich finde Ihre Mutter entzückend.“ Jon sagte feurig: „Ja, das ist sie.“ „Ich liebe alles Schöne“, fuhr Fleur fort, „wenn es aufregend ist. Aber Griechisches mag ich gar nicht.“



„Wie! Nicht Euripides?“ „Euripides? Ach! Nein! Ich mag griechische Stücke nicht leiden; sie sind so lang. Ich finde, man muß Schönheit immer rasch genießen. Ich sehe mir zum Beispiel gern ein Bild an und laufe dann davon. Ich vertrage nicht so viele Dinge auf einmal. Sehen Sie!“ Sie hielt ihre Blüte in das Mondlicht. „Das ist besser als der ganze Garten, finde ich.“ Und plötzlich ergriff sie mit der andern Hand die seine. „Finden Sie nicht, daß von allem in der Welt Vorsicht das Schrecklichste ist? Riechen Sie das Mondlicht!“ Sie hielt ihm die Blüte dicht vors Gesicht. Jon pflichtete taumelig bei, daß von allem in der Welt Vorsicht das Schrecklichste sei, beugte sich vor und küßte die Hand, die die seine hielt. „Das ist hübsch und altmodisch“, sagte Fleur gelassen. „Sie sind furchtbar schweigsam, Jon. Aber ich liebe Schweigen, wenn es nicht lange dauert.“ Sie ließ seine Hand los. „Glaubten Sie, daß ich mein Taschentuch absichtlich fallen ließ?“ „Nein!“ rief Jon ganz entrüstet. „Aber ich tat es natürlich. Jetzt wollen wir zurück, sonst denken sie, wir tun dies auch absichtlich.“ Und wieder rannte sie wie ein Geist unter die Bäume. Jon folgte ihr, mit Liebe im Herzen, Frühling im Herzen, und über allem die mondbeschiedene, weiße unirdische Blüte. Sie kamen heraus, wo sie hineingegangen waren, Fleur jetzt ernst und gesetzt. „Es ist wundervoll da drinnen“, sagte sie träumerisch zu Holly. Jon bewahrte Schweigen in der leisen Hoffnung, Anerkennung bei ihr zu finden. Sie sagte ihm flüchtig und ernst gute Nacht, was ihm das Gefühl gab, geträumt zu haben...

In ihrem Schlafzimmer hatte Fleur ihr Kleid abgeworfen, und in ein formloses Gewand gehüllt, die weiße Blume noch im Haar, sah sie aus wie eine Mousmé, als sie da mit untergeschlagenen Beinen auf ihrem Bette saß und bei Kerzenlicht schrieb.

„Liebste Cherry! Ich glaube, ich bin verliebt. Es sitzt mir im Halse, nur ist das Gefühl eigentlich tiefer unten. Er ist ein entfernter Vetter — ein solches Kind, etwa sechs Monate älter und zehn Jahre jünger als ich. Jungens verlieben sich immer in Frauen, die älter sind als sie, und Mädchen in jüngere oder in alte Männer von vierzig. Lache nicht, aber seine Augen sind die treuesten, die ich je gesehen; und er ist göttlich schweigsam! Wir hatten eine höchst romantische erste Begegnung unter der Juno von Vospovitsch. Und jetzt schläft er im Nebenzimmer, und der Mondschein fällt auf die Blüten, und morgen früh, bevor jemand auf ist, machen wir einen Spaziergang ins Hügel-märchenland. Es ist eine Fehde in unseren Familien, die alles sehr

aufregend macht. Ja! und ich werde wohl Vorwände brauchen und dich um Einladungen bitten — wenn es so kommt, wirst du wissen warum! Mein Vater wünscht nicht, daß wir uns kennen, aber da kann ich ihm nicht helfen. Das Leben ist kurz. Er hat die entzückendste Mutter mit silbrigem Haar und einem jungen Gesicht mit dunkeln Augen. Ich bin bei seiner Schwester zum Besuch — die meinen Vetter geheiratet hat; es ist alles sehr verwickelt, aber ich werde sie morgen auspumpen. Wir haben oft darüber gesprochen, daß Liebe ein Spielverderber ist; aber das ist alles Unsinn, es ist der Anfang eines Spieles, und je eher du sie fühlst, meine Liebe, desto besser für dich.

Jon (nicht einfach so geschrieben, sondern Abkürzung für Jolyon, ein Name, der in unserer Familie üblich ist, wie man sagt) gehört zu denen, die leicht entflammt sind und dann verlöschen, ist etwa fünf Fuß zehn, noch im Wachsen, und ich glaube, er wird ein Dichter. Wenn du über mich lachst, bin ich für immer fertig mit dir. Ich sehe allerlei Schwierigkeiten, aber du weißt, wenn ich wirklich etwas haben will, bekomme ich es. Eine der Haupteinwirkungen der Liebe ist, daß man die Luft gewissermaßen bewohnt sieht, wie man ein Gesicht im Mond sieht; und man fühlt sich — fühlt sich wirblig und sanft zu gleicher Zeit, mit einer seltsamen Empfindung gerade über dem Leibchen — als atme man fortwährend den Duft von Orangenblüten ein. Dies ist meine erste, und ich habe das Gefühl, als werde es meine letzte sein, was natürlich sinnlos wäre bei all den Gesetzen der Natur und Moral. Wenn du mich verspottest, erschlage ich dich, und wenn du es irgend jemand sagst, verzeihe ich es dir nie. Ich weiß noch gar nicht, ob ich diesen Brief abschicken soll. Jedenfalls will ich es erst überschlafen. Also gute Nacht! Ach! meine Cherry —!

Deine Fleur.'

## ACHTES KAPITEL

### IDYLL IM GRAS

Als die beiden jungen Forsytes aus dem Heckenweg traten und sich ostwärts der Sonne zuwandten, war kein Wölkchen am Himmel, und die Hügel waren sehr tauig. Sie waren den Abhang rasch heraufgekommen und ein wenig außer Atem; wenn sie irgend etwas zu sagen hatten, sagten sie es nicht, sondern marschierten in der frühen

Ungemütlichkeit eines frühstücklosen Morgens beim Gesang der Lerchen weiter. Das Hinausstehen war ein Spaß gewesen, aber mit der Freiheit draußen schwand das Gefühl der Heimlichkeit und machte einer gewissen Stumpfheit Platz. „Wir haben einen blühenden Unsinn gemacht“, sagte Fleur, als sie eine halbe Meile gegangen waren. „Ich bin hungrig.“ Jon holte eine Tafel Schokolade hervor. Sie teilten sie, und ihre Zungen lösten sich. Sie sprachen über die Art ihres Lebens zu Haus und ihre Kindheit, die auf diesen einsamen Höhen etwas faszinierend Unwirkliches erhielt. Nur ein fester Punkt in Jons Vergangenheit blieb – seine Mutter, ein fester Punkt in Fleurs – ihr Vater; und von diesen Gestalten, die sie mit mißbilligenden Gesichtern in der Ferne zu sehen meinten, sprachen sie wenig.

Von dem welligen Hügelland aus war ein Schimmer der fernen See zu erkennen, ein Falke schwebte mitten in der Sonne, so daß das blutgenährte Braun der Flügel beinah rot leuchtete. Jon hatte eine Leidenschaft für Vögel und die Fähigkeit, sehr still dazusitzen, um sie zu beobachten; mit seinem scharfen Blick und dem guten Gedächtnis für alles, was ihn interessierte, war es schon der Mühe wert, ihn über Vögel sprechen zu hören. Aber hier gab es keine – der große Buchentempel in Chanctonbury Ring war ohne Leben und beinah frostig zu dieser frühen Stunde; sie waren froh, als sie am andern Ende wieder in die Sonne hinaustraten. Jetzt war Fleur an der Reihe. Sie sprach von Hunden und der Art, wie die Menschen sie behandelten. Nannte es boshaft, sie an die Kette zu legen! Sie hätte Leute, die es taten, am liebsten durchgepeitscht. Jon war erstaunt, sie so human zu sehen. Sie schien einen Hund zu kennen, den irgendein Farmer in der Nähe ihres Hauses bei jedem Wetter am Ende seiner Hühnerstiege ankettete, bis er vom Bellen beinah seine Stimme verloren hatte! „Und das Elend ist“, sagte sie heftig, „daß, wenn das arme Tier nicht jeden anbellte, der vorbeikommt, sie es gar nicht halten würden. Ich finde, die Menschen sind tückische Bestien. Zweimal habe ich ihn losgemacht, heimlich, er hat mich beide Male beinah gebissen, dann aber ist er fast toll vor Freude; schließlich jedoch rennt er immer wieder nach Haus, und man kettet ihn aufs neue an. Wenn es nach mir ginge, würde ich den Mann anketten.“ Jon sah ihre Zähne und ihre Augen blitzen. „Man müßte ihm das Wort ‚Bestie‘ in die Stirn einbrennen, das wäre eine Lehre für ihn!“

Jon stimmte ihr darin bei, daß es ein gutes Heilmittel wäre. „Der Sinn für Besitz“, sagte er, „bringt die Leute dazu, sie anzuketten. Die letzte Generation dachte an nichts als an Besitz, und daher kam

auch der Krieg.“ „Ach!“ sagte Fleur, „daran dachte ich nie. Ihre Familie und die meine hatten einen Streit eines Besitztums wegen. Und wir haben doch alle schließlich eins — wenigstens denke ich, die Ihren auch.“ „O ja! glücklicherweise; ich glaube nicht, daß ich dazu tauge, Geld zu verdienen.“ „Wenn es so wäre, glaube ich nicht, daß ich Sie gern hätte.“ Jon schob seine Hand zitternd unter ihren Arm. Fleur blickte gerade vor sich hin und sang:

„Jon, Jon, the farmer's son,  
stole a pig, and away he run!“

Jons Arm stahl sich um ihre Taille. „Das kommt ziemlich plötzlich“, sagte Fleur ruhig, „tun Sie das oft?“ Jon ließ den Arm sinken. Doch als sie lachte, stahl sein Arm sich wieder zurück; und Fleur begann zu singen:

„O who will o'er the downs so free,  
O who will with me ride?  
O who will up and follow me — — —“

„Singen Sie, Jon!“ Jon sang. Die Lerchen stimmten mit ein, die Schafglocken und eine frühe Morgenkirche in der Ferne. Sie fuhren fort, Lied um Lied zu singen, bis Fleur sagte: „Mein Gott! Jetzt bin ich hungrig!“ „Oh! Das tut mir leid!“ Sie schaute ihm ins Gesicht. „Jon, Sie sind eigentlich ein reizender Mensch.“ Und sie preßte seine Hand an ihre Taille. Jon taumelte fast vor Glückseligkeit. Ein gelbweißer Hund, der einen Hasen jagte, scheuchte sie auseinander. Sie beobachteten die beiden und sahen sie den Abhang hinunter verschwinden, bis Fleur mit einem Seufzer sagte: „Er wird ihn nie fangen, Gott sei Dank! Wieviel Uhr ist es? Meine steht. Ich ziehe sie nie auf.“ Jon sah auf seine Uhr. „Herrgott!“ sagte er, „meine steht auch.“

Sie gingen wieder weiter, aber nur Hand in Hand. „Wenn das Gras trocken ist“, sagte Fleur, „wollen wir uns für eine halbe Minute hinsetzen.“ Jon zog seinen Rock aus, und sie teilten sich darein. „Riechen Sie! Wahrhaftig, wilder Thymian!“ Mit dem Arm wieder um ihre Taille, saßen sie einige Minuten still da. „Wir sind ja Schafe!“ rief Fleur und sprang auf; „wir werden furchtbar viel zu spät kommen und so albern aussehen, daß sie aufmerksam werden müssen. Also, Jon! Wir gingen nur aus, um uns Appetit zum Frühstück zu machen, und verirrten uns. Verstehen Sie?“ „Ja“, sagte Jon. „Im Ernst, sonst machen sie der ganzen Sache ein Ende. Können Sie



gut lügen?“ „Ich glaube nicht sehr, aber ich will es versuchen.“ Fleur runzelte die Stirn. „Wissen Sie, ich merke, sie wollen nicht, daß wir Freunde werden“, sagte sie. „Weshalb nicht?“ „Ich sagte Ihnen, weshalb.“ „Aber das ist töricht.“ „Ja, aber Sie kennen meinen Vater nicht.“ „Ich denke, er liebt Sie schrecklich.“ „Sehen Sie, ich bin sein einziges Kind. Und Sie ebenfalls — das Ihrer Mutter. Ist es nicht eine langweilige Geschichte? Man erwartet so viel von einem. Und in der Zeit, bis sie mit dem Erwarten fertig sind, ist man so gut wie tot.“ „Ja“, murmelte Jon, „das Leben ist verdammt kurz. Man möchte ewig leben und alles wissen.“ „Und jeden lieben?“ „Nein“, rief Jon; „ich möchte nur einmal lieben — Sie.“ „In der Tat! Sie machen Fortschritte! Oh! Sehen Sie! Da ist die Kreidegrube; wir können jetzt nicht mehr weit sein. Lassen Sie uns laufen.“ Jon folgte ihr, er war in schrecklicher Angst, daß er sie beleidigt haben könnte.

Die Kreidegrube war voll Sonnenschein und Bienengesumm. Fleur warf ihr Haar zurück. „Für alle Fälle, Jon“, sagte sie, „können Sie mir einen Kuß geben“, und hielt ihm die Wange hin. Und mit Ekstase küßte er die heiße weiche Wange. „Also vergessen Sie nicht! Wir verirrt uns; und überlassen Sie mir alles, wenn Sie können. Ich werde ziemlich scheußlich gegen Sie sein; es ist sicherer; versuchen Sie auch scheußlich zu mir zu sein!“ Jon schüttelte den Kopf. „Das ist unmöglich.“ „Nur mir zu Gefallen; bis fünf Uhr wenigstens.“ „Jeder wird dahinterkommen“, sagte Jon düster. „Machen Sie es nur, so gut Sie können. Sehen Sie! Da sind sie! Winken Sie mit Ihrem Hut! Ach, Sie haben ja keinen. Na, dann werde ich pfeifen! Gehen Sie etwas weiter von mir fort und sehen Sie mürrisch aus!“ Fünf Minuten später, als sie ins Haus traten und er versuchte, so düster wie möglich auszusehen, hörte Jon ihre klare Stimme im Speisezimmer: „Oh! Ich habe einen Heißhunger! Er will Landwirt werden — und verirrt sich. Der Junge ist ein Idiot!“

## NEUNTES KAPITEL

### GOYA

Das Frühstück war vorüber, und Soames ging hinauf in die Bildergalerie in seinem Hause bei Mapledurham. Er war, was Annette ‚verstimmt‘ nannte. Fleur war noch nicht zu Haus. Sie war am Mittwoch erwartet worden, hatte aber gedrahtet, daß es Freitag werden

würde, und am Freitag, daß sie bis Samstag nachmittag fortbleiben werde; und nun waren ihre Tante und ihre Kusine, die Cardigans, und dieser Belgier Prosper Profond da, aber alles atmete Leere ohne sie. Er stand vor seinem Gauguin — der wundeste Punkt seiner Sammlung. Er hatte das große häßliche Ding mit zwei frühen Matisse vor dem Kriege gekauft, weil so viel Wesens von diesen Nach-Impressionisten gemacht worden war. Er hätte gern gewußt, ob Profond sie ihm abnehmen würde — der Mensch schien nicht zu wissen, was er mit seinem Gelde anfangen sollte —, als er plötzlich die Stimme seiner Schwester sagen hörte: „Ich finde das Bild scheußlich, Soames“, und sah, daß Winifred ihm gefolgt war. „So! wirklich?“ sagte er trocken; „ich gab fünfhundert dafür.“ „Denke dir! Frauen sehen nicht so aus wie diese hier, auch nicht, wenn es schwarze sind.“ Soames lachte bitter auf. „Du kamst doch nicht herauf, mir das zu sagen?“ „Nein. Weißt du, daß Jolyons Junge bei Val und seiner Frau wohnt?“ Soames drehte sich nach ihr um. „Wie?“ „Ja“, sagte Winifred gedehnt; „er lebt bei ihnen, während er die Landwirtschaft erlernt.“

Soames hatte sich abgewandt, aber ihre Stimme verfolgte ihn, als er auf und nieder ging. „Ich warnte Val, zu einem von beiden über die alten Geschichten zu sprechen.“ „Weshalb sagtest du es mir nicht vorher?“ Winifred hob ihre vollen Schultern. „Fleur tut, was sie will. Du hast sie immer verwöhnt. Außerdem, lieber Junge, was schadet es denn?“ „Schadet?“ murmelte Soames, „nun, sie —“ Er verstummte. Die Juno, das Taschentuch, Fleurs Augen, ihre Fragen, und nun der Aufschub ihrer Rückkehr — die Symptome schienen ihm so düster, daß er, seiner Natur getreu, nicht davon loskam. „Ich finde deine Vorsicht übertrieben“, sagte Winifred, „wenn ich du wäre, würde ich ihr von der alten Geschichte erzählen. Es hat keinen Zweck, zu glauben, daß junge Mädchen in dieser Zeit sind, wie sie zu sein pflegten. Wo sie ihr Wissen hernehmen, kann ich nicht sagen, aber sie scheinen alles zu wissen.“ In Soames' ernstem Gesicht zuckte es krampfhaft, und Winifred fügte hastig hinzu: „Wenn du nicht gern darüber sprechen möchtest, könnte ich es für dich tun.“ Soames schüttelte den Kopf. Wenn es nicht durchaus notwendig war, verletzte der Gedanke, daß seine angebetete Tochter von dem alten Skandal erfahren sollte, seinen Stolz zu sehr. „Nein“, sagte er, „noch nicht. Nie, wenn es nach mir ginge.“ „Unsinn, mein Lieber. Denke daran, wie die Leute sind!“ „Zwanzig Jahre sind eine lange Zeit“, murmelte Soames, „wer außer unserer Familie erinnert sich wohl

noch der Sache?“ Winifred schwieg. Sie neigte immer mehr zu dem Frieden und der Ruhe, um die Montague Dartie sie in ihrer Jugend gebracht hatte. Und da Bilder sie immer bedrückten, ging sie bald wieder hinunter.

Soames ging in die Ecke, wo nebeneinander sein echter Goya und die Kopie der Freske ‚La Vendimia‘ hingen. Seine Erwerbung des echten Goya illustrierte wunderbar das Spinnennetz festbegründeter Interessen und Leidenschaften, in dem die schimmernde Fliege Menschenleben sich verfängt. Der Vorfahr des vornehmen Eigentümers des echten Goya war während eines spanischen Krieges in dessen Besitz gekommen — es war mit andern Worten eine Beute. Allein der vornehme Besitzer hatte nichts von seinem Wert gewußt, bis ein findiger Kritiker in den neunziger Jahren entdeckte, daß ein spanischer Maler namens Goya ein Genie war. Es war nur ein mäßiger Goya, aber beinahe der einzige in England, und der vornehme Besitzer wurde bekannt. Da er im Besitz vieler Bilder war und auch die aristokratische Kultur besaß, die unabhängig von bloßem sinnlichem Vergnügen daran dem gesünderen Grundsatz huldigt, daß man alles kennen und großes Interesse am Leben haben müsse, war er entschlossen, ein Werk, das zu seinem Ruhm beitrug, zu behalten, solange er lebte, und es der Nation zu überlassen, wenn er tot war. Zu Soames' Glück war das House of Lords im Jahre 1909 heftig angegriffen worden, und der vornehme Besitzer war beunruhigt und zornig. ‚Wenn‘, sagte er sich, ‚wenn sie glauben, es auf diese Weise zu bekommen, irren sie sich sehr. Solange sie mir den ruhigen Genuß lassen, soll die Nation nach meinem Tode einige meiner Bilder erhalten. Fängt sie aber an, gegen mich zu hetzen und mich dergestalt zu berauben, so hol' mich der Teufel, wenn ich die ganze Geschichte nicht — verkaufe. Sie können nicht mein Privateigentum verlangen und meine patriotische Gesinnung obendrein.‘ So grübelte er mehrere Monate darüber, bis er eines Morgens, nachdem er die Rede eines gewissen Staatsmannes gelesen, an seinen Agenten telegraphierte, zu ihm zu kommen und Bodkin mitzubringen. Als er die Sammlung besichtigte, sagte Bodkin, dessen Urteil über Marktwerte damals mehr gesucht war als das irgendeines andern, daß man, wenn sie freihändig nach Amerika, Deutschland oder anderen Plätzen, wo ein Interesse für Kunst vorhanden war, verkauft würden, viel mehr Geld damit verdienen könnte, als wenn man sie in England verkaufte. Die patriotische Gesinnung des vornehmen Besitzers sei bekannt, sagte er, aber die Bilder wären einzig in ihrer Art. Der vor-

nehme Besitzer schrieb das in den Schornstein und wartete ein Jahr. Am Ende dieser Zeit las er eine andere Rede desselben Staatsmannes, und telegraphierte an seinen Agenten: „Lassen Sie Bodkin freie Hand.“ Zu diesem kritischen Zeitpunkt aber hatte Bodkin den Gedanken gefaßt, der den Goya und zwei andere Bilder, die einzig in ihrer Art waren, für das Vaterland des vornehmen Besitzers rettete. Mit einer Hand bot Bodkin die Bilder dem fremden Markt an, mit der andern machte er eine Liste der britischen Privatsammler. Nachdem er die seiner Ansicht nach höchsten Angebote von Übersee erhalten hatte, übermittelte er Bilder und Angebote an die britischen Privatsammler und forderte sie auf, ihrer patriotischen Gesinnung gemäß zu überbieten. In drei Fällen (den Goya mit inbegriffen) von einundzwanzig gelang es ihm. Und warum? Einer der Privatsammler machte Knöpfe — er hatte so viele gemacht, daß er wünschte, seine Frau „Lady Knopf“ zu nennen. Er kaufte daher für einen hohen Preis eines der Bilder und schenkte es der Nation. Seine Freunde sagten, es sei einer seiner „gewöhnlichen Kniffe“. Der zweite der Privatsammler war amerikafeindlich und kaufte eins der Bilder, um die „verdammten Yankees zu ärgern“. Der dritte war Soames, der — nüchterner als die andern — nach einem Besuch in Madrid den Goya kaufte, weil er sicher war, daß er noch im Steigen war. Goya zwar war augenblicklich nicht im Schwange, aber das würde schon wiederkommen; und als er das Bildnis anschaute, das in seiner Schlichtheit an Hogarth, an Manet gemahnte, aber eine eigen leuchtende Schönheit in der Farbe besaß, war er vollkommen befriedigt, daß er sich nicht getäuscht hatte, obwohl der Preis sehr hoch gewesen — höher, als er je einen gezahlt. Und daneben hing die Kopie von „La Vendimia“. Da war sie — das böse kleine Ding — und sah sich träumerisch nach ihm um, wie er sie am meisten liebte, weil er sich so viel sicherer fühlte, wenn sie so aussah.

Er stand noch da, als der Duft einer Zigarre in seine Nase drang und eine Stimme sagte: „Nun, Mr. Forsyte, was werden Sie mit dieser kleinen Sammlung hier anfangen?“ Der Belgier, dessen Mutter — als wenn flämisches Blut noch nicht genügte — Armenierin gewesen war! Er unterdrückte eine natürliche Gereiztheit und sagte: „Verstehen Sie etwas von Bildern?“ „Nun, ich besitze selbst einige.“ „Nach-Impressionisten?“ „Ja — a, ich haben sie ziemlich gern.“ „Was halten Sie von diesem?“ sagte Soames und deutete auf den Gauguin. Monsieur schob seine Unterlippe und den spitzen Bart vor. „Sehr fein, finde ich“, sagte er; „wollen Sie es verkaufen?“ Soames unter-



drückte sein instinktives ‚Eigentlich nicht‘ — er wollte nicht feilschen mit dem Ausländer. „Ja“, sagte er. „Was wollen Sie dafür haben?“ „Was ich gab.“ „Gut“, sagte Monsieur Profond. „Ich freuen mich, das kleine Bild zu bekommen. Nach-Impressionisten — sie sind zwar völlig aus der Mode, aber sie sind amüsant. Ich machen mir nicht viel aus Bildern, aber ich besitzen einige, eben nur ein paar.“ „Woraus machen Sie sich denn etwas?“ Monsieur zuckte die Achseln. „Das Leben gleicht schrecklich einem Haufen von Affen, die nach leeren Nüssen haschen.“ „Sie sind jung“, sagte Soames. Wenn der Mann auch alles so verallgemeinerte, brauchte er doch nicht anzunehmen, daß es dem Besitz an Solidität mangelte! „Ich machen mir keine Gedanken darüber“, erwiderte Monsieur Profond lächelnd; „wir werden geboren, und wir sterben. Die halbe Welt verhungert. Ich füttern eine Menge kleiner Kinder im Lande meiner Mutter, aber welchen Zweck hat das? Ich könnte mein Geld ebensogut in die Themse werfen.“ Soames sah ihn an und kehrte zu seinem Goya zurück. Er wußte nicht, was der Mann eigentlich wollte. „Was für einen Scheck soll ich ausstellen?“ fuhr Monsieur Profond fort. „Fünfhundert“, sagte Soames kurz; „aber ich möchte nicht, daß Sie es nehmen, wenn Sie sich so gar nichts daraus machen.“ „Das tut nichts“, sagte Monsieur Profond, „ich werden glücklich sein, dies Bild zu besitzen.“ Er schrieb einen Scheck mit einer Füllfeder, die schwer vergoldet war. Soames beobachtete ihn unruhig. Wie in aller Welt hatte der Mann erfahren, daß er das Bild verkaufen wollte? Monsieur Profond reichte ihm den Scheck. „Die Engländer sind schrecklich komisch in bezug auf Bilder“, sagte er, „aber auch die Franzosen, und mein Volk ebenfalls. Sie sind alle furchtbar komisch darin.“ „Ich verstehe Sie nicht“, sagte Soames steif. „Es ist wie mit Hüten“, sagte Monsieur Profond rätselhaft, „klein oder groß, nach oben gebogen oder nach unten — wie die Mode es will. Furchtbar komisch.“ Und lächelnd verließ er die Galerie wieder, gediegen und blau wie der Rauch seiner ausgezeichneten Zigarre.

Soames hatte den Scheck genommen, doch in dem Gefühl, als sei der wahre Besitz in Frage gestellt. ‚Er ist Kosmopolit‘, dachte er, indem er Profond beobachtete, der mit Annette unter der Veranda auftauchte und über den Rasenplatz auf den Fluß zuschlenderte. Was seine Frau in dem Manne sah, begriff er nicht, wenn sie ihn nicht deshalb mochte, weil er ihre Sprache sprach; und es regte sich in Soames ein ‚kleiner‘ Zweifel, wie Monsieur sich ausgedrückt hätte, ob Annette nicht zu hübsch war, um mit einem solchen ‚Kosmopoliten‘

spazierenzugehen. Selbst in dieser Entfernung konnte er sehen, daß der blaue Rauch von Profonds Zigarre sich in dem stillen Sonnenschein kräuselte, er sah seine grauen Bocklederschuhe und seinen grauen Hut — der Mann war ein Dandy! Und er konnte die rasche Wendung des Kopfes seiner Frau sehen, der so aufrecht auf ihrem schönen Halse und ihren Schultern saß. Dies Wenden ihres Halses kam ihm immer ein wenig zu absichtlich vor und auffallend — nicht ganz vornehm. Er beobachtete sie, als sie den Weg am Ende des Gartens entlanggingen. Ein junger Mann im Flanellanzug schloß sich ihnen dort an — ein Sonntagsbesuch vermutlich vom Fluß unten. Er ging zurück zu seinem Goya. Er starrte noch auf dies Abbild Fleurs und ärgerte sich über Winifreds Bericht, als er die Stimme seiner Frau sagen hörte: „Mr. Michael Mont, Soames. Du ludst ihn ein, deine Bilder zu sehen.“ Es war der freundliche junge Mann aus der Galerie in der Cork Street. „Da bin ich, Sir, wie Sie sehen; ich wohne nur vier Meilen von Pangbourne. Ein schöner Tag, nicht wahr?“

Das war das Resultat seiner Übereilung! Soames musterte seinen Besucher. Der Mund des jungen Mannes war außerordentlich breit und beweglich — er schien immer zu grinsen. Weshalb ließ er den Rest dieses blödsinnigen kleinen Schnurrbarts, der ihm das Aussehen eines Varietéclowns gab, nicht wachsen? Was in aller Welt dachten sich die jungen Männer dabei, ihre Klasse durch diese Zahnbürsten oder kleinen dummen Bärtchen herabzusetzen? Ach! Diese affektirten jungen Idioten! In anderer Hinsicht war er ganz respektabel und sein Flanellanzug sehr sauber. „Freue mich, Sie zu sehen“, sagte er. Der junge Mann, der den Kopf hin und her gewendet hatte, war geblendet. „Bei Gott!“ rief er. „Das ist aber ein Bild!“ Soames sah mit gemischten Gefühlen, daß die Bemerkung der Goya-Kopie galt. „Ja“, sagte er trocken, „das ist kein Goya. Es ist eine Kopie. Ich hatte sie malen lassen, weil sie mich an meine Tochter erinnerte.“ „Beim Himmel! Dachte ich doch, daß ich das Gesicht kenne, Sir. Ist sie hier?“ Die Freimütigkeit seines Interesses entwaffnete Soames beinah. „Sie wird nach dem Tee zu Haus sein“, sagte er, „wollen wir die Bilder ansehen.“

Und Soames begann den Rundgang, der ihn nie ermüdete. Er setzte bei jemand, der eine Kopie für ein Original gehalten hatte, nicht viel Intelligenz voraus, doch als sie von Abschnitt zu Abschnitt gingen, von Epoche zu Epoche, war er betroffen von den freien treffenden Bemerkungen des jungen Mannes. Von Natur scharfsichtig und sogar leidenschaftlich unter seiner Maske, hatte Soames sich

nicht achtunddreißig Jahre mit seinem einzigen Steckenpferd abgegeben, ohne etwas mehr über Bilder zu wissen als ihren Marktwert. Er war sozusagen das fehlende Glied zwischen Künstler und dem kaufenden Publikum. Kunst um der Kunst willen und all dergleichen natürlich war Humbug. Aber Ästhetik und guter Geschmack waren notwendig. Die Schätzung einer Anzahl Personen guten Geschmacks gaben einem Kunstwert seinen permanenten Marktwert oder, mit andern Worten, machte es erst zu ‚einem Kunstwerk‘! Und er war hinreichend an einfältige und verständnislose Besucher gewöhnt, um sich über jemand zu wundern, der nicht zögert, von Mauve zu sagen: ‚Gute alte Heuschober‘, oder von James Maris: ‚Ist es nicht, als hätte er sie eben erst gemalt?‘ und von Mathew: ‚Er war ein rechter Prachtkerl, Sir, was Qualität anlangt!‘ Als der junge Mann aber vor einem Whistler pffte und die Bemerkung machte: „Glauben Sie, daß er wirklich jemals eine nackte Frau gesehen hat, Sir?“, sagte Soames: „Was sind Sie eigentlich, Mr. Mont, wenn ich fragen darf?“ „Ich, Sir? Ich wollte Maler werden, aber der Krieg verhinderte das. Dann in den Laufgräben träumte ich von der Börse, wo es so bequem und warm und gerade lebhaft genug ist. Das aber hinderte der Frieden; Aktien gehen herunter, nicht wahr? Ich bin erst seit etwa einem Jahr entlassen. Was empfehlen Sie, Sir?“ „Haben Sie Geld?“ „Ich habe einen Vater“, erwiderte der junge Mann, „ich erhielt ihn während des Krieges am Leben, also ist er verpflichtet, jetzt mich am Leben zu erhalten. Obwohl es noch die Frage ist, ob es ihm gestattet sein dürfte, seinen Besitz weiter zu behalten. Wie denken Sie darüber, Sir?“ Bläß und abwehrend lächelte Soames. „Der alte Mann ist einer Ohnmacht nahe, wenn ich ihm sage, daß er noch wird arbeiten müssen. Er hat Land, wissen Sie, es ist eine fatale Sache.“ „Dies ist mein echter Goya“, sagte Soames trocken. „Donnerwetter! Der war ein Kerl! Ich sah einmal einen Goya in München, ich war einfach baff. Eine höchst übelaussehende alte Frau in den prachtvollsten Spitzen. Der alte Knabe war ein ‚bissel‘ explosiv, er muß zu seiner Zeit eine Menge Konvention über den Haufen geworfen haben. Wie er malen konnte! Er läßt Velasquez steif erscheinen, finden Sie nicht auch?“ „Ich habe keinen Velasquez“, sagte Soames. Der junge Mann starrte ihn an. „Nein“, sagte er, „nur Nationen oder Kriegsgewinnler können sich das leisten, glaube ich. Weshalb aber werden nicht alle bankrotten Nationen gezwungen, ihre Velasquez und Tizians und andere ‚Bonzen‘ an die Kriegsgewinnler zu verkaufen, wonach ein Gesetz kommen müßte, daß

jeder, der ein Bild eines alten Meisters — siehe Verzeichnis — besitzt, es in einer öffentlichen Galerie aufhängen muß. Das wäre gar nicht so übel.“ „Wollen wir zum Tee hinuntergehen?“ sagte Soames. Der junge Mann schien die Nase hängen zu lassen. „Er ist nicht dickfellig“, dachte Soames und folgte ihm hinaus.

Goya mit seiner satirischen und unübertrefflichen Bestimmtheit, seiner originellen ‚Linie‘ und dem Gewagten seines Lichts und Schattens hätte die Gruppe, die um Annetts Teetisch in der Kaminecke versammelt war, bewundernswert wiedergeben können. Er allein vielleicht von allen Malern hätte dem Sonnenlicht, das durch eine Wand von Schlingpflanzen sickerte, gerecht werden können, dem schönen blassen Glanz des Messings, den alten geschliffenen Gläsern, den dünnen Zitronenscheiben in hell bernsteinfarbenem Tee, hätte Annette in ihrem schwarzen Spitzenkleide gerecht werden können, es war etwas von der schönen Spanierin in ihrer Schönheit, wenn ihr auch das Durchgeistigte dieses seltenen Typs fehlte, ebenso Winifred in ihrer geschnürten Solidität, Soames in seiner grauen flachwangigen Vornehmheit, dem lebhaften Michael Mont, Imogen, dunkel, mit strahlendem Blick, die ein wenig stark wurde, und Prosper Profond mit einem Ausdruck, als wolle er sagen: „Nun, Mr. Goya, was hat es für einen Zweck, diese ‚kleine‘ Gesellschaft zu malen?“, endlich Jack Cardigan mit seinen leuchtenden Augen und der gebräunten Leichtblütigkeit, der dem Grundsatz huldigte: „Ich bin Engländer und lebe, um gut ‚in Form‘ zu sein.“

Merkwürdig übrigens, daß Imogen, die als Mädchen eines Tages bei Timothy feierlich erklärt hatte, daß sie keinen guten Mann heiraten würde — sie wären so langweilig —, Jack Cardigan geheiratet hatte, in dem Gesundheit alle Spuren der Erbsünde dergestalt vertilgt hatte, daß sie unter zehntausend Engländern diesen einen, den sie erwählt, von den andern nicht hätte unterscheiden können. „Oh!“ sagte sie wohl in ihrer ‚amüsanten‘ Art von ihm, „Jack hält sich fabelhaft gut in Form, er ist nie einen Tag krank gewesen. Er hat den ganzen Krieg mitgemacht, ohne daß ihm ein Finger weh tat. Ihr könnt euch gar nicht denken, wie gut ‚in Form‘ er ist!“ In der Tat war er es in dem Maße, daß er nicht sah, wenn sie flirtete, was eigentlich eine große Annehmlichkeit war. Dennoch hatte sie ihn sehr lieb, soweit man eine Sportmaschine und zwei kleine Cardigans, die nach seinem Muster geraten waren, lieben konnte. Ihre Augen verglichen ihn eben jetzt schalkhaft mit Prosper Profond. Es gab keinen ‚kleinen‘ Sport und kein Spiel, das Monsieur Profond



nicht gespielt hatte, wie es schien, und jedes bis zur Erschöpfung, von Kegelspielen bis Walfischfangen. Imogen hätte zuweilen gewünscht, daß Jack, der mit dem Eifer eines Schulmädchens, das Hockey lernt, an den Spielen teilnahm und davon sprach, es auch bis zur Erschöpfung getan hätte. Sie wußte genau, daß Jack im Alter von Großonkel Timothy auf dem Teppich ihres Schlafzimmers noch Golf spielen würde.

Er erzählte eben, wie er diesen Morgen versucht hatte, Prosper Profond zuzureden, nach dem Tee eine Partie Tennis mit ihm zu spielen — es tue ihm gut, halte ihn gut ‚in Form‘. „Aber was hat es denn für einen Zweck, gut ‚in Form‘ zu sein?“ fragte Monsieur Profond. „Ja, Sir“, murmelte Michael Mont, „wozu halten Sie sich gut ‚in Form‘?“ „Jack!“ rief Imogen belustigt, „wozu hältst du dich eigentlich gut ‚in Form‘?“ Jack Cardigan starrte mit aller Macht. Die Fragen waren wie das Gesumm eines Moskitos, und er hob die Hand, sie fortzuschrecken. Während des Krieges natürlich hatte er sich gut in Form gehalten, um Deutsche zu töten, jetzt, wo er vorüber war, wußte er eigentlich auch nicht oder schreckte aus Zartgefühl davor zurück, zu erklären, was seine Triebfeder dazu war. „Aber er hat recht“, sagte Prosper Profond unerwartet, „es bleibt einem nichts anderes übrig, als sich gut ‚in Form‘ zu halten.“ Dieser Ausspruch, der eigentlich zu tief war für einen Sonntagnachmittag, wäre ohne die Lebhaftigkeit des jungen Mont unbeantwortet geblieben. „Gut!“ rief er. „Das ist die große Entdeckung des Krieges. Wir alle dachten, wir wären im Fortschreiten — jetzt wissen wir, daß wir uns nur ändern.“ „Zum Schlechteren“, sagte Monsieur Profond heiter. „Wie munter Sie sind, Prosper“, murmelte Annette. „Kommen Sie und spielen Sie Tennis mit mir!“ sagte Jack Cardigan; „spielen Sie, Mr. Mont?“ „Ich bring’ den Ball schon übers Netz, Sir.“ Jetzt erhob sich Soames. „Wenn Fleur kommt—“, hörte er Cardigan sagen.

Ja! und warum kam sie nicht? Er ging durch das Wohnzimmer, die Halle und die Vorhalle auf den Fahrweg hinaus und stand dort, auf das Auto lauschend. Alles war still und sonntäglich. Der Duft des Flieders, der in voller Blüte stand, erfüllte die Luft. Da waren weiße Wolken, wie Entenfedern von der Sonne vergoldet. Die Erinnerung an den Tag, wo Fleur geboren wurde und er in solcher Todesangst gewartet und das Leben ihrer Mutter und das ihre gegeneinander abgewogen, drängte sich ihm auf. Er hatte sie gerettet, damit sie die Blume seines Lebens werde. Und nun! War sie im Begriff, ihm Kummer zur bereiten — Schmerz — ihm Kummer zu bereiten?

Ihm gefiel die Sache nicht! Eine Amsel unterbrach seine Träumerei mit ihrem Abendlied — ein großer dicker Bursche dort auf der Akazie. Soames hatte in den letzten Jahren großes Interesse an seinen Vögeln gewonnen, er und Fleur gingen oft umher und beobachteten sie; ihre Augen waren scharf wie Nadeln, und sie kannte jedes Nest. Er sah ihren Hund, einen Jagdhund, in einem Sonnenfleck auf dem Fahrweg liegen und rief ihn an. „Hallo, alter Knabe — du wartest auch auf sie!“ Der Hund kam langsam mit wedelndem Schwanz, und mechanisch legte Soames die Hand auf seinen Kopf. Der Hund, der Vogel, der Flieder, alles war für ihn ein Teil von Fleur, nicht weniger, nicht mehr. ‚Habe sie zu lieb‘, dachte er, ‚zu lieb!‘ Er war wie jemand, der seine Schiffe unversichert auf See hatte. Wieder unversichert, wie in jenen Tagen, vor langer Zeit, als er stumm und eifersüchtig in der Wüstenei von London umherwanderte, in Sehnsucht nach jener Frau — seiner ersten Frau — der Mutter dieses verwünschten Jungen. Ah! Da war das Auto endlich. Es fuhr vor, hatte Gepäck mit, aber keine Fleur.

„Miß Fleur kommt zu Fuß, Sir, auf dem Weg am Fluß.“ Zu Fuß all diese Meilen? Soames starrte ihn an. In das Gesicht des Mannes trat ein Lächeln. Worüber grinste er? Und sehr schnell wandte er sich um, sagte: „Gut, Sims!“ und ging ins Haus. Er kehrte wieder in die Bildergalerie zurück. Von dort hatte er eine Aussicht auf das Flußufer und stand, die Augen darauf gerichtet, ohne daran zu denken, daß es mindestens eine Stunde dauern würde, bevor ihre Gestalt sich dort zeigte. Zu Fuß! Und das Grinsen dieses Burschen! Der Junge — —! Er wandte sich plötzlich vom Fenster ab. Er konnte nicht spionieren. Wenn sie ihm Dinge vorenthalten wollte — mußte sie es tun, er konnte nicht spionieren. Er hatte ein Gefühl der Leere im Herzen, und Bitterkeit stieg daraus bis in seinen Mund. Die Stakkatorufe Jack Cardigans, der dem Ball nachjagte, und das Lachen des jungen Mont stiegen in der Stille zu ihm herauf. Er hoffte, sie würden diesen Profond tüchtig zum Laufen bringen. Und das Mädchen in ‚La Vendimia‘ stand mit dem Arm in die Seite gestemmt und blickte mit ihren träumerischen Augen über ihn hinweg. ‚Ich habe alles für dich getan, was ich konnte,‘ dachte er, ‚seit du nicht höher reichtest als bis zu meinen Knien. Du wirst mir doch keinen — keinen Kummer bereiten, nicht wahr?‘ Aber die Goyakopie antwortete nicht, die von der Zeit kaum gedämpften Farben leuchteten. ‚Es ist kein wirkliches Leben darin‘, dachte Soames. ‚Warum kommt sie nicht?‘

## ZEHNTES KAPITEL

### TRIO

Unter den vier Forsytes der dritten und, wie man sagen möchte, der vierten Generation hatte ein kurzer Aufenthalt in Wansdon under the Downs, der bis zu neun Tagen verlängert wurde, die verschlungenen Fäden zäher Hartnäckigkeit beinah bis zum Äußersten gespannt. Nie war Fleur so ‚fine‘, Holly so wachsam, Val so geheimnisvoll, Jon so schweigsam und verstört gewesen. Was er in der Woche von der Landwirtschaft gelernt hatte, konnte auf der Spitze eines Federmessers balanciert und fortgeblasen werden. Er, dessen Natur sich gegen jede Intrige auflehnte und jeden Versuch zu verbergen, daß er Fleur anbetete, als ‚Unsinn‘ betrachtete, tobte und wütete innerlich, gehorchte jedoch und tröstete sich, so gut er konnte, in den wenigen Minuten, wo sie allein waren. Am Donnerstag, als sie zum Abendessen angekleidet im Wohnzimmer standen, sagte sie zu ihm: „Jon, ich fahre Sonntag mit dem Zuge drei Uhr vierzig von Paddington nach Haus; wenn du am Samstag nach Haus fahren würdest, könntest du Sonntag hinkommen und mich abholen und dann gerade noch mit dem letzten Zug zurückfahren. Du wärst dann doch jedenfalls zu Haus gewesen, nicht wahr?“ Jon nickte. „Alles, wenn ich mit dir zusammen sein kann“, sagte er; „nur weshalb vorgeben — —“ Fleur schob ihren kleinen Finger in seine Hand. „Du hast keinen Instinkt, Jon; du mußt mir alles überlassen. Es ist eine ernste Geschichte mit unsern Leuten. Wir müssen vorläufig einfach verschwiegen sein, wenn wir zusammen sein wollen.“ Die Tür wurde geöffnet, und sie fügte laut hinzu: „Sie sind ein Tölpel, Jon.“ Etwas in Jon wehrte sich dagegen; er konnte diese Vorwände für ein so natürliches, so überwältigendes und süßes Gefühl nicht ertragen.

Am Freitagabend gegen elf Uhr hatte er seine Reisetasche gepackt und lehnte halb unglücklich, halb in einem Traum von der Paddington-Station versunken aus dem Fenster, als er einen ganz leisen Ton vernahm, wie wenn jemand mit dem Fingernagel an seine Tür klopfte. Er stürzte hin und lauschte. Wieder der Ton. Es war ein Nagel. Er öffnete. Oh! Welch ein entzückendes Wesen kam da herein! „Ich wollte dir mein Phantasiekleid zeigen“, sagte es und stellte sich an das Fußende seines Bettes. Jon lehnte sich tief atmend an die Tür. Die Erscheinung trug weißen Musselin auf dem Kopf, ein Fichu um den bloßen Hals über einem weinfarbenen Kleid, das sich um die

schlanke Taille bauschte. Sie hielt einen Arm in die Seite gestemmt und den andern mit einem Fächer in der Hand, der den Kopf berührte, rechtwinklig erhoben. „Dies müßte ein Korb mit Trauben sein“, flüsterte sie, „aber ich habe keinen hier. Es ist mein Goya-Kleid. Und dies ist die Stellung wie auf dem Bild. Gefällt es dir?“ „Es ist ein Traum.“ Die Erscheinung drehte sich im Kreise. „Fasse es an und sieh.“ Jon kniete nieder und umfaßte ehrfürchtig den Rock. „Traubenfarbe“, hörte er sie flüstern, „nur Trauben —, La Vendimia‘ — Weinlese.“ Jons Finger berührte kaum ihre Taille zu beiden Seiten; er blickte mit anbetenden Augen zu ihr auf. „Oh! Jon!“ flüsterte sie, beugte sich herab und küßte seine Stirn, drehte sich wieder auf der Fußspitze, glitt hinaus und war fort.

Jon blieb auf den Knien, und sein Kopf sank gegen das Bett. Wie lange er so blieb, wußte er nicht. Er hörte noch das leise Geräusch des klopfenden Nagels, der Füße, das Rascheln der Röcke — wie in einem Traum; und vor seinen geschlossenen Augen stand die Gestalt lächelnd und flüsternd, und ein feiner Duft von Narzissen erfüllte die Luft. Und seine Stirn hatte, wo sie geküßt war, eine kleine kühle Stelle zwischen den Brauen, wie von der Berührung einer Blume. Liebe erfüllte seine Seele, jene Liebe des Knaben zum Mädchen, die noch so wenig weiß, so viel erhofft, nicht um die Welt den Flaum davon entfernen würde und mit der Zeit eine flüchtige Erinnerung werden mußte — eine zehrende Leidenschaft — eine schlafmützige Kameradschaft — oder, einmal unter vielen, eine Weinlese mit Trauben, voll und süß, in den Farben des Abendrots.

Es ist hier und an anderer Stelle schon genug von Jon Forsyte gesagt, um zu zeigen, wie groß der Abstand zwischen ihm und seinem Ur-Ur-Großvater, dem ersten Jolyon in Dorset unten an der See, war. Jon war empfindsam wie ein Mädchen, empfindsamer als neun Mädchen von zehn heutzutage; phantastisch wie einer der ‚Lahmen-Enten‘-Maler seiner Halbschwester June, liebevoll, wie ein Sohn seines Vaters und seiner Mutter natürlich sein mußte. Und doch war in seinem Innern etwas von dem alten Gründer der Familie, eine geheime Hartnäckigkeit des Herzens, eine Furcht, seine Gefühle zu zeigen, der Vorsatz, sich nicht wissen zu machen, wenn er geschlagen war. Empfindsame, phantastische, liebevolle Knaben sind schlimm daran auf der Schule, aber Jon hatte sie dort instinktiv über seine Natur im dunkeln gelassen und sich nur ganz normal unglücklich gefühlt. Nur mit seiner Mutter war er bis dahin absolut frei und natürlich gewesen, und als er an diesem Sonntag nach Robin Hill



fuhr, war das Herz ihm schwer, weil Fleur gesagt hatte, daß er nicht offen und natürlich mit ihr sein dürfe, der er doch nie etwas verschwiegen hatte, ihr nicht einmal sagen dürfe, daß sie sich wieder getroffen hatten, wenn sie es nicht bereits wußte. So unerträglich schien ihm das alles, daß er nahe daran war, eine Entschuldigung nach Haus zu telegraphieren und in London zu bleiben. Und das erste, was seine Mutter zu ihm sagte, war: „Du warst dort also mit deiner kleinen Freundin aus der Konditorei zusammen, Jon. Wie ist sie bei näherer Betrachtung?“ Mit Erleichterung und hochrot antwortete Jon: „Oh! Furchtbar nett, Mam.“ Ihr Arm preßte den seinen. Nie hatte Jon sie so geliebt wie in dieser Minute, die Fleurs Befürchtungen zu widerlegen und seine Seele zu befreien schien. Er wandte sich um, sie anzusehen, aber etwas in ihrem lächelnden Gesicht — etwas, das vielleicht nur er bemerken konnte — drängte die Worte zurück, die aus ihm hervorsprudeln wollten. Konnte Furcht sich unter diesem Lächeln verbergen? Wenn es so war, war Furcht in ihrem Gesicht. Und es kamen ganz andere Worte, über Landwirtschaft, über Holly und die Hügel. Er sprach schnell und wartete darauf, daß sie wieder auf Fleur zurückkommen sollte. Aber sie tat es nicht, noch erwähnte sein Vater sie, obwohl er es natürlich auch wissen mußte. Welch Verzicht für ihn, welch mörderische Unaufrichtigkeit lag in diesem Schweigen über Fleur — wo er so erfüllt von ihr war, wo seine Mutter so erfüllt von ihm war und sein Vater so erfüllt von seiner Mutter! Und so verlebte das Trio den Abend und den Sonntag darauf.

Nach dem Dinner spielte seine Mutter, spielte alle Stücke, die er am meisten liebte, und er saß da, die Hände um das Knie gefaltet und das Haar gesträubt, wo seine Finger hindurchgefahren waren. Er schaute seine Mutter an, während sie spielte, aber er sah nur Fleur — Fleur in dem vom Mond erhellten Garten, Fleur in der sonnigen Kiesgrube, Fleur in dem Phantasiekleid sich neigen, flüstern, sich niederbeugen und seine Stirn küssen. Einmal beim Zuhören vergaß er sich und blickte hinüber zu seinem Vater in dem andern Sessel. Weshalb sah er so aus? Der Ausdruck seines Gesichts war so traurig und beunruhigend. Er machte sich Vorwürfe, stand auf und setzte sich auf die Lehne von seines Vaters Sessel. Von dort konnte er sein Gesicht nicht sehen; und wieder sah er Fleur — in den Händen seiner Mutter, die schlank und weiß auf den Tasten ruhten, in dem Profil ihres Gesichts, ihrem wie gepuderten Haar und am Ende des langen Raumes in dem offenen Fenster und der Maiennacht, die draußen webte.

Als er oben zu Bett ging, kam seine Mutter in sein Zimmer. Sie stand am Fenster und sagte: „Die Zypressen dort unten, die dein Großvater pflanzte, sind wundervoll geworden. Ich finde sie immer so schön unter einem sinkenden Mond. Ich wünschte, du hättest deinen Großvater gekannt, Jon.“ „Warst du mit Vater verheiratet, als er noch lebte?“ fragte Jon plötzlich. „Nein, Liebling; er starb im Jahr 1892 — sehr alt — fünfundachtzig, glaube ich.“ „Sah Vater ihm ähnlich?“ „Ein wenig, aber er ist zarter, nicht ganz so kräftig.“ „Ich weiß es, von Großvaters Porträt; wer malte es?“ „Eine von Junes ‚lahmen Enten‘. Aber es ist ganz gut.“ Jon schob seine Hand unter den Arm seiner Mutter. „Erzähle mir doch von dem Familienstreit, Mam.“ Er fühlte ihren Arm beben. „Nein, Liebling; das muß dein Vater tun, wenn er es eines Tages für richtig hält.“ „Dann war es also Ernst“, sagte Jon atemlos. „Ja.“ Und es entstand ein Schweigen, in dem keiner wußte, ob der Arm oder die Hand darin mehr bebt.

„Manche Leute“, sagte Irene sanft, „mögen den abnehmenden Mond nicht, ich finde ihn immer wundervoll. Sieh dort die Schatten der Zypressen! Jon, Vater sagt, wir beide, du und ich, dürfen auf zwei Monate nach Italien gehen. Hättest du Lust dazu?“ Jon zog die Hand aus ihrem Arm; seine Gefühle waren so ungestüm und verwirrt. Italien mit seiner Mutter! Vor vierzehn Tagen wäre es eine Wonne gewesen, jetzt erfüllte es ihn mit Schrecken; er fühlte, daß der plötzliche Vorschlag mit Fleur in Zusammenhang stand, und stammelte: „O ja! nur — ich weiß nicht. Soll ich — wo ich eben erst angefangen habe? Ich möchte es mir überlegen.“ Ihre Stimme erwiderte kühl und sanft: „Ja, Kind, überlege es dir. Aber besser jetzt, als wenn du im Ernst mit der Landwirtschaft begonnen hast. Italien mit dir —! Es wäre schön!“ Jon legte den Arm um ihre Taille, die noch schlank und fest war wie die eines jungen Mädchens. „Glaubst du, du könntest Vater verlassen?“ sagte er kleinlaut und fühlte sich sehr gemein. „Vater schlug es vor, er fand, du müßtest wenigstens Italien sehen, bevor du dich irgendwie festsetzt.“ Das Gefühl der Gemeinheit in Jon verlor sich; er wußte — ja, er wußte, daß sein Vater und seine Mutter nicht offen waren, nicht offener als er selbst. Sie wollten ihn von Fleur fernhalten. Sein Herz verhärtete sich. Und als fühlte sie, was in ihm vorging, sagte seine Mutter: „Gute Nacht, Liebling. Schlafe gut und überlege es dir. Aber es wäre herrlich!“ Sie drückte ihn so schnell an sich, daß er ihr Gesicht nicht sah. Jon fühlte sich genau wie zuweilen als unartiger Bub, war

gereizt, weil er nicht liebevoll war und sich in seinen eigenen Augen gerechtfertigt fühlte.

Aber Irene ging, nachdem sie einen Moment in ihrem eigenen Zimmer stehengeblieben war, durch das Ankleidezimmer zwischen diesem und dem ihres Mannes. „Nun?“ „Er will es sich überlegen, Jolyon.“ Er sah ihre Lippen, um die ein verzerrtes leises Lächeln spielte, und sagte ruhig: „Du solltest mich es ihm lieber sagen lassen und die Sache los sein. Schließlich hat Jon die Instinkte eines Gentleman. Er muß nur verstehen —“ „Nur! Er kann es nicht verstehen. Es ist unmöglich.“ „Ich glaube, ich hätte es können in seinem Alter.“ Irene ergriff seine Hand. „Du warst immer mehr Realist als Jon und nie so unschuldig.“ „Das ist wahr“, sagte Jolyon, „es ist merkwürdig, nicht wahr? Du und ich würden der Welt unsere Geschichten ohne eine Spur von Scham erzählen, aber unser eigener Junge bringt uns in Verlegenheit.“ „Wir haben uns nie etwas daraus gemacht, ob die Welt es billigt oder nicht.“ „Jon würde bei uns nichts mißbilligen.“ „Oh! Jolyon, doch! Er liebt. Ich fühle, daß er liebt. Und er würde sagen: ‚Meine Mutter heiratete einst ohne Liebe! Wie konnte sie nur!‘ Er wird es als ein Verbrechen betrachten! Und es war eins!“

Jolyon nahm ihre Hand und sagte mit einem wehmütigen Lächeln: „Ach! Weshalb werden wir jung geboren? Wenn wir jetzt alt geboren wären und von Jahr zu Jahr jünger würden, verstünden wir, wie alle Dinge geschehen, und würden all unsere verwünschte Unduldsamkeit fallenlassen. Wenn der Junge aber wirklich liebt, weißt du, wird er nicht vergessen, auch nicht, wenn er nach Italien fährt. Wir sind eine hartnäckige Rasse; und er wird instinktiv wissen, weshalb er fortgeschickt wird. Nichts wird ihn heilen als die Erschütterung, wenn er es erfährt.“ „Laß es mich wenigstens versuchen.“ Jolyon stand einen Augenblick da, ohne zu sprechen. Zwischen dem Teufel und der tiefen See — dem Schmerz einer gefürchteten Enthüllung und dem Kummer, seine Frau auf zwei Monate zu verlieren — hoffte er heimlich auf den Teufel; wenn sie sich aber für die tiefe See entschied, mußte er auch damit fertig zu werden suchen. Schließlich würde es eine gute Übung für die Trennung von ihr sein, bei der es keine Rückkehr gab. Und er nahm sie in die Arme, küßte ihre Augen und sagte: „Wie du willst, meine Liebe.“

## ELFTES KAPITEL

### DUETT

Die ‚kleine‘ Empfindung Liebe wächst erstaunlich, wenn ihr Unterdrückung droht. Jon erreichte die Paddington-Station eine halbe Stunde vor der Zeit und eine volle Woche später, wie es ihm vorkam. Er stand an der bezeichneten Bücherauslage, mitten in einer Menge Sonntagsausflügler, in einem leichten Sommeranzug, der förmlich die Erregung seines pochenden Herzens ausstrahlte. Er las die Namen der Romane an dem Bücherstand und kaufte schließlich einen, um sich nicht den argwöhnischen Blicken des Verkäufers auszusetzen. Er hieß ‚The Heart of the Trail!‘, was irgend etwas bedeuten mußte, wenngleich es nicht den Anschein hatte. Dann kaufte er noch ‚The Ladys Mirror‘ und ‚The Landsman‘. Jede Minute dünkte ihn eine Stunde und war voll von schrecklichen Vorstellungen. Nach zwanzig Minuten sah er sie mit einer Reisetasche und einem Träger, der ihr Gepäck brachte. Sie kam rasch und kühl und begrüßte ihn, als wäre er ihr Bruder. „Erster Klasse“, sagte sie zu dem Träger, „Eksitze, einander gegenüber.“ Jon bewunderte ihre ungeheure Selbstbeherrschung. „Können wir nicht ein Abteil für uns allein haben?“ flüsterte er. „Geht nicht, es ist ein Personenzug. Hinter Maidenhead vielleicht. Sieh natürlich aus, Jon.“

Jon versuchte ein mürrisches Gesicht zu machen. Sie stiegen ein – mit zwei andern Leuten. O Himmel! In seiner Verwirrung gab er dem Träger ein unnötig hohes Trinkgeld. Der Kerl verdiente gar nichts zu bekommen, wo er sie hier hereingesetzt hatte und dazu noch dreinsah, als wüßte er alles. Fleur versteckte sich hinter ‚The Ladys Mirror‘. Jon machte es ihr hinter ‚The Landsman‘ nach. Der Zug ging ab. Fleur ließ das Buch sinken und beugte sich vor. „Nun?“ sagte sie. „Es kam mir vor wie vierzehn Tage.“ Sie nickte, und Jons Gesicht erhellte sich sofort. „Sieh natürlich aus“, murmelte Fleur und brach in ein leises Gelächter aus. Es verletzte ihn. Wie konnte er natürlich aussehen, wo Italien drohend über ihm hing? Er hatte es ihr behutsam mitteilen wollen, aber jetzt platzte er damit heraus: „Sie wollen, daß ich mit Mutter auf zwei Monate nach Italien gehe.“ Fleur senkte die Lider, ward ein wenig blaß und biß sich auf die Lippen. „Oh!“ sagte sie. Das war alles, aber es bedeutete viel. Das ‚Oh!‘ war wie das schnelle Zurückziehen der Faust zum Gegenstoß beim Fechten. Und er kam. „Du mußt gehen!“ „Ich muß?“ sagte Jon



mit erstickter Stimme. „Natürlich!“ „Aber — zwei Monate — es ist grausig.“ „Nein“, sagte Fleur, „sechs Wochen. Bis dahin wirst du mich vergessen haben. Wir wollen uns an dem Tage, wo du wiederkommst, in der Nationalgalerie treffen.“ Jon lachte. „Aber nimm an, du hast mich vergessen“, murmelte er in den Lärm des Zuges. Fleur schüttelte den Kopf. „Noch so ein Kerl —“ murmelte Jon. Ihr Fuß berührte seinen. „Es kommt ja keiner“, sagte sie und hob ihr Buch. Der Zug hielt, zwei Passagiere stiegen aus und einer stieg ein. „Ich sterbe“, dachte Jon, „wenn wir gar nicht allein bleiben.“ Der Zug fuhr weiter, und wieder beugte Fleur sich vor. „Ich lasse nie was los“, sagte sie; „und du?“ Jon schüttelte den Kopf. „Nie!“ sagte er, „wirst du mir schreiben?“ „Nein; aber du kannst es — an meinen Klub.“ Sie hatte einen Klub; sie war großartig! „Hast du Holly ausgeforscht?“ fragte er. „Ja, aber ich bekam nichts aus ihr heraus. Ich wagte nicht, sie zu sehr auszuforschen.“ „Was kann es nur sein?“ rief Jon. „Ich finde es schon heraus.“ Ein langes Schweigen entstand, bis Fleur sagte: „Dies ist Maidenhead; tritt zur Seite, Jon!“ Der Zug hielt. Der eine Passagier stieg aus. Fleur ließ den Vorhang herunter. „Schnell!“ rief sie. „Lehne dich hinaus! Sieh so eklig aus, wie du nur kannst.“ Jon schnaubte sich die Nase und sah so wütend aus, wie er konnte; nie in seinem Leben hatte er so wütend ausgesehen! Eine alte Dame prallte zurück, eine junge versuchte zu öffnen, aber die Tür ging nicht auf. Der Zug bewegte sich, die junge Dame stürzte an einen andern Wagen. „Welch ein Glück!“ rief Jon, „die Tür klemmte sich.“ „Ja“, sagte Fleur, „ich hielt sie zu.“

Der Zug bewegte sich weiter, und Jon sank auf die Knie. „Gib acht auf den Korridor“, flüsterte sie; „und — rasch!“ Ihre Lippen begegneten den seinen. Und obwohl ihr Kuß auch nur etwa zehn Sekunden währte, fühlte Jon sich doch ganz entrückt, und als er ihrer gelassenen Gestalt wieder gegenüber saß, war er leichenblaß. Er hörte sie seufzen, und der Ton dünkte ihn der kostbarste, den er je gehört — er offenbarte ihm deutlich, daß er ihr etwas war. „Sechs Wochen sind eigentlich nicht lange“, sagte sie; „und du kannst sie leicht zu sechs machen, wenn du den Kopf oben behältst und tust, als dächtest du nie an mich.“ Jon stöhnte. „Das ist durchaus nötig, Jon, um sie zu überzeugen, siehst du das nicht ein? Steht es mit uns, wenn du zurückkommst, dann ebenso, werden sie aufhören, sich lächerlich zu machen. Nur tut es mir leid, daß es nicht Spanien ist; da ist in Madrid ein Mädchen auf einem Bilde von Goya, das mir ähnlich sieht, sagt Vater. Allein sie ist es nicht — wir haben eine Kopie da-

von.“ Es war für Jon ein Sonnenstrahl, der durch den Nebel bricht. „Ich werde es einrichten, daß wir nach Spanien gehen“, sagte er, „Mutter wird nichts dagegen haben; sie ist nie dort gewesen. Und mein Vater hält sehr viel von Goya.“ „Ach! er ist Maler — nicht wahr?“ „Nur Aquarellmaler“, sagte er ehrlich. „Wenn wir in Reading ankommen, steige du zuerst aus, Jon, gehe hinunter zur Caversham-schleuse und warte auf mich. Ich werde das Auto nach Haus schicken, und wir gehen den Uferweg hinauf.“ Jon ergriff dankbar ihre Hand, und sie saßen schweigend, die Welt vergessend, da und behielten den Korridor im Auge. Aber der Zug schien jetzt doppelt schnell zu fahren, und sein Geräusch verlor sich fast in Jons Seufzern. „Wir sind bald da“, sagte Fleur; „auf dem Uferweg ist man schrecklich allen Blicken ausgesetzt. Noch einen! Ach! Jon, vergiß mich nicht!“ Jon antwortete mit einem Kuß. Und bald konnte man einen erglühten, zerstreut aussehenden Jüngling aus dem Zuge springen und den Bahnsteig hinuntereilen sehen, während er seine Taschen nach dem Billett durchsuchte.

Als sie endlich am Uferweg ein Stückchen hinter der Schleuse wieder mit ihm zusammentraf, war es ihm gelungen, seinen Gleichmut einigermaßen wiederzugewinnen. Wenn es sein mußte, daß sie sich trennten, wollte er keine Szene machen! Ein frischer Wind von dem blinkenden Fluß her trieb die weiße Seite der Weidenblätter in das Sonnenlicht empor, und ihr leises Rascheln folgte den beiden. „Ich sagte unserm Chauffeur, daß das Fahren im Zug mich schwindlig gemacht habe“, sagte Fleur; „sahst du auch natürlich aus, als du ausstiegst?“ „Ich weiß nicht. Was ist natürlich?“ „Für dich ist es natürlich, wirklich glücklich auszusehen. Als ich dich zuerst sah, dachte ich, du wärest ganz und gar nicht wie andere Leute.“ „Genau, was ich dachte, als ich dich sah. Ich wußte sofort, daß ich nie eine andere lieben würde.“ Fleur lachte. „Wir sind unerhört jung. Und der junge Traum der Liebe ist aus der Mode, Jon. Außerdem verliert man schrecklich viel Zeit damit. Denk nur an all den Spaß, den du haben könntest. Du hast ja noch gar nicht angefangen; es ist eine Schande, wirklich. Und nun ich. Ich bin begierig.“

Jon war ganz verwirrt. Wie konnte sie solche Dinge sagen, wo sie sich eben trennen sollten? „Wenn du so fühlst“, sagte er, „kann ich nicht reisen. Ich werde Mutter sagen, daß ich versuchen müsse, zu arbeiten. Das verlangt die Welt!“ „Verlangt die Welt!“ Jon steckte die Hände tief in seine Taschen. „Aber so ist es“, sagte er, „denke an die Leute, die verhungern!“ Fleur schüttelte den Kopf.

„Nein, ich will mich nie, niemals um nichts und wieder nichts erbärmlich fühlen!“ „Um nichts und wieder nichts! Aber die Zustände sind doch fürchterlich, und man müßte natürlich helfen.“ „Ja, ja! Ich weiß das alles. Aber du kannst den Leuten nicht helfen, Jon, es ist hoffnungslos. Ziehst du sie heraus, so fallen sie nur in ein anderes Loch. Sieh sie doch an, wie sie fechten, sich verschwören und kämpfen, obwohl sie in Haufen sterben dabei. Die Idioten!“ „Tun sie dir nicht leid?“ „Ach! leid — ja, aber ich will mich deshalb nicht unglücklich fühlen; es hat keinen Zweck.“ Und sie schwiegen verstört bei dieser ersten Enthüllung ihrer verschiedenen Naturen. „Ich finde, die Menschen sind roh und idiotisch“, sagte Fleur eigensinnig. „Ich finde, sie sind arme Teufel“, sagte Jon. Es war, als hätten sie sich gezankt — und in diesem feierlichen und schrecklichen Moment, angesichts der Trennung dort bei den letzten Weiden! „Gut, geh nur und hilf deinen armen Teufeln und denke nicht an mich!“ Jon stand still. Der Schweiß brach ihm aus der Stirn, und seine Glieder zitterten. Fleur war ebenfalls stehen geblieben und sah mit gerunzelter Stirn auf den Fluß. „Ich muß mir meinen Glauben bewahren“, sagte Jon gequält; „wir alle sind nur dazu bestimmt, das Leben zu genießen.“ Fleur lachte. „Ja, und das wirst du eben nicht tun, wenn du nicht vorsichtig bist. Aber vielleicht ist deine Idee von Genuß, daß du dich unglücklich machst. Es gibt ja eine Menge solcher Menschen.“

Sie war blaß, ihre Augen hatten sich verdunkelt, die Lippen waren dünner geworden. War das Fleur, die dort ins Wasser starrte? Jon hatte ein vages Gefühl, als durchlebte er die Szene in einem Buch, wo der Liebende zwischen Liebe und Pflicht zu wählen hat. Aber gerade da blickte sie ihn an. Es gab nichts Berauschenderes als diesen lebhaften Blick. Er wirkte auf ihn wie ein Ruck an der Kette bei einem Hunde — er trieb ihn gewissermaßen mit wedelndem Schweif und hängender Zunge zu ihr hin. „Seien wir doch nicht töricht“, sagte sie, „die Zeit ist so kurz. Schau, Jon, du kannst gerade sehen, wo ich über den Fluß muß. Dort um die Biegung, wo die Wälder beginnen.“ Jon sah einen Giebel, einen oder zwei Schornsteine, ein Stück Mauer durch die Bäume, und sein Herz zog sich zusammen. „Ich darf nicht länger zögern. Es hat keinen Zweck, noch hinter die nächste Hecke zu gehen, dort ist alles offen. Wir wollen dahin und Abschied voneinander nehmen.“ Sie gingen schweigend nebeneinander, Hand in Hand, auf die Hecke zu, wo Schlehen und Rotdorn rot und weiß in voller Blüte standen. „Mein

Klub ist der ‚Talisman‘, Stratton Street, Piccadilly. Briefe sind dort ganz sicher, und ich bin mindestens einmal in der Woche dort.“ Jon nickte. Sein Gesicht war sehr ernst geworden, die Augen starrten gerade vor sich hin. „Heute ist der dreiundzwanzigste Mai“, sagte Fleur; „am neunten Juli werde ich um drei Uhr vor ‚Bacchus und Ariadne‘ sein, willst du?“ „Ich werde kommen.“ „Wenn dir so elend zumute ist wie mir, ist alles in Ordnung. Laß die Leute erst vorüber.“

Ein Mann und eine Frau machten mit ihren Kindern ihren sonntäglichen Spaziergang. „Familienidyll!“ sagte Fleur und stellte sich an die Weißdornhecke. Die Blüten breiteten sich über ihrem Kopfe aus, und ein Büschel streifte ihre Wange. Jon hob seine Hand, um es eifersüchtig zu entfernen. „Lebe wohl, Jon.“ Eine Sekunde standen sie mit eng verschlungenen Händen. Dann trafen ihre Lippen sich zum drittenmal, und als sie sich trennten, lief Fleur davon und floh durch die Pforte. Jon blieb stehen, wo sie ihn verlassen hatte, die Stirn gegen ein Blütenbüschel gedrückt. Fort! Für eine Ewigkeit — für sieben Wochen weniger zwei Tage! Und hier stand er und versäumte den letzten Blick auf sie! Er stürzte an die Pforte. Sie ging rasch, dicht hinter den trippelnden Kindern her. Sie wandte den Kopf, er sah ihre Hand eine kleine flüchtige Bewegung machen, dann eilte sie weiter, und die einhertrottende Familie verbarg sie seinen Blicken. Die Worte eines komischen Liedes kamen ihm in den Sinn, und er eilte schleunigst zurück zum Bahnhof in Reading. Den ganzen Weg nach London und von dort nach Wansdon saß er mit seinem aufgeschlagenen Buch auf den Knien und brütete über einem Gedicht so voller Gefühl, daß es sich nicht reimen wollte.

## ZWÖLFTES KAPITEL

### LAUNEN

Fleur eilte weiter. Jetzt hieß es rasch vorwärts kommen, denn es war spät, und sie mußte alle ihre Klugheit anwenden, wenn sie nach Haus kam. Sie ging an den Inseln vorüber, am Bahnhof, am Hotel und war gerade im Begriff, die Fähre zu benutzen, als sie ein Boot mit einem jungen Mann darin sah, der aufrecht darin stand und sich an den Büschen festhielt. „Miß Forsyte“, sagte er,



„ich möchte Sie übersetzen. Ich bin in der Absicht hergekommen.“ Sie sah ihn mit unverhohlenem Erstaunen an. „Es ist alles in Ordnung, ich bin zum Tee bei Ihrem Vater gewesen und dachte, ich könnte Ihnen das letzte Stück Wegs ersparen. Es ist auf meinem Wege, ich wollte gerade zurück nach Pangbourne. Mein Name ist Mont. Ich sah Sie in der Bildergalerie — Sie erinnern sich doch — als Ihr Vater mich einlud, seine Bilder zu sehen.“ „Ach ja!“ sagte Fleur, „— ja — das Taschentuch!“

Diesem jungen Manne verdankte sie Jon; sie nahm seine Hand und stieg in das Boot. Noch erregt und ein wenig außer Atem, saß sie still da, nicht aber der junge Mann. Sie hatte nie jemand so viel in so kurzer Zeit reden hören. Er nannte ihr sein Alter, vierundzwanzig; sein Gewicht, seinen Wohnsitz, nicht weit von hier; beschrieb ihr seine Gefühle im Feuer und wie ihm bei einem Gasangriff zumute gewesen; kritisierte die Juno, sprach von seiner eigenen Auffassung dieser Göttin, machte Bemerkungen über die Goya-Kopie, sagte, daß Fleur ihr gar nicht sehr ähnlich sei, setzte ihr in aller Geschwindigkeit die Lage Englands auseinander; sprach von Monsieur Profond — oder wie er heißen mochte — als einem ‚famosen Kerl‘; fand, daß ihr Vater einige ‚fabelhafte‘ und einige ziemlich ‚ausgegrabene‘ Bilder habe; hoffte wieder herzurudern und sie auf den Fluß mitnehmen zu dürfen, da er völlig zuverlässig sei, fragte sie nach ihrer Ansicht über Tschedow und sagte ihr die seine; wünschte mit ihr zum russischen Ballett gehen zu dürfen — fand den Namen Fleur Forsyte einfach berückend; verwünschte es, den Namen Michael noch als Zugabe zu Mont erhalten zu haben; schilderte ihr seinen Vater und sagte, daß, wenn sie ein gutes Buch lesen wolle, sie ‚Hiob‘ lesen solle; sein Vater sei so ziemlich wie Hiob, solange er noch Land besaß.

„Aber Hiob besaß kein Land“, sagte Fleur, „der hatte nur Herden und Vieh und wanderte umher.“ „Ach!“ erwiderte Michael Mont, „ich wünschte, mein Alter wanderte umher. Nicht daß ich sein Land will. Land ist eine schreckliche Last heutzutage, finden Sie nicht auch?“ „Wir haben keins in unserer Familie“, sagte Fleur; „sonst haben wir alles. Ich glaube, einer meiner Großonkel hatte einst eine romantische Farm in Dorset, weil wir ursprünglich daher stammen, aber sie kostete ihn mehr, als sie ihn glücklich machte.“ „Verkaufte er sie?“ „Nein, er behielt sie.“ „Weshalb?“ „Weil niemand sie kaufen wollte.“ „Das war gut für den alten Knaben!“ „Nein, es war nicht gut für ihn. Vater sagt, es wurmte ihn. Sein Name war

Swithin.“ „Was für ein ulkiger Name!“ „Wissen Sie, daß wir immer weiter fort kommen, anstatt näher. Der Fluß hat eine ziemliche Strömung.“ „Köstlich!“ rief Mont, seine Ruder lässig eintauchend, „es macht Spaß, ein Mädchen zu treffen, das Geist hat.“ „Aber mehr, einen Mann, der ihn im Plural hat.“ Der junge Mont hob seine Hand und raufte sich das Haar. „Passen Sie auf!“ rief Fleur. „Ihr Ruder!“ „Tut nichts! Es ist dick genug, einen Puff zu vertragen.“ „Wollen Sie nicht rudern?“ fragte Fleur ernst, „ich möchte nach Haus.“ „Ach!“ sagte Mont; „aber wenn Sie zu Haus sind, sehe ich Sie heute nicht mehr. Fini, wie das französische Mädchen sagte, als sie auf ihr Bett sprang, nachdem sie ihr Gebet gesagt hatte. Segnen Sie nicht den Tag, der Ihnen eine französische Mutter und einen Namen wie den Ihren gab?“ „Ich mag meinen Namen gern, aber mein Vater gab ihn mir. Mutter wollte mich Marguerite nennen.“ „Was sehr abgeschmackt wäre. Hätten Sie etwas dagegen, mich M. M. zu nennen und mich Sie F. F. nennen zu lassen? Es ist im Geiste unserer Zeit.“ „Ich habe nichts gegen etwas, wenn ich nach Haus komme.“ Mont geriet mit den Rudern in eine verwickelte Lage und sagte: „Peinlich!“ „Rudern Sie, bitte.“ „Ich tue es ja.“ Und er machte ein paar Schläge, wobei er sie mit reuigem Eifer anblickte. „Sie wissen natürlich“, stieß er, eine Pause machend, hervor, „daß ich kam, um Sie zu sehen, nicht die Bilder Ihres Vaters.“ Fleur erhob sich. „Wenn Sie nicht rudern, steige ich aus und schwimme.“ „Wirklich wahr? Dann könnte ich nach Ihnen hinein.“ „Mr. Mont, ich habe mich verspätet und bin müde, bitte setzen Sie mich sofort am Ufer ab.“

Als sie am Landungsplatz im Garten ausstieg, stand er auf, griff sich mit beiden Händen ins Haar und schaute sie an. Fleur lächelte. „Lachen Sie nicht!“ rief der unverwüstliche Mont. Fleur drehte sich schnell um und winkte ihm mit der Hand zu. „Leben Sie wohl, Mr. M. M.!“ rief sie und war zwischen den Rosenstämmen verschwunden. Sie sah auf ihre Armbanduhr und auf die Fenster im Hause. Es kam ihr seltsam unbewohnt vor. Sechs Uhr vorbei! Die Tauben sammelten sich eben zur Nachtruhe, und die Sonne fiel schräg auf den Taubenschlag und ihre schneeigen Federn und drüben im Walde auf die obersten Zweige der Bäume. Das Aneinanderschlagen von Billardkugeln kam von der Kaminecke her — Jack Cardigan jedenfalls; und ein leises Rauschen von einem Eukalyptusbaum, ein seltsamer Fremdling aus dem Süden in diesem alten englischen Garten. Sie erreichte die Veranda und wollte eben

hineingehen, blieb aber bei dem Geräusch von zwei Stimmen im Wohnzimmer links stehen. Mutter! Monsieur Profond! Hinter der Verandawand, die die Kaminecke schützte, vernahm sie diese Worte: „Das tue ich nicht, Annette.“ Wußte Vater, daß er ihre Mutter ‚Annette‘ nannte? Immer auf der Seite ihres Vaters — wie Kinder in Häusern, wo die Beziehungen etwas gespannt sind, immer auf der einen oder der anderen Seite sind — stand sie unschlüssig da. Ihre Mutter sprach mit ihrer leisen, angenehmen, leicht metallischen Stimme — ein Wort fing sie auf: „Demain.“ Und Profonds Antwort: „Gut!“ Fleur runzelte die Stirn. Ein leises Geräusch unterbrach die Stille. Dann hörte sie Profonds Stimme: „Ich mache einen kleinen Spaziergang.“

Fleur sprang durch das Fenster in das Frühstückszimmer. Da kam er — aus dem Wohnzimmer, ging über die Veranda auf den Rasenplatz hinunter. Und das Anschlagen der Billardbälle, das sie beim Lauschen auf andere Laute nicht mehr gehört hatte, begann aufs neue. Sie schüttelte sich, ging in die Halle und öffnete die Tür zum Wohnzimmer. Ihre Mutter saß auf dem Sofa zwischen den Fenstern, ein Knie über das andere geschlagen, ihr Kopf ruhte auf einem Kissen, die Lippen waren halb geöffnet, die Augen halb geschlossen. Sie sah außerordentlich hübsch aus. „Ah! Da bist du ja, Fleur! Dein Vater ist schon ganz aufgeregt.“ „Wo ist er?“ „In der Bildergalerie. Geh hinauf!“ „Was hast du für morgen vor, Mutter?“ „Für morgen? Ich fahre mit deiner Tante nach London.“ „Das dachte ich mir. Willst du mir einen ganz einfachen Sonnenschirm besorgen?“ „Welche Farbe?“ „Grün. Sie fahren wohl alle zurück.“ „Ja, alle; du mußt deinen Vater trösten. Gib mir doch einen Kuß.“ Fleur ging zu ihr, bückte sich, bekam einen Kuß auf die Stirn und ging hinaus, als sie den Eindruck einer Gestalt auf den Kissen in der andern Ecke des Sofas bemerkte. Sie lief hinauf.

Fleur war durchaus nicht die altmodische Tochter, die die Vorschriften für das Leben ihrer Eltern in Übereinstimmung mit denen zu bringen trachtete, die für sie selbst galten. Sie beanspruchte nur freie Verfügung über ihr eigenes Leben, nicht über das anderer; überdies regte sich bereits ein untrüglicher Instinkt für das, was ihrer eigenen Sache wahrscheinlich nützlich sein könnte. In einer erregten häuslichen Atmosphäre würde ihr Herz, das sie an Jon gehängt, eher zu seinem Rechte kommen. Dennoch litt sie darunter, wie eine Blume in sengendem Wind. Wenn der Mann wirklich ihre Mutter geküßt hatte, war es — ernst, und ihr Vater müßte es er-

fahren. „Demain!“ „Gut!“ Und ihre Mutter, die in die Stadt fuhr! Sie ging in ihr Schlafzimmer und lehnte sich aus dem Fenster, ihr Gesicht zu kühlen, das plötzlich sehr heiß geworden war. Jon mußte jetzt schon am Bahnhof sein! Was wußte ihr Vater wohl von Jon? Wahrscheinlich alles — beinahe alles wenigstens!

Sie zog sich um, damit es aussehe, als wäre sie schon eine Weile zu Haus, und lief in die Galerie hinauf. Soames stand unbeweglich vor seinem Alfred Stevens — seinem liebsten Bilde. Er drehte sich beim Öffnen der Tür nicht um, aber sie wußte, daß er es gehört, und wußte, daß er sich gekränkt fühlte. Sie trat leise hinter ihn, schlang die Arme um seinen Hals und schob ihr Gesicht über seine Schulter, bis ihre Wange sich an die seine schmiegte. Das hatte noch nie versagt, aber jetzt versagte es, und sie war des Schlimmsten gewärtig. „Du bist“, sagte er steinern, „also doch noch gekommen!“ „Ist das alles“, murmelte Fleur, „was ein ‚böser Vater‘ mir zu sagen hat?“ Und sie rieb ihre Wange an der seinen. „Weshalb läßt du mich wie auf Kohlen sitzen, hältst mich immer wieder und wieder hin?“ „Lieber, es war ganz harmlos.“ „Harmlos! Du weißt viel, was harmlos ist und was nicht.“ Fleur ließ die Arme sinken. „Also, meine Liebe, dann sage es mir nur, und sei ganz offen.“ Sie ging an den Fensterplatz hinüber. Ihr Vater hatte dem Bilde den Rücken gekehrt und starrte auf seine Füße. Er sah sehr grau aus. „Er hat hübsche, kleine Füße“, dachte sie, als sie seinen Blick auffing, der sich plötzlich von ihr abgewandt hatte. „Du bist mein einziger Trost“, sagte Soames unvermutet, „und nun benimmst du dich so.“ Fleurs Herz begann zu klopfen. „Wie denn, mein Lieber?“ Wieder warf Soames einen Blick auf sie, der hätte schief genannt werden können, wenn er nicht so voller Zärtlichkeit gewesen wäre. „Du weißt, was ich dir sagte“, fuhr er fort, „ich möchte nichts mit diesem Zweige unserer Familie zu tun haben.“ „Ja, liebster Papa, aber ich weiß nicht, weshalb ich es nicht sollte.“ Soames wandte sich ab. „Ich möchte keine Gründe angeben“, sagte er, „du solltest mir vertrauen, Fleur!“

Die Art, wie er diese Worte aussprach, rührte Fleur, aber sie dachte an Jon und schwieg, indem sie mit dem Fuß gegen das Getäfel stieß. Unbewußt hatte sie eine ganz moderne Haltung angenommen, als sie da ein Bein über das andere schlug, das Kinn auf ihr Handgelenk stützte, den andern Arm auf die Brust legte und mit der andern Hand den Ellbogen umfaßte; keine Linie an ihr, die nicht gewollt war, und doch bewahrte sie — trotz allem — eine gewisse



Grazie. „Du kennst meine Wünsche“, fuhr Soames fort, „und dennoch bleibst du vier Tage dort. Und ich vermute, daß der Junge heute mit dir kam.“ Fleur wandte den Blick nicht von ihm. „Ich frage dich nichts“, sagte Soames; „ich forsche nicht nach, wo es dich betrifft.“ Fleur stand plötzlich auf, und das Kinn auf den Händen, lehnte sie sich zum Fenster hinaus. Die Sonne war hinter den Bäumen untergegangen, die Tauben saßen ganz still aneinandergedrängt am Rande des Taubenschlages, das Geräusch der Billardkugeln stieg empor, und eine leise Helligkeit drang von unten hervor, wo Jack Cardigan das Licht aufgedreht hatte. „Würde es dir Freude machen“, sagte sie plötzlich, „wenn ich dir verspreche, ihn, sagen wir — für die nächsten sechs Wochen nicht zu sehen?“ Sie war auf ein Zittern in seiner bestürzten Stimme nicht vorbereitet. „Sechs Wochen? Sechs Jahre — sechzig Jahre eher. Mach dir nichts vor, Fleur, mach dir nichts vor!“ Fleur wandte sich beunruhigt um. „Vater, was ist es denn?“ Soames kam dicht genug zu ihr, um ihr Gesicht zu sehen. „Sage mir nicht“, sagte er, „daß du töricht genug bist, deine Gefühle für etwas anderes als eine Laune zu halten. Das wäre zuviel!“ Und er lachte. Fleur, die ihn nie so lachen gehört hatte, dachte: „Dann ist es ernst! Ach! Was mag es nur sein?“ Und indem sie ihre Hand unter seinen Arm schob, sagte sie leichthin: „Nein, natürlich Laune. Nur daß ich meine Launen liebe und deine nicht, mein Lieber.“ „Meine!“ sagte Soames bitter und wandte sich ab.

Das Licht draußen war kälter geworden und warf eine kreidige Weiße auf den Fluß. Die Bäume hatten alles Heitere ihrer Farbe verloren. Sie hungerte plötzlich nach Jons Gesicht, nach seinen Lippen auf den ihren. Und ihre Arme fest an die Brust pressend, zwang sie sich zu einem leisen Lachen. „O la la! Was für ein ‚kleiner‘ Lärm um nichts, wie Profond sagen würde. Ich mag den Mann nicht, Vater.“ Sie sah ihn aufmerken und etwas aus seiner Tasche nehmen. „Magst ihn nicht?“ sagte er, „weshalb nicht?“ „Weiß nicht“, murmelte Fleur; „eine Laune eben!“ „Nein“, sagte Soames; „keine Laune!“ Und er zerriß, was er in der Hand hatte. „Du hast recht. Ich mag ihn auch nicht!“ „Sieh!“ sagte Fleur sanft, „da geht er! Ich hasse seine Schuhe: sie machen keinerlei Geräusch.“ Unten in dem sinkenden Licht schlenderte Prosper Profond mit den Händen in den Seitentaschen und pffte leise in seinen Bart; er blieb stehen und sah zum Himmel empor, als wolle er sagen: „Ich halten nicht von dem kleinen Mond dort.“ Fleur zog sich zurück. „Sieht er

nicht aus wie ein großer Kater?“ flüsterte sie; und das scharfe Anschlagen der Billardbälle hörte sich an, als hätte Jack Cardigan den Kater, den Mond, Launen und Tragödie mit seinem Ausruf: „Der rote ist frei!“ in die Flucht geschlagen.

Monsieur Profond war mit seinem neckischen Liedchen, das er in seinen Bart sang, wieder weitergegangen. Was war es doch? Ach ja! aus ‚Rigoletto‘: ‚La donna è mobile.‘ Ganz wie es zu ihm paßte! Sie drückte den Arm ihres Vaters an sich. „Schleicher!“ sagte sie, als er um die Ecke des Hauses bog. Der Tag ging zur Neige und die Nacht war noch nicht angebrochen — es war still und warm, mit dem Duft von Weißdorn und Flieder in der Luft am Fluß. Eine Amsel hub plötzlich zu singen an. Jon war jetzt wohl schon in London, im Park vielleicht, und dachte an sie! Bei einem leisen Geräusch neben ihr sah sie sich um; ihr Vater zerriß nochmals das Papier in seiner Hand. Fleur sah, daß es ein Scheck war. „Ich werde ihm meinen Gauguin nicht verkaufen“, sagte er, „ich begreife nicht, was deine Tante und Imogen in ihm sehen.“ „Oder Mutter!“ „Deine Mutter!“ sagte Soames. „Armer Vater!“ dachte sie. „Er sieht nie glücklich aus — wirklich glücklich. Ich möchte ihn nicht kränken, aber natürlich werde ich es müssen, wenn Jon zurückkommt.“ „Ich will mich jetzt umziehen“, sagte sie.

In ihrem Zimmer hatte sie den Einfall, ihr ‚Phantasiekostüm‘ anzuziehen. Es war aus einem Goldgewebe mit Höschen von demselben Stoff, die unten fest zugezogen waren, dazu ein Pagenkragen um die Schultern geworfen, kleine, goldene Schuhe und ein Merkur mit goldenen Flügeln auf dem Helm; und überall waren winzige Glöckchen angebracht, besonders am Helm, so daß es läutete, sobald sie sich bewegte. Als sie angekleidet war, fühlte sie sich ganz krank, weil Jon sie nicht sehen konnte; sie bedauerte sogar, daß der muntere junge Mann, Michael Mont, den Anblick nicht haben konnte. Aber das Gong ertönte, und sie ging hinunter. Sie machte Aufsehen im Wohnzimmer. Winifred fand es höchst amüsant. Imogen war entzückt. Jack Cardigan nannte es ‚fabelhaft‘, ‚fesch‘, ‚vornehm‘ und ‚berückend‘. Monsieur Profond sagte mit lächelnden Augen: „Das ist ein hübsches Kleidchen!“ Ihre Mutter, sehr hübsch in Schwarz, schaute sie an und sagte gar nichts. Es war ihrem Vater vorbehalten, das Urteil der gesunden Vernunft zu fällen. „Wozu hast du das Ding angezogen? Du wirst doch nicht tanzen.“ Fleur drehte sich wie ein Kreisel, und die Glöckchen läuteten. „Eine Laune!“ Soames starrte sie an, wandte sich dann ab und reichte

Winifred den Arm. Jack Cardigan führte ihre Mutter. Prosper Profond Imogen. Fleur ging allein und ließ ihre Glöckchen klingen ...

Der ‚kleine‘ Mond war bald untergegangen, und die Mainacht verhüllte die Billionen Launen, Intrigen, Leidenschaften, Sehnsüchte und Gewissensbisse von Mann und Weib mit ihrer Farbe des Traubenflaums und ihren Düften. Glücklich war Jack Cardigan, der beharrlich wie ein Floh in Imogens weiße Schulter schnarchte, oder Timothy in seinem ‚Mausoleum‘, der zu allem zu alt war außer zu dem Kinderschummer. Viele aber lagen wach oder träumten, von dem Getriebe der Welt gequält.

Der Tau fiel und die Blumen schlossen sich; Vieh weidete auf den Uferwiesen und tastete mit der Zunge nach dem Grase, das es nicht sehen konnte, und die Schafe auf den Hügeln lagen still wie Steine. Fasanen in den hohen Bäumen der Pangbourne-Wälder, Lerchen in ihren grasigen Nestern über der Kreidegrube in Wansdon, Schwalben in den Dachrinnen von Robin Hill und die Spatzen von Mayfair, sie alle hatten, besänftigt durch die Windstille, eine traumlose Nacht. Die Mayflystute, kaum noch an das neue Quartier gewöhnt, scharrte ein wenig in der Streu; und die wenigen Nachtgeschöpfe — Fledermäuse, Motten und Eulen — tummelten sich munter in der dunklen Wärme; der Friede der Nacht aber ruhte farblos und still im Hirn aller Kreatur, die sich am Tage regte. Männer und Frauen nur, die ihre Steckenpferde der Angst oder Liebe ritten, zündeten die flackernden Traumkerzen an und sann in einsamen Stunden nach.

Fleur, die aus ihrem Fenster lehnte, hörte die zwölf Schläge der Uhr in der Halle, das leise Plätschern eines Fisches, das plötzliche Rascheln der Blätter einer Espe bei den Windstößen, die sich das Ufer entlang erhoben, das ferne Rasseln eines Zuges und dann und wann Töne in der Dunkelheit, die niemand benennen kann, leise dunkle Äußerungen nicht katalogisierter Empfindungen von Mensch und Tier, Vogel und Maschine oder auch von abgeschiedenen Forsytes, Darties, Cardigans, die Nachtwanderungen zurück in eine Welt unternahmen, der ihre entkörpernten Geister einst angehört. Fleur aber beachtete diese Töne nicht; ihr Geist, der durchaus nicht entkörpernt war, flog auf raschen Schwingen von Eisenbahnwagen zu Blütenhecken, in Sehnsucht nach Jon, weilte beharrlich bei seinem verbotenen Bild und dem Ton seiner Stimme, die tabu war. Und sie zog ihr Näschen kraus bei der Erinnerung an den Duft der Nacht

am Flußufer, in dem Augenblick, wo seine Hand zwischen die Mai-blüten und ihre Wange glitt. Lange lehnte sie in ihrem Phantasiekostüm so aus dem Fenster, erpicht darauf, sich die Flügel am Licht des Lebens zu verbrennen, während die Motten, die nicht wußten, daß in einem Forsythehaus keine offenen Flammen brannten, auf ihrer Pilgerschaft zu der Lampe auf dem Toilettentisch ihre Wange streiften. Schließlich aber wurde auch sie schläfrig und zog den Kopf, ihre Glöckchen vergessend, rasch zurück.

Durch das offene Fenster seines Zimmers, neben dem Annettens, hörte Soames, ebenfalls wachend, ihr leises Geklingel, als käme es von den Sternen, oder wie das Fallen der Tautropfen von einer Blume, wenn man solche Töne vernehmen könnte. ‚Laune!‘ dachte er. ‚Ich weiß nicht. Sie ist eigenwillig. Was soll ich tun? Fleur?‘ Und lange blickte er sinnend in die stille Nacht hinaus.





## ZWEITER TEIL

### ERSTES KAPITEL

#### MUTTER UND SOHN

Zu sagen, daß Jon Forsyte seine Mutter ungern nach Spanien begleitete, wäre kaum zutreffend. Er ging mit, wie ein gutartiger Hund mit seiner Herrin spazierengeht und dabei einen kostbaren Hammelknochen auf dem Rasen zurückläßt. Ging mit und schaute zurück danach. Forsytes, die ihrer Hammelknochen beraubt werden, kommen in üble Laune. Jon aber neigte nicht dazu. Er betete seine Mutter an, und es war seine erste Reise. Durch die einfachen Worte: ‚Ich ginge lieber nach Spanien, Mutter, du bist so oft in Italien gewesen, ich hätte lieber etwas Neues für uns beide‘ war Italien zu Spanien geworden.

Der Junge war berechnend trotz seiner Naivität. Er vergaß nie, daß er die vorgeschlagenen zwei Monate in sechs Wochen verkürzen wollte und daher niemals verraten durfte, daß er diesen Wunsch hegte. Für jemand, der einen so verführerischen Hammelknochen zurückließ und so fest an sein Vorhaben hielt, gab er einen ganz guten Reisegefährten ab, den es gleichgültig ließ, wo und wann er irgendwie eintraf, der erhaben über das Essen war und ein Land zu schätzen wußte, das den meisten reisenden Engländern fremd ist. Fleurs kluge Weigerung, an ihn zu schreiben, war sehr richtig, denn er kam völlig ohne Hoffnung und Fieber an jeden neuen Ort und konnte seine Aufmerksamkeit sogleich auf die Esel, auf die Kirchenglocken, auf die Priester, die Patios, die Bettler, Kinder, krähenden Hähne, Sombreros, Kaktushecken, die alten hoch gelegenen Dörfer, Ziegen, Olivenbäume, grünende Ebenen, Singvögel in winzigen Käfigen, Wasserverkäufer, Sonnenuntergänge, Melonen, Maultiere, große Kirchenbilder und die schimmernden graubraunen Berge eines faszinierenden Landes konzentrieren.

Es war schon heiß, und sie genossen die Abwesenheit ihrer Landsleute. Jon, der, soviel er wußte, keinen Tropfen Blut in sich hatte, der nicht englisch war, fühlte sich oft sonderbar unglücklich in ihrer Gegenwart. Dabei fand er, daß sie sehr vernünftig waren und die

Dinge viel praktischer anschauen als er selbst. Er sagte seiner Mutter, daß er wohl ein ungeselliger Patron sein müsse — er fände es so wunderbar, von allen fort zu sein, die über Dinge redeten, von denen die Leute zu reden pflegten. Worauf Irene einfach erwidert hatte: „Ja, Jon, ich weiß.“

In dieser Einsamkeit hatte er die unvergleichliche Gelegenheit, würdigen zu lernen, was wenige Söhne verstehen: die hingebende Liebe einer Mutter. Das Bewußtsein, ihr etwas zu verschweigen, machte ihn allerdings übermäßig feinfühlig; und ein südliches Volk erhöhte seine Bewunderung für den Typ ihrer Schönheit, den er gewohnt war, spanisch nennen zu hören. Hier aber kam er zu der Überzeugung, daß ihre Schönheit weder eine englische, französische, spanische noch italienische war, sie war ganz eigen! Er schätzte auch, wie nie zuvor, das Zartgefühl seiner Mutter. Er war zum Beispiel nicht sicher, ob sie seine Versunkenheit vor dem Bilde Goyas ‚La Vendimia‘ bemerkt hatte oder ob sie wußte, daß er nach dem Essen und am nächsten Morgen heimlich wieder hingegangen war und ein zweites und drittes Mal eine halbe Stunde davor gestanden hatte. Es war natürlich nicht Fleur, aber ihr ähnlich genug, um eine schmerzliche Sehnsucht nach ihr zu erwecken — die Liebenden so teuer ist —, er sah sie vor sich, wie sie, die Hand über den Kopf erhoben, am Fußende seines Bettes gestanden hatte. Eine Postkartenwiedergabe dieses Bildes in der Tasche zu tragen und sie vorzunehmen und anzuschauen, wurde eine jener bösen Gewohnheiten für Jon, die sich früher oder später Blicken verraten, denen Liebe, Furcht und Eifersucht eine besondere Schärfe geben. Und die seiner Mutter waren durch alle drei geschärft. In Granada, wo er auf einer sonnendurchwärmten Steinbank in einem kleinen ummauerten Garten auf dem Alhambrahügel saß, anstatt die Aussicht zu betrachten, wäre sie beinahe dahintergekommen. Er hatte gedacht, daß seine Mutter die Levkojentöpfe zwischen den beschnittenen Akazien untersuchte, als sie plötzlich sagte: „Ist das dein Lieblings-Goya, Jon?“ Er unterdrückte, zu spät, eine Bewegung, wie er sie in der Schule gemacht hätte, um irgendein geheimes Dokument zu verbergen, und erwiderte: „Ja.“ „Es ist freilich ganz reizend, aber ich glaube, ich ziehe ‚Quitasol‘ vor. Dein Vater würde vor Begeisterung über Goya außer sich geraten; ich glaube nicht, daß er die Bilder sah, als er im Jahre 1892 in Spanien war.“

Im Jahre 1892 — neun Jahre, bevor er geboren war! Wie war

das frühere Leben seines Vaters und seiner Mutter gewesen? Wenn sie ein Recht hatten, an seiner Zukunft teilzunehmen, hatte er sicher auch das Recht, ihre Vergangenheit zu kennen. Er blickte zu ihr auf. Allein etwas in ihrem Gesicht, ein Ausdruck, als habe sie schwer am Leben zu tragen gehabt, geheime Spuren von Empfindungen, Erfahrungen und Leiden schienen in ihrer unberechenbaren Tiefe, ihrer schwer erkauften Heiligkeit jede Neugier aufdringlich zu machen. Seine Mutter mußte ein wunderbar interessantes Leben geführt haben, sie war so schön, und so — so — aber er vermochte nicht auszudrücken, was er von ihr dachte. Er stand auf und starrte auf die Stadt hinunter, auf die grüne Ebene und den Kreis von Bergen, im Glanz der sinkenden Sonne. Ihr Leben war wie die Vergangenheit dieser alten Maurenstadt, reich, tief und fern — sein eigenes noch so kindlich, so hoffnungslos unwissend und unschuldig! In den Bergen dort im Westen, die aus der blaugrünen Ebene emporstiegen wie aus einem Meer, sollen Phönizier gewohnt haben, eine dunkle, seltsame, geheimnisvolle Rasse! Das Leben seiner Mutter war ihm so unbekannt, so geheimnisvoll wie diese phönizische Vergangenheit für die Stadt dort unten, wo die Hähne krächten und die Kinder tagein, tagaus so fröhlich spielten und lärmten. Es verdroß ihn, daß sie alles von ihm wußte und er nichts von ihr, außer daß sie ihn liebte und seinen Vater und daß sie schön war. Seine völlige Unerfahrenheit — er hatte nicht einmal den Vorzug, im Krieg gewesen zu sein, wie beinah jedermann sonst! — machte ihn klein in seinen eigenen Augen.

In dieser Nacht schaute er vom Balkon seines Zimmers auf die Dächer der Stadt hinunter; sie sahen aus wie eine Honigwabe in Jett, Gold und Elfenbein; und noch lange nachher lag er wach, hörte auf die Rufe des Wächters, wenn die Stunden schlugen, und formte im Kopfe diese Zeilen:

Ruf in der Nacht! Tief unten im Dunkel der alten  
Schlafenden spanischen Stadt, unter den weißen Sternen!  
Was will der Ruf? — Sein angstvoll dauernd Klagen?  
Ist's der des Wächters, der sein zeitlos Lied der Ruhe singt?  
Ist's nur ein Wandersmann, der Lieder singt dem Mond?  
Nein! Ein Beraubter ist's, des liebend Herz der Klage voll,  
Es ist sein Schrei: Wie lange noch?

Es war fast zwei Uhr, als er damit fertig war, und über drei, ehe er einschlief, da er es sich mindestens vierundzwanzigmal aufgesagt hatte. Am nächsten Tage schrieb er es ab und fügte es einem der



Briefe an Fleur bei, die er immer schrieb, bevor er hinunterging, um sich frei und umgänglich zu fühlen.

Gegen Mittag desselben Tages fühlte er auf der mit Fliesen belegten Terrasse ihres Hotels plötzlich einen dumpfen Schmerz im Hinterkopf, eine sonderbare Empfindung in den Augen und Übelkeit. Die Sonne hatte ihn zu liebevoll berührt. Die nächsten drei Tage verbrachte er im Halbdunkel und in einer dumpfen, quälenden Gleichgültigkeit für alles außer dem Gefühl von Eis auf der Stirn und dem Lächeln seiner Mutter. Sie verließ nie sein Zimmer, ließ niemals nach in ihrer geräuschlosen Sorgfalt, die Jon engelhaft fand. Doch es kamen Augenblicke, wo er das größte Mitleid mit sich selber hatte und sehnlichst wünschte, daß Fleur ihn sehen könnte. Mehrmals nahm er im Geiste traurigen Abschied von ihr und der Erde, wobei ihm die Tränen aus den Augen strömten. Er bereitete sogar die Botschaft vor, die er ihr durch seine Mutter senden wollte — sie würde wohl bis an ihren Tod bereuen, daß sie je versucht, sie zu trennen — seine arme Mutter! Jedoch übersah er keineswegs, daß er jetzt eine Entschuldigung hatte, nach Haus zu reisen.

Jeden Abend gegen sechseinhalb Uhr kam eine ‚Gasgacha‘ von Glocken — eine Kaskade sich überstürzender Glockentöne, die von der Stadt unten heraufstiegen und Ton um Ton wieder zurückfielen. Nachdem er am vierten Tage darauf gelauscht hatte, sagte er plötzlich: „Ich wäre gern wieder zurück in England, Mutter, die Sonne ist zu heiß.“ „Gut, mein Liebling. Sobald du wieder reisen kannst.“ Und sogleich fühlte er sich besser und — verächtlicher.

Sie waren fünf Wochen fort gewesen, als sie die Heimreise antraten. Jons Kopf hatte seine vorherige Klarheit wiedergewonnen, aber er mußte einen Hut tragen, den seine Mutter mit vielen Schichten grüner und orangefarbener Seide abgefüttert hatte, und er ging mit Vorliebe noch im Schatten. Als der lange Schweigekampf zwischen ihnen seinem Ende nahte, war er immer begieriger, zu wissen, ob sie seinen Eifer, zu dem zurückzukehren, von dem sie ihn getrennt hatte, bemerkte. Da sie durch die spanische Vorsehung gezwungen waren, sich zwischen ihren Zügen einen Tag in Madrid aufzuhalten, war es nur natürlich, noch einmal in den Prado zu gehen. Jon blieb diesmal nur wie zufällig vor seinem Goya-Mädchen stehen. Jetzt, wo er zu ihm zurückkehrte, konnte er sich's leisten, weniger gründlich zu sein. Nun war es seine Mutter, die vor dem Bilde stehenblieb und sagte: „Das Gesicht und die Gestalt des Mädchens sind wundervoll.“

Jon hörte sie beunruhigt an. Hatte sie verstanden? Wieder mußte er sich sagen, daß er sich, was Selbstbeherrschung und Zartgefühl anbetraf, mit ihr nicht messen konnte. Sie wußte auf feinfühligke Weise, deren Geheimnis er nicht kannte, den Puls seiner Gedanken zu fühlen; sie wußte instinktiv, was er hoffte, wünschte und fürchtete. Er fühlte sich unbehaglich und schuldig, da er, anders als die meisten Knaben, ein Gewissen hatte. Er hätte gewünscht, daß sie ihm gegenüber frank und frei gewesen wäre, er hoffte beinah auf einen offenen Kampf. Allein es kam keiner, und gleichmütig und schweigsam reisten sie gen Norden. So lernte er zum erstenmal, wieviel besser als Männer Frauen sich auf das Warten verstehen. In Paris hatten sie abermals einen Tag Aufenthalt. Jon war ärgerlich, daß gewisser Schneiderangelegenheiten wegen zwei daraus wurden; als ob seine Mutter, die in allem schön war, noch Kleider gebraucht hätte! Der glücklichste Moment seiner Reise war, als er den Folkestone-Dampfer vor sich sah.

Als sie Arm in Arm an dem Geländer des Bollwerks standen, sagte sie: „Ich fürchte, es hat dir nicht sonderlich gefallen, Jon. Aber du bist sehr lieb zu mir gewesen.“ Jon drückte ihren Arm. „Oh! doch, es hat mir riesig gut gefallen — abgesehen von dem mit meinem Kopf zuletzt.“ Und jetzt, wo das Ende da war, glaubte er es wirklich und sah förmlich einen Glanz über den vergangenen Wochen — empfand ein schmerzliches Vergnügen, wie er es in jenen Zeilen über die weinende Stimme in der Nacht darzustellen versucht hatte; ein Gefühl, wie er es als kleiner Junge gehabt, wo er so brennend gern Chopin spielen hörte und doch am liebsten dabei geweint hätte. Und er begriff nicht, weshalb er nicht ganz einfach sagen konnte, wie sie zu ihm: ‚Du warst sehr lieb zu mir.‘ Merkwürdig — nie konnte man nett und natürlich sein! Dafür sagte er: „Ich glaube, wir werden seekrank werden!“ Sie waren es und langten niedergedrückt in London an, da sie sechs Wochen und zwei Tage fort gewesen waren, ohne die geringste Anspielung auf das eine gemacht zu haben, das kaum jemals aufgehört hatte, sie innerlich zu beschäftigen.

## ZWEITES KAPITEL

### VÄTER UND TÖCHTER

Durch dieses spanische Abenteuer seiner Frau und seines Sohnes beraubt, fand Jolyon die Einsamkeit in Robin Hill unerträglich. Ein Philosoph ist, wenn er alles hat, was er braucht, sehr verschieden von einem Philosophen, der es nicht hat. Da er jedoch an den Gedanken, wenn auch nicht an die Realität der Resignation gewöhnt war, hätte er es vielleicht überwunden, wenn seine Tochter June nicht gewesen wäre. Er war jetzt eine ‚lahme Ente‘ für sie. Und da sie — für den Augenblick — gerade die Rettung eines Radierers in bedrängten Umständen vollendet hatte, der ihr zufällig in die Hände geraten war, erschien sie vierzehn Tage nach der Abreise von Irene und Jon in Robin Hill. Das kleine Wesen lebte jetzt in einem winzigen Häuschen mit einem großen Atelier in Chiswick. Als eine Forsyte der besten Periode, sofern der Mangel an Verantwortungsgefühl in Betracht kam, war sie in befriedigender Weise für sich und ihren Vater über die Schwierigkeiten eines verminderten Einkommens hinweggekommen. Da die Zinsen für die Galerie in der Cork Street, die er für sie gekauft hatte, und ihre erhöhte Einkommensteuer sich zufällig deckten, war es ganz einfach — sie zahlte ihm keine Zinsen mehr. Man konnte wohl erwarten, daß die Galerie sich jetzt nach achtzehn Jahren unfruchtbaren Bestehens bald einmal bezahlt machte, so daß ihr Vater es sicher nicht fühlen würde. Durch diese Maßnahme waren ihr immer noch zwölfhundert im Jahr geblieben, und da sie sich im Essen einschränkte und statt zweier Belgier in bedürftigen Verhältnissen eine Österreicherin in noch bedürftigeren in Dienst hielt, war sie tatsächlich noch im Besitz desselben Überflusses zur Rettung von Genies. Nach drei Tagen in Robin Hill nahm sie ihren Vater mit in die Stadt. Sie war in diesen drei Tagen hinter das Geheimnis gekommen, das ihr Vater seit zwei Jahren mit sich herumgetragen, und war augenblicklich entschlossen, ihn zu heilen. Sie wußte schon den rechten Mann dafür. Er hatte Wunder an Paul Post getan — dem Maler, der dem Futurismus etwas voraus war; und sie war ein wenig ungeduldig über ihren Vater, weil er die Brauen hochzog und von beiden nichts wußte. Natürlich, wenn er nicht den ‚Glauben‘ daran hätte, würde er nie gesund werden! Es sei unerhört, nicht an den Mann zu glauben, der Paul Post so geheilt hatte, daß er jetzt nur wieder einen Rückfall bekommen, weil er

überanstrengt oder überarbeitet war. Das Große an diesem Arzt war, daß er sich auf die Natur verließ. Er hatte ein Spezialstudium aus den Symptomen der Natur gemacht — fehlte es seinem Patienten an irgendeinem natürlichen Symptom, so verschaffte er sich das Gift, das es hervorbrachte — und fertig war er! Sie war außerordentlich hoffnungsvoll. Ihr Vater habe offenbar in Robin Hill kein natürliches Leben geführt, und sie wolle schon für die Symptome sorgen. Sie fühle, daß er nicht in Kontakt mit der Zeit sei, und das wäre nicht natürlich; sein Herz bedürfe einer Anregung. In dem kleinen Chiswickhaus versuchten sie und die Österreicherin — eine dankbare Seele, die June, weil sie sie gerettet hatte, so ergeben war, daß sie Gefahr lief, sich totzuarbeiten —, Jolyon auf allerlei Art anzuregen, um ihn für die Kur vorzubereiten. Allein sie vermochten nicht zu verhüten, daß er die Augenbrauen hochzog, wenn zum Beispiel die Österreicherin ihn um acht Uhr weckte, wo er gerade im Begriff war einzuschlafen, oder June ihm die ‚Times‘ fortnahm, weil es unnatürlich sei, dieses ‚Zeug‘ zu lesen, wenn er doch Interesse am ‚Leben‘ nehmen sollte. Allerdings setzten ihre Hilfsmittel ihn, namentlich abends, in Erstaunen. Seinetwegen, wie sie erklärte, obwohl er sie im Verdacht hatte, es auch für sich zu tun, versammelte sie moderne Jugend um sich, sofern sie Trabant des Genies war; und mit Feierlichkeit bewegten sie sich im Foxtrott oder in einer vergeistigteren Tanzart auf und nieder, die so gegen den Takt ging, daß Jolyons Augenbrauen sich vor Staunen über die Anstrengung, die der Willenskraft der Tänzer offenbar zugemutet wurde, fast in seinem Haar verloren. Er fand, daß er als erfolgreicher Aquarellmaler denen gegenüber, die beanspruchen konnten, Künstler genannt zu werden, rückständig war, und setzte sich in die dunkelste Ecke, die er finden konnte, um über den Rhythmus nachzudenken, in dem er vor langer Zeit erzogen worden war. Und wenn June ein junges Mädchen oder einen jungen Mann zu ihm brachte, stellte er sich demütig auf gleichen Fuß mit ihnen, soweit es möglich war, und dachte: ‚Du lieber Himmel! Wie langweilig das für sie ist!‘ Obwohl er immer Sympathie für die Jugend hatte, wie sein Vater, ermüdete es ihn schließlich doch sehr, sich auf ihren Standpunkt zu stellen. Aber es war alles anregend, und er konnte den unbezähmbaren Eifer seiner Tochter gar nicht genug bewundern. Sogar das Genie selbst nahm zuweilen an dieser Geselligkeit teil, und June stellte es dann immer ihrem Vater vor. Sie fühlte, daß dies außerordentlich



gut für ihn war, denn Genie sei ein Symptom, das er nie gehabt – so lieb sie ihn auch hatte.

Wenn er sich auch sicher fühlte, wie ein Mann es nur kann, daß sie seine eigene Tochter war, wunderte er sich oft, woher sie ihr rot-goldenes Haar hatte, das jetzt ergraut, aber von einer besonderen Farbe war, ihr offenes, lebhaftes Gesicht, so verschieden von seinen eigenen ziemlich faltigen und verfeinerten Zügen, und ihre kleine zarte Gestalt, wo er und fast alle Forsytes groß waren. Er sann dann wohl über den Ursprung der Arten nach und überlegte, ob sie dänischer oder keltischer Abstammung war. Keltischer, glaubte er, ihrer Kampflust nach und ihrem Geschmack an Stirnbändern und Djibbahs. Es war keine Übertreibung, zu sagen, daß er sie der Jugend vorzog, von der sie meist umgeben war. Jedoch interessierte sie sich zuviel für seine Zähne, denn er hatte noch einige von diesen natürlichen Symptomen. Ihr Zahnarzt fand sofort ‚Staphylococcus aureus in Reinkultur‘ vor (was natürlich Wallungen verursachen konnte), und wollte alle Zähne, die er hatte, herausnehmen und sie ihm durch zwei vollständige Reihen unnatürlicher Symptome ersetzen. Da jedoch regte sich Jolyons angeborene Hartnäckigkeit, und er machte an diesem Abend seine Einwände geltend, erklärte, daß er nie an Wallungen gelitten habe und seine eigenen Zähne so lange vorhalten würden, wie er sie brauchte. June gab zu, daß seine Zähne – natürlich – vorhalten würden, wenn er sie nicht herausnehmen ließe! Wenn er aber mehr Zähne hätte, wäre sein Herz besser und er würde länger leben. Seine Widerspenstigkeit – sagte sie – sei ein Symptom seiner ganzen Lebensweise. Er leistete keinen Widerstand. Er müsse fechten. Wann er den Mann aufsuchen wolle, der Paul Post geheilt hatte? Es tue ihm sehr leid, erwiderte Jolyon, aber er werde ihn gar nicht aufsuchen. June war entrüstet. Pondridge – sagte sie –, der Heilkünstler, sei ein so feiner Mensch, und es wäre so schwierig für ihn, durchzukommen und seine Theorien anerkannt zu sehen. Nur Gleichgültigkeit und Vorurteil, wie sie auch ihr Vater zeigte, hielten ihn zurück. Es wäre doch so vortrefflich für sie beide!

„Ich merke“, sagte Jolyon, „daß du zwei Fliegen auf einen Schlag töten willst.“ „Heilen, meinst du!“ rief June. „Das ist dasselbe, meine Liebe.“ June widersprach. Es sei unrecht, das zu sagen, ohne den Versuch zu machen. Jolyon meinte, daß er danach wohl keine Gelegenheit dazu haben würde. „Papa!“ rief June, „du bist hoffnungslos.“ „Das“, erwiderte Jolyon, „ist eine Tatsache, aber ich

möchte doch so lange wie möglich hoffnungslos bleiben. Ich wecke schlafende Hunde nicht, mein Kind. Augenblicklich sind sie ruhig.“ „Das heißt nicht, der Wissenschaft eine Chance geben“, rief June, „du ahnst nicht, wie ergeben Pondridge ihr ist. Seine Wissenschaft geht ihm über alles.“ „Wie Paul Post seine Kunst, wie?“ erwiderte Jolyon und paffte seine leichte Zigarette, zu der er jetzt verurteilt war; „Kunst um der Kunst willen – Wissenschaft um der Wissenschaft willen. Ich kenne diese enthusiastischen Herren mit ihren selbstsüchtigen Manieren. Sie nehmen eine Vivisektion an dir vor, ohne zu blinzeln. Ich bin Forsyte genug, June, um ihnen aus dem Weg zu gehen.“ „Papa“, sagte June, „wenn du wüßtest, wie altmodisch das klingt! Niemand kann es sich heutzutage leisten, nicht ganz bei einer Sache zu sein.“ „Ich fürchte“, sagte Jolyon mit seinem Lächeln, „daß es das einzige natürliche Symptom ist, mit dem Mr. Pondridge mich nicht zu versehen braucht. Wir sind dazu geboren, entweder extrem oder gemäßigt zu sein, meine Liebe; obwohl, entschuldige, wenn ich es sage, die Hälfte aller Leute, die heutzutage extrem zu sein glauben, in Wirklichkeit sehr gemäßigt sind. Mir geht es so gut, wie ich irgend erwarten kann, und dabei muß ich es bleibenlassen.“ June schwieg, da sie seinerzeit den unerbittlichen Charakter der liebenswürdigen Hartnäckigkeit ihres Vaters, sobald es seine eigene Handlungsfreiheit betraf, kennengelernt hatte.

Wie er dazu kam, ihr mitzuteilen, weshalb Irene Jon mit nach Spanien genommen hatte, begriff Jolyon selbst nicht, denn er hatte wenig Vertrauen zu ihrer Verschwiegenheit. Nach einigem Grübeln über diese Mitteilung kam es zu einer ziemlich scharfen Auseinandersetzung, wobei er den wesentlichen Gegensatz zwischen ihrem aktiven Temperament und der Passivität seiner Frau bemerkte. Er erkannte sogar, daß noch eine kleine Reizbarkeit von dem generationenalten Kampf um Philip Bosinney zwischen ihnen zurückgeblieben war, in dem das passive so stark über das aktive Prinzip triumphiert hatte. Junes Ansicht nach war es töricht und feige, die Vergangenheit vor Jon zu verbergen. Reinen Opportunismus nannte sie es. „Der“, warf Jolyon sanft ein, „das Hauptprinzip wirklichen Lebens ist, meine Liebe.“ „Ach!“ rief June, „du billigst es ja gar nicht, daß sie es Jon nicht gesagt hat. Wäre es dir überlassen, so tätest du es.“ „Wohl möglich, aber einfach, weil ich weiß, daß er es selbst ausfindig machen würde, was schlimmer wäre, als wenn wir es ihm sagten.“ „Weshalb sagst du es ihm dann nicht? Sind es wieder schlafende Hunde?“ „Meine Liebe“, sagte Jolyon, „nicht um die Welt würde

ich Irenens Gefühl zuwiderhandeln. Er ist ihr Junge.“ „Deiner auch“, rief June. „Was ist das Gefühl eines Mannes im Vergleich zu dem einer Mutter?“ „Nun, ich finde es sehr schwach von dir.“ „Das mag sein“, sagte Jolyon, „das mag wohl sein.“

Und das war alles, was sie aus ihm herausbekam, aber die Sache brannte ihr auf der Seele. Sie konnte schlafende Hunde nicht austehen. Und es regte sich ein quälender Drang in ihr, die Sache zur Entscheidung zu bringen. Jon mußte es erfahren, so daß entweder sein Gefühl in der Knospe geknickt wurde oder trotz der Vergangenheit blühen und Früchte tragen konnte. Daher beschloß sie, Fleur aufzusuchen und selbst zu urteilen. Wenn June sich zu etwas entschlossen, kam zarte Rücksicht nur in untergeordnetem Maßstabe in Betracht. Schließlich war sie ja Soames' Kusine, und sie hatten beide Interesse für Bilder. Sie wollte zu ihm gehen und ihm sagen, daß er einen Paul Post kaufen müßte, oder vielleicht eine Skulptur von Boris Strumolowski; und natürlich würde sie nichts davon ihrem Vater sagen. Sie ging am folgenden Sonntag und sah so aggressiv aus, daß es ihr einige Schwierigkeiten machte, am Bahnhof in Reading eine Droschke zu bekommen. Die Gegend am Fluß war herrlich in diesen Junitagen, und June schmerzte all diese Schönheit. Sie, die durch das Leben gegangen war, ohne zu wissen, was Vereinigung hieß, hatte eine Liebe zur Schönheit der Natur, die fast krankhaft war. Und als sie an die Stelle kam, wo Soames seine Zelte aufgeschlagen hatte, schickte sie die Droschke fort, weil sie das helle Wasser und die Wälder genießen wollte. Sie erschien daher als einfache Fußgängerin an seiner Tür und schickte ihre Karte hinein. Es lag in Junes Charakter, zu fühlen, daß sie, wenn ihre Nerven erregt waren, etwas unternommen hatte, was der Mühe wert war. Wenn die Nerven nicht erregt waren, wich sie womöglich jedem Widerstand aus und wußte, daß Noblesse sie nicht verpflichten würde. Sie wurde in ein Wohnzimmer geführt, das, wenn auch nicht in ihrem Stil, doch das Gepräge vornehmer Eleganz zeigte. „Zu viel Geschmack – zu viele Nippsachen“, dachte sie, dann sah sie in einem alten Spiegel mit Lackrahmen die Gestalt eines jungen Mädchens aus der Veranda kommen. In Weiß gekleidet, mit einigen weißen Rosen in der Hand, glich es, von diesem silbrig grauen Spiegelglas reflektiert, einer Erscheinung, als wäre ein holder Geist aus dem grünen Garten hereingekommen.

„Wie geht es dir?“ sagte June, sich zu ihr wendend, „ich bin eine Kusine deines Vaters.“ „Ach ja! Ich sah dich damals in der Kondi-

torei.“ „Mit meinem jungen Stiefbruder. Ist dein Vater zu Haus?“ „Er wird gleich hier sein. Er macht nur einen kleinen Spaziergang.“ June kniff ihre blauen Augen ein wenig zusammen und hob ihr entschlossenes Kinn. „Du heißt Fleur, nicht wahr? Ich habe durch Holly von dir gehört. Wie findest du Jon?“ Das Mädchen hob die Rosen in seiner Hand, sah sie an und antwortete gelassen: „Er ist ein ganz netter Junge.“ „Nicht die Spur wie Holly oder ich, wie?“ „Nicht die Spur.“ „Sie ist kühl“, dachte June. Und plötzlich sagte das Mädchen: „Sag mir doch, bitte, weshalb unsere Familien sich nicht vertragen!“ Der Frage gegenüber, deren Beantwortung sie ihrem Vater geraten, war June still; entweder weil dies Mädchen versuchte, etwas aus ihr herauszubekommen, oder einfach weil, was man theoretisch tun will, nicht immer das ist, was man tun möchte, wenn es dazu kommt. „Du weißt“, sagte Fleur, „daß jemand die Wahrheit vorzuenthalten der sicherste Weg ist, ihn hinter das Schlimmste kommen zu lassen. Mein Vater sagte mir, es sei ein Streit über ein Besitztum gewesen, aber ich glaube es nicht; wir haben ja alle eine Menge aufgehäuft. So bourgeois können sie doch nicht gewesen sein.“ Junes Wangen flammten. Das Wort, das sich auf ihren Großvater und ihren Vater bezog, beleidigte sie. „Mein Großvater“, sagte sie, „war sehr großherzig, und mein Vater ist es ebenfalls, keiner von beiden ist im geringsten bourgeois gewesen.“ „Also was ist es denn?“ wiederholte das junge Mädchen. Als June erkannte, daß diese junge Forsyte hartnäckig zu erlangen suchte, was sie wünschte, beschloß sie sofort, sie daran zu hindern und statt dessen für sich selbst etwas zu erreichen. „Weshalb willst du es wissen?“ Fleur roch an ihren Rosen. „Ich möchte es nur wissen, weil man es mir nicht sagen will.“ „Nun, es handelt sich um einen Besitz, aber davon gibt es ja mehr als eine Art.“ „Das macht es nur schlimmer. Jetzt muß ich es wirklich wissen.“ Junes kleines, resolutes Gesicht bebte. Sie trug eine runde Mütze, und ihr Haar quoll darunter hervor, sie sah ganz jung aus in diesem Augenblick, verjüngt durch diesen Kampf. „Weißt du“, sagte sie, „ich sah dich dein Taschentuch fallen lassen. Ist irgend etwas zwischen dir und Jon? Weil, falls es so ist, du es lieber auch fallen lassen solltest.“ Das Mädchen wurde blässer, lächelte aber. „Wenn es so wäre, ist das nicht der Weg, mich dazu zu bewegen.“ Die Tapferkeit dieser Antwort bewog June, die Hand auszustrecken: „Ich habe dich gern. Du gefällst mir, aber deinen Vater mag ich nicht, ich mochte ihn nie. Wir können ebensogut offen miteinander sein.“ „Kamst du her, ihm das zu sagen?“ June lachte. „Nein, ich kam her, um dich zu



sehen.“ „Wie reizend von dir!“ Dies Mädchen wußte sich zu wehren. „Ich bin mehr als doppelt so alt wie du“, sagte June, „aber ich bin ganz deiner Meinung. Es ist scheußlich, wenn man nicht tun kann, was man will.“ Das Mädchen lächelte wieder: „Ich finde wirklich, daß du's mir sagen könntest.“ Wie das Kind auf seinem Willen bestand! „Es ist nicht mein Geheimnis. Aber ich will sehen, was sich tun läßt, weil ich finde, daß ihr beide, du und Jon, es erfahren müßtet. Und nun will ich mich verabschieden.“ „Willst du nicht warten, um Vater zu sehen?“ June schüttelte den Kopf: „Wie komme ich auf das andere Ufer hinüber?“ „Ich werde dich hinübrudern.“ „Hör mal!“ sagte June impulsiv, „das nächste Mal, wenn du in London bist, mußt du mich besuchen. Da hast du meine Adresse. Abends habe ich gewöhnlich junge Leute bei mir. Aber ich an deiner Stelle würde deinem Vater nicht sagen, daß du kommen willst.“ Das Mädchen nickte.

June beobachtete sie beim Rudern im Boot und dachte: „Sie ist außergewöhnlich hübsch und sehr gut gebaut. Ich dachte nie, daß Soames eine so hübsche Tochter haben würde. Sie und Jon würden ein überaus reizendes Paar abgeben.“ Der Trieb, Ehen zu stiften, war, wenn für sich selbst auch verdorrt, immer lebendig in June. Sie blieb stehen, um Fleur beim Zurückrudern zu beobachten; das Mädchen ließ ein Ruder los, ihr mit einer Hand zum Abschied zuzuwinke, und June ging langsam, mit Wehmut im Herzen, zwischen den Wiesen und dem Flusse weiter. Jugend zu Jugend, wie die Libellen, die einander jagten, und Liebe wie die Sonne, die sie durch und durch erwärmte. Ihre Jugend! So lange war es her — als Phil und sie — — Und seitdem? Nichts, keiner war ganz so, wie sie es sich gewünscht. Und so hatte sie auf alles verzichtet. Aber welche Hemmnisse türmten sich um diese beiden jungen Menschen auf, wenn sie sich wirklich liebten, wie Holly glaubte — und wie ihr Vater und Irene und Soames selbst es zu befürchten schienen! Welche Hemmnisse und welche Schranken! Und in ihrem Herzen regten sich Wünsche für die Zukunft, ein Trotz allem Überstandenen gegenüber, die treibende Kraft eines jeden, der glaubt, daß das, was man wünscht, wichtiger sei als alles, was andere nicht wünschten. In der warmen Sommerstille blickte sie vom Ufer auf die Wasserlilien, die Weidenblätter und die Fische an der Oberfläche, atmete den Duft des Grases und der Wiesenblumen ein und überlegte, wie sie jeden dazu zwingen könnte, glücklich zu sein. Jon und Fleur! Zwei kleine ‚lahme Enten‘ — entzückende, kahle, gelbe kleine Entlein! Sehr

schade! Man könnte sicher etwas für sie tun! Man durfte bei solcher Lage nicht stillschweigend zuschauen. Sie ging weiter und erreichte, heiß und ärgerlich, den Bahnhof.

Ihrer Absicht getreu, ganz offen vorzugehen, was viele Leute veranlaßte, sie zu meiden, sagte sie an diesem Abend zu ihrem Vater: „Ich bin heute draußen bei Fleur gewesen, Papa. Ich finde sie sehr anziehend. Es hat keinen Zweck, daß wir den Kopf unter die Flügel stecken, meinst du nicht auch?“ Der erschreckte Jolyon stellte sein Gerstenwasser hin und begann sein Brot zu zerkrümeln. „Du selbst scheinst es aber zu tun. Denkst du denn daran, wessen Tochter sie ist?“ sagte er. „Können die Toten nicht ihre Toten begraben?“ Jolyon erhob sich: „Gewisse Dinge können nie begraben werden.“ „Darin stimme ich nicht mit dir überein“, sagte June, „es steht allem Glück und Fortschritt im Wege. Du verstehst die Zeit nicht, Papa. Sie weiß nichts anzufangen mit Dingen, die sich überlebt haben. Deshalb glaubst du, es machte so viel aus, daß Jon die Sache von seiner Mutter erfährt? Wer legt jetzt noch Wert auf solche Dinge? Die Ehegesetze sind noch genau so, wie sie waren, als Soames und Irene keine Scheidung erlangen konnten und du einschreiten mußtest. Wir sind weitergekommen und sie nicht. Daher kümmert sich niemand mehr darum. Ehe ohne eine anständige Chance, sich frei zu machen, ist nur eine Art von Sklaverei; Menschen dürften einander nicht gehören. Jedermann sieht das jetzt ein. Wenn Irene solche Gesetze übertrat, was liegt daran?“ „Ich habe nicht das Recht, es zu mißbilligen“, sagte Jolyon, „aber das alles gehört gar nicht hierher. Hier handelt es sich um menschliche Gefühle.“ „Natürlich“, rief June, „um die Gefühle der beiden jungen Dinger.“ „Meine Liebe“, erwiderte Jolyon mit sanfter Gereiztheit, „du redest Unsinn.“ „Das tue ich nicht. Wenn sie einander wirklich lieben, warum sollten sie der Vergangenheit wegen unglücklich gemacht werden?“ „Du hast diese Vergangenheit nicht durchlebt. Aber ich habe es — durch die Gefühle meiner Frau, durch meine eigenen Nerven und meine Einbildungskraft, wie nur jemand es kann, der so liebt wie ich.“ June stand ebenfalls auf und wanderte ruhelos auf und ab. „Wäre sie die Tochter von Phil Bosinney“, sagte sie plötzlich, „würde ich dich besser verstehen. Irene liebte ihn, aber sie liebte Soames nie.“ Tief aus Jolyons Brust drang ein Ton — ein Ton, wie ihn italienische Bäuerinnen ausstoßen, wenn sie ihre Maultiere anrufen. Sein Herz hatte heftig zu schlagen begonnen, aber er achtete dessen nicht, seine Gefühle rissen ihn mit sich fort. „Das beweist, wie wenig du davon

verstehst. Weder ich noch Jon, soweit ich ihn kenne, würden etwas gegen eine Liebesvergangenheit haben. Hier aber handelt es sich um die Brutalität einer Vereinigung ohne Liebe. Dies Mädchen ist die Tochter eines Mannes, der Jons Mutter einst besaß, wie man eine Negersklavin besitzt. Das Gespenst kannst du nicht aus der Welt schaffen, June, versuche es nicht! Wie könnten wir Jon mit dem Fleisch und Blut des Mannes vereinigt sehen, der Jons Mutter gegen ihren Willen besaß? Diese Wortklauberei hat keinen Zweck, ich möchte es ein für allemal klar haben. Und jetzt darf ich nicht mehr sprechen, sonst wird mich das die ganze Nacht wach halten.“ Jolyon preßte die Hand auf sein Herz, kehrte seiner Tochter den Rücken zu und schaute auf die Themse hinaus. June, die nie ein Wespennest sah, bis sie ihren Kopf hineingesteckt hatte, war ernstlich beunruhigt. Sie ging zu ihm hin und schob ihren Arm unter den seinen. Wenn sie auch nicht überzeugt war, daß er recht hatte und sie unrecht, weil das gegen ihre Natur war, machte es doch einen tiefen Eindruck auf sie, daß die Sache ihm offenbar sehr nahe ging. Sie rieb ihre Wange an seiner Schulter und sagte nichts.

Nachdem Fleur ihre ältere Kusine übergesetzt hatte, landete sie nicht gleich, sondern ruderte in das Schilf hinein, in den Sonnenschein. Die friedliche Schönheit des Nachmittags lockte sie für eine Weile, obwohl sie für das Unbestimmte und Poetische nicht viel übrig hatte. Auf dem Felde jenseits des Ufers, wo ihr Boot lag, wendete eine Maschine, die von einem grauen Pferd gezogen wurde, das Heu einer früh gemähten Wiese. Sie beobachtete gebannt, wie das Gras hinter und über den leichten Rädern hervorquoll — es sah so kühl und frisch aus. Das Klappern und Rasseln mischte sich mit dem Rascheln der Weiden und Pappeln und dem Gurren einer Waldtaube zu einem wahren Flußgesang. Neben ihr in dem grünen Wasser wanden sich Pflanzen wie gelbe Schlangen und kämpften gegen die Strömung; scheckiges Vieh stand etwas weiterhin im Schatten und bewegte träge die Schwänze. Es war ein Nachmittag zum Träumen. Und sie nahm Jons Briefe hervor — es waren keine blumenreichen Ergüsse, doch aus den Berichten über Dinge, die er gesehen und getan, sprach sein Sehnen, das ihr sehr wohltat, und alle endeten mit ‚Dein Dich liebender J‘. Fleur war nicht sentimental, ihre Wünsche waren stets konkret und ganz bestimmt; was aber von Poesie in der Tochter von Soames und Annette war, hatte sich in diesen Wochen des Wartens zweifellos um ihre Erinnerungen an Jon gesammelt.

Sie alle gehörten mit zu Gras und Blüten, zu Blumen und fließenden Wassern. An ihn zu denken, war ein Genuß wie der Duft, den ihr gerümpftes Näschen einzog. Die Sterne gaben ihr ein Gefühl, als stünde sie neben ihm auf der Landkarte von Spanien; und am frühen Morgen glaubte sie in den betauten Spinnweben, dem nebligen Gefunkel und der Verheißung des Tages unten im Garten die Verkörperung Jons zu sehen.

Zwei weiße Schwäne kamen majestätisch vorüber, während sie ihre Briefe las, ihnen folgte ihre Brut von sechs jungen Schwänen in einer Reihe mit eben genug Wasser zwischen jedem Schwanz und Kopf, eine Flottille von grauen Zerstörern. Fleur steckte ihre Briefe ein, legte ihre Ruder wieder aus und ruderte an den Landungssteg. Als sie über den Rasenplatz ging, überlegte sie, ob sie ihrem Vater von Junes Besuch etwas sagen sollte. Wenn er es vom Butler erfuhr, könnte er es sonderbar finden, daß sie es nicht tat. Es gab ihr zudem eine neue Chance, den Grund der Fehde aus ihm herauszulocken. Sie ging daher den Weg hinauf, um ihn zu treffen.

Soames war gegangen, sich ein Stück Land anzusehen, auf dem nach dem Vorschlag der Ortsbehörde ein Sanatorium für Lungenkranke errichtet werden sollte. Seinem angeborenen Individualismus getreu, kümmerte er sich nicht um lokale Angelegenheiten und begnügte sich damit, die Abgaben zu zahlen, die fortwährend stiegen. Er konnte jedoch diesem neuen und gefährlichen Plan gegenüber nicht gleichgültig bleiben. Er war völlig der Meinung, daß das Land die Pflicht hatte, die Tuberkulose auszurotten; aber dies war nicht der Ort dazu. Es mußte weiter fort geschehen. Wie alle echten Forsytes, vertrat er die ganz allgemeine Ansicht, daß irgendwelche Schwächen anderer Leute ihn nichts angingen und der Staat das Seine tun müsse, ohne irgendwie die natürlichen Vorteile zu schmälern, die er erworben oder ererbt hatte. Francie, die Freigeistigste aller Forsytes seiner Generation (ausgenommen vielleicht dieser Jolyon), hatte ihn einmal in ihrer maliziösen Art gefragt: ‚Hast du den Namen Forsyte jemals auf einer Subskriptionsliste gesehen. Soames?‘ Mochte dem sein, wie ihm wolle, aber ein Sanatorium würde die Gegend entwerten, und er war bereit, die Petition zu unterzeichnen, die dagegen eingereicht werden sollte. Als er mit diesem festen Entschluß zurückkehrte, sah er Fleur kommen.

Sie war seit kurzem liebevoller gegen ihn, und die stille Zeit mit ihr bei diesem Sommerwetter machte, daß er sich wieder ganz jung fühlte; Anette war fast immer in der Stadt, um irgend etwas zu



besorgen, so daß er Fleur beinah soviel für sich hatte, wie er wünschte. Zwar hatte der junge Mont die Gewohnheit angenommen, beinah jeden zweiten Tag auf seinem Motorrad zu erscheinen. Gott sei Dank hatte der junge Mann seine halben Zahnbürsten abrasiert und sah nicht mehr wie ein Windbeutel aus! Mit einer Freundin Fleurs, die zum Besuch im Hause war, und einem Jüngling aus der Nachbarschaft gaben sie nach Tisch in der Halle zwei Paare zu der Musik der elektrischen Pianola ab, die ohne Beistand und mit einem überraschenden Glanz auf der ausdrucksvollen Oberfläche Foxtrotts spielte. Sogar Annette schwebte dann und wann anmutig im Arm eines oder des andern jungen Mannes auf und ab. Und Soames kam zuweilen an die Tür des Wohnzimmers, hob die Nase und beobachtete sie in der Erwartung, ein Lächeln von Fleur aufzufangen; dann ging er zurück zum Sessel am Kamin im Wohnzimmer, um die 'Times' oder die Preisliste eines Sammlers durchzusehen. Seine ewig ängstlichen Augen sahen kein Zeichen der Erinnerung an jene Laune bei Fleur.

Als sie ihn auf dem staubigen Weg erreichte, schob er die Hand unter ihren Arm. „Wer, glaubst du, war hier, dich zu besuchen, Papa? Sie konnte nicht warten! Rate!“ „Ich rate es nie“, sagte Soames unruhig: „Wer?“ „Deine Kusine June Forsyte.“ Ganz unbewußt drückte Soames ihren Arm. „Was wollte die denn hier?“ „Ich weiß nicht. Aber sie hat es trotz der Fehde gewagt, nicht wahr?“ „Fehde? Was für eine Fehde?“ „Die in deiner Einbildung existiert, mein Lieber.“ Soames ließ ihren Arm los. War das Spott, oder versuchte sie etwas aus ihm herauszulocken? „Ich denke, sie wollte, daß ich ein Bild von ihr kaufe“, sagte er endlich. „Das glaube ich nicht. Vielleicht war es nur Familienanhänglichkeit.“ „Sie ist ja keine rechte Kusine von mir“, murmelte Soames. „Und die Tochter deines Feindes.“ „Wie meinst du das?“ „Verzeih, Lieber, ich dachte, daß er es sei.“ „Feind!“ wiederholte Soames, „es ist eine alte Geschichte. Ich weiß nicht, wo du deine Ideen hernimmst?“ „Von June Forsyte.“ Es kam wie eine Eingebung über sie, daß, wenn er glaubte, sie wisse es oder wäre im Begriff, es zu erfahren, er es ihr sagen würde. Soames war erschrocken, aber sie hatte seine Vorsicht und seine Hartnäckigkeit unterschätzt. „Wenn du es weißt“, sagte er kühl, „wozu quälst du mich?“ Fleur sah, daß sie zu weit gegangen war. „Ich wollte dich nicht quälen, mein Lieber. Wie du sagst, wozu mehr wissen wollen? Wozu überhaupt etwas von dem 'kleinen' Geheimnis wissen wollen? — Je m'en fiche, wie Prosper Profond sagen würde.“ „Dieser Kerl!“ sagte Soames finster.

Dieser Kerl spielte in der Tat diesen Sommer eine bedeutende, wenn auch unsichtbare Rolle — denn er war nicht wieder aufgetaucht. Seit dem Sonntag, da Fleur, als er über den Rasen schlenderte, Soames' Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt hatte, mußte dieser viel an ihn denken, und immer in Verbindung mit Annette, obschon ohne Grund, ausgenommen, daß sie hübscher aussah als je zuvor. Seine Begriffe über Besitz, die seit dem Kriege subtiler, weniger starr und elastisch geworden waren, hatten alle Besorgnis unterdrückt. Wie man auf einen amerikanischen Strom schaut, der ruhig und friedlich vorüberfließt, und weiß, daß vielleicht ein Alligator im Schlamm unten liegt, den Rachen schon emporgestreckt und nicht zu unterscheiden von einem Stück Holz — so schaute Soames, unbewußt mit Monsieur Profond beschäftigt, auf den Strom seines Daseins, weigerte sich aber, mehr zu sehen als seinen verdächtigen Rachen. In dieser Epoche seines Lebens besaß er eigentlich alles, was er brauchte, und war beinah so glücklich, wie seine Natur es erlaubte. Seine Sinne waren beruhigt, sein Zärtlichkeitsbedürfnis fand volle Befriedigung bei seiner Tochter, seine Sammlung war sehr bekannt, sein Geld gut angelegt, seine Gesundheit ausgezeichnet, abgesehen von einer kleinen Mahnung durch seine Leber dann und wann; er hatte noch nicht angefangen, sich ernstlich Gedanken darüber zu machen, was nach seinem Tode geschehen würde, da er im Grunde davon überzeugt war, daß nichts geschehen würde. Er glich einer seiner eigenen goldsichern Hypotheken, und sich dieser Sicherheit zu berauben, indem er etwas sah, das zu sehen er vermeiden konnte, wäre, wie er instinktiv fühlte, verkehrt und rückständig gewesen. Jene beiden schrumpfligen Rosenblätter, Fleurs Laune und Monsieur Profonds Rachen, würden sich schon wieder glätten, wenn er sich fleißig ihrer annahm.

Ein Zufall, wie er im Leben selbst des bestversicherten Forsyte einmal vorkommt, spielte an diesem Abend einen Leitfaden in Fleurs Hände. Ihr Vater kam ohne Taschentuch zu Tisch herunter und brauchte eins, sich die Nase zu schnauben. „Ich will dir eins holen, mein Lieber“, hatte sie gesagt und war nach oben gelaufen. In dem Taschentuchbehälter, wo sie danach suchte — einem alten Ding von ganz verblichener Seide —, waren zwei Abteilungen: eine enthielt Taschentücher, die andere war zugeknöpft und enthielt etwas Hartes, Flaches. In einem kindlichen Impuls knöpfte Fleur sie auf. Es war ein Rahmen und darin eine Photographie von ihr selbst als kleines Mädchen. Sie betrachtete sie gespannt, wie man es zu tun

pflegt, wenn man eine Abbildung von sich sieht. Sie verschob sich unter ihren ungeduldigen Fingern, und sie sah, daß eine andere Photographie dahinter steckte. Da rückte sie die ihre weiter hinunter und bemerkte ein Gesicht, das sie zu kennen meinte, das Gesicht einer sehr gut aussehenden jungen Frau in einem sehr altmodischen Abendkleid. Nachdem sie ihre eigene Photographie wieder darüberschoben hatte, nahm sie ein Taschentuch und ging hinunter. Erst auf der Treppe kam sie darauf, wen das Gesicht darstellte. Sicher — sicher, das war Jons Mutter! Diese Überzeugung traf wie ein Schlag. Und sie blieb unter dem Ansturm der Gedanken stehen. Aber natürlich! Jons Vater hatte die Frau geheiratet, die ihr Vater heiraten wollte, hatte sie ihm vielleicht weggeschnappt. In der Furcht aber, daß sie durch ihr Wesen verraten könnte, hinter sein Geheimnis gekommen zu sein, wollte sie nicht weiter nachdenken, schüttelte das seidene Taschentuch aus und ging ins Esszimmer zurück. „Ich nahm das weichste, Papa.“ „Hm!“ sagte Soames, „ich benutze diese nur nach einem Schnupfen. Aber schadet nichts!“

An diesem Abend gelang es Fleur, sich die Sache zusammenzureimen, als sie sich des Blicks ihres Vaters, dieses sonderbaren Blicks, der eine seltsame kalte Intimität verraten hatte, in der Konditorei damals erinnerte. Er mußte diese Frau sehr geliebt haben, wenn er ihre Photographie so lange aufbewahrte, trotzdem er sie verloren hatte. Schonungslos und sachlich sprang sie zu seinem Verhältnis zu ihrer eigenen Mutter über. Hatte er sie jemals wirklich geliebt? Sie glaubte es nicht. Jon war der Sohn der Frau, die er wahrhaft geliebt hatte. Dann dürfte er es seiner Tochter wahrhaftig nicht verdenken, daß sie ihn liebte, man mußte sich nur daran gewöhnen. Und ein Seufzer der Erleichterung fing sich in den Falten ihres Nachtgewands, das sie über den Kopf streifte.

## DRITTES KAPITEL

### ZUSAMMENTREFFEN

Jugend wird das Alter nur stoß- und ruckweise gewahr. Jon zum Beispiel hatte das Alter seines Vaters nie gemerkt, bis er aus Spanien zurückkam. Das Gesicht des vierten Jolyon, durch das Warten abgezehrt, erschreckte ihn beinah — es sah so bleich und alt aus. In der Erregung des Wiedersehens war seines Vaters Maske

gefallen, so daß der Knabe plötzlich erkannte, wie sehr er ihre Abwesenheit empfunden haben mußte. Er tröstete sich mit dem Gedanken, daß er ja nicht fortgewollt! Für die Jugend war es aus der Mode, sich dem Alter zu unterwerfen. Aber Jon war durchaus nicht typisch modern. Sein Vater hatte immer so gut mit ihm gestanden, und das Gefühl, gleich wieder mit einem Betragen zu beginnen, das zu ändern sein Vater sechs Wochen Einsamkeit ertragen hatte, war nicht angenehm. Bei der Frage: „Nun, lieber Junge, wie hat der große Goya dir gefallen?“ bedrückte ihn sein Gewissen sehr. Der große Goya existierte nur, weil er ein Gesicht geschaffen hatte, das Fleur ähnlich sah.

An dem Abend ihrer Rückkehr ging er ganz zerknirscht zu Bett, erwachte aber voll freudiger Erwartung. Es war erst der vierte Juli und vor dem neunten keine Verabredung mit Fleur getroffen. Er sollte drei Tage zu Haus verleben, bevor er aufs Land zurückging. Irgendwie mußte er es bewerkstelligen, sie zu sehen!

Selbst die liebevollsten Eltern können die unerbittlich wiederkehrende Notwendigkeit von neuen Hosen nicht ableugnen. Am zweiten Tage fuhr Jon daher in die Stadt, und nachdem er sein Gewissen beruhigt hatte, indem er in der Conduit Street bestellte, was für unentbehrlich gehalten wurde, ging er zur Stratton Street, wo ihr Klub war. Es wäre ein großer Zufall gewesen, sie jetzt dort zu treffen. Aber er schlenderte die Bond Street mit klopfendem Herzen hinunter und fand, daß alle andern jungen Leute ihm überlegen waren. Sie trugen ihre eleganten Kleider mit einer solchen Selbstverständlichkeit, sie waren so sicher; sie waren eben alt. Ihn übermannte plötzlich die Überzeugung, daß Fleur ihn vergessen hatte. Da er in all diesen Wochen so völlig absorbiert von seinen eigenen Gefühlen gewesen, hatte er diese Möglichkeit nie in Betracht gezogen. Er ließ den Kopf hängen, seine Hände waren klamm. Fleur, die mit ihrem Lächeln die ganze Welt erobern konnte — Fleur, die Unvergleichliche! Es war ein böser Augenblick. Allein Jon war stark von der Idee durchdrungen, daß man imstande sein müsse, alles zu ertragen. Und mit diesem guten Vorsatz gewappnet, blieb er vor einem Antiquitätenladen stehen. Diese Straße, der Gradmesser dessen, was einmal die Londoner Season war, unterschied sich in nichts von andern als durch ein paar graue Zylinderhüte und die Sonne, die hineinschien. Jon ging weiter, und an der nächsten Ecke stieß er auf Val Dartie, der in den Iseum-Klub wollte, in den er eben gewählt worden war. „Hallo! Jon! Wohin willst



du?“ Jon errötete. „Ich war eben bei meinem Schneider.“ Val sah ihn von oben bis unten an. „Das ist recht! Ich gehe hier hinein, um Zigaretten zu bestellen, dann wollen wir zusammen etwas essen.“ Jon nahm es dankend an. Vielleicht erfuhr er durch Val etwas von ihr!

In dem Laden des Tabakhändlers, in den sie jetzt eintraten, sah man die Lage Englands, diesen Alp seiner Presse und Staatsmänner, von einer anderen Perspektive aus an. „Ja, Sir, genau die Zigaretten, die ich Ihrem Vater zu besorgen pflegte. Herr des Himmels! Mr. Montague Dartie war mein Kunde seit — lassen Sie mich nachdenken — seit dem Jahr, wo Melton das Derby gewann. Er war einer meiner besten Kunden.“ Ein leises Lächeln erhellte das Gesicht des Tabakhändlers. „Und wie viele Tips er mir gegeben hat! Ich glaubte, er nahm von diesem Jahr an ein paar Hundert jede Woche und wählte nie eine andere Sorte. Ein sehr freundlicher Herr, brachte mir eine Menge Kundschaft. Es tat mir leid, daß ihm das Unglück zustieß. Man vermißt einen alten Kunden wie ihn.“ Val lächelte. Der Tod seines Vaters hatte eine Rechnung abgeschlossen, die wahrscheinlich viel länger unbezahlt geblieben wäre als irgendeine andere; und in einem Rauchring, den er aus der bewährten Zigarette paffte, meinte er das schnurrbärtige hübsche dunkle, etwas gedunsene Gesicht seines Vaters, von dem einzigen Glorienschein umgeben, zu sehen, den er sich erworben. Hier hatte sein Vater als ein Mann, der zweihundert Zigaretten die Woche rauchte, der Tips geben und seine Rechnungen ewig anstehen lassen konnte, doch wenigstens Ruhm geerntet! Für seinen Tabakhändler war er ein Held! Selbst das war ein Vorzug, der sich vererbte! „Ich zahle bar“, sagte er, „wieviel?“ „Für seinen Sohn, Sir, und bar — zehneinhalb Schilling. Ich werde Mr. Montague Dartie nie vergessen. Er stand oft hier und unterhielt sich wohl eine Stunde mit mir. Jetzt gibt es nicht viele wie ihn, wo jeder immer in solcher Eile ist. Der Krieg hat den Manieren sehr geschadet, Sir — sehr geschadet. Sie waren auch mit, wie ich sehe!“ „Nein“, sagte Val, auf sein Knie schlagend. „Ich bekam das in dem vorigen Krieg. Es hat mir wahrscheinlich das Leben gerettet, glaube ich. Brauchst du keine Zigaretten, Jon?“ Sehr beschämt murmelte Jon: „Ich rauche nicht, weißt du“ und sah die Lippen des Tabakhändlers sich verziehen, als wolle er sagen: ‚Guter Gott!‘ oder ‚Jetzt wär’s aber Zeit dazu, Sir!‘ „Das ist recht“, sagte Val, „bleibe davon, solange du kannst. Du wirst es brauchen, wenn dich einmal ein Stoß trifft. Das ist also wirklich derselbe

Tabak?“ „Genau derselbe, Sir; ein wenig teurer, das ist alles. Wunderbare Zähigkeit — das Britische Reich, sage ich immer.“ „Schicken Sie mir jede Woche hundert an diese Adresse und verrechnen Sie monatlich. Komm, Jon.“

Jon betrat den Iseeum-Klub mit Neugierde. Außer ab und zu zum Lunch mit seinem Vater im Hotch-Potch war er noch nie in einem Londoner Klub gewesen. Der Iseeum-Klub in seiner anspruchslosen Behaglichkeit änderte sich nicht, konnte sich nicht ändern, solange George Forsyte in seinem Vorstand saß, wo sein kulinarischer Scharfblick beinah die treibende Kraft war. Der Klub hatte sich der Aufnahme der neuen Reichen widersetzt, und George Forsyte hatte sein ganzes Prestige benötigt, damit Prosper Profond, als echter Sportsmann empfohlen, darin aufgenommen werde.

Die beiden lunchten zusammen, als Val und Jon in das Speisezimmer traten und sich auf den Wink George Forsytes an ihren Tisch setzten. Val mit seinem verschmitzten Blick und seinem liebenswürdigen Lächeln, Jon feierlich und mit gewinnender Schüchternheit in seinem Wesen. Dieser Ektisch schien ein besonderes Vorrecht zu genießen, als speisten nur Lebenskünstler daran. Jon war fasziniert von der hypnotischen Atmosphäre. Der hohlwangige Kellner servierte mit einer Art freimaurerischer Ehrerbietung. Er schien an George Forsytes Lippen zu hängen, seinen stieren Blick mit förmlicher Teilnahme zu beobachten und die Bewegungen der schweren, mit dem Klubzeichen versehenen Silberbestecke liebevoll zu verfolgen. Sein Arm in der Livree und die vertrauliche Stimme beunruhigten Jon, sie kamen so geheimnisvoll über seine Schulter.

Nachdem George gesagt hatte: „Dein Großvater gab mir einmal einen Tip, er war ein verteufelt guter Kenner von Zigarren!“, nahm weder er noch der andere Lebenskünstler die geringste Notiz von ihm, und er war dankbar dafür. Die Unterhaltung drehte sich nur um Pferdezucht und Preise von Pferden, und er hörte anfangs flüchtig zu, voll Staunens, daß es möglich war, so viele Kenntnisse im Kopf zu haben. Er konnte den Blick nicht von dem Antlitz des dunklen Lebenskünstlers wenden — was er sagte, war so überlegt und entmutigend und mit so schwerfälligen, sonderbaren, spöttischen Worten gesagt. Jon dachte an Schmetterlinge, als er ihn sagen hörte: „Ich wünschte, Mr. Soames Forsyte interessierte sich für Pferde.“ „Der gute Soames! Der ist ein zu großer Schlaufuchs!“ Mit aller Macht versuchte Jon, nicht rot zu werden, während Monsieur Profond fortfuhr: „Seine Tochter ist ein reizendes Mädel. Mr. Forsyte

ist ein klein bißchen altmodisch. Ich sähe ihn gern einmal vergnügt.“ George Forsyte grinste. „Darüber machen Sie sich keine Sorge; es geht ihm nicht so schlecht, wie es aussieht. Er zeigt nie seine Freude an etwas — sie könnte ihm am Ende genommen werden. Der gute alte Soames! Einmal gebissen, wird man scheu!“ „Wenn du fertig bist, Jon“, sagte Val hastig, „wollen wir gehen und Kaffee trinken.“ — „Wer waren die beiden?“ fragte Jon auf der Treppe, „ich verstand nicht recht — —“ „Der alte George Forsyte ist ein rechter Vetter deines Vaters und meines Onkels Soames. Er war immer hier. Der andere, Profond, ist ein schnurriger Kauz. Ich glaube, er ist hinter Soames' Frau her.“ Jon sah ihn erschreckt an. „Aber das ist ja furchtbar“, sagte er, „ich meine für — Fleur!“ „Glaube nicht, daß Fleur sich viel daraus macht; sie ist sehr modern.“ „Ihre Mutter!“ „Du bist noch sehr grün, Jon.“ Jon errötete. „Mütter“, stammelte er entrüstet, „sind verschieden.“ „Da hast du recht“, sagte Val plötzlich; „aber es ist nicht so wie damals, als ich in deinem Alter war. Jetzt denkt man: ‚Heute rot, morgen tot.‘ Das ist's, was George Forsyte mit Onkel Soames meinte. Er denkt nicht daran, morgen tot zu sein.“ Jon sagte rasch: „Was ist zwischen ihm und meinem Vater?“ „Stallgeheimnis, Jon. Folge meinem Rat und frage nicht danach. Du hast nichts davon, wenn du es weißt. Einen Likör?“ Jon schüttelte den Kopf. „Ich hasse es, wenn einem alles verschwiegen wird“, sagte er, „und man dann verhöhnt wird, weil man zu grün ist.“ „Nun, du kannst Holly fragen. Wenn sie es dir nicht sagen will, wirst du doch glauben, daß es zu deinem Besten geschieht, denke ich.“ Jon erhob sich. „Ich muß jetzt gehen; vielen Dank für den Lunch.“ Val lächelte halb mitleidig und doch amüsiert. Der Junge sah so erregt aus. „Also wir sehen uns am Freitag!“ „Ich weiß nicht“, murmelte Jon.

Er wußte es wirklich nicht. Dies verschworene Schweigen brachte ihn zur Verzweiflung. Es war demütigend, wie ein Kind behandelt zu werden! Unmutig ging er zur Stratton Street zurück. Aber er wollte jetzt in ihren Klub gehen und schon dahinterkommen! Auf seine Frage erhielt er zur Antwort, daß Miß Forsyte nicht im Klub sei. Sie komme vielleicht später. Sie käme häufig am Montag — aber sie könnten es nicht sagen. Jon sagte, daß er wiederkommen würde, und ging durch den Green Park, wo er sich unter einem Baum niederwarf. Die Sonne schien hell, und ein leiser Wind bewegte die Blätter der jungen Linde, unter der er lag; aber das Herz tat ihm weh. So viel Finsternis sammelte sich um sein Glück. Er hörte

die große Turmuhr von Westminster drei schlagen. Der Ton regte ihn an, er nahm ein Stück Papier heraus und begann mit einem Bleistift darauf zu kritzeln. Er hatte eine Stanze niedergeschrieben und dachte über den zweiten Vers nach, als etwas Hartes seine Schulter berührte — ein grüner Sonnenschirm. Und über ihm stand Fleur!

„Man sagte mir, daß du dagewesen bist und zurückkommen wolltest. Da dachte ich, daß du vielleicht hier draußen wärst; und nun bist du da — es ist herrlich!“ „Oh! Fleur! Ich dachte, du hättest mich vergessen.“ „Wenn ich dir doch sagte, daß ich es nicht würde.“ Jon ergriff ihren Arm: „Das Glück ist zu groß! Laß uns fortgehen von hier.“ Er zog sie beinah durch den fast zu sinnreich angelegten Park, um ein Versteck zu finden, wo sie sitzen und sich bei den Händen halten konnten. „Hat nicht jemand angebissen?“ sagte er und sah auf ihre Wimpern, die sich von den Wangen hoben. „Da ist so ein junger Idiot, aber er zählt nicht mit.“ Jon fühlte ein wenig Mitleid mit dem — jungen Idioten. „Ich hatte einen Sonnenstich, weißt du; ich sagte dir nichts davon.“ „Wirklich? War es interessant?“ „Nein, Mutter war ein Engel. Ist dir irgend etwas zugestoßen?“ „Nichts. Außer, daß ich glaube, herausbekommen zu haben, was zwischen unsern Familien war.“ Sein Herz begann sehr schnell zu klopfen. „Ich glaube, mein Vater wollte deine Mutter heiraten, und dein Vater bekam sie statt dessen.“ „Oh!“ „Ich fand zufällig eine Photographie von ihr, sie steckte in einem Rahmen hinter einer Photographie von mir. Wenn er sie sehr geliebt hat, mußte ihn das natürlich rasend machen, nicht wahr?“ Jon dachte einen Augenblick nach. „Nicht, wenn sie meinen Vater mehr liebte.“ „Aber nimm an, sie waren verlobt!“ „Wenn wir verlobt wären und du glaubtest, einen andern mehr zu lieben, würde ich verrückt, aber ich würde es dir nie nachtragen.“ „Ich täte es. Du mußt das nie mit mir machen, Jon.“ „Mein Gott! Niemals!“ „Ich glaube nicht, daß er meine Mutter wirklich jemals sehr liebte.“ Jon schwieg. Vals Worte und die beiden Herren im Klub! „Du siehst, wir wissen es nicht“, fuhr Fleur fort, „es mag ein großer Schlag für ihn gewesen sein. Sie hat sich ihm gegenüber vielleicht schlecht benommen. Das kommt vor!“ „Meine Mutter hätte so etwas nicht getan.“ Fleur zuckte die Achseln. „Ich finde, daß wir nicht viel über unsere Väter und Mütter wissen. Wir beurteilen sie danach, wie sie uns behandeln; aber sie haben andere behandelt, bevor wir geboren waren, weißt du — eine Menge sogar, nehme ich an. Sie sind beide alt, siehst du. Sieh deinen Vater an,



mit drei verschiedenen Familien!“ „Gibt es in diesem ganzen verwünschten London nicht einen Ort, wo wir allein sein können?“ rief Jon. „Nur ein Auto.“ „Dann wollen wir eins nehmen.“ Als sie eingestiegen waren, fragte Fleur plötzlich: „Fährst du zurück nach Robin Hill? Ich möchte gern sehen, wo du lebst, Jon. Ich bleibe die Nacht bei meiner Tante, aber ich könnte zur Zeit zu Tisch zurück sein. Ich würde natürlich nicht ins Haus kommen.“ Jon starrte sie entzückt an. „Großartig! Ich kann es dir vom Wäldchen aus zeigen, wir werden niemand begegnen. Um vier geht ein Zug.“

Der Gott des Besitzes und seine Forsytes, die großen und die kleinen, Müßige, Beamte, Kaufleute oder Angestellte, arbeiteten wie die Arbeiterklasse noch ihre sieben Stunden den Tag, so daß die beiden der vierten Generation in einem staubigen, sonnendurchwärmten leeren Abteil erster Klasse des frühen Zuges nach Robin Hill hinausfahren konnten. Sie fuhren in wonnigem Schweigen und hielten sich bei den Händen. Auf dem Bahnhof sahen sie niemand außer Gepäckträgern und ein paar Dorfbewohnern, die Jon nicht kannte, und gingen den Heckenweg hinauf, der nach Staub und Geißblatt roch. Für Jon, der sich ihrer jetzt sicher fühlte und keine Trennung zu fürchten brauchte, war es ein wunderbares Schlendern, wunderbarer als das Umherstreifen auf den Hügeln oder am Ufer der Themse damals. Es war verklärte Liebe — einer jener leuchtenden Tage im Leben, wo jedes Wort und jedes Lächeln, jede leise Berührung war wie kleine goldenrote und blaue Schmetterlinge und Blumen und Vögel, die mit dazu gehörten — ein glückliches Beisammensein ohne jeden Nachgedanken, das siebenunddreißig Minuten währte. Sie erreichten das Wäldchen zur Zeit des Melkens. Jon wollte sie nicht bis auf den Wirtschaftshof mitnehmen, nur bis dahin, von wo aus sie das Feld sehen konnte, das zu den Gärten führte, und das Haus dahinter. Sie bogen unter die Lärchenbäume ein, und plötzlich, bei einer Biegung des Weges, stießen sie auf Irene, die auf einem alten Baumstumpf saß.

Es gibt verschiedene Arten von Erschütterungen. Sie können die Rückenwirbel treffen, die Nerven, das moralische Gefühl und, gewaltiger und nachhaltiger, die persönliche Würde. Dies war bei Jon der Fall, als er so unvermutet auf seine Mutter stieß. Er war sich plötzlich bewußt, daß er etwas Taktloses begangen. Hätte er Fleur offen hergebracht — ja! Aber sich so einzuschleichen! Trotz seiner tiefen Scham trat er seiner Mutter doch so unbefangen entgegen, wie seine Natur es ihm erlaubte. Fleur lächelte, ein wenig trotzig;

das verwunderte Gesicht seiner Mutter verwandelte sich rasch in ein unpersönliches, freundliches. Sie war es, die die ersten Worte sprach: „Es freut mich, Sie zu sehen. Es ist sehr hübsch von Jon, daß er daran gedacht hat, Sie uns zu bringen.“ „Wir wollten gar nicht ins Haus“, entfuhr es Jon, „ich wollte Fleur gern zeigen, wo ich wohne.“ Seine Mutter sagte ruhig: „Wollen Sie nicht zum Tee hereinkommen?“ Er fühlte, daß der Mangel an Erziehung sich durch seine Worte verstärkt hatte, und hörte Fleur antworten: „Danke vielmals, ich muß zu Tisch zu Haus sein. Ich traf Jon nur zufällig, und wir dachten es uns so hübsch, sein Heim zu sehen.“ Wieviel Selbstbeherrschung sie besaß! „Natürlich, aber Sie müssen zum Tee bleiben. Wir schicken Sie dann zur Station. Mein Mann wird sich freuen, Sie zu sehen.“

Der Ausdruck in den Augen seiner Mutter, die einen Augenblick auf ihm weilten, schmetterte ihn nieder — er fühlte sich wie ein Wurm. Dann ging sie voran, und Fleur folgte ihr. Er kam sich vor wie ein Kind, als er da hinter den beiden einhertrottete, die so gewandt über Spanien und Wansdon, über das Haus da oben und den grasigen Abhang sprachen. Er beobachtete den Kampfblick ihrer Augen, als sie — die beiden, die er am meisten liebte in der Welt — einander musterten. Er sah seinen Vater mager, alt und elegant, ein Bein über das andere geschlagen, unter der Eiche sitzen und litt im voraus unter der Einbuße seines Ansehens in den Augen dieser stillen Gestalt; schon fühlte er die leise Ironie, die in seine Stimme und sein Lächeln kommen würde. „Dies ist Fleur Forsyte, Jolyon; Jon brachte sie her, damit sie das Haus kennenlerne. Wir wollen gleich Tee trinken — sie muß den Zug erreichen. Sage es den Leuten, Jon, und telephoniere in den ‚Drachen‘ nach einem Wagen.“

Sie mit ihnen allein zu lassen, war seltsam und doch, wie seine Mutter es zweifellos vorhergesehen, im Augenblick das kleinste Übel; er lief also zum Haus hinauf. Jetzt würde er Fleur nicht mehr allein sehen — nicht eine Minute, und sie hatten kein neues Zusammentreffen verabredet! Als er unter dem Schutz der Mädchen und des Teegeschirrs zurückkam, war keine Spur von Verlegenheit mehr unter dem Baum; nur bei ihm selbst noch, und nicht weniger darum. Sie sprachen von der Galerie in der Cork Street. „Wir Nachzügler“, sagte sein Vater, „kämen gern dahinter, weshalb wir das neue Zeug nicht schätzen können; Jon und Sie müssen es uns sagen.“ „Es soll satirisch sein, nicht wahr?“ fragte Fleur. Er sah das Lächeln seines Vaters. „Satirisch? Oh! ich glaube, es ist mehr als das. Was meinst

du, Jon?“ „Ich weiß nicht“, stammelte Jon. Das Gesicht seines Vaters verfinsterte sich plötzlich. „Die Jugend ist unser, unserer Götter und Ideale müde. Fort mit ihnen — sagen sie — stürzt ihre Götterbilder. Und kehren wir zum — Nichts zurück! Und bei Gott, sie haben es getan! Jon ist ein Dichter. Er wird auch hingehen und zertrümmern, was von uns noch übrig ist. Besitz, Schönheit, Gefühl — alles Rauch. Wir dürfen nichts besitzen heutzutage, nicht einmal Gefühle. Sie sind — dem Nichts im Weg!“ Jon hörte zu, bestürzt, beinahe entsetzt über die Worte seines Vaters, hinter denen er einen Sinn fühlte, den er nicht verstand. Er hatte nicht die Absicht, irgend etwas zu zertrümmern! „Das Nichts ist der Gott von heute“, fuhr Jolyon fort; „wir sind dahin zurückgekehrt, wo die Russen vor sechzig Jahren standen, als sie den Nihilismus aufbrachten.“ „Nein, Papa“, rief Jon plötzlich, „wir wollen nur leben, und wir wissen nicht wie, weil die Vergangenheit im Wege steht, das ist alles!“ „Alle Wetter!“ sagte Jolyon, „das ist tief, Jon. Stammt das von dir? Die Vergangenheit! Alter Besitz, alte Leidenschaften und ihre Nachlese. Na, rauchen wir eine Zigarette.“

Jon hatte bemerkt, wie seine Mutter rasch ihre Hand an die Lippen gelegt, wie um ihn zum Schweigen zu bringen, und reichte die Zigaretten herum. Nachdem sein Vater und Fleur mit Feuer versehen waren, zündete er auch eine für sich an. Hatte er den Stoß bekommen, von dem Val gesprochen? Der Rauch war blau, wenn er ihn nicht durch die Nase blies, und grau, wenn er es tat; es war ein angenehmes Gefühl, und das Rauchen beruhigte ihn. Er war froh, daß niemand sagte: „Nun hast du also auch damit angefangen!“ Er fühlte sich weniger jung.

Fleur sah auf ihre Uhr und erhob sich. Seine Mutter ging mit ihr ins Haus. Jon blieb bei seinem Vater und paffte seine Zigarette. „Bringe sie an den Wagen, lieber Junge“, sagte Jolyon; „und wenn sie fort ist, bitte Mutter, zu mir zurückzukommen.“ Jon ging. Er wartete in der Halle. Er brachte sie zum Wagen. Keine Gelegenheit für ein Wort, kaum für einen Händedruck. Er wartete den ganzen Abend darauf, daß sie etwas sagen sollten. Sie taten es nicht. Es war, als sei nichts geschehen. Er ging hinauf und zu Bett, und im Spiegel des Toilettetisches sah er sich. Er sprach nicht, noch tat sein Abbild es, doch beide sahen aus, als dächten sie desto mehr.

## VIERTES KAPITEL

### IN DER GREEN STREET

Es war ungewiß, ob der Eindruck, daß Prosper Profond gefährlich war, auf seinen Versuch, Val die Mayflystute zu schenken, eine Bemerkung Fleurs: ‚Er ist wie die Heerscharen Midians – er streift unaufhörlich umher‘, seine alberne Frage an Jack Cardigan: ‚Was hat es für einen Zweck, sich gut ‚in Form‘ zu halten?‘ zurückzuführen war oder einfach auf die Tatsache, daß er ein Fremder war oder ein Ausländer, wie es jetzt genannt wurde. Sicher war, daß Annette ganz besonders hübsch aussah und daß Soames ihm seinen Gauguin verkauft und dann den Scheck zerrissen hatte, so daß Monsieur Profond selbst sagte: ‚Ich bekam das kleine Bild nicht, das ich von Mr. Forsyte gekauft habe.‘

Wie argwöhnisch man ihn auch betrachtete, besuchte er Winifreds immergrünes Haus in der Green Street doch mit einer gutmütigen Abgestumpftheit, die niemand für Naivität ansah, ein Wort, das auf Monsieur Profond auch kaum anwendbar war. Winifred fand ihn immer noch ‚amüsant‘ und schrieb zuweilen kleine Billetts an ihn, in denen sie ihn zu einem ‚gemütlichen Abend‘ einlud; es war ihr eine Lebensbedingung, die üblichen Phrasen aufrechtzuerhalten.

Das Geheimnis, das ihn nach Ansicht aller umgab, lag darin, daß er alles getan, gesehen, gewußt und nichts daran gefunden hatte – das war unnatürlich. Der englische Typ des Blasierten war Winifred, die sich immer in vornehmen Kreisen bewegt hatte, vertraut genug. Er hatte etwas Distinguiertes, hatte ein eigenes Gepräge, so daß man auf seine Kosten dabei kam. Aber an keiner Sache etwas zu finden, nicht als Pose, sondern weil nichts daran war, war nicht englisch; und was nicht englisch war, mußte man unwillkürlich für gefährlich halten, wenn auch nicht gerade für schlechte Manier. Es war wie die Stimmung, die der Krieg hinterlassen hatte, finster, dumpf, lächelnd, gleichgültig, war, als höre man sie ausgesprochen von dicken roten Lippen über einem kleinen diabolischen Bart. Es war, wie Jack Cardigan es ausdrückte, für den englischen Charakter ‚ein wenig zu stark‘, denn wenn wirklich nichts einer Erregung wert war, gab es doch immer noch Spiele, bei denen man sie finden konnte! Selbst Winifred, die im Herzen stets eine Forsyte war, fühlte, daß man von einer solchen blasierten Stimmung nichts hatte und sie daher völlig überflüssig sei. Monsieur Profond gab diese Stimmung in



der Tat viel zu offen zu erkennen in einem Lande, das solche Wahrheiten mit Anstand verhüllte.

Als Fleur nach ihrer eiligen Rückkehr von Robin Hill an diesem Abend zu Tisch herunterkam, stand er am Fenster von Winifreds kleinem Wohnzimmer und schaute mit einer Miene auf die Green Street hinunter, als sähe er nichts darin. Und rasch starrte Fleur mit einer Miene in den Kamin, als sähe sie ein Feuer, das nicht da war. Monsieur Profond kam vom Fenster. Er war in vollem Staat, mit weißer Weste und einer weißen Blume im Knopfloch. „Nun, Miß Forsyte“, sagte er, „ich freuen mich ungemein, Sie zu sehen. Geht es Mr. Forsyte gut? Ich sagten heute gerade, daß ich ihn gern einmal vergnügt sähe. Er ist verstimmt.“ „Finden Sie?“ sagte Fleur kurz. „Verstimmt“, wiederholte Monsieur Profond, das R rollend. Fleur drehte sich um. „Soll ich Ihnen sagen“, sagte sie, „was ihm Vergnügen machen würde?“ Aber die Worte: ‚Zu hören, daß Sie verduftet wären‘ erstarben bei dem Ausdruck in seinem Gesicht. Alle seine schönen weißen Zähne waren sichtbar. „Ich hörte heute im Klub von seinem alten Kummer.“ Fleur riß die Augen auf. „Wie meinen Sie das?“ Monsieur Profond bewegte seinen glatten Kopf, wie um seine Behauptung einzuschränken. „Bevor Sie geboren waren, die kleine Geschichte“, sagte er. Obwohl sie merkte, daß er sie klüglich von seinem eigenen Anteil an der Verstimmung ihres Vaters ablenkte, war es Fleur nicht möglich, einer Anwandlung von nervöser Neugierde zu widerstehen. „Sagen Sie mir, was Sie hörten.“ „Aber“, sagte Monsieur Profond, „das wissen Sie ja alles.“ „Das nehme ich wohl an. Aber ich wüßte gern, ob Sie nicht Falsches gehört haben.“ „Seine erste Frau“, murmelte Monsieur Profond. Sie unterdrückte die Worte: ‚Er war vorher nie verheiratet‘ und sagte: „Nun, was ist über sie zu sagen?“ „Mr. George Forsyte erzählte mir, daß die erste Frau Ihres Vaters später seinen Vetter Jolyon geheiratet hätte. Es war ein wenig unangenehm für ihn, glaube ich. Ich sah ihren Sohn — ein hübscher Junge!“ Fleur sah auf. Monsieur Profonds diabolisches Gesicht verschwamm vor ihr. Das also — der Grund! Mit heroischer Anstrengung gelang es ihr, die verschwimmenden Züge festzuhalten. Sie wußte nicht, ob er es bemerkt hatte. Und gerade da kam Winifred herein.

„Oh! Da seid ihr beide ja schon! Imogen und ich hatten einen höchst amüsanten Nachmittag im Babybazar.“ „Was für Babys?“ fragte Fleur mechanisch. „Die Säuglingsfürsorge. Ich machte solch einen guten Kauf, meine Liebe. Eine alte armenische Arbeit — vor-

sintflutlich. Ich möchte Ihre Ansicht darüber, Prosper.“ „Tantchen“, flüsterte Fleur plötzlich. Bei dem Ton in der Stimme des Mädchens trat Winifred dicht zu ihr. „Was ist dir? Bist du nicht wohl?“ Monsieur hatte sich ans Fenster zurückgezogen, wo er außer Hörweite war. „Tantchen, er — er sagte mir, daß Vater früher verheiratet war. Ist es wahr, daß er sich scheiden ließ und sie Jon Forsytes Vater heiratete?“ Nie im Leben als Mutter von vier kleinen Darties hatte Winifred sich in ernsterer Verlegenheit befunden. Das Gesicht ihrer Nichte war so blaß, ihre Augen so dunkel und ihre Stimme so flüsternd und angestrengt. „Dein Vater wünschte nicht, daß du es erfahren solltest“, sagte sie mit all dem Nachdruck, den sie aufbringen konnte; „so etwas kommt vor. Ich habe ihm oft geraten, es dir zu sagen.“ „Oh!“ sagte Fleur, und das war alles, aber es veranlaßte Winifred, ihr die Schulter zu streicheln — eine feste kleine Schulter, hübsch und weiß! Sie hatte immer einen lobenden Blick in Bereitschaft für ihre Nichte, die natürlich verheiratet werden mußte — wenn auch nicht mit diesem Knaben Jon. „Wir haben diese Sache, die schon Jahre und Jahre zurückliegt, ganz vergessen“, sagte sie tröstend. „Komm jetzt zum Essen!“ „Nein, Tantchen. Mir ist nicht ganz wohl. Darf ich nach oben gehen?“ „Liebes Kind!“ murmelte Winifred betroffen, „du nimmst dir das doch nicht zu Herzen? Du bist ja noch gar nicht richtig in die Gesellschaft gekommen! Der Junge ist ein Kind!“ „Welcher Junge? Ich habe nur Kopfweg. Aber ich kann den Mann dort heute nicht vertragen.“ „Gut, gut“, sagte Winifred, „geh nach oben und lege dich hin. Ich werde dir etwas Brom hinaufschicken und werde mit Prosper Profond reden. Wozu mußte er schwatzen? Obgleich ich sagen muß, daß ich es für viel besser halte, wenn du es weißt.“ Fleur lächelte. „Ja“, sagte sie und schlüpfte aus dem Zimmer.

Ihr wirbelte der Kopf, als sie hinaufging, sie spürte eine Trockenheit im Halse, ein unruhiges, erschrockenes Gefühl in der Brust. Bis jetzt hatte sie noch niemals in ihrem Leben auch nur unter einer vorübergehenden Furcht davor gelitten, daß sie nicht bekommen würde, was ihr am Herzen lag. Die Aufregungen des Nachmittags waren gerade stark genug, und diese grausame Entdeckung jetzt noch dazu hatte ihr wirklich Kopfweg gemacht. Kein Wunder, daß ihr Vater die Photographie so heimlich hinter der ihren versteckt hatte — er schämte sich, sie behalten zu haben! Aber konnte er Jons Mutter hassen und doch ihre Photographie aufbewahren? Sie preßte die Hände an die Stirn und versuchte, die Dinge klar zu sehen. Hatten

sie es Jon gesagt — hatte ihr Besuch in Robin Hill sie gezwungen, es ihm zu sagen? Darauf kam jetzt alles an! Sie wußte es, alle wußten es, außer — vielleicht — Jon!

Sie wanderte auf und ab, biß sich in die Lippen und dachte angestrengt nach. Jon liebte seine Mutter. Wenn sie es ihm gesagt hatten, was würde er tun? Sie wußte es nicht. Doch wenn sie es ihm nicht gesagt hatten, sollte sie dann nicht — konnte sie ihn nicht für sich haben — sich mit ihm verheiraten, bevor er es erfuhr? Sie rief sich die Eindrücke von Robin Hill zurück. Das Gesicht seiner Mutter — so passiv, mit den dunklen Augen und dem wie gepuderten Haar, seiner Zurückhaltung, seinem Lächeln — machte ihr Kopfzerbrechen, und das seines Vaters, das so gütig war, so eingefallen, so ironisch, ebenfalls. Sie fühlte instinktiv, daß sie davor zurückschrecken würden, ihn zu verletzen — denn natürlich würde es ihn furchtbar verletzen, wenn er es erfuhr!

Ihre Tante durfte ihrem Vater nicht sagen, daß sie es wußte. Solange man weder von ihr noch von Jon annahm, es zu wissen, war noch eine Aussicht — konnte sie frei ihrer Wege gehen und erhalten, was ihr so am Herzen lag. Aber ihre Einsamkeit überwältigte sie fast. Alle waren gegen sie — aber auch alle! Es war, wie Jon gesagt hatte — er und sie wollten nur leben, und die Vergangenheit war ihnen im Wege, eine Vergangenheit, an der sie nicht teilhatten und die sie nicht verstanden! Es war eine Schmach! Und plötzlich fiel ihr June ein. Ob sie ihnen helfen würde? Denn eigentlich hatte June den Eindruck gemacht, als sympathisiere sie mit ihrer Liebe und mißbillige Hindernisse. Doch ganz instinktiv dachte sie: „Ich möchte doch lieber nichts sagen, auch ihr nicht. Ich wage es nicht! Ich will nur Jon, ihnen allen zum Trotz.“

Ihr wurde Suppe gebracht und eins von Winifreds Lieblingsmitteln gegen Kopfweh. Sie verschlang beides. Dann erschien Winifred selbst. Fleur eröffnete ihren Kampf mit den Worten: „Du weißt, Tantchen, ich möchte nicht, daß die Leute glauben, ich sei verliebt in den Jungen. Ich habe ihn ja kaum gesehen.“ Winifred war zwar erfahren, aber nicht ‚fine‘. Sie nahm die Bemerkung mit großer Erleichterung auf. Natürlich war es nicht angenehm für das Mädchen, von dem Familienskandal zu hören, und sie bemühte sich, die Sache als belanglos hinzustellen, eine Aufgabe, für die sie sich außerordentlich gut eignete, da sie von einer gemütlichen Mutter und einem Vater ‚vornehm erzogen‘ war, dessen Nerven nicht erregt werden durften, und sie außerdem viele Jahre hindurch die Frau

Montague Darties gewesen war. Ihre Darstellung der Sachlage war ein Meisterstück absichtlicher Unterschätzung. Die erste Frau von Fleurs Vater sei sehr töricht gewesen. Es sei da ein junger Mann gewesen, der überfahren wurde, und sie hatte Fleurs Vater verlassen. Dann, Jahre danach, wo alles wieder hätte in Ordnung kommen können, hatte sie ihren Vetter Jolyon kennengelernt, und ihr Vater war natürlich genötigt gewesen, sich scheiden zu lassen. Niemand außer der Familie erinnere sich noch der Sache. Und vielleicht hatte sich so alles zum besten gewendet; ihr Vater habe sie, und Jolyon und Irene wären sehr glücklich, sagt man, und ihr Junge ein hübscher Junge. „Und daß Val Holly hat, ist auch eine Art Pflaster, weißt du?“ Mit diesen tröstlichen Worten streichelte Winifred die Schulter ihrer Nichte und dachte dabei: „Sie ist ein hübsches, volles kleines Ding!“ Darauf ging sie zu Prosper Profond zurück, der trotz seiner Indiskretion an diesem Abend sehr ‚amüsant‘ war.

Für einige Minuten, nachdem ihre Tante gegangen war, blieb Fleur geistig und körperlich unter der Einwirkung von Brom. Doch dann kehrte die Wirklichkeit zurück. Ihre Tante hatte alles weggelassen, worauf es ankam — alle Gefühle, Haß, Liebe, die Unversöhnlichkeit leidenschaftlicher Herzen. Sie, die noch so wenig vom Leben wußte und nur einen Hauch der Liebe gespürt hatte, empfand ganz instinktiv, daß Worte sowenig Beziehung zu Tatsachen und Gefühlen haben wie Münzen zu dem Brot, das sie kaufen. „Armer Vater!“ dachte sie. „Ich Arme! Armer Jon! Aber einerlei, ich muß ihn haben!“ Von dem Fenster des verdunkelten Zimmers sah sie ‚jenen Mann‘ aus der Tür unten treten und sich entfernen. Wenn er ihre Mutter — wie würde das auf ihre Aussichten wirken? Sicherlich würde es ihren Vater noch enger an sie binden, so daß er schließlich in alles einwilligen würde, was sie wünschte, oder sich schneller mit dem versöhnen, was sie ohne sein Wissen tat. Sie nahm etwas Erde aus dem Blumenkasten im Fenster und warf sie mit aller Kraft der verschwindenden Gestalt nach. Es traf nicht, aber die Handlung tat ihr wohl. Und aus der Green Street kam ein leiser Lufthauch, gar nicht süß, der nach Petroleum roch.



## FÜNFTES KAPITEL

### REINE FORSYTE-ANGELEGENHEITEN

Soames, der mit der Absicht in die City kam, später in der Green Street vorzusprechen und Fleur mit nach Haus zu nehmen, litt unter seinen grübelnden Gedanken. Als stiller Teilhaber kam er jetzt selten in die City, aber er hatte noch ein eigenes Zimmer bei Cuthcott, Kingson und Forsyte nebst einem Buchhalter und einem Gehilfen für die Verwaltung von rein Forsyteschen Angelegenheiten. Sie waren gerade jetzt etwas in Fluß gekommen — es war ein günstiger Augenblick für den Verkauf von Häusern. Und Soames hatte über die Grundstücke seines Vaters, Onkel Rogers und teilweise die seines Onkels Nicholas zu verfügen. Seine kluge und selbstverständliche Redlichkeit in allen Geldangelegenheiten hatte ihn auf dem Gebiet dieses ihm anvertrauten Guts völlig unabhängig gemacht. Hatte Soames eine bestimmte Meinung von etwas, so konnte man sich die Mühe sparen, sich ebenfalls eine zu bilden. Er garantierte förmlich Unverantwortlichkeit bei zahlreichen Forsytes der dritten und vierten Generation. Seine Mitverwalter, die Vettern Roger und Nicholas, seine angeheirateten Vettern Tweetyman und Spender, oder der Mann seiner Schwester Cicely, schenkten ihm alle ihr Vertrauen; er unterzeichnete zuerst, und wo er unterzeichnet hatte, taten sie es ebenfalls, und niemand hatte einen Penny Schaden dabei. Gerade jetzt standen die Dinge besonders günstig, und Soames konnte anfangen, auf den Abschluß gewisser Unternehmungen zu rechnen; es blieb nur noch die Verteilung des Vermögens aus Hypotheken, die so sicher angelegt waren, wie es mit dieser Zeit vereinbar war.

Als er aus den mehr fieberhaften Teilen der City in das vollkommene Stauwasser Londons kam, ward er nachdenklich. Geld war außerordentlich knapp und die Moral außerordentlich locker! Das war eine Folge des Krieges. Die Banken liehen nichts, und die Leute brachen überall ihre Kontrakte. Es lag etwas in der Luft und in dem Ausdruck der Gesichter, das ihm nicht gefiel. Das Land schien dem Spiel und dem Bankrott verfallen. Er empfand eine gewisse Genugtuung bei dem Gedanken, daß weder sein Besitz noch die ihm anvertrauten Grundstücke mit Hypotheken belastet waren, die durch irgend etwas, das auch weniger wahnsinnig war als die Einstellung der staatlichen Zinszahlungen oder eine Kapitalsabgabe, berührt

werden konnten. Wenn es etwas gab, an das Soames glaubte, so war es der 'englische gesunde Menschenverstand', wie er es nannte — oder die Macht, die Dinge, wenn nicht auf die eine, so doch auf die andere Art zu erhalten. Zwar hätte er — wie sein Vater vor ihm — sagen können, er wisse nicht, wie alles kommen werde, aber er glaubte im Herzen nie daran, daß etwas geschehen würde. Wenn es nach ihm ginge, käme es nicht dazu, und schließlich war er nur ein Engländer wie andere auch, hielt in aller Ruhe hartnäckig an allem fest, was er besaß, und wußte, daß er sich nie davon trennen würde, ohne etwas mehr oder weniger Gleichwertiges dafür einzutauschen. Er verlor nie sein Gleichgewicht in materiellen Angelegenheiten, und seine Art, die nationale Lage in einer Welt zu beurteilen, die aus menschlichen Wesen bestand, war schwer zu widerlegen. Man nehme zum Beispiel seine eigene Lage! Er war wohlhabend. Beeinträchtigte das irgend jemand? Er nahm nicht zehn Mahlzeiten am Tage ein; er aß soviel, vielleicht nicht einmal soviel, wie ein armer Mann. Er vergeudete das Geld nicht lasterhaft, atmete nicht mehr Luft, verbrauchte nicht wesentlich mehr Wasser als der Mechaniker oder Portier. Freilich hatte er hübsche Sachen um sich, aber ihre Herstellung hatte andere beschäftigt, und jemand mußte sie doch benutzen. Er kaufte Bilder, aber Kunst mußte gefördert werden. Er war nur eigentlich ein zufälliger Kanal, durch den das Geld strömte und Arbeit schuf. Was war dagegen einzuwenden? In seinem Auftrag floß das Geld rascher und nutzbringender, als es im Auftrag des Staates und einer Menge von schwerfälligen, Geld verschlingenden Beamten der Fall wäre. Und seine Ersparnisse jedes Jahr, es war gerade soviel in Umlauf, wie er nicht sparte, wurden in sichern Papieren angelegt oder in etwas Gesundem und Nützlichem. Der Staat zahlte ihm kein Gehalt für die Verwaltung seines Geldes oder das der andern, er tat alles das umsonst. All das sprach gegen die Verstaatlichung; Besitzer privaten Eigentums waren unbezahlt und hatten doch das Bestreben, den Umlauf zu beschleunigen. Bei der Verstaatlichung — gerade das Gegenteil! In einem Lande, das unter seinem Beamtentum litt, hielt er seine Lage für gesund.

Als er dieses Stauwasser vollkommenen Friedens betrat, ärgerte ihn namentlich der Gedanke, daß durch eine Menge skrupelloser Trusts und Verbindungen allerlei Waren auf den Markt geworfen wurden. Solche Schmäher des individualistischen Systems waren die Schufte, die all das Elend verursachten, und es gewährte einige Ge-

nugtuung, wenn er daran dachte, sie würden schließlich doch in Verlegenheit kommen, die ganze Sache würde kläglich enden und sie ins Verderben stürzen können.

Die Büros von Cuthcott, Kingson und Forsyte nahmen das Erdgeschoß und den ersten Stock eines Hauses an der rechten Seite ein, und als Soames in sein Zimmer hinaufstieg, dachte er: „Es wäre Zeit für einen neuen Anstrich.“ Sein alter Buchhalter Gradman saß, wo er immer zu sitzen pflegte, an einem sehr großen Schreibpult mit unzähligen Fächern. Der Gehilfe reichte ihm die Rechnung eines Maklers, auf den beim Verkauf des Hauses am Bryanston Square erzielten Erlös, auf Roger Forsytes Grundstück. Soames nahm sie und sagte: „Vancouver-City-Aktien. Hm! Die sind heute gefallen!“ Mit einer eigenartigen, knarrenden, einschmeichelnden Stimme antwortete der alte Gradman: „Ja—a, aber alles ist gefallen, Mr. Soames.“ Und der Gehilfe verließ das Zimmer. Soames legte das Dokument quer auf einen Stapel anderer Papiere und hängte seinen Hut auf. „Ich möchte mein Testament und meinen Ehekontrakt durchsehen, Gradman.“ Der alte Gradman rückte bis an den Rand seines Drehstuhls und zog zwei Fächer der untersten Schublade zur Linken heraus. Dann hob er, sehr rot vom Bücken, den ergrauten Kopf und setzte sich wieder zurecht. „Abschriften, Sir.“ Soames nahm sie. Es fiel ihm plötzlich auf, wie ähnlich Gradman dem wackern scheckigen Hofhund war, den sie in ‚Haus Zuflucht‘ an der Kette hielten, bis Fleur eines Tages darauf bestanden hatte, ihn freizulassen, und er gleich darauf die Köchin biß und getötet werden mußte. Würde Gradman wohl die Köchin beißen, wenn er von der Kette loskäme?

Soames verscheuchte diese frivole Vorstellung und entfaltete seinen Ehekontrakt. Er hatte ihn über achtzehn Jahre nicht angesehen, nicht, seit er nach dem Tode seines Vaters, als Fleur geboren wurde, sein Testament geändert hatte. Er wollte sehen, ob die Worte ‚during coverture‘ darin standen. Ja, da standen sie — sonderbarer Ausdruck eigentlich, und vielleicht von der Pferdezucht herstammend! Zinsen von fünfzehntausend Pfund (die er ihr ohne Abzug der Einkommensteuer zahlte), solange sie seine Frau war, und später während ihrer Witwenschaft ‚dum casta‘ — altmodisch und ziemlich starke Worte, die zur Sicherung des Verhaltens von Fleurs Mutter hineingesetzt waren. Sein Testament erhöhte es zu einem Jahrgeld von tausend Pfund unter den gleichen Bedingungen. Alles in Ordnung! Er gab Gradman die Abschriften zurück, der sie nahm, ohne aufzublicken. den Stuhl herumschwang, die Papiere in ihr Fach zu-

rücklegte und fortfuhr zu rechnen. „Gradman! Mir gefällt die Lage des Landes nicht; es sind eine Menge Leute ohne jeden gesunden Verstand am Werk. Ich möchte einen Weg finden, Miß Fleur gegen etwas, das entstehen könnte, zu sichern.“ Gradman schrieb die Zahl 2 auf sein Löschblatt. „Ja—a“, sagte er; „es herrscht ein schlimmer Geist.“ „Gesetzt, diese Arbeitergesellschaft kommt ans Ruder, oder Schlimmeres. Es sind diese Leute mit fixen Ideen, die so gefährlich sind. Sehen Sie Irland an!“ „Ach!“ sagte Gradman. „Wenn ich ihr nun gleich etwas aussetzte, während ich selbst Nutznießer auf Lebenszeit bliebe, könnten sie mir nichts als die Zinsen nehmen, es sei denn, daß sie das Gesetz ändern.“ Gradman schüttelte den Kopf und lächelte. „Ach!“ sagte er, „da—as werden sie nicht tun!“ „Ich weiß nicht“, murmelte Soames, „ich traue ihnen nicht.“ „Es unterliegt, wenn der Erblasser innerhalb der ersten zwei Jahre stirbt, ohnehin nicht der Erbschaftssteuer, Sir.“ Soames hüstelte. Zwei Jahre! Er war erst fünfundsechzig! „Darum handelt es sich nicht. Machen Sie einen Entwurf zu einer Bestimmung, daß all mein Vermögen in gleichen Teilen an Miß Fleurs Kinder übergeht, mit einer Leibrente, erst für mich und dann für sie, ohne die Möglichkeit, etwas vorwegzunehmen, und fügen Sie eine Klausel hinzu, daß, falls irgend etwas geschehen sollte, ihr die Leibrente zu entziehen, die Zinsen an die Testamentsvollstrecker gehen soll, um sie ganz nach ihrem Belieben zu ihren Gunsten zu verwenden.“ „Sehr übertrieben, in Ihrem Alter, Sir“, wandte Gradman ein, „Sie verlieren die Kontrolle.“ „Das ist meine Sache“, sagte Soames scharf. Gradman schrieb auf ein Stück Papier: „Leibrente — Vorwegnahme — Zinsen entziehen — ganz nach ihrem Belieben ...“ und sagte: „Was für Testamentsvollstrecker? Da ist der junge Kingson, er ist ein netter, gesetzter junger Mann.“ „Ja, er könnte einer sein. Ich brauche drei. Es gibt keinen Forsyte mehr, den ich auffordern könnte.“ „Nicht der junge Mr. Nicholas?“ „Er hat das Pulver nicht erfunden“, sagte Soames. Ein Lächeln quoll in Gradmans Gesicht auf, das fett von zahllosen Hammelkoteletts war, das Lächeln eines Mannes, der den ganzen Tag sitzt. „Sie können das in seinem Alter auch nicht erwarten, Mr. Soames.“ „Weshalb? Wie alt ist er? Vierzig?“ „Ja—a, ein ganz junger Mann.“ „Gut, schreiben Sie ihn auf, aber ich brauche jemand, der ein persönliches Interesse daran hat. Ich weiß niemand.“ „Was meinen Sie zu Mr. Valerius, da er jetzt zu Haus ist?“ „Val Dartie? Mit dem Vater?“ „Ja—a, aber“, murmelte Gradman, „er ist seit sieben Jahren tot —.“ „Nein“, sagte Soames. „Ich mag diese



Verbindung nicht.“ Er erhob sich. Gradman sagte plötzlich: „Wenn sie eine Vermögensabgabe einführen, können sie die Testamentsvollstrecker heranziehen, Sir. Dann wäre es ganz dasselbe. Ich würde es mir überlegen an Ihrer Stelle.“ „Das ist wahr“, sagte Soames, „das will ich. Was haben Sie anlässlich der Einsturzgefahr in der Vere Street unternommen?“ „Ich bin noch nicht dazu gekommen. Die Person ist sehr alt. Sie wird in ihrem Alter nicht ausziehen wollen.“ „Ich weiß nicht. Der Geist der Unruhe ist überall zu spüren.“ „Doch ich sehe die Dinge sehr klar, Sir. Sie ist einundachtzig.“ „Versuchen Sie es nur“, sagte Soames, „und sehen Sie, was sie sagt. Oh! Und Mr. Timothy? Ist alles in Ordnung, falls er —“ „Ich habe das Inventar seines Hauses schon fertig, die Bilder und Möbel sind abgeschätzt, so daß wir wissen, was für Abzüge zu machen sind. Es täte mir doch leid, wenn er von uns ginge. Mein Gott! es ist lange her, seit ich Mr. Timothy zuerst sah.“ „Wir können nicht ewig leben“, sagte Soames, indem er seinen Hut abnahm. „N—nein“, sagte Gradman, „aber es ist schade — der Letzte der alten Familie! Soll ich die ärgerliche Sache in der Old Compton Street wieder aufnehmen? Diese Leierkasten — es sind garstige Dinger!“ „Tun Sie es. Ich muß Miß Fleur abholen und den Vieruhrzug nehmen. Guten Tag, Gradman.“ „Guten Tag, Mr. Soames. Ich hoffe, Miß Fleur —“ „Es geht ihr gut, aber sie streift zuviel umher.“ „Ja—a“, schnarrte Gradman, „sie ist jung.“ Soames ging fort und überlegte: ‚Der alte Gradman! Wenn er jünger wäre, würde ich ihn zum Testamentsvollstrecker machen. Bei keinem könnte ich mich so darauf verlassen, daß er wirkliches Interesse hat.‘ Als er die öde, mathematische Regelmäßigkeit, den unnatürlichen Frieden dieses Stauwassers verließ, dachte er plötzlich: ‚During coverture! Weshalb können sie Männer wie diesen Profond nicht ausweisen, anstatt einer Menge hart arbeitender Deutscher?‘ und war überrascht über die tiefe Unruhe, die ein so unpatriotischer Gedanke verursachen konnte. Aber nun war sie da! Man hatte nie einen Moment wirklichen Friedens. Bei allem steckte immer etwas dahinter! Er setzte seinen Weg nach der Green Street fort.

Zwei Stunden später, nach seiner Uhr, stand Thomas Gradman von seinem Drehstuhl auf, schloß das letzte Schubfach seines Schreibtischs, steckte einen so großen Schlüsselbund in seine Westentasche, daß es einen Höcker auf der Seite bildete, wo seine Leber saß, bürstete seinen alten Zylinder mit dem Ärmel ab, nahm seinen

Schirm und ging hinunter. Dick, untersetzt und eng zugeknöpft in seinem alten Schoßrock, ging er auf den Covent-Garden-Markt zu. Er versäumte nie diesen täglichen Spaziergang zur Untergrundbahn nach Highgate und unterwegs selten eine kritische Unterhandlung zwecks Einkaufs von Gemüse und Obst. Generationen mochten geboren werden und Forsytes hinscheiden, aber Thomas Gradman, treu und grau, machte seinen täglichen Spaziergang und kaufte sein tägliches Gemüse; die Zeiten waren nicht, wie sie gewesen, sein Sohn hatte ein Bein verloren, und man gab ihm nicht mehr die kleinen hübschen geflochtenen Körbe, die Sachen darin zu tragen, und diese Untergrundbahnen waren eigentlich ganz bequem — aber er durfte nicht klagen, seine Gesundheit war in Anbetracht seines Alters gut, und nach vierundfünfzig Jahren Tätigkeit in Rechts-sachen erhielt er rund achthundert im Jahr, war aber in letzter Zeit ein wenig ängstlich gewesen, weil es meist Kommissionsgebühren waren, und bei dieser fortwährenden Beschäftigung mit dem Vermögen der Forsytes hatte man das Gefühl, auf dem trockenen zu sitzen, während die Preise der Lebensmittel immer noch hoch waren; allein es hatte keinen Sinn, sich zu ärgern — ‚Der liebe Gott hat uns alle geschaffen‘, pflegte er zu sagen; zu Grundstücken in London aber — er wußte nicht, was Mr. Roger oder Mr. James sagen würden, wenn sie sehen könnten, daß sie so verkauft wurden — schien man kein Zutrauen zu haben; aber Mr. Soames — der ärgerte sich, doch seine Gesundheit war wunderbar — und Miß Fleur ein hübsches kleines Ding — das muß man sagen; sie würde heiraten; aber eine Menge Leute hatten heutzutage keine Kinder — er hatte sein erstes Kind mit einundzwanzig; und Mr. Jolyon, der sich verheiratete, während er in Cambridge war, hatte im selben Jahr sein Kind — du lieber Himmel! Das war im Jahre 1869, lange bevor der alte Mr. Jolyon — ein guter Kenner von Grundstücken — sein Testament von Mr. James fortgeholt hatte — ach ja! Damals kauften sie überall Häuser, und es gab kein Khaki und dies Übereinanderherfallen; und Gurken zu zwei Pence; und eine Melone — die alten Melonen, die einem den Mund wäßrig machten! Fünfzig Jahre, seit er in Mr. James' Büro eintrat und Mr. James zu ihm gesagt hatte: ‚Na, Gradman, Sie sind noch ein Grünschnabel — geben Sie sich Mühe, und Sie werden Ihre fünfhundert im Jahr haben, ehe Sie sich's versehen.‘ Und so war es, und er fürchtete Gott und diente den Forsytes und hielt abends seine vegetarische Diät bei. Und nachdem er ein Exemplar

des ‚John Bull‘ gekauft hatte — nicht etwa weil er etwas davon hielt, es war zu extravagant —, stieg er mit seinem braunen Papierpaket in den Fahrstuhl und ließ sich in das Innere der Erde hinunterbefördern.

## SECHSTES KAPITEL

### SOAMES' PRIVATLEBEN

Auf seinem Wege zur Green Street fiel Soames ein, daß er eigentlich bei Dumetrius in der Suffolk Street vorsprechen müßte, um über den möglichen Verkauf von Bolderbys ‚Old Crome‘ etwas zu erfahren. Es war schon der Mühe wert, den Krieg durchgekämpft zu haben, um Bolderbys ‚Old Crome‘ marktgängig zu halten! Der alte Bolderby war gestorben, sein Sohn und sein Enkel waren gefallen — ein Vetter übernahm das Bild mit einem Grundstück, das er jedoch verkaufen wollte, einige sagten, der Lage Englands wegen, andere, weil er Asthma habe. Wenn Dumetrius das Bild erst einmal in die Hände bekam, würde der Preis unerschwinglich sein, es war notwendig für Soames, herauszubekommen, ob Dumetrius es gekauft hatte, bevor er selbst versuchte, es zu erwerben. Er beschränkte sich daher darauf, sich mit Dumetrius darüber zu unterhalten, ob Monticellis wiederkommen würden, wo es jetzt Mode war, daß ein Bild alles andere sei als ein Bild. Erst als er sich verabschiedete, fügte er hinzu: „Also Bolderbys ‚Old Crome‘ soll schließlich doch nicht verkauft werden?“ Stolz auf seine Überlegenheit in diesem Wett-eifer erwiderte Dumetrius, wie Soames erwartet hatte: „Oh! Ich werde es schon bekommen, Mr. Forsyte!“ Der Blick seiner Augen bestärkte Soames in dem Entschluß, direkt an den neuen Bolderby zu schreiben, da seiner Ansicht nach der einzig würdige Weg, um den ‚Old Crome‘ zu verhandeln, war, Vermittler zu vermeiden. Er sagte daher: „Schönen guten Tag!“, ging und ließ Dumetrius betroffen zurück.

In der Green Street erfuhr er, daß Fleur aus war und den Abend fortbleiben würde; sie wolle noch eine Nacht in London zubringen. Er nahm verstimmt eine Droschke und erreichte seinen Zug. Gegen sechs Uhr langte er zu Haus an. Die Luft war schwül, die Mücken stachen, ein Gewitter im Anzug. Er nahm seine Briefe und ging in sein Ankleidezimmer hinauf, sich von London zu reinigen.

Eine uninteressante Post. Eine Quittung, eine Rechnung für Einkäufe von Fleur. Ein Zirkular über eine Ausstellung von Radierungen. Ein Brief, der begann: ‚Sir, ich betrachte es als meine Pflicht —‘ Das mußte ein Bettelbrief sein oder sonst etwas Unangenehmes. Er sah sogleich nach der Unterschrift. Es war keine da! Ungläubig drehte er das Blatt um und untersuchte alle Ecken. Da er nicht im öffentlichen Leben stand, hatte Soames noch nie einen anonymen Brief erhalten, und sein erster Impuls war, ihn als etwas Gefährliches zu zerreißen, sein zweiter, ihn als etwas noch Gefährlicheres zu lesen: ‚Sir, ich betrachte es als meine Pflicht, Ihnen mitzuteilen, wenn ich auch gar kein Interesse an der Sache habe, daß Ihre Frau mit einem Ausländer verkehrt —‘ Als Soames zu diesem Wort kam, hielt er mechanisch inne und prüfte den Poststempel. Soviel er die unentzifferbare Anschrift des Postamts zu enträtseln vermochte, stand etwas von ‚sea‘ am Ende und ‚t‘ darauf. Chelsea? Nein! Battersea? Vielleicht! Er las weiter: ‚Diese Ausländer sind alle gleich. Weg mit der Bande! Dieser trifft sich jede Woche zweimal mit Ihrer Frau. Ich weiß es aus eigener Anschauung — und einen Engländer betrogen zu sehen, geht mir gegen den Strich. Beobachten Sie es selbst, und sehen Sie, ob es wahr ist. Ich würde mich nicht einmischen, wenn es sich nicht um einen schmutzigen Ausländer handelte. Gehorsamst Ihr ...‘

Die Empfindung, mit der Soames den Brief fallen ließ, war ähnlich, wie wenn er beim Betreten seines Schlafzimmers entdeckt hätte, daß der Raum voll Schaben sei. Das Gemeine der Anonymität gab dem Augenblick eine widerliche Obszönität. Und das Schlimmste daran war, daß dieser Schatten ihn schon seit dem Sonntagabend, als Fleur Prosper Profond, der unten über den Rasenplatz schlenđerte, ‚schleichende Katze‘ genannt hatte, heimlich beunruhigte. Hatte er nicht aus diesem Grunde an demselben Tage sein Testament und seinen Ehekontrakt durchgesehen? Und nun hatte dieser anonyme rohe Mensch die Sache, anscheinend ohne etwas für sich zu erwarten, vielleicht nur, um seinem Haß gegen Ausländer Luft zu machen, aus der Verborgenheit gerissen, in der sie bleiben sollte, wie er gewünscht und gehofft. Daß er sich in seinem Alter eine solche Mitteilung über Fleurs Mutter aufzwingen lassen mußte! Er hob den Brief vom Teppich auf und riß ihn mitten durch, dann aber, als er nur noch durch die Falte hinten zusammenhing, ließ er davon ab und las ihn nochmals. In diesem Augenblick faßte er den entscheidendsten Entschluß seines Lebens. Er wollte nicht noch einmal in einen



Skandal hineingezwungen werden. Nein! Wie er sich auch entschied, diese Sache zu behandeln — und es erforderte die eingehendste Überlegung —, wollte er nichts tun, das Fleur verletzen konnte. Nachdem er diesen Entschluß gefaßt, fand er seine Ruhe wieder und wusch sich die Hände. Als er sie abtrocknete, zitterten sie. Einen Skandal wollte er nicht, aber etwas mußte unternommen werden, um der Sache Einhalt zu tun. Er ging in das Zimmer seiner Frau und schaute sich darin um. Der Gedanke, nach etwas zu suchen, das ihre Schuld beweisen konnte und ihn berechtigte, ihr zu drohen, kam ihm nicht einmal. Es würde nichts da sein, dazu war sie zu praktisch. Und den Gedanken, sie beobachten zu lassen, hatte er verworfen, bevor er ihn gefaßt — er erinnerte sich zu gut seiner früheren Erfahrungen damit. Nein! Er hatte nichts als diesen zerrissenen Brief eines unbekannten rohen Menschen, dessen unverschämte Einmischung in sein Privatleben er heftig zurückwies. Es widerstrebte ihm, Gebrauch davon zu machen, aber er würde vielleicht dazu genötigt sein. Welch ein Glück, daß Fleur heute nicht zu Haus war! Ein Klopfen an der Tür unterbrach seine schmerzlichen Betrachtungen. „Mr. Michael Mont, Sir, ist im Wohnzimmer. Wollen Sie ihn empfangen?“ „Nein“, sagte Soames; „ja. Ich komme hinunter.“ Irgend etwas, das seine Gedanken für ein paar Minuten in Anspruch nehmen würde!

Michael Mont in seinem Flanellanzug stand auf der Veranda und rauchte eine Zigarette. Er warf sie fort, als Soames herauskam, und strich sich mit der Hand durchs Haar. Soames' Gefühl für den jungen Mann war sonderbar. Im Vergleich zu früheren Lebensanschauungen war er ohne Zweifel ein leichtfertiger junger Bursche ohne jedes Verantwortungsgefühl, aber doch gut zu leiden in seiner außerordentlich muntern Art, mit seinen Ansichten herauszuplatzen. „Kommen Sie herein“, sagte er. „Haben Sie schon Tee getrunken?“ Mont kam herein. „Ich glaubte, Fleur würde zurück sein, Sir; aber ich bin froh, daß sie nicht hier ist. Die Sache ist nämlich die, daß ich — ich schrecklich verliebt in sie bin, so schrecklich verliebt, daß ich dachte, es sei besser, Sie wüßten es. Es ist natürlich altmodisch, damit zuerst zum Vater zu gehen, aber ich dachte, Sie würden es mir verzeihen. Ich ging zu meinem eigenen Vater, und er sagt, wenn ich mir ein Heim gründe, wolle er mir helfen. Er klammert sich förmlich an den Gedanken. Ich erzählte ihm von Ihrem Goya.“ „Oh!“ sagte Soames unsagbar trocken, „er klammert sich daran?“ „Ja, Sir, und Sie?“ Soames lächelte leise. „Sehen Sie“, begann Mont

wieder, indem er seinen Strohhut drehte, während sein Haar und seine Augenbrauen sich vor Erregung zu sträuben schienen, „wenn man den Krieg mitgemacht hat, kann man nicht anders, als es eilig haben.“ „Zu heiraten, und nachher wieder auseinanderzugehen“, sagte Soames langsam. „Nicht, wenn man mit Fleur verheiratet ist, Sir. Stellen Sie sich vor, Sie wären an meiner Stelle.“ Soames räusperte sich. Seine Art, es vorzubringen, war wirklich ungestüm. „Fleur ist zu jung“, sagte er. „O nein! Sir. Wir sind furchtbar alt heutzutage. Mein Vater kommt mir dagegen wie ein kleines Kind vor, sein Denkkapital hat sich nicht die Spur verändert. Aber er ist ein ‚Baronight‘, das hemmt ihn natürlich.“ „Baronight?“ wiederholte Soames, „was ist denn das?“ „Baronet, Sir. Ich werde eines Tages Baronet sein. Aber ich werde darüber hinwegzukommen suchen, wissen Sie.“ „Gehen Sie und versuchen Sie, über dies hier hinwegzukommen“, versetzte Soames. Der junge Mann sagte flehend: „Ach nein! Sir. Ich muß einfach hier herumlungern, sonst habe ich nicht die geringste Chance. Sie werden Fleur tun lassen, was sie will, denke ich doch. Madame ist einverstanden.“ „Wirklich!“ sagte Soames frostig. „Sie haben doch nichts gegen mich, nicht wahr?“ Und der junge Mann sah ihn so kummervoll an, daß Soames lächelte. „Sie mögen sich sehr alt vorkommen“, sagte er; „aber Sie scheinen mir außerordentlich jung. Alles so Hals über Kopf herauszusprudeln, ist nicht gerade ein Zeichen von Reife.“ „Ganz recht, Sir, das gebe ich zu. Aber um Ihnen zu zeigen, daß ich es ernst meine — ich habe ein Geschäft.“ „Freut mich, es zu hören.“ „Habe mich mit einem Verleger zusammengetan; mein Alter schießt die Mittel vor.“ Soames legte die Hand auf seinen Mund — er hätte fast gesagt: ‚Gott helfe dem Verleger!‘ Seine grauen Augen blickten den erregten jungen Mann forschend an. „Sie mißfallen mir nicht, Mr. Mont, aber Fleur ist mir alles. Alles — verstehen Sie?“ „Ja, Sir, ich weiß; aber mir auch.“ „Das mag wohl sein. Ich freue mich aber, daß Sie es mir gesagt haben. Und nun, denke ich, ist nichts weiter darüber zu reden.“ „Ich weiß, daß es von ihr abhängt, Sir.“ „Ich hoffe, es wird recht lange von ihr abhängen.“ „Sie ermutigen mich nicht“, sagte Mont plötzlich. „Nein“, erwiderte Soames, „meine Erfahrungen im Leben ermuntern mich nicht, übereilte Ehen zu stiften. Gute Nacht, Mr. Mont. Ich werde Fleur nicht erzählen, was Sie gesagt haben.“ „Oh!“ murmelte Mont kleinlaut; „ich könnte mir vor Sehnsucht nach ihr eine Kugel durch den Kopf jagen. Das weiß sie sehr gut.“ „Was Sie sagen.“ Und Soames streckte die Hand aus. Ein zerstreuter Druck,

ein schwerer Seufzer, und bald darauf rief das Geräusch von dem Motorzweirad des jungen Mannes Visionen von fliegendem Staub und gebrochenen Gliedmaßen hervor.

„Die jüngere Generation!“ dachte er ernst und ging auf den Rasenplatz hinaus. Die Gärtner hatten gemäht, und man spürte noch den Duft des frischgeschnittenen Grases — die Gewitterluft hielt alle Gerüche dicht am Boden. Der Himmel hatte eine purpurne Färbung — die Pappeln waren schwarz. Zwei oder drei Boote kamen auf dem Fluß vorüber, schienen Schutz zu suchen vor dem Sturm. „Drei Tage schönes Wetter“, dachte Soames, „und dann ein Sturm!“ Wo war Annette? Mit jenem Manne, soviel er wußte — sie war eine junge Frau! Betroffen über die sonderbare Milde dieses Gedankens, ging er in die Laube und setzte sich. Die Sache war die, daß — er räumte es selbst ein — daß Fleur so viel für ihn bedeutete und seine Frau sehr wenig, sehr wenig: sie war Französin — war nie viel mehr als die Frau im Hause gewesen, und er begann diesen Dingen gegenüber gleichgültig zu werden. Es war seltsam, wie Soames in seiner tief eingewurzelten Vorliebe für Mäßigung und Sicherheit, sobald es sich um Gefühlsregungen handelte, immer alles auf eine Karte setzte. Erst Irene — und jetzt Fleur. Er war sich dessen dunkel bewußt, als er dort saß, erkannte wohl die Gefahr, die darin lag. Es hatte ihn einst zu Schiffbruch und Skandal geführt — jetzt sollte es ihn retten! Er liebte Fleur so sehr, daß er keinen Skandal mehr haben wollte. Wenn er nur an den anonymen Briefschreiber herankönnte, so wollte er ihn schon lehren, sich nicht hineinzumischen und nicht den Schmutz auf dem Grunde des Wassers aufzuwühlen, das er still und regungslos zu sehen wünschte . . . Ein Blitz in der Ferne, ein Rollen unten, und große Regentropfen spritzten auf das Strohdach über ihm. Es ließ ihn gleichgültig, und er zeichnete mit dem Finger ein Muster auf die staubige Oberfläche des kleinen ländlichen Tisches. Fleurs Zukunft! „Sie soll es gut haben!“ dachte er. „Sonst ist alles einerlei in meinem Alter!“ Eine einsame Geschichte — das Leben! Was du besitzt, kannst du nicht für dich behalten! Sobald du eines abgewohnt, kommt schon etwas anderes. Auf nichts kann man sich verlassen! Er streckte die Hand aus und riß eine rote Kletterrose aus einem Büschel, der das Fenster verdeckte. Blumen wuchsen und vergingen — wie sonderbar die Natur doch war! Der Donner rollte und krachte, er kam von Osten über den Fluß, die verblassenden Blitze blendeten seine Augen; die Wipfel der Pappeln zeichneten sich scharf und dicht gegen den Himmel ab, ein schwerer Schauer prasselte

rauschend herab und verhüllte alles in dem kleinen Haus, in dem er gleichgültig und nachdenklich saß.

Als der Sturm vorüber war, verließ er seinen Zufluchtsort und ging den nassen Weg zum Flußufer hinunter. Zwei Schwäne hatten dort im Schilf Schutz gesucht. Er kannte die Vögel gut und beobachtete die Würde in der Bewegung dieser weißen Hälse und der schlangenartigen Köpfe. ‚Keine Würde — in dem, was ich vorhabe!‘ dachte er. Und doch mußte zugegriffen werden, damit nicht Schlimmeres geschah. Annette mußte nun zurück sein, wohin sie auch gegangen sein mochte, denn es war beinah Tischzeit, und als der Augenblick, sie zu sehen, sich näherte, wuchs die Schwierigkeit, zu wissen, was zu sagen war und wie er es sagen sollte, immer mehr. Ein neuer und erschreckender Gedanke stellte sich ein. Gesetzt, sie forderte ihre Freiheit, um diesen Menschen zu heiraten! Ja, wenn sie das wollte, konnte er nicht darauf eingehen. Dazu hatte er sie nicht geheiratet. Das Bild Prosper Profonds tauchte beruhigend vor ihm auf. Das war kein Mann, der heiratete! Nein, nein! Zorn trat an Stelle des auftauchenden Schreckbildes. ‚Er sollte mir lieber nicht in den Weg kommen‘, dachte er. Der Mischling repräsentierte — —! Aber was repräsentierte Prosper Profond eigentlich? Nichts, das in Betracht kam, sicherlich. Und doch etwas, das stark genug wirkte in der Welt — Unmoral, von der Kette losgelassen, Blasiertheit, die auf Raub ausgeht! Dieser Ausdruck: ‚Je m’en fiche!‘, den Annette von ihm aufgegriffen hatte! Ein Fatalist! Ein Kontinentaler — ein Kosmopolit — ein Produkt der Zeit! Eine vollkommeneren Verdammung gab es für Soames nicht. Die Schwäne hatten ihre Köpfe gewandt und blickten an ihm vorbei in die Ferne. Einer von ihnen zischte leise, bewegte den Schwanz, drehte sich, als gehorche er einem Steuer, und schwamm davon. Der andere folgte ihm. Ihre weißen Leiber, die stattlichen Hälse kamen ihm aus dem Gesicht, und er ging auf das Haus zu.

Annette war im Wohnzimmer, zu Tisch angekleidet, und er dachte, als er hinaufging: ‚Hübsch unter allen Umständen.‘ Hübsch! Außer Bemerkungen über die Vorhänge im Wohnzimmer und den Sturm wurde kaum ein Wort gewechselt bei der Mahlzeit, die sich durch bestimmte Quantität und vollkommene Qualität auszeichnete. Soames trank nichts. Nachher folgte er ihr ins Wohnzimmer und fand sie auf dem Sofa zwischen den Fenstern, wo sie eine Zigarette rauchte. Sie saß zurückgelehnt, beinah aufrecht, in einem niedlichen schwarzen Kleide da, die Knie übereinandergeschlagen und die Augen halb geschlossen; graublauer Rauch quoll zwischen ihren roten, ziemlich



vollen Lippen hervor, ein Stirnband hielt ihr kastanienbraunes Haar zusammen, sie trug die dünnsten Seidenstrümpfe, und Schuhe mit sehr hohen Hacken ließen ihren Spann sehen. Ein hübscher Gegenstand für jedes Zimmer! Soames, der den zerrissenen Brief tief in der Seitentasche seines Smokings in der Hand hielt, sagte: „Ich werde das Fenster schließen, die Feuchtigkeit dringt herein.“ Er tat es und blieb vor einem David Cox an der cremefarben getäfelten Wand dicht daneben stehen.

Woran dachte er? Er hatte — außer Fleur — nie im Leben eine Frau verstanden — und auch Fleur nicht immer! Sein Herz klopfte stark. Doch wenn er es tun wollte, war jetzt der Augenblick. Er wandte sich von dem David Cox ab und nahm den Brief heraus. „Ich erhielt dies!“ Ihre Augen weiteten sich, starrten ihn an und wurden hart. Soames reichte ihr den Brief. „Er ist zerrissen, aber du kannst ihn lesen.“ Und er wandte sich wieder dem David Cox zu — einem Seestück, von gutem Ton, aber ohne jede Bewegung. „Möchte wissen, was der Bursche in diesem Augenblick tut?“ dachte er. „Er wird sich noch wundern.“ Aus einem Augenwinkel sah er Annette starr den Brief halten; ihre Augen bewegten sich unter den gefärbten Wimpern hin und her, und die gefärbten Brauen waren emporgezogen. Sie ließ den Brief fallen, schüttelte sich ein wenig, lächelte und sagte: „Schmutzig!“ „Ich stimme vollkommen mit dir überein“, sagte Soames; „erniedrigend. Ist es wahr?“ Ein Zahn drückte sich in ihre Unterlippe: „Und wenn es so wäre?“ Sie war schamlos. „Ist das alles, was du zu sagen hast?“ „Nein.“ „Nun, so sprich.“ „Was hat Sprechen für einen Zweck?“ Soames sagte eisig: „Also du gibst es zu?“ „Ich gebe nichts zu. Du bist ein Narr, zu fragen. Ein Mann wie du dürfte nicht fragen. Es ist gefährlich.“

Soames machte einen Gang durchs Zimmer, um seinen erwachsenen Zorn zu unterdrücken. „Erinnerst du dich“, sagte er und blieb vor ihr stehen, „was du warst, als ich dich heiratete? Kassiererin in einem Restaurant.“ „Erinnerst du dich, daß ich nicht halb so alt war wie du?“ Soames wich dem harten Blick ihrer Augen aus und ging zu dem David Cox zurück: „Ich habe nicht die Absicht, zu streiten. Ich ersuche dich nur, diese — Freundschaft aufzugeben. Die Sache ist nur von Belang, soweit sie Fleur betrifft.“ „Ah! — Fleur!“ „Ja, Fleur“, sagte Soames hart, „sie ist dein Kind so gut wie meins.“ „Es ist sehr gütig, das zuzugeben.“ „Willst du tun, was ich sage?“ „Ich weigere mich, es dir zu sagen.“ „Dann muß ich dich dazu zwingen.“ Annette lächelte. „Nein, Soames“, sagte sie, „du bist hilflos. Sage

nicht Dinge, die du bereuen wirst.“ Die Adern auf seiner Stirn schwellen vor Zorn. Er öffnete den Mund, um seiner Erregung Luft zu machen, vermochte es aber nicht. Annette fuhr fort: „Es werden keine solchen Briefe mehr kommen, das verspreche ich dir. Das genügt doch.“ Soames zuckte zusammen. Er hatte das Gefühl, wie ein Kind behandelt zu werden von dieser Frau, die wer weiß was verdiente. „Wenn zwei Menschen geheiratet und gelebt haben wie wir, Soames, sollten sie lieber übereinander schweigen. Es gibt Dinge, die man besser nicht ans Licht zieht, damit die Leute darüber lachen. Du wirst also schweigen; nicht um meinet-, sondern um deinetwillen. Du wirst alt; ich bin es noch nicht. Du hast mich sehr prraktisch gemacht.“ Soames, der nahe am Ersticken war, wiederholte dumpf: „Ich ersuche dich, diese Freundschaft aufzugeben.“ „Und wenn ich es nicht tue?“ „Dann — dann übergehe ich dich in meinem Testament.“ Es schien keinen Eindruck zu machen. Annette lachte. „Du wirst noch lange leben, Soames.“ „Du — du bist eine schlechte Frau“, sagte er plötzlich. Annette zuckte die Achseln. „Das finde ich nicht. Das Zusammenleben mit dir hat vieles in mir getötet, es ist wahr; aber ich bin keine schlechte Frau. Ich bin vernünftig, das ist alles. Und das wirst du auch sein, wenn du es dir überlegst.“ „Ich werde mit dem Manne reden“, sagte Soames finster, „und ihn warnen.“ „Mon cher, du bist komisch. Du machst dir nichts aus mir, und was von mir übrig ist, möchtest du tot sehen. Ich gebe nichts zu, aber ich will noch nicht tot sein in meinem Alter, Soames; du solltest lieber still sein, wie ich es dir sagte. Ich selbst werde keinen Skandal machen; nie. Weiter sage ich nichts, was du auch tun magst.“

Sie streckte die Hand aus, nahm einen französischen Roman von einem Tischchen und öffnete ihn. Soames beobachtete sie schweigend, von innerer Erregung übermannt. Der Gedanke an jenen Mann erweckte in ihm beinah ein Verlangen nach ihr, und das war eine sehr beunruhigende Enthüllung ihrer Beziehungen zueinander, für jemand, der so gar nicht zu philosophischer Selbstbetrachtung neigte wie er. Ohne ein Wort weiter zu sagen, ging er hinaus und in die Bildergalerie hinauf. Das kam von einer Heirat mit einer Französin! Und doch, ohne sie gäbe es keine Fleur! Sie hatte ihren Zweck erfüllt. „Sie hat recht“, dachte er. „Ich kann nichts machen. Ich weiß nicht einmal, ob irgend etwas daran ist.“ Der Selbsterhaltungstrieb verbot ihm, sich jeden Ausweg zu versperren, das Feuer durch Mangel an Luft zu ersticken. Glaubte man nicht, daß etwas an einer Sache war, so war nichts daran.

In dieser Nacht ging er in ihr Zimmer. Sie empfing ihn in der sachlichsten Weise, als wäre keine Szene zwischen ihnen gewesen. Und er kehrte mit einem sonderbaren Gefühl von Frieden in sein Zimmer zurück. Wollte man nichts sehen, so brauchte man es nicht. Und in Zukunft wollte er es nicht — wollte nichts sehen. Es war nichts dabei zu gewinnen — gar nichts! Er öffnete das Schubfach und nahm aus dem Behälter ein Taschentuch und die eingerahmte Photographie von Fleur. Als er sie eine Weile betrachtet hatte, rückte er sie herunter, und da war die andere — jene alte von Irene. Eine Eule krächzte, während er am Fenster stand und darauf starrte. Die Eule krächzte, die roten Kletterrosen schienen tiefer in der Farbe zu werden, es kam ein Duft von Lindenblüten herein. Gott! Das war etwas anderes gewesen! Leidenschaft — Erinnerung! Staub!

## SIEBENTES KAPITEL

### JUNES BEISTAND

Ein Bildhauer, Slawe, der zeitweise in New York gelebt hatte und arm an Mitteln war, befand sich abends oft in June Forsytes Atelier am Ufer der Themse in Chiswick. Am Abend des 6. Juli hatte Boris Strumolowski — von dem mehrere Werke dort ausgestellt waren, weil sie noch zu vorgeschritten, um irgendwo anders ausgestellt zu werden — sich mit jener unnahbaren und beinah christus-artigen Ruhe eingeführt, die so gut zu seinem jugendlichen, runden Gesicht mit den breiten Backenknochen paßte, das von hellem, mädchenhaft geschnittenem Haar eingerahmt war. June kannte ihn seit drei Wochen und sah in ihm noch die Hauptverkörperung des Genies und die Hoffnung der Zukunft; etwas wie einen Stern aus dem Osten, der sich in einen verständnislosen Westen verirrt hatte. Bis zu diesem Abend hatte er sich in der Unterhaltung auf seine Eindrücke in den Vereinigten Staaten beschränkt, deren Staub er eben erst von den Füßen geschüttelt hatte — ein Land, das seiner Ansicht nach so barbarisch in jeder Hinsicht war, daß er dort so gut wie nichts verkauft hatte und der Polizei verdächtig geworden war; ein Land ohne eigene Rasse, wie er sagte, ohne Freiheit, Gleichheit oder Brüderlichkeit, ohne Grundsätze, Traditionen, Geschmack, mit einem Wort — ohne Seele. Er hatte es zu seinem eigenen Besten verlassen und war in das einzig andere Land gekommen, wo es sich gut leben

ließ. June war in einsamen Augenblicken ganz unglücklich über ihn gewesen, als sie vor seinen Schöpfungen stand — die erschreckend wirkten, aber gewaltig und symbolisch, wenn sie einem erst erklärt waren! Daß er, mit dem Heiligenschein seines hellen Haares wie ein frühes italienisches Bild und völlig absorbiert von seinem Genie, so daß sonst nichts weiter für ihn existierte — das einzige Zeichen natürlich, an dem wirkliches Genie zu erkennen war —, noch eine ‚lahme Ente‘ sein mußte, erregte ihr warmes Herz so sehr, daß sie Paul Post darüber beinah vergaß. Und sie hatte Schritte unternommen, in ihrer Galerie Platz zu schaffen, um sie mit Meisterwerken Strumolowskis zu füllen. Sie war dadurch gleich in Verlegenheit geraten. Paul Post hatte sich dagegen aufgelehnt, und Vospovitsch war gekränkt. Mit der ganzen Emphase des Genies, das sie ihnen ja noch nicht absprach, hatten sie ihre Galerie für mindestens weitere sechs Wochen beansprucht. Der Strom der Amerikaner, der noch im Aufschwollen war, würde bald abflauen. Der Strom der Amerikaner sei ihr Recht, ihre einzige Hoffnung, ihre Rettung — da sich sonst niemand in diesem ‚rohen‘ Lande um Kunst kümmerte. June hatte ihren Vorstellungen nachgegeben. Schließlich würde Boris nichts dagegen haben, daß der ganze Strom der Amerikaner, die er selbst so tief verachtete, ihnen zugute kam.

An diesem Abend, wo außer Hannah Hobdey, der Jüngerin mittelalterlicher Schwarzweißkunst, und Jimmy Portugal, dem Herausgeber des ‚Neo-Artist‘, niemand anwesend war, hatte sie es Boris mitgeteilt. Sie hatte es ihm mit dem plötzlichen Vertrauen mitgeteilt, das der fortgesetzte Kontakt mit der neoartistischen Welt in ihrer warmen, großmütigen Natur nie auszulöschen vermocht hatte. Nachdem er jedoch seine christusartige Ruhe für zwei Minuten unterbrochen hatte, begann sie ihre Augen unruhig hin und her zu bewegen wie eine Katze ihren Schwanz. Das — sagte er — sei charakteristisch für England, das selbstsüchtigste Land der Welt; das Land, das andern Ländern das Blut aussaugte, die Iren, Hindus, Ägypter, Buren und Burmesen, all diese feinsten Rassen in der Welt, seelisch und geistig zugrunde richtete; dies renommistische, heuchlerische England! Das habe er erwartet, als er in ein solches Land kam, wo das Klima nur Nebel war und die Leute alle Krämer seien, die vollkommen blind für die Kunst wären und nur ihren Nutzen und größten Materialismus in Augen hätten. Als sie merkte, daß Hannah Hobdey „Hört, hört!“ murmelte und Jimmy Portugal verstohlen kicherte, ward June glühend rot und rief: „Weshalb sind Sie denn



überhaupt hergekommen? Wir haben Sie nicht darum gebeten.“ Diese Bemerkung war so seltsam verschieden von allem, was zu erwarten sie ihn ermuntert hatte, daß Strumolowski die Hand ausstreckte und eine Zigarette nahm. „England braucht keine Idealisten“, sagte er. Etwas ureigen Englisches in June empörte sich; des alten Jolyon Gerechtigkeitssinn schien auferstanden. „Sie kommen und schmarotzen hier“, sagte sie, „und dann beschimpfen Sie uns. Wenn Sie finden, daß das das Richtige ist, ich finde es nicht.“ Sie entdeckte jetzt, was andere schon vor ihr entdeckt hatten: die Dickfelligkeit, unter der die Empfindsamkeit des Genies sich zuweilen verbirgt. Strumolowskis junges geistvolles Gesicht war die wahre Verkörperung des Hohnes. „Schmarotzen, man schmarotzt nicht, man nimmt, was einem zukommt — den zehnten Teil von dem, was einem zukommt. Es wird Sie reuen, das gesagt zu haben, Miß Forsyte.“ „O nein“, sagte June, „das wird es nicht.“ „Ah! Wir wissen es sehr gut, wir Künstler — Sie suchen aus uns herauszubekommen, was Sie können. Ich will nichts von Ihnen.“ Und er blies eine Wolke von Junes Rauch vor sich hin. Die Entrüstung über die Schmach der Beleidigung brachte sie zu einem eisigen Entschluß. „Gut denn, Sie können Ihre Sachen fortnehmen.“ Und beinahe im selben Augenblick dachte sie: ‚Armer Junge! Er hat nur eine Dachstube und wahrscheinlich nicht einmal das Fahrgeld. Vor diesen beiden noch dazu, es ist wirklich abscheulich.‘ Der junge Strumolowski schüttelte heftig den Kopf; sein dickes weiches Haar, das dicht wie eine Platte am Kopf anlag, fiel nicht herab. „Ich kann von nichts leben“, sagte er schrill, „ich habe es oft tun müssen um meiner Kunst willen. Ihr Bourgeois zwingt uns, Geld auszugeben.“ Die Worte trafen June wie ein Kieselstein zwischen die Rippen. Nach allem, was sie für die Kunst getan hatte, all ihrer Anteilnahme an ihren Schwierigkeiten und den ‚lahmen Enten‘. Sie rang nach Worten, die den seinen entsprachen. als die Tür geöffnet wurde und ihr österreichisches Mädchen murmelte: „Eine junge Dame, gnädiges Fräulein.“ „Wo?“ „In dem kleinen Eßzimmer.“ Mit einem Blick auf Boris Strumolowski, Hannah Hobdey und Jimmy Portugal ging June gereizt hinaus, ohne ein Wort zu sagen.

Als sie in das ‚kleine Eßzimmer‘ trat, erkannte sie in der jungen Dame Fleur — die sehr hübsch, wenn auch blaß aussah. In diesem Augenblick der Enttäuschung war eine kleine lahme Ente ihrer eigenen Zucht June sehr willkommen, um so mehr, als sie viel homöopathischen Instinkt besaß. Das Mädchen war sicher Jons wegen

gekommen, oder wenn nicht, wenigstens doch, um etwas aus ihr herauszubekommen. Und June hatte gerade jetzt das Gefühl, daß jemand beizustehen das einzig Erträgliche für sie war. „Also du hast dein Versprechen, zu kommen, nicht vergessen“, sagte sie. „Nein. Was für ein entzückendes kleines Haus das ist! Aber bitte, laß dich nicht stören, wenn jemand bei dir ist.“ „Durchaus nicht“, sagte June, „ich möchte sie eine Weile in ihrem eigenen Saft schmoren lassen. Bist du Jons wegen gekommen?“ „Du meintest, man hätte es uns sagen sollen. Nun, ich habe es selbst herausgefunden.“ „Ach was!“ sagte June, „nicht schön, wie?“

Sie standen jede an einer Seite des kleinen leeren Tisches, an dem June ihre Mahlzeiten einzunehmen pflegte. Eine Vase darauf war voll von isländischem Mohn; Fleur hob die Hand und berührte die Blüten mit einem behandschuhten Finger. June fand plötzlich Gefallen an ihrem modernen Kleide, das über den Hüften gekraust und eng unter den Knien war — es hatte eine entzückende Farbe, flachsbau. „Sie ist ein Bild“, dachte June. Ihr kleines Zimmer mit seinen weißen Wänden, Fußboden und Kamin von alten roten Ziegeln, seinen schwarz gestrichenen Gitterfenstern, durch die die letzten Strahlen der Sonne fielen, hatte nie so hübsch ausgesehen wie jetzt mit dieser jungen Gestalt und dem zarten, ein wenig finstern Gesicht. Sie erinnerte sich mit plötzlicher Lebhaftigkeit, wie hübsch sie selbst in jenen Tagen ausgesehen hatte, als sie ihr Herz an Philip Bosinney, ihren verstorbenen Verlobten, gehängt, der sie verlassen hatte, um Irenens Bund mit dem Vater dieses Mädchens für immer zu zerstören. Ob Fleur auch davon etwas wußte? „Nun“, sagte sie, „was willst du tun?“ Es währte einige Sekunden, bevor Fleur antwortete. „Ich will Jon kein Leid zufügen. Ich muß ihn noch einmal sehen, um der Sache ein Ende zu machen.“ „Du willst der Sache ein Ende machen?“ „Was sonst wäre denn zu tun?“ Das Mädchen kam June plötzlich unerträglich mutlos vor. „Ich glaube, du hast recht“, murmelte sie, „ich weiß, daß mein Vater auch so denkt; aber — ich selbst hätte es nie getan. Ich kann mich da nicht hineinfinden.“ Wie gesetzt und wachsam das Mädchen aussah; wie unbewegt ihre Stimme klang! „Die Leute bilden sich ein, daß ich verliebt sei.“ „Nun, und du bist es nicht?“ Fleur zuckte die Achseln. „Ich hätte es wissen müssen“, dachte June, „sie ist Soames' Tochter — fischblütig! Und doch — er!“ „Was willst du denn nun, daß ich tun soll?“ fragte sie beinah mit Widerwillen. „Könnte ich Jon morgen auf seinem Wege zu Darties hier sehen? Er würde kommen, wenn du ihm heute

abend eine Zeile schriebst. Und nachher könntest du sie in Robin Hill vielleicht in aller Stille wissen lassen, daß alles vorbei sei und daß sie Jon nicht das von seiner Mutter zu sagen brauchten.“ „Gut!“ sagte June kurz. „Ich werde gleich schreiben, du kannst es zur Post bringen. Morgen um halb drei. Ich selbst werde nicht zu Haus sein.“

Sie setzte sich an den winzigen Schreibtisch, der eine Ecke einnahm. Als sie sich mit dem fertigen Schreiben umsah, tupfte Fleur noch immer mit dem behandschuhten Finger auf den Mohn. June leckte eine Briefmarke. „So, hier ist es. Wenn du ihn nicht liebst, ist natürlich nichts weiter darüber zu sagen. Ein Glück für Jon.“ Fleur nahm das Schreiben. „Vielen Dank!“ „Kaltblütiges kleines Geschöpf!“ dachte June. Jon, der Sohn ihres Vaters, liebte und wurde von der Tochter Soames' nicht wieder geliebt! Es war demütigend! „Ist das alles?“ Fleur nickte; ihre Falben flatterten und zitterten, als sie zur Tür ging. „Auf Wiedersehen!“ „Auf Wiedersehen ... Kleine Modenärrin!“ murmelte June und schloß die Tür. „Diese Familie!“ Und sie kehrte wieder zurück in ihr Atelier. Boris Strumolowski hatte seine christusgleiche Ruhe wiedererlangt, und Jimmy Portugal verdamnte alle außer der Gruppe, um derentwillen er den ‚Neo-Artist‘ herausgab. Unter den Verdamnten waren Eric Cobbley und mehrere andere ‚Lahme-Enten‘-Genies, die nun einmal den ersten Platz in der Liste von Junes hilfsbedürftigen und bewunderten Schützlingen eingenommen hatten. Es überkam sie ein Gefühl von Abscheu und Verachtung, und sie ging ans Fenster, um im Flußwind diese törichte Worte verwehen zu lassen. Als Jimmy Portugal aber endlich fertig und mit Hannah Hobdey gegangen war, sprach sie eine halbe Stunde mütterlich mit Strumolowski und versprach ihm mindestens einen Monat des amerikanischen Stroms, so daß er, seinen Heiligenschein in vollkommenster Ordnung, fortgehen konnte. ‚Trotz allem‘, dachte June, ‚ist Boris doch wunderbar.‘

## ACHTES KAPITEL

### DER ZAUM ZWISCHEN DEN ZÄHNEN

Das Bewußtsein, im Gegensatz zu allen andern zu handeln, verleiht manchen Naturen ein Gefühl moralischer Befreiung. Fleur empfand keine Reue, als sie Junes Haus verließ. Sie hatte das verdammende Urteil in den blauen Augen ihrer kleinen Verwandten

gelesen und freute sich, sie hinters Licht geführt zu haben, denn sie verachtete diese ältliche Idealistin, weil sie nicht gemerkt, was sie im Sinne hatte. Ein Ende machen, fürwahr! Sie wollte ihnen allen bald zeigen, daß sie eben erst begann. Und sie lächelte für sich oben auf dem Omnibus, der sie nach Mayfair zurückbrachte. Aber das Lächeln erstarb, wurde zurückgedrängt durch Anwandlungen von banger Ahnung und Furcht. Würde sie imstande sein, Jon zu überzeugen? Sie hatte den Zaum zwischen die Zähne genommen, aber würde sie ihn dazu bewegen, es ebenfalls zu tun? Sie kannte die Wahrheit und die sichere Gefahr des Aufschubs — er wußte nichts; darin lag der Unterschied. ‚Wenn ich es ihm sagte‘, dachte sie, ‚wäre das eigentlich nicht sicherer?‘ Dieser abscheuliche Zufall hatte kein Recht, ihre Liebe zu zerstören, das mußte er einsehen! Sie konnten es nicht zulassen! Die Menschen fanden sich schließlich mit einer vollendeten Tatsache immer ab! Von dieser Philosophie, die für ihr Alter tief genug war, wandte sie sich einer andern, weniger philosophischen Betrachtung zu. Wenn sie Jon zu einer raschen und heimlichen Heirat überredete und er später dahinterkam, daß sie die Wahrheit gewußt — was dann? Jon haßte Ausflüchte. Wäre es nicht doch besser, es ihm zu sagen? Aber die Erinnerung an das Gesicht seiner Mutter hielt sie davon zurück. Fleur fürchtete sich. Seine Mutter hatte Macht über ihn, mehr vielleicht als sie selbst. Wer konnte wissen? Es war eine zu große Gefahr. Tief versunken in diese instinktiven Überlegungen, war sie über die Green Street hinweg bis zum Hotel Ritz gefahren. Sie stieg dort aus und ging auf der Seite des Green Park zurück. Der Sturm hatte jeden Baum gewaschen, sie tropften alle noch. Schwere Tropfen fielen auf ihr duffiges Kleid, und um sie zu vermeiden, ging sie hinüber unter die Fenster des Iseum-Klubs. Als sie zufällig aufblickte, sah sie Monsieur Profond mit einem großen starken Mann am Bogenfenster. Beim Einbiegen in die Green Street hörte sie ihren Namen rufen und sah ‚diesen Schleicher‘ herankommen. Er nahm den Hut ab — einen niedrigen glänzenden Filzhut, wie sie ihn ganz besonders verab-scheute.

„Gut’n Abend, Miß Forsyte. Kann ich Ihnen nicht mit etwas dienen?“ „Ja, auf die andere Seite hinübergehen.“ „Ei was! Weshalb mögen Sie mich nicht?“ „Mag ich Sie nicht?“ „Es sieht so aus.“ „Nun, weil ich in Ihrer Gegenwart das Gefühl habe, daß das Leben nicht wert ist, gelebt zu werden.“ Monsieur Profond lächelte. „Hören Sie, Miß Forsyte, grämen Sie sich nicht. Es wird alles gut. Nichts



ist von Bestand.“ „Doch“, rief Fleur, „wenigstens bei mir — namentlich Neigungen und Abneigungen.“ „Das machen mich ein wenig unglücklich.“ „Ich dachte, daß nichts Sie jemals glücklich oder unglücklich machen könnte.“ „Ich ärgere nicht gern andere Leute. Ich gehe auf meine Jacht.“ Fleur blickte ihn verdutzt an. „Wohin?“ „Eine kleine Reise in die Südsee oder irgendwohin“, sagte Monsieur Profond. Fleur empfand Erleichterung und hatte dabei doch das Gefühl, verhöhnt zu werden. Er wollte deutlich zu verstehen geben, daß er mit ihrer Mutter brach. Wie durfte er wagen, etwas zu besitzen, mit dem er brechen konnte, und wie durfte er wagen, damit zu brechen? „Gute Nacht, Miß Forsyte! Empfehlen Sie mich Mrs. Dartie. Ich bin wirklich nicht so schlimm. Gute Nacht!“ Fleur ließ ihn mit dem Hut in der Hand stehen. Verstohlen schaute sie sich um und sah ihn — tadellos und schwerfällig — wieder in seinen Klub zurückgehen. „Er kann nicht einmal mit Überzeugung lieben“, dachte sie. „Was wird Mutter anfangen?“

Ihre Träume in dieser Nacht waren endlos und unruhig; sie stand matt und unausgeruht auf und ging gleich an das Studium von Whitakers Almanach. Ein Forsyte merkt instinktiv, daß Tatsachen das Wesentliche jeder Situation sind. Sie konnte Jons Vorurteil vielleicht besiegen, aber ohne einen genauen Plan, ihren desparaten Entschluß auszuführen, konnte nichts geschehen. Aus dem unschätzbaren Buch erfuhr sie, daß sie beide einundzwanzig Jahre alt sein mußten, oder es war eine Zustimmung von jemand notwendig, die natürlich nicht zu erlangen sein würde; dann verlor sie sich in Anweisungen betreffs Lizenzen, Zeugnisse, Anzeigen, Bezirke und kam schließlich auf das Wort ‚Meineid‘. Aber das war Unsinn! Wer würde wohl wirklich etwas dagegen haben, wenn sie ihr Alter falsch angaben, um sich aus Liebe zu heiraten! Sie aß kaum etwas zum Frühstück und kehrte wieder zu Whitaker zurück. Je mehr sie darin studierte, desto unsicherer ward sie, bis sie beim müßigen Umwenden der Seiten auf Schottland kam. Dort konnte man ohne all diesen Unsinn heiraten! Sie brauchte nur für einundzwanzig Tage hinzugehen, dann konnte Jon kommen, und sie durften sich im Beisein von zwei Personen für verheiratet erklären. Und was noch mehr war — sie würden es sein! Es war bei weitem der beste Weg, und sie ging sogleich alle ihre Schulkameraden durch. Da war Mary Lambe, die in Edinburgh wohnte und keine Spielverderberin war. Sie hatte auch einen Bruder. Sie konnte bei Mary Lambe wohnen, die mit ihrem Bruder als Zeuge auftreten würde. Wohl wußte sie,

daß manche junge Mädchen all dies für unnötig halten würden und daß sie und Jon nichts weiter zu tun brauchten, als für eine Woche zusammen fortzugehen und dann zu ihren Familien zu sagen: ‚Wir sind auf natürliche Weise verheiratet, nun müssen wir auch auf die gesetzliche heiraten.‘ Als echte Forsyte aber sah Fleur ein, daß ein solches Vorgehen unsicher war und sie das Gesicht ihres Vaters zu fürchten hatte, wenn er davon hörte. Außerdem glaubte sie nicht, daß Jon es tun würde; er hatte eine solche Meinung von ihr, daß sie es nicht ertragen konnte, sie einzubüßen. Nein! Mary Lambe war vorzuziehen, und es war jetzt gerade die Zeit im Jahr, nach Schottland zu gehen. Etwas beruhigter packte sie, ging ihrer Tante aus dem Wege und nahm einen Omnibus nach Chiswick. Sie kam zu früh und ging in die Kew Gardens. Doch sie fand keine Ruhe zwischen den Blumenbeeten, den mit Schildern versehenen Bäumen und weiten grünen Plätzen, kehrte daher nach ihrem Frühstück von Anchovisbrötchen und Kaffee nach Chiswick zurück und zog die Glocke an Junes Haus. Die Österreicherin ließ sie in das ‚kleine Eßzimmer‘ ein. Jetzt, wo sie wußte, was ihrer und Jons nun wartete, hatte ihre Sehnsucht nach ihm sich verzehnfacht, als wäre er ein Spielzeug mit scharfen Rändern und gefährlichem Anstrich, wie man ihr als Kind eines fortzunehmen versucht hatte. Wenn sie ihren Willen nicht haben konnte und Jon nicht für immer ihr eigen wurde, wäre es, als müsse sie vor Entbehrung sterben; irgendwie mußte und würde sie ihn bekommen! Ein runder trüber Spiegel von sehr altem Glas hing über dem roten Backsteinkamin. Sie betrachtete sich darin und sah sich blaß und mit ziemlich dunkeln Rändern unter den Augen; leise Schauer ließen ihre Nerven erbeben. Dann hörte sie die Klingel läuten, stahl sich ans Fenster und sah ihn an der Schwelle stehen und sich übers Haar und die Lippen streichen, als versuche er ebenfalls, das Zittern seiner Nerven zu beschwichtigen.

Sie saß auf einem der beiden Strohstühle, mit dem Rücken gegen die Tür, als er hereinkam, und sagte gleich: „Setze dich, ich muß ernsthaft mit dir reden.“ Jon setzte sich auf den Tisch neben ihr, und ohne ihn anzusehen, fuhr sie fort: „Wenn du mich nicht verlieren willst, müssen wir heiraten.“ Jon schnappte nach Luft. „Weshalb? Ist irgend etwas vorgefallen?“ „Nein, aber ich fühlte es in Robin Hill und zu Haus bei den Meinen.“ „Aber —“, stammelte Jon, „in Robin Hill ging doch alles glatt — und sie sagten nichts zu mir.“ „Aber sie wollen uns trennen. Das Gesicht deiner Mutter war

deutlich genug. Und das meines Vaters.“ „Hast du ihn seitdem gesehen?“ Fleur nickte. Was schadeten ein paar ergänzende Lügen? „Aber“, sagte Jon eifrig, „ich begreife nicht, wie sie nach all diesen Jahren noch so fühlen können.“ Fleur blickte zu ihm auf. „Vielleicht liebst du mich nicht genug.“ „Dich nicht genug lieben! Aber — ich“ „Dann sichere mich dir.“ „Ohne es ihnen zu sagen?“ „Nicht bis nachher.“ Jon schwieg. Wieviel älter er aussah als an dem Tage vor kaum zwei Monaten, als sie ihn zuerst gesehen — ganze zwei Jahre älter! „Es würde Mutter furchtbar verletzen“, sagte er. Fleur entzog ihm ihre Hand. „Du mußt eben wählen.“ Jon glitt vom Tisch herunter auf die Knie. „Aber weshalb sollen wir es ihnen nicht sagen? Sie können uns doch nicht wirklich trennen, Fleur.“ „Sie können es. Ich sage dir, sie können es.“ „Wie?“ „Wir sind vollständig abhängig — indem sie uns Geldschwierigkeiten und allerlei andere Schwierigkeiten machen. Ich habe keine Geduld, Jon.“ „Aber das heißt sie betrügen.“ Fleur erhob sich. „Du kannst mich nicht wirklich lieben, oder du würdest nicht zögern.“ Jon hob die Hände bis zu ihrer Taille und zwang sie, sich wieder zu setzen. Sie sprach eilig weiter: „Ich habe alles überlegt. Wir brauchen nur nach Schottland zu gehen. Wenn wir verheiratet sind, werden sie sich bald darein finden. Alle Menschen finden sich immer leicht mit Tatsachen ab. Siehst du das nicht ein, Jon?“ „Aber sie so furchtbar zu verletzen!“ Also wollte er sie lieber verletzen als die Seinen zu Haus! „Gut denn, laß mich gehen!“ Jon stand auf und stellte sich mit dem Rücken gegen die Tür. „Ich glaube, du hast recht“, sagte er langsam, „aber ich muß es mir überlegen.“

Sie konnte sehen, daß Gefühle ihn übermannten, die er auszudrücken strebte, aber sie wollte ihm nicht helfen. Sie haßte sich in diesem Augenblick und haßte beinah auch ihn. Warum mußte sie all dies tun, ihre Liebe zu sichern? Es war nicht schön. Und dann sah sie seine Augen traurig und anbetend. „Sieh mich nicht so an, Jon! Ich möchte dich nur nicht verlieren.“ „Du kannst mich nicht verlieren, solange du mich willst.“ „O doch, ich kann.“ Jon legte die Hände auf ihre Schultern. „Fleur, weißt du irgend etwas, das du mir nicht gesagt hast?“ Es war die Kernfrage, die sie gefürchtet hatte. Sie sah ihn fest an und erwiderte: „Nein.“ Sie hatte die Schiffe hinter sich verbrannt; doch was machte das, wenn er der Ihre wurde? Er würde ihr verzeihen. Sie schlang die Arme um seinen Hals und küßte ihn auf den Mund. Der Sieg war ihr gewiß! Sie fühlte es am Schlagen seines Herzens gegen das ihre, in dem Schließen seiner

Augen. „Ich möchte wissen, woran ich bin! Ich möchte wissen, woran ich bin!“ flüsterte sie, „versprich es mir!“ Jon antwortete nicht. Sein Gesicht hatte die Starrheit äußerster Qual. Schließlich sagte er: „Es ist wie ein Schlag für sie. Ich muß es mir ein wenig überlegen, Fleur. Ich muß es wirklich.“ Fleur schlüpfte aus seinen Armen. „Oh! Sehr gut!“ Und plötzlich brach sie vor Enttäuschung, Scham und Überanstrengung in Tränen aus. Worauf fünf Minuten akuten Elends folgten. Jons Zärtlichkeit und Reue waren grenzenlos, aber er versprach nichts. Trotz ihrer Absicht, zu schreien: ‚Gut, wenn du mich nicht genug liebst, — dann lebe wohl!‘, wagte sie es nicht. Von Geburt an gewohnt, immer ihren Willen durchzusetzen, verblüffte und beschämte sie dieser Widerstand des jungen Mannes, der so zärtlich und liebevoll war. Sie wollte ihn von sich stoßen, wollte versuchen, was Zorn und Kälte vermochten, und wieder wagte sie es nicht. Der Gedanke, daß sie plante, ihn blindlings zu Unwiderruflichem zu drängen, schwächte alles — schwächte die Aufrichtigkeit ihrer Empfindlichkeit und die Aufrichtigkeit ihrer Leidenschaft; sogar ihre Küsse hatten nicht den Reiz, den sie für sie wünschte. Die stürmische kleine Begegnung endete unentschieden. „Wünschen Sie etwas Tee, gnädiges Fräulein?“ Jon von sich stoßend, rief sie: „Nein — nein, danke! Ich will eben gehen.“ Und ehe er sie noch hindern konnte, war sie fort.

Sie ging langsam und rieb sich die glühenden gefleckten Wangen, war erschreckt, zornig und fühlte sich sehr elend. Sie hatte Jon so furchtbar aufgerüttelt, und doch war nichts Bestimmtes versprochen oder eingeleitet! Je ungewisser und fraglicher die Zukunft jedoch war, desto tiefer arbeiteten sich die Fühlfäden des ‚Willens, zu haben‘ in ihr Herz hinein — wie ein bohrender Holzbock!

Es war niemand zu Haus in der Green Street. Winifred war mit Imogen ausgegangen, um ein Stück zu sehen, von dem einige sagten, daß es allegorisch sei, andere ‚sehr aufregend, wissen Sie‘. Diese verschiedenen Meinungen hatten Winifred und Imogen gelockt. Fleur fuhr zur Paddington-Station. Die Luft der Ziegeleien von West Drayton und der späten Heuwiesen fächelte ihre noch im Wagen glühenden Wangen. Blumen zum Abpflücken hatte es wohl genug gegeben, jetzt aber waren sie alle stachlig und dornig. Doch die goldene Blume in der Krone von Dornen schien ihrem beharrlichen Geiste um so schöner und begehrenswerter.



## NEUNTES KAPITEL

### ÖL INS FEUER

Als Fleur zu Haus anlangte, fand sie eine so sonderbare Atmosphäre vor, daß sie sogar die erschütterte Aura ihres eigenen Privatlebens durchdrang. Ihre Mutter war unzugänglich in tiefes Sinnen versunken, ihr Vater in nachdenklicher Stimmung im Treibhaus. Keiner von ihnen hatte für jemand ein Wort übrig. „Ist es wohl meinetwegen?“ fragte Fleur sich. „Oder wegen Profond?“ Sie sagte zu ihrer Mutter: „Was fehlt Vater?“ Ihre Mutter antwortete mit einem Achselzucken. Zu ihrem Vater: „Was fehlt Mutter?“ Ihr Vater antwortete: „Fehlt? Was sollte ihr fehlen?“ und sah sie scharf an. „Übrigens“, sagte Fleur, „Monsieur Profond macht eine ‚kleine‘ Reise in die Südsee mit seiner Jacht.“

Soames untersuchte eine Ranke, an der keine Trauben wuchsen. „Der Wein ist nicht geraten“, sagte er; „der junge Mont ist hier gewesen. Er fragte mich etwas über dich.“ „Oh! Wie gefällt er dir, Vater?“ „Er — er ist ein Produkt — wie alle diese jungen Leute.“ „Was warst denn du in seinem Alter, mein Lieber?“ Soames lächelte mürrisch. „Wir arbeiteten und vergeudeten die Zeit nicht mit Fliegen und Motorfahren und Hofmachen.“ „Machtest du nie jemand den Hof?“ Sie vermied es, ihn anzusehen, während sie das sagte, aber sie sah ihn gut genug. Sein blasses Gesicht hatte sich gerötet, die Augenbrauen, wo das dunkle Haar sich noch mit dem grauen mischte, waren dicht zusammengezogen. „Ich hatte weder Zeit noch Neigung zu Liebeleien.“ „Dann hattest du wohl eine große Leidenschaft?“ Soames schaute sie forschend an. „Ja — wenn du es wissen willst — und viel Schönes hatte ich davon!“ Er entfernte sich und ging an den Heißwasserröhren entlang weiter. Fleur folgte ihm schweigend auf den Zehenspitzen. „Erzähle mir davon, Vater!“ Soames ward sehr still. — „Was brauchst du in deinem Alter von solchen Dingen zu wissen?“ „Lebt sie noch?“ Er nickte. „Und verheiratet?“ „Ja.“ „Es ist Jon Forsytes Mutter, nicht wahr? Und sie war erst deine Frau?“

Sie hatte es ganz intuitiv gesagt. Sicherlich war seine Opposition auf eine Angst zurückzuführen, daß sie von dieser alten Wunde seines Stolzes etwas erfahren könnte. Aber sie war erschrocken. Jemand, der so alt und so ruhig war, wanken zu sehen, als hätte ein Schlag ihn getroffen, einen so scharfen Schmerz in seiner Stimme zu

hören! „Wer sagte dir das? Wenn deine Tante — ich ertrage es nicht, von dieser Sache sprechen zu hören.“ „Aber Liebster“, sagte Fleur sanft, „es ist so lange her.“ „Lange oder nicht, ich —“ Fleur streichelte seinen Arm. „Ich habe versucht, es zu vergessen“, sagte er plötzlich; „ich möchte nicht daran erinnert werden.“ Und dann, als wollte er einer langen geheimen Erbitterung Luft machen, fügte er hinzu: „Heutzutage versteht das niemand. Eine große Leidenschaft, allerdings! Niemand weiß, was das ist.“ „Ich weiß es“, sagte Fleur beinahe flüsternd. Soames, der ihr den Rücken gekehrt hatte, drehte sich rasch um. „Was redest du da — ein Kind wie du!“ „Vielleicht habe ich es geerbt, Vater.“ „Was?“ „Für ihren Sohn, siehst du.“

Er war bleich wie ein Laken, und sie wußte, daß sie ebenso aussah. Sie starrten einander an in der dunstigen Hitze, die stark nach der pilzigen Erde, nach Geraniumtöpfen und dem Wein roch, der rasch reifte. „Das ist Wahnsinn“, sagte Soames schließlich zwischen den trockenen Lippen. „Sei nicht böse, Vater. Ich kann nichts dafür.“ Aber sie konnte sehen, daß er nicht böse war, nur erschrocken, tief erschrocken. „Ich dachte, diese Torheit“, stammelte er, „sei längst vergessen.“ „O nein! Durchaus nicht.“ Soames stieß mit dem Fuß an das Heißwasserrohr. Die hilflose kleine Bewegung rührte sie, sie hatte keine Furcht vor ihrem Vater — nicht die geringste. „Liebster!“ sagte sie, „was sein muß, muß sein, nicht wahr?“ „Muß!“ wiederholte Soames, „du weißt nicht, was du redest. Weiß der Junge es?“ „Noch nicht.“

Er hatte sich wieder von ihr abgewandt und starrte, die eine Schulter ein wenig nachgezogen, unverwandt auf ein Verbindungs-glied der Röhren. „Es ist mir höchst zuwider“, sagte er plötzlich, „nichts könnte es mehr sein. Ein Sohn dieses Menschen! Es ist — es ist — widersinnig!“ Es war ihr beinahe unbewußt aufgefallen, daß er nicht sagte ‚Sohn dieser Frau‘, und wieder kam ihre Intuition ihr zu Hilfe. Weilte der Geist dieser Leidenschaft noch in einem Winkel seines Herzens? Sie schob ihre Hand unter seinen Arm. „Jons Vater ist sehr krank und alt; ich habe ihn gesehen.“ „Du—?“ „Ja, ich ging mit Jon hin, ich sah alle beide.“ „Nun, und was sagten sie zu dir?“ „Nichts. Sie waren sehr höflich.“ „Das mußten sie.“ Er nahm seine Betrachtung des Wasserrohres wieder auf und sagte dann plötzlich: „Ich muß mir das überlegen — ich spreche darüber heute abend noch mit dir.“

Sie wußte, daß dies endgültig war für den Augenblick, und stahl sich fort, während er noch auf das Rohr starrend dastand. Sie ging

in den Obstgarten, in die Johannisbeer- und Stachelbeerbüsche, aber ohne das Verlangen, zu pflücken und zu essen. Vor zwei Monaten — war sie leichten Herzens gewesen! Sogar noch vor zwei Tagen — bevor Prosper Profond es ihr sagte. Jetzt fühlte sie sich in ein Spinnennetz verwickelt — ein Spinnennetz von Leidenschaft, feststehenden Rechten, Bedrängnis und Auflehnung, Banden von Liebe und Haß. In diesem dunkeln Augenblick der Entmutigung sah sie selbst mit ihrer zuversichtlichen Natur keinen Ausweg mehr. Was war zu tun — wie sollte sie die Dinge ihrem Willen gefügig machen und ihren Herzenswunsch erfüllt sehen? Und plötzlich, an der Ecke der hohen Buchsbaumhecke, stieß sie unerwartet auf ihre Mutter, die mit einem offenen Briefe in der Hand rasch dahinging. Ihr Busen wogte, ihre Augen waren weit geöffnet, die Wangen glühten. Augenblicklich dachte Fleur: „Die Jacht! Arme Mutter!“ Annette sah sie mit erschrecktem Blicke an und sagte: „J’ai la migraine.“ „Es tut mir furchtbar leid, Mutter.“ „O ja! Dir und deinem Vater — tut es leid!“ „Aber Mutter — es ist wirklich wahr. Ich weiß, wie das tut.“ Annetts erschreckte Augen weiteten sich, bis das Weiße oben sichtbar war. „Arme kleine Unschuld!“ sagte sie. Daß ihre Mutter — sonst so voll Selbstbeherrschung und vernünftig — so aussehen und so sprechen konnte! Es war alles schrecklich! Ihr Vater, ihre Mutter und sie selbst! Und noch vor zwei Monaten schienen sie alles zu besitzen, was sie wünschten in dieser Welt. Annette zerknitterte den Brief in ihrer Hand, und Fleur sagte sich, daß sie tun müsse, als sähe sie es nicht. „Kann ich etwas gegen dein Kopfweh tun, Mutter?“ Annette schüttelte den Kopf und ging, sich in den Hüften wiegend, weiter. „Es ist grausam“, dachte Fleur, „und ich freute mich! Dieser Mann! Wozu kamen Männer so hinterlistig als Friedensstörer! Ich glaube, er ist ihrer überdrüssig. Wie kommt er dazu, meiner Mutter überdrüssig zu sein? Wie kommt er dazu?“ Und sie lachte leise auf bei dem Gedanken, der so natürlich war und so sonderbar.

Sie hätte sich allerdings wohl freuen müssen, aber worüber eigentlich? Ihr Vater machte sich nicht viel daraus! Ihre Mutter, vielleicht! Sie ging in den Obstgarten zurück und setzte sich unter einen Kirschenbaum. Ein leiser Wind seufzte in den oberen Zweigen; der Himmel war, durch das Grün gesehen, sehr blau mit schweren weißen Wolken — den schweren weißen Wolken, die sich in einer Flußlandschaft beinah immer zeigen. Bienen, die vor dem Winde Schutz suchten, summten leise, und über das üppige Gras fiel der breite Schatten der Obstbäume, die ihr Vater vor fünfundzwanzig

Jahren gepflanzt hatte. Die Vögel waren kaum zu hören, die Kuckuckrufe verstummt, aber die Walddauben gurrten noch. Allein der Wind und das Summen und Wispern des Hochsommers war nicht lange ein Beruhigungsmittel für ihre erregten Nerven. Zusammengekauert begann sie Pläne zu schmieden. Sie mußte ihren Vater dazu bringen, ihr zu helfen. Weshalb sollte er etwas dagegen haben, solange sie glücklich war? Sie hatte nicht beinahe neunzehn Jahre gelebt, um nicht zu wissen, daß ihre Zukunft das einzige war, woran ihm etwas lag. Sie hatte ihn also nur zu überzeugen, daß ihre Zukunft ohne Jon nicht glücklich sein konnte. Er hielt es für eine wahnsinnige Idee. Wie töricht die Alten waren, zu glauben, daß sie die Gefühle der Jungen kannten! Hatte er nicht eingestanden, daß er — als er jung war — mit großer Leidenschaft geliebt hatte? Er mußte es doch verstehen! ‚Er häuft Geld für mich auf!‘, dachte sie, ‚aber was nützt es mir, wenn ich nicht glücklich sein darf?‘ Geld und alles, was man dafür kaufen konnte, machte nicht glücklich. Nur in der Liebe war Glück zu finden. Die oxsenäugigen Maßliebchen in diesem Garten, die ihm mitunter einen so mondhaften Anstrich gaben, wuchsen wild und froh, und ihre Stunde kam. ‚Sie hätten mich nicht Fleur nennen sollen‘, grübelte sie, ‚wenn sie mich nicht meine Stunde haben und glücklich sein lassen wollen, solange noch Zeit ist.‘ Eigentlich stand dem nichts im Wege, nicht Armut noch Krankheit — nur ein Gefühl, das Gespenst der unseligen Vergangenheit! Jon hatte recht. Sie wollten einen nicht leben lassen, diese alten Leute! Sie machten Fehler, begingen Verbrechen, und ihre Kinder sollten dafür büßen! Der Wind legte sich; die Mücken fingen an zu stechen. Sie stand auf, pflückte einige Geißblattblüten und ging hinein.

Es war heiß an diesem Abend. Sie und auch ihre Mutter hatten helle, dünne, ausgeschnittene Kleider angezogen. Die Blumen auf dem Tisch waren blaß. Fleur fiel es auf, wie blaß alles aussah; das Gesicht ihres Vaters, die Schultern ihrer Mutter, die hellgetäfelten Wände, der helle graue Teppich, die Lampenschirme, sogar die Suppe war blaß. Es war nicht ein farbiger Fleck im Zimmer, nicht einmal der Wein in den Gläsern, denn niemand trank ihn. Was nicht blaß war, war schwarz — der Anzug ihres Vaters, die Kleider des Dieners, ihr Jagdhund, der erschöpft im Fenster lag, die Vorhänge schwarz mit einem cremefarbenen Muster. Eine Motte kam herein, auch sie war blaß. Und im Schweigen verlief bei der Hitze das Halbtrauermahl.

Ihr Vater rief sie zurück, als sie im Begriff war, der Mutter



hinaus zu folgen. Sie setzte sich neben ihn an den Tisch, nahm die angesteckten blassen Geißblattblüten und hielt sie an die Nase. „Ich habe darüber nachgedacht“, sagte er. „Ja, mein Lieber?“ „Es ist mir außerordentlich schmerzlich, davon zu sprechen, aber es geht nicht anders. Ich weiß nicht, ob du verstehst, wieviel du mir bist — ich habe nie darüber gesprochen, ich hielt es nicht für notwendig, aber — aber du bist mir alles. Deine Mutter —“, er hielt inne und starrte auf seinen Fingerspülnapf aus venetianischem Glas. „Ja?“ „Ich habe nur dich. Ich hatte nie — wünschte nie etwas anderes, seit du geboren warst.“ „Ich weiß“, flüsterte Fleur. Soames netzte seine Lippen. „Du hältst dies wohl für eine Angelegenheit, die ich aus dem Wege räumen und für dich ordnen kann. Aber du irrst dich. Ich — ich bin hilflos.“ Fleur sprach nicht. „Ganz abgesehen von meinen eigenen Gefühlen“, fuhr Soames mit größerer Entschiedenheit fort, „jene beiden würden sich in nichts fügen, was auch immer ich vorschlagen würde. Sie — sie hassen mich, wie Leute immer jene hassen, die sie beleidigt haben.“ „Aber er — Jon — —“ „Er ist ihr Fleisch und Blut, ihr einziges Kind. Wahrscheinlich ist er ihr, was du mir bist. Es ist eine aussichtslose Sache.“ „Nein“, rief Fleur, „nein, Vater!“ Soames lehnte sich zurück, ein Bild blasser Geduld, wie entschlossen, sich durch nichts rühren zu lassen. „Höre!“ sagte er. „Du spielst die Gefühle von zwei Monaten — zwei Monaten! — gegen die Gefühle von fünfunddreißig Jahren aus! Welche Aussicht, glaubst du, kannst du haben? Zwei Monate — deine allererste Liebesangelegenheit, das Ergebnis von einem halben Dutzend Begegnungen, ein paar Spaziergängen, ein paar Unterhaltungen und einigen Küssen — gegen, gegen etwas, das du dir nicht vorstellen kannst, das niemand sich vorstellen kann, der es nicht selbst durchgemacht hat. Komm, sei vernünftig, Fleur! Es ist Mittsommerwahnsinn!“ Fleur zerpfückte die Geißblattblüten langsam in kleine Stücke: „Wahnsinn ist, die Vergangenheit alles verderben zu lassen. Was geht uns die Vergangenheit an? Es ist unser Leben, nicht das eure.“ Soames hob die Hand an die Stirn, wo sie plötzlich Feuchtigkeit schimmern sah. „Wessen Kind bist du?“ sagte er, „wessen Kind ist er? Die Gegenwart ist mit der Vergangenheit verkettet, die Zukunft mit beiden. Davon kommt keiner los.“ Sie hatte nie zuvor Philosophie aus diesem Munde gehört. Es machte Eindruck auf sie trotz ihrer Erregung, sie stützte die Ellenbogen auf den Tisch und das Kinn in ihre Hände. „Aber Vater, sieh es doch praktisch an. Wir begehren einander. Es ist soviel Geld da, und nichts im Wege als ein Gefühl. Laß uns die Vergangenheit begraben,

Vater.“ Seine Antwort war ein Seufzer. „Außerdem“, sagte Fleur sanft, „du kannst uns nicht hindern.“ „Ich glaube nicht“, antwortete Soames, „daß ich, wenn es von mir abhinge, versuchen würde, euch zu hindern; ich weiß, daß ich die Dinge gehen lassen muß, um mir deine Liebe zu erhalten. Aber nicht ich habe in dieser Sache zu entscheiden. Das möchte ich dich bitten, dir klarzumachen, bevor es zu spät ist. Wenn du fortfährst, zu glauben, daß du deinen Willen durchsetzen kannst, und dies Gefühl bestärkst, wird der Schlag viel schwerer, wenn du erkennst, daß du es nicht kannst.“ „Ach!“ rief Fleur, „hilf mir, Vater, du kannst mir helfen, das weißt du.“ Soames wehrte erschrocken ab. „Ich?“ sagte er bitter. „Helfen? Ich bin der Stein des Anstoßes — die wahre Ursache und der Stein des Anstoßes — so nennt man es doch? Und du hast mein Blut in deinen Adern.“ Er erhob sich. „Dein Plan ist unausführbar. Wenn du auf deinem Eigenwillen bestehst, schadest du dir selber. Komm! Sei nicht töricht, mein Kind — mein einziges Kind!“ Fleur legte die Stirn an seine Schulter. Es war alles in solchem Wirrwarr in ihr! Doch das durfte sie nicht zeigen! Durfte es nicht! Sie verließ ihn und ging verstört, aber nicht überzeugt in die Dämmerung hinaus. Alles war vage und unbestimmt in ihr, wie die Gestalten und Schatten im Garten, ausgenommen — ihr Wille, zu haben. Eine Pappel stach in den dunkelblauen Himmel und berührte dort einen weißen Stern. Der Tau benetzte ihre Schuhe und kühlte ihre bloßen Schultern. Sie ging ans Flußufer hinunter und starrte auf einen Mondstreifen auf dem dunkelnden Wasser. Plötzlich spürte sie Tabakrauch, und eine weiße Gestalt, wie vom Mond geschaffen, tauchte auf. Es war der junge Mont in einem Flanellanzug, der an seinem Boot stand. Sie hörte das leise Zischen seiner Zigarette, die im Wasser erlosch. „Fleur“, ertönte seine Stimme, „seien Sie nicht hart gegen einen armen Teufel! Ich warte seit Stunden.“ „Worauf?“ „Kommen Sie in mein Boot!“ „Das tue ich nicht.“ „Weshalb nicht.“ „Ich bin keine Wassernymphe.“ „Ist denn kein bißchen Romantik in Ihnen? Seien Sie nicht modern, Fleur.“ Er erschien auf dem Wege eine Elle von ihr. „Gehen Sie!“ „Fleur, ich liebe Sie. Fleur!“ Fleur lachte kurz auf. „Kommen Sie wieder“, sagte sie, „wenn mein Wunsch nicht in Erfüllung geht.“ „Was ist Ihr Wunsch?“ „Fragen Sie nicht.“ „Fleur“, sagte Mont, und seine Stimme klang sonderbar, „spotten Sie meiner nicht! Selbst für Experimente bestimmte Hunde sind einer anständigen Behandlung wert, bevor sie in Stücke geschnitten werden.“ Fleur schüttelte den Kopf, aber ihre Lippen zitterten. „Sie hätten

mich nicht so überrumpeln sollen. Geben Sie mir eine Zigarette.“ Mont gab ihr eine, zündete sie an, und dann eine für sich. „Ich möchte keinen Unsinn reden“, sagte er, „aber bitte, stellen Sie sich allen Unsinn vor, den alle Verliebten, die es je gab, gesprochen haben, und meinen eigenen mit dazu.“ „Danke, ich kann es mir vorstellen. Gute Nacht.“ Einen Augenblick standen sie sich im Schatten einer Akazie mit mondbeschienenen Blüten gegenüber, und der Rauch ihrer Zigaretten vermischte sich in der Luft zwischen ihnen.

Fleur wandte sich rasch und ging auf das Haus zu. Auf dem Rasenplatz blieb sie stehen und blickte zurück. Michael Mont fuchtelte mit den Armen, sie konnte sehen, wie er damit gegen seinen Kopf stieß und dann zu den mondbeschienenen Akazienblüten hinaufwinkte. Seine Stimme erreichte sie noch. „Schön — schön!“ Fleur schüttelte sich. Sie konnte ihm nicht helfen, sie hatte selbst zuviel Kummer; auf der Veranda blieb sie plötzlich wieder stehen. Ihre Mutter saß im Wohnzimmer an ihrem Schreibtisch, ganz allein. Es war nichts Bemerkenswerthes in dem Ausdruck ihres Gesichtes, außer dessen gänzlicher Unbeweglichkeit. Aber sie sah trostlos aus! Fleur ging nach oben. An der Tür ihres Zimmers zögerte sie. Sie konnte ihren Vater in der Bildergalerie auf und nieder gehen hören, auf und nieder. „Ja“, dachte sie, „schön! Ach! Jon!“

## ZEHNTES KAPITEL

### ENTSCHEIDUNG

Als Fleur ihn verlassen hatte, starrte Jon die Österreicherin an. Es war eine hagere Frau mit einem dunkeln Gesicht und dem besorgten Ausdruck eines Menschen, der das eine bißchen Gute nach dem andern aus dem Leben hatte schwinden sehen. „Keinen Tee?“ fragte sie. Die Enttäuschung in ihrer Stimme merkend, murmelte Jon: „Nein, wirklich; danke.“ „Ein kleines Täßchen — er ist fertig. Ein kleines Täßchen und eine Zigarette.“ Fleur war fort! Stunden der Gewissensbisse und der Unentschiedenheit lagen vor ihm! Und mit einem schweren Gefühl von Unbeholfenheit lächelte er und sagte: „Danke — besten Dank.“ Sie brachte eine kleine Teekanne mit zwei Tassen und einer kleinen Zigarettdose auf einem kleinen Tablett. „Zucker? Miß Forsyte hat viel Zucker — sie kauft meinen Zucker und auch den meiner Freunde. Miß Forsyte ist eine sehr gute Dame. Ich

bin glücklich, bei ihr zu dienen. Sind Sie ihr Bruder?“ „Ja“, sagte Jon und begann die zweite Zigarette seines Lebens zu rauchen. „Ein sehr junger Bruder“, sagte die Österreicherin mit einem leisen, ängstlichen Lächeln, das ihn an das Wedeln eines Hundeschwanzes erinnerte. „Darf ich Ihnen etwas einschenken?“ sagte er; „und wollen Sie sich nicht setzen, bitte?“ Die Österreicherin schüttelte den Kopf: „Ihr Vater ist ein sehr netter alter Herr — der netteste alte Herr, den ich je gesehen. Miß Forsyte erzählt mir alles von ihm. Geht es ihm besser?“ Ihre Worte trafen Jon wie ein Vorwurf. „O ja! Ich glaube, es geht ihm ganz gut.“ „Ich würde ihn gern wiedersehen“, sagte die Österreicherin, indem sie eine Hand aufs Herz legte, „er hat ein sehr gutes Herz.“ „Ja“, sagte Jon. Und wieder empfand er ihre Worte wie einen Vorwurf. „Er fällt nie jemand lästig und lächelt so sanft.“ „Ja, nicht wahr?“ „Er schaut Miß Forsyte mitunter komisch an. Ich habe ihm meine ganze Geschichte erzählt, er ist so sympathisch. Und Ihre Mutter — ist sie hübsch und wohl?“ „Ja, sehr wohl.“ „Er hatte ihre Photographie auf seinem Toilettentisch. Sehr schön.“ Jon schluckte seinen Tee hinunter. Diese Frau mit ihrem besorgten Gesicht und ihren mahnenden Worten erfüllte ihn mit Grauen. „Danke“, sagte er, „ich muß nun gehen. Darf ich — darf ich Ihnen dies geben?“

Zögernd legte er einen Zehnschillingschein auf das Teebrett und ging zur Tür. Er hörte die Österreicherin nach Luft schnappen und eilte hinaus. Er hatte gerade noch Zeit, seinen Zug zu erreichen, und blickte auf dem ganzen Wege hoffnungslos hoffend in jedes Gesicht, das vorüberkam, wie Verliebte zu tun pflegen. In Worthing angelangt, brachte er sein Gepäck in den Lokalizug und ging zu Fuß über die Hügel nach Wansdon, um der schmerzenden Unentschiedenheit Herr zu werden. Solange er unentwegt vorwärts ging, konnte er die Schönheit der grünen Matten genießen, rastete hier und dort, um sich im Grase auszustrecken, die Vollkommenheit einer wilden Rose zu bewundern und dem Gesang einer Lerche zuzuhören. Aber der Kampf in ihm war nur aufgeschoben — der Kampf zwischen der Sehnsucht nach Fleur und dem Abscheu vor Betrug. Er erreichte die alte Kreidegrube bei Wansdon, ohne einen Entschluß gefaßt zu haben. Mutig beide Seiten einer Frage zu betrachten, war Jons Stärke und Schwäche zugleich. Er kam an, als die Tischglocke zum erstenmal läutete. Seine Sachen waren schon nach oben gebracht. Er nahm eilig ein Bad und fand Holly allein, als er herunterkam — Val war zur Stadt gefahren und wollte erst mit dem letzten Zug zurückkommen.



Seit Val ihm geraten, seine Schwester zu fragen, was zwischen ihren beiden Familien vorgefallen war, hatte sich so viel ereignet — Fleurs Enthüllung im Greenpark, ihr Besuch in Robin Hill, die Begegnung heute —, daß nichts mehr zu fragen übriggeblieben war. Er sprach von Spanien, seinem Sonnenstich, von Vals Pferden, der Gesundheit ihres Vaters. Holly erschreckte ihn, als sie sagte, daß sie ihren Vater durchaus nicht wohl fände. Sie wäre am Ende der Woche zweimal in Robin Hill gewesen. Er sei ihr furchtbar matt vorgekommen, schiene zuweilen sogar Schmerzen zu haben, hätte sich aber immer geweigert, über sich zu sprechen. „Er ist unsagbar lieb und selbstlos — findest du nicht auch, Jon?“ In dem Gefühl, selbst durchaus nicht lieb und selbstlos zu sein, antwortete Jon: „Sehr!“ „Ich finde, er ist einfach ein vollkommener Vater gewesen, solange ich denken kann.“ „Ja“, erwiderte Jon sehr kleinlaut. „Er hat sich nie in etwas hineingemischt und schien immer zu verstehen. Ich werde ihm nie vergessen, daß er mich im Burenkrieg nach Südafrika hat gehen lassen, als ich in Val verliebt war.“ „Das war, bevor er die Mutter heiratete, nicht wahr?“ sagte Jon plötzlich. „Ja, weshalb?“ „Oh! Nichts. Nur, war sie nicht erst mit Fleurs Vater verlobt?“ Holly legte den Löffel hin und schaute ihn an. Ihr Blick war forschend. Was wußte der Junge? Genug, um ihm lieber alles zu sagen? Sie konnte sich nicht entschließen. Er sah abgespannt und müde aus, aber das konnte auch der Sonnenstich sein. „Es war etwas zwischen ihnen“, sagte sie, „wir natürlich waren damals da draußen und bekamen gar keine Nachrichten.“ Sie konnte es nicht riskieren. Es war nicht ihr Geheimnis. Überdies war sie im ungewissen über seine Gefühle. Vor Spanien hatte sie sicher gewußt, daß er verliebt war; aber Knaben sind eben Knaben; das war sieben Wochen her, und Spanien lag dazwischen.

Sie sah, daß er merkte, wie sie ihn hinhielt, und fügte hinzu: „Hast du von Fleur etwas gehört?“ „Ja.“ Sein Gesicht sagte ihr mehr als die ausführlichste Erklärung. Er hatte also nicht vergessen! Sie sagte sehr ruhig: „Fleur ist ungeheuer anziehend, Jon, aber du weißt — Val und ich mögen sie nicht sehr.“ „Weshalb?“ „Wir finden, daß ‚Haben‘ eine große Rolle bei ihr spielt.“ „Haben? Ich weiß nicht, was du meinst. Sie — sie —“ Er schob seinen Teller mit dem Nachtschiff fort, stand auf und ging ans Fenster. Holly erhob sich ebenfalls und legte den Arm um seine Taille. „Sei nicht böse, lieber Jon. Wir können nicht alle Menschen in demselben Licht sehen, nicht wahr? Weißt du, ich glaube, jeder von uns hat nur einen oder zwei Men-

schen, die das Beste in uns sehen und es herauslocken können. Für dich ist es, glaube ich, deine Mutter. Ich sah sie einst einen Brief von dir lesen, es war wundervoll, ihr Gesicht dabei zu beobachten. Ich glaube, sie ist die schönste Frau, die ich je gesehen — die Zeit scheint spurlos an ihr vorüberzugehen.“ Jons Gesicht wurde sanft, bekam dann aber wieder den gespannten Ausdruck. Alle — alle waren gegen ihn und Fleur! Es bestärkte die Forderung in ihren Worten: „Sichere mich dir — heirate mich, Jon!“

Hier, wo er die wunderbare Woche mit ihr verlebt hatte, steigerten sich das Entzücken über ihre Anmut, der Schmerz in seinem Herzen mit jeder Minute, wo sie nicht da war, dem Zimmer, dem Garten, sogar der Luft ihren Zauber zu geben. Würde er je imstande sein, hier zu leben und sie nicht zu sehen? Er wußte keinen Rat und ging früh zu Bett. Es würde ihn nicht heilen oder klüger machen, aber er würde allein mit der Erinnerung an Fleur in ihrem Phantasiekostüm sein. Er hörte Vals Ankunft, hörte die Insassen aussteigen, dann kehrte die Stille der Sommernacht wieder — nur ein Blöken der Schafe in der Ferne und das heisere Krächzen eines Nachtraben. Er lehnte sich weit hinaus. Kalter Mond — warme Luft — die Hügel wie Silber! Kleine Flügel, ein gurgelnder Strom, die Kletterrosen! Herrgott — wie leer alles das ohne sie! In der Bibel stand geschrieben: Du sollst Vater und Mutter verlassen und — Fleur anhängen! Er mußte Mut fassen und es ihnen sagen! Sie konnten ihn nicht davon abhalten, sie zu heiraten — sie würden es gar nicht wollen, wenn sie wußten, wie er fühlte. Ja! Er wollte zu ihnen gehen! Mutig und offen — Fleur hatte unrecht! Der Nachtrabe verstummte, die Schafe waren still; der einzige Laut in der Dunkelheit war das Gurgeln des Stromes. Und Jon schlief in seinem Bett, befreit von dem schlimmsten Übel im Leben — der Unentschiedenheit.

## ELFTES KAPITEL

### TIMOTHY PROPHEZEIT

Am Tage des verabredeten Rendezvous in der Nationalgalerie begann der zweite Jahrestag der Auferstehung von Englands Stolz und Ruhm — oder kurz: des Zylinderhutes. Auf „Lords“ Kricketplatz — dessen Feste der Krieg aus dem Felde geschlagen hatte — wurden einer glorreichen Vergangenheit zu Ehren alle hell- und

dunkelblauen Flaggen zum zweiten Male gehißt. Hier sah man in der Frühstückspause alle Arten von weiblichen und eine Art von männlichen Hüten, die die zahlreichen Typen von Gesichtern der 'oberen Klassen' beschützten. Der beobachtende Forsyte konnte auf den freien oder minderwertigen Plätzen eine gewisse Anzahl von weichen Hüten erkennen, aber sie wagten sich kaum auf den Rasen; die alte Schule — oder Schulen — konnte sich noch freuen, daß das Proletariat die notwendigen zwei Schilling bis jetzt nicht bezahlte. Hier war noch ein begrenztes Gebiet, das einzige in großem Maßstabe, das geblieben war — die Zeitungen schätzten die Anwesenden auf zehntausend. Und diese zehntausend, alle durch eine Hoffnung belebt, stellten nur eine Frage aneinander: 'Wo frühstücken Sie?' Es war wunderbar erhebend und beruhigend, diese Frage zu hören und sie so viele aussprechen zu sehen, die waren wie man selbst! Welch ein Überfluß an Vorräten in dem Britischen Reich — genug Tauben, Hummern, Lämmer, Lachs, Mayonnaisen, Erdbeeren und Champagner, die Menge zu füttern! Kein Mirakel in Aussicht — keine sieben Brote und ein paar Fische — Glaube ruhte auf sicherem Grunde. Sechstausend Zylinderhüte, viertausend Sonnenschirme würden abgelegt und zusammengerollt werden, zehntausend Mäuler, die alle dasselbe Englisch sprachen, würden gefüllt werden. Es war doch noch Leben in dem alten Hund! Tradition! Und abermals Tradition! Wie stark und wie elastisch! Kriege mochten rasen, Steuern plündern, Zölle eingeführt werden und Europa Hungers sterben, aber die zehntausend werden gefüttert, konnten innerhalb ihrer Umzäunung auf grünem Rasen umherstreifen, ihre Zylinderhüte tragen und mit — sich selbst zusammenkommen. Das Herz war gesund, der Puls noch regelmäßig. E-ton! E-ton! Har-r-o-o-o-w!

Unter den vielen Forsytes auf dem Jagdgrund, der infolge persönlich verbriefter Rechte und Vollmachten der ihre war, befand sich auch Soames mit Frau und Tochter. Er hatte keine der Schulen besucht, interessierte sich auch nicht für Krieket, aber er wollte, daß Fleur ihre Kleider zeigte, und er wollte seinen Zylinder tragen — ihn wieder in Ruhe und Frieden unter seinesgleichen tragen. Er ging gelassen mit Fleur zwischen sich und Annette umher. Keine Frau war ihnen gleich, soviel er sehen konnte. Sie verstanden zu gehen und sich zu bewegen; es war etwas Solides in ihrem guten Aussehen; die moderne Frau war nicht gut gebaut, hatte keinen Busen, gar nichts! Er erinnerte sich plötzlich, mit welchem berauschemd Stolz er in den ersten Jahren seiner ersten Ehe mit Irene hier umhergegangen

gen war. Und wie sie in der Kutsche, die seine Mutter den Vater zu halten gezwungen, weil es so ‚schick‘ war, zu lunchen pflegten — alle hatten Kutschen oder Equipagen damals, es gab nicht diese hölzernen großen Tribünen! Und wie Montague Dartie beständig zuviel getrunken hatte! Er glaubte, daß die Leute immer noch zuviel tranken, aber es war keine Zwanglosigkeit dabei wie ehemals. Er dachte an George Forsythe — dessen Brüder Roger und Eustace in Harrow und Eton gewesen waren —, wie er oben auf den Wagen geklettert war und mit einer Hand eine hellblaue, mit der andern eine dunkelblaue Flagge geschwungen und als der Spaßvogel, der er immer war, gerufen hatte: ‚Etroow — Harrton!‘ Wenn gerade alles still war. Hm! Alte Zeiten, und Irene in grauer Seide, mit blassestem Grün durchschossen. Er sah von der Seite in Fleurs Gesicht. Ziemlich farblos — kein Feuer, kein Eifer! Diese Liebesangelegenheit zehrte an ihr — eine böse Geschichte! Er sah über sie hinweg auf das Gesicht seiner Frau, das etwas mehr geschminkt war als gewöhnlich, ein wenig verächtlich — aber eigentlich hatte sie keinen Grund zu Verachtung, soviel er sehen konnte. Sie nahm Profonds Abtrünnigkeit mit sonderbarer Ruhe auf, oder war seine ‚kleine‘ Reise nur ein Vorwand? Wenn es so war, wollte er es nicht sehen! Nachdem sie um den Rasen und an dem Pavillon vorbeigegangen waren, suchten sie Winifreds Tisch im Zelt des Beduinenklubs auf. Dieser Klub — ein neuer, ‚Hahn und Henne‘ — war zur Förderung des Reisens von einem Herrn mit einem alten schottischen Namen gegründet worden, dessen Vater sich seltsamerweise Levi genannt hatte. Winifred war eingetreten, nicht weil sie gereist war, sondern weil ihr Instinkt ihr gesagt, daß ein Klub mit solch einem Namen und einem solchen Gründer eine große Zukunft haben müsse und man, wenn man nicht gleich eintrat, vielleicht nie dazu kam. Sein Zelt mit einer Inschrift aus dem Koran auf orangefarbenem Grunde und einem gestickten kleinen grünen Kamel über dem Eingang war das Auffallendste auf dem ganzen Platz. Davor fanden sie Jack Cardigan mit einer dunkelblauen Krawatte (früher hatte er für Harrow gespielt), der mit einem Malakkarohrstock zeigte, wie der Mann den Ball hätte schlagen müssen. Er lotste sie hinein. In Winifreds Ecke waren Imogen, Benedikt mit seiner jungen Frau, Val Dartie ohne Holly, Maud und ihr Mann versammelt, und nachdem Soames und seine beiden Damen sich gesetzt hatten, blieb noch ein Platz leer.

„Ich erwarte Prosper“, sagte Winifred, „aber er ist von seiner Jacht so in Anspruch genommen.“ Soames blickte sich verstohlen um.



Keine Bewegung im Gesicht seiner Frau! Ob der Bursche kam oder nicht, sie wußte offenbar alles darüber. Es entging ihm nicht, daß Fleur ebenfalls ihre Mutter anblickte. Wenn Annette seine Gefühle nicht respektierte, konnte sie doch wenigstens an die Fleurs denken! Die Unterhaltung, die sehr flüchtig war, wurde von Jack Cardigan unterbrochen, der über Meisterschaften im Kricketspiel sprach. Er zitierte alle Meisterspieler seit Anno dazumal, als wären sie ausschlaggebend bei der Zusammensetzung des britischen Volkes gewesen. Soames war fertig mit seinem Hummer und begann eben mit der Taubenpastete, als er die Worte hörte: „Ich kommen ein klein wenig zu spät, Mrs.Dartie“ und sah, daß kein leerer Platz mehr da war. Gerade dieser Bursche mußte zwischen Imogen und Annette sitzen. Soames aß ruhig weiter und sprach gelegentlich ein Wort mit Maud und Winifred. Um ihn her summt die Unterhaltung. Er hörte die Stimme Profonds sagen: „Ich glauben, Sie irren sich, Mrs.Forsyte; ich — ich wetten, daß Miß Forsyte mit mir übereinstimmt.“ „Worin?“ kam Fleurs klare Stimme über den Tisch. „Ich sagen, junge Mädchen sind ebenso, wie sie immer waren — da ist nur wenig Unterschied.“ „Wissen Sie so viel von ihnen?“ Diese scharfe Antwort hörten alle, und Soames rückte unruhig auf seinem dünnen grünen Stuhl hin und her. „Nun, ich weiß nicht, ich glauben, sie haben ihren eigenen kleinen Willen, und ich denken, den hatten sie immer.“ „Wirklich!“ „Oh! Aber Prosper“, unterbrach Winifred gemächlich, „denken Sie nur an die Mädchen von der Straße — die Mädchen, die in den Munitionsfabriken arbeiten, die kleinen Ladenmädchen. Ihre Manieren sind wirklich doch zu auffallend.“ Monsieur Profond sagte in der Pause, die eintrat: „Früher war es innen, jetzt ist es außen, das ist alles.“ „Aber ihre Moral!“ rief Imogen. „Sie haben ebensoviel Moral, wie sie immer gehabt, Mrs.Cardigan, aber sie haben mehr Gelegenheit.“ Diesen zynischen Ausspruch beantwortete Imogen mit einem kleinen Lachen, Jack Cardigan mit offenem Munde und Soames mit einem Knarren seines Stuhles. Winifred sagte: „Das ist zu arg, Prosper.“ „Was sagen Sie, Mrs.Forsyte, finden Sie nicht, daß die menschliche Natur stets dieselbe bleibt?“ Soames unterdrückte ein plötzliches Verlangen, aufzustehen und den Burschen zu schlagen. Er hörte seine Frau erwidern: „Die menschliche Natur ist in England nicht dieselbe wie anderswo.“ Das war wieder ihre verwünschte Spottsucht! „Ja, ich wissen nicht viel über dies kleine Land“ — „Nein, Gott sei Dank!“ dachte Soames —, „aber ich möchten sagen, es wird überall mit Wasser gekocht. Wir alle brau-

chen Vergnügen, und das haben wir immer getan.“ Der Teufel hole den Burschen! Sein Zynismus war widerwärtig!

Als der Lunch vorüber war, brachen sie in Paaren zu dem Verdauungsspaziergang auf. Wenn er auch zu stolz war, Notiz davon zu nehmen, wußte Soames doch genau, daß Annette und dieser Kerl zusammen umherstreiften. Fleur ging mit Val, sie hatte ihn zweifellos gewählt, weil er Jon kannte. Er selbst mit Winifred. Sie gingen ein wenig erhitzt und übersättigt einige Minuten in dem breiten Strom im Kreis herum, bis Winifred seufzte: „Ich wünschte, wir wären vierzig Jahre jünger, alter Junge.“ Im Geiste sah sie einen endlosen Zug ihrer eigenen „Lords“-Kleider vorüberziehen, die vom Gelde ihres Vaters bezahlt waren, um eine wiederkehrende Krisis zu vermeiden. „Es war doch schließlich sehr amüsant. Zuweilen wünsche ich mir sogar Monty zurück. Wie findest du die Leute heutzutage, Soames?“ „Bitter wenig Stil. Die Sache begann, sich mit den Zweirädern und Automobilen aufzulösen, der Krieg hat ihr den Rest gegeben.“ „Ich möchte wissen, was nun kommt!“ sagte Winifred mit einer Stimme, die noch von Taubenpastete träumte; „wer weiß, ob wir nicht wieder Krinolinen und weite Beinkleider bekommen. Schau mal dieses Kleid an!“ Soames schüttelte den Kopf: „Es ist Geld da, aber kein Glaube an die Dinge. Wir legen nichts für die Zukunft zurück. Dies junge Volk — für sie ist alles Leben kurz und fröhlich obendrein.“ „Sieh den Hut dort!“ sagte Winifred; „ich weiß nicht — wenn man an die Menschen denkt, die getötet sind, und alles das im Kriege, ist es eigentlich wundervoll, finde ich. Es gibt kein anderes Land — Prosper sagt, die andern seien alle bankrott, außer Amerika; und natürlich nahmen die Männer dort den Stil ihrer Kleidung immer von uns.“ „Geht der Mann wirklich nach der Südsee?“ sagte Soames. „Ach! Man weiß nie, wohin Prosper geht!“ „Er ist ein Zeichen der Zeit“, murmelte Soames, „wenn du willst.“ Winifred griff nach seinem Arm. „Dreh dich nicht um“, sagte sie mit leiser Stimme, „aber sieh nach rechts in die erste Reihe der Tribüne dort.“

Soames blickte hin, so gut er es bei dieser Begrenzung vermochte. Ein Mann in einem grauen Zylinder, graubärtig, mit dünnen, faltigen Wangen und einer gewissen Eleganz in seiner Haltung, saß dort mit einer Dame in écrufarbenem Kleide, deren dunkle Augen auf ihn gerichtet waren. Soames sah rasch auf seine Füße. Wie sonderbar Füße sich bewegten, einer nach dem andern. Winifreds Stimme sagte ihm ins Ohr: „Jolyon sieht sehr leidend aus, aber er hatte immer

Stil. Sie verändert sich nicht — nur ihr Haar.“ „Weshalb sagtest du Fleur von der Sache?“ „Ich habe nichts gesagt, sie hat es irgendwo gehört. Ich wußte, daß es so kommen würde.“ „Es ist eine dumme Geschichte. Sie hat es sich in den Kopf gesetzt, den Jungen zu heiraten.“ „Das durchtriebene kleine Ding!“ murmelte Winifred, „sie versucht mich da hineinzuziehen. Was wirst du tun, Soames?“ „Mich durch die Ereignisse leiten lassen.“ Sie gingen schweigend weiter durch die dichte Menge. „Wirklich“, sagte Winifred plötzlich, „es scheint beinah wie Schicksal. Und das ist so altmodisch. Sieh! George und Eustace!“ George Forsytes mächtiger Körper war vor ihnen stehengeblieben. „Hallo, Soames!“ sagte er. „Traf eben Prosper Profond und deine Frau. Du kannst sie einholen, wenn du dich beeilst. Hast du den alten Timothy wieder einmal besucht?“ Soames nickte, und der Strom trennte sie. „Ich hatte den alten George immer gern“, sagte Winifred, „er ist so drollig.“ „Ich mochte ihn nie“, erwiderte Soames; „wo ist dein Platz? Ich werde auf den meinen gehen. Fleur ist vielleicht schon dort.“

Nachdem er Winifred an ihren Platz gebracht hatte, suchte er den seinen auf und sah in der Ferne kleine weiße Gestalten, die Gruppe der Kricketspieler. Keine Fleur und keine Annette! Man konnte heutzutage von Frauen nichts erwarten! Sie hatten das Stimmrecht. Sie waren ‚emanzipiert‘, und das bot ihnen großen Vorteil! Also Winifred wollte zurück, wirklich, und es noch einmal mit Dartie aufnehmen? Die Vergangenheit noch einmal zurückrufen zu können — hier sitzen zu können, wie er im Jahre 1883 und 1884 hier gesessen, bevor er die Gewißheit gehabt, daß seine Ehe mit Irene Schiffbruch gelitten, bevor ihr Widerstand so offenbar war, daß er ihn beim besten Willen nicht hatte übersehen können. Der Anblick an der Seite dieses Mannes hatte alle Erinnerungen wieder wachgerufen. Selbst jetzt noch konnte er nicht begreifen, weshalb sie so widerspenstig gewesen. Sie konnte andere Männer lieben, sie hatte es in sich! Ihm selbst aber, dem einzigen Menschen, den sie hätte lieben sollen, verweigerte sie ihr Herz. Es schien ihm phantastisch, als er zurückdachte, daß all diese moderne Lockerung der Ehe — wenn ihre Formen und Gesetze auch dieselben waren wie zu der Zeit, als er Irene heiratete —, daß all diese moderne Lockerheit aus ihrer Auflehnung entstanden war; es schien ihm in der Phantasie, daß sie all dies herbeigeführt hatte, bis jedes ehrbare Besitzrecht geschwunden war oder im Begriff war zu schwinden. Alles war durch sie gekommen! Und jetzt — ein schöner Zustand! Ein Heim! Wie konnte man

es haben ohne gegenseitiges Besitzrecht? Er freilich hatte eigentlich nie ein richtiges Heim gehabt! Aber war das seine Schuld? Er hatte sein Bestes getan. Und sein Lohn waren — jene beiden, die dort saßen, und diese Geschichte mit Fleur!

Ein Gefühl der Vereinsamung überkam ihn, und er dachte: ‚Ich werde nicht länger warten! Sie müssen ihren Weg zum Hotel zurück allein finden — wenn sie kommen wollen!‘ Er rief draußen, außerhalb des Cricketplatzes, eine Droschke heran und sagte: „Fahren Sie mich nach der Bayswater Road.“ Seine alten Tanten hatten ihn nie im Stich gelassen. Ihnen war er immer ein willkommener Besucher gewesen. Waren sie auch gegangen, so war Timothy doch noch dort!

Smither stand in der offenen Haustür. „Mr. Soames! Ich wollte gerade ein wenig Luft schöpfen. Die Köchin wird sich so freuen.“ „Wie geht es Mr. Timothy?“ „Er ist nicht er selbst all diese letzten Tage, Sir; er spricht ziemlich viel. Erst heute morgen sagte er: ‚Mein Bruder James wird alt.‘ Seine Sinne wandern, Mr. Soames, und dann will er von allen sprechen. Er macht sich Sorgen über ihre Vermögensanlagen. Neulich sagte er: ‚Mein Bruder Jolyon will nichts von Konsols hören‘ — er schien ganz traurig darüber zu sein. Kommen Sie herein, Mr. Soames, kommen Sie herein! Es ist solch angenehme Abwechslung!“ „Gut“, sagte Soames, „für ein paar Minuten.“ „Nein“, flüsterte Smither in der Halle, wo die Luft die eigentümliche Frische des Wetters draußen hatte, „wir sind die ganze Woche nicht sehr zufrieden mit ihm gewesen. Sonst hat er den leckersten Bissen immer für zuletzt gelassen, aber seit Montag ißt er ihn zuerst. Wenn Sie einen Hund bei seinem Essen beobachten, werden Sie immer merken, Mr. Soames, daß er das Fleisch zuerst frißt. Wir haben es stets als ein so gutes Zeichen betrachtet, daß Mr. Timothy ihn in seinem Alter immer bis zuletzt gelassen hatte, jetzt aber scheint er alle Selbstkontrolle verloren zu haben, und er läßt das übrige natürlich stehen. Der Arzt findet nichts dabei, aber —“ Smither schüttelte den Kopf — „er scheint zu denken, daß er ihn zuerst essen müsse, falls er nicht mehr dazu kommen sollte. Das und sein Reden beängstigt uns.“ „Hat er irgend etwas Wichtiges gesagt?“ „Das möchte ich nicht sagen, Mr. Soames, aber er hat etwas gegen sein Testament. Er wird ganz eigensinnig — und nachdem er es sich jahrelang jeden Morgen hat vorlegen lassen, scheint es sonderbar. Er sagte neulich: ‚Sie wollen mein Geld.‘ Es traf mich wie ein Schlag, weil doch sicherlich, wie ich ihm auch sagte, niemand sein Geld wollte. Und es ist auch ein Jammer, daß er in seinem Alter jetzt



überhaupt an Geld denkt. Ich faßte mir ein Herz. ‚Sie wissen, Mr. Timothy‘, sagte ich, ‚mein liebes gnädiges Fräulein‘ — das ist Miß Forsyte, Mr. Soames, Miß Ann, die mich angelernt hat — ‚dachte nie an Geld‘, sagte ich, ‚sie gab nur etwas auf Charakter.‘ Er sah mich an, ich kann gar nicht sagen wie merkwürdig, und sagte ganz trocken: ‚Niemand will meinen Charakter.‘ Denken Sie nur, so etwas zu sagen! Manchmal aber sagte er auch etwas ganz Scharfes und Vernünftiges.“ Soames, der starr auf einen alten Druck neben dem Hutständer geblickt hatte, dachte: ‚Der hat jetzt großen Wert!‘ und murmelte: „Ich will hinaufgehen und ihn sehen, Smither.“ „Die Köchin ist bei ihm“, erwiderte Smither über ihrem Schnürleib, „sie wird sich freuen, Sie zu sehen.“ Mit dem Gedanken: ‚Ich möchte solch ein Alter nicht erreichen‘ stieg er langsam hinauf.

Auf dem zweiten Treppenabsatz zögerte er und klopfte leise. Die Tür wurde geöffnet, und er sah das runde gemütliche Gesicht einer etwa sechzigjährigen Frau. „Mr. Soames!“ sagte sie. „Ach! Mr. Soames!“ Soames nickte: „Gut, gut!“ und trat ein. Timothy saß aufrecht im Bett, die Hände vor der Brust gefaltet und die Augen auf die Zimmerdecke geheftet, wo eine Fliege hing. Soames stand am Fußende des Bettes ihm gegenüber. „Onkel Timothy!“ sagte er mit lauter Stimme, „Onkel Timothy!“ Timothys Augen verließen die Fliege und richteten sich auf den Besucher. Soames konnte seine blasse Zunge über die dunkeln Lippen streichen sehen. „Onkel Timothy“, sagte er noch einmal, „kann ich irgend etwas für dich tun? Möchtest du mir irgend etwas sagen?“ „He!“ sagte Timothy. „Ich bin gekommen, nach dir zu sehen und zu fragen, ob alles in Ordnung ist.“ Timothy nickte. Er schien den Versuch zu machen, sich an die Erscheinung vor ihm zu gewöhnen. „Hast du alles, was du brauchst?“ „Nein“, sagte Timothy. „Kann ich dir irgend etwas besorgen?“ „Nein“, sagte Timothy. „Ich bin Soames, weißt du, dein Neffe, Soames Forsyte. Der Sohn deines Bruders James.“ Timothy nickte. „Es würde mich sehr freuen, irgend etwas für dich tun zu können.“ Timothy winkte. Soames ging dicht zu ihm hin. „Du“, sagte Timothy mit einer Stimme, die ohne jeden Ton zu sein schien, „du mußt ihnen allen von mir sagen — sage ihnen allen —“, und sein Finger tippte auf Soames’ Arm, „daß sie es abwarten sollen — abwarten — Konsols steigen“, und er nickte dreimal. „Gut!“ sagte Soames, „das will ich.“ „Ja“, sagte Timothy, und seine Augen auf die Decke heftend, fügte er hinzu: „Diese Fliege!“ Seltsam bewegt blickte Soames auf das angenehme, rundliche Gesicht der Köchin,

das durch das Herdfeuer voll kleiner Fältchen war. „Das wird ihm unendlich gut tun“, sagte sie. Man hörte Timothy murmeln, aber er sprach offenbar mit sich selbst, und Soames ging mit der Köchin hinaus. „Ich wünschte, ich könnte Ihnen einen rosa Creme machen, Mr. Soames, wie in alten Tagen, Sie mochten ihn so gern. Leben Sie wohl, es war eine solche Freude, Sie zu sehen.“ „Geben Sie acht auf ihn, er ist alt.“ Er drückte ihr die schrumpelige Hand und ging hinunter. Smither schöpfte noch Luft in der Haustür. „Wie finden Sie ihn, Mr. Soames?“ „Hm!“ murmelte Soames, „er hat jede Fühlung verloren.“ „Ja“, sagte Smither, „ich fürchtete, daß Sie das denken würden, wo Sie eben frisch aus der Welt draußen kommen.“ „Smither“, sagte Soames, „wir stehen alle in Ihrer Schuld.“ „Oh! nein, Mr. Soames, sagen Sie das nicht! Es ist ein Vergnügen — er ist ein so wundervoller Mann.“ „Nun, leben Sie wohl!“ sagte Soames und stieg in seinen Taxameter, und die Worte ‚Abwarten — Konsols steigen!‘ klangen noch in seinen Ohren. ‚Fertig!‘ dachte er. ‚Fertig!‘

Als er ins Hotel zurückkehrte, ging er in ihr Wohnzimmer und klingelte nach Tee. Keine von ihnen war da. Und wieder überkam ihn das Gefühl der Vereinsamung. Diese Hotels! Wie ungeheuer groß sie jetzt waren! Er konnte sich noch vieler kleiner Hotels erinnern und wie man über das ‚Grand-‘ und das ‚Langham-Hotel‘ die Köpfe geschüttelt hatte. Hotels und Klubs — Klubs und Hotels ohne Ende! Und Soames, der eben auf ‚Lords‘ Kricketplatz ein Wunder von Tradition und Beständigkeit beobachtet hatte, versank in Nachsinnen über die Veränderungen in dem London, wo er vor fünfundsiebzig Jahre geboren war. Ob Konsols stiegen oder nicht, London war fürchterlich reich geworden. Es gab in der Welt keinen solchen Reichtum, außer vielleicht in New York! In den Zeitungen fand sich heutzutage eine Menge Hysterie; aber jemand, der sich, wie er, Londons vor sechzig Jahren erinnern konnte und es jetzt sah, war im klaren über die Fruchtbarkeit und Elastizität des Reichtums. Man brauchte nur den Kopf oben zu halten und mit Festigkeit vorzugehen. Er erinnerte sich noch, daß Kieselsteine und stinkendes Stroh auf den Boden der Droschken gestreut wurden. Und der alte Timothy — was hätte der ihnen wohl erzählen können, wenn er sein Gedächtnis behalten hätte! Alles schwankte, die Menschen lebten in Angst oder in Eile, aber hier waren die Themse und London, und draußen das Britische Reich und die Enden der Welt. ‚Konsols steigen!‘ Ihn würde es nicht im geringsten überraschen. Es war die Rasse, auf die es ankam. Und alle Verbissenheit in Soames stierte für einen

Moment aus seinen grauen Augen, bis ihn der Druck eines Bildes aus der Viktorianischen Zeit an der Wand ablenkte. Das Hotel hatte drei Dutzend von dieser Sorte gekauft! Die alten Drucke von Jagden oder Vieh auf der Weide in den alten Wirtshäusern waren wohl des Ansehens wert — aber dies sentimentale Zeug — nun, der Viktorianismus war vorüber! „Sage ihnen, daß sie es abwarten sollen“, hatte der alte Timothy gesagt. Aber was sollten sie abwarten in diesem modernen Wirrwarr des „demokratischen Prinzips“? Sogar der Privatbesitz war bedroht! Und bei dem Gedanken, daß Privatbesitz völlig abgeschafft werden könnte, schob Soames seine Teetasse zurück und ging ans Fenster. Sich vorzustellen, nicht mehr von der Natur zu besitzen als die Menge da draußen von den Blumen und Bäumen und Wassern im Hydepark! Nein, nein! Privatbesitz war eine Stütze für alles, das wert war, besessen zu werden. Die Welt hatte den Verstand ein wenig verloren, wie Hunde bisweilen bei Vollmond den ihren verlieren und für eine Nacht auf Raub ausgehen, aber die Welt wußte, wie der Hund, wo die Butter für ihr Brot war und ihr warmes Bett, und würde sicherlich in das einzige Heim zurückkehren, das zu haben sich verlohnte — zum Privatbesitz. Die Welt war augenblicklich in ihrer zweiten Kindheit, wie der alte Timothy — und aß den leckersten Bissen zuerst.

Er hörte ein Geräusch hinter sich und sah, daß seine Frau und seine Tochter hereingekommen waren. „Also, seid ihr zurück?“ sagte er. Fleur antwortete nicht, sie stand da und schaute ihn und ihre Mutter einen Augenblick an, dann ging sie in ihr Schlafzimmer. Annette goß sich eine Tasse Tee ein. „Ich fahre nach Paris zu meiner Mutter, Soames.“ „So! Zu deiner Mutter?“ „Ja.“ „Auf wie lange?“ „Das weiß ich nicht.“ „Und wann fährst du?“ „Montag.“

Reiste sie wirklich zu ihrer Mutter? Merkwürdig, wie gleichgültig es ihn ließ! Merkwürdig, wie klar sie die Gleichgültigkeit erkannt hatte, die er fühlen würde, solange es keinen Skandal gab. Und plötzlich sah er zwischen ihr und sich deutlich das Gesicht, das er heute nachmittag gesehen hatte — Irenens Gesicht. „Wirst du Geld brauchen?“ „Danke, ich habe genug.“ „Gut denn. Laß uns wissen, wann du zurückkommst.“ Annette legte den Kuchen hin, an dem sie fingerte, und durch die dunkeln Wimpern aufblickend, sagte sie: „Soll ich Maman etwas bestellen?“ „Meine Grüße.“ Annette reckte sich, legte die Hände um ihre Taille und sagte auf französisch: „Welch ein Glück, daß du mich nie geliebt hast, Soames!“ Dann erhob sie sich und verließ das Zimmer. Soames war froh, daß sie

französisch gesprochen hatte — es erforderte gewissermaßen kein Eingehen darauf. Wieder das andere Gesicht — bleich, dunkeläugig, noch immer schön! Und tief innen regte sich der Geist der Wärme, wie Funken unter einem Haufen loser Asche. Und Fleur betört von ihrem Jungen! Sonderbarer Zufall! Aber gab es denn einen Zufall? Es geht jemand durch die Straße, und ein Ziegelstein fällt ihm auf den Kopf. Das war ein Zufall, ohne Zweifel. Aber dies! ,Geerbt‘, hatte sein Mädcl gesagt. Sie — sie ,hielt fest daran‘!





# DRITTER TEIL

## ERSTES KAPITEL

### DER ALTE JOLYON GEHT UM

Ein zwiefacher Impuls hatte Jolyon getrieben, beim Frühstück zu seiner Frau zu sagen: „Fahren wir zum Kricketurnier zu ‚Lords‘.“ Er ‚brauchte‘ etwas, die Angst niederzuhalten, in der sie beide während der sechzig Stunden gelebt, seit Jon ihnen Fleur gebracht hatte. ‚Brauchte‘ auch etwas, die Pein der Erinnerung zu mildern, wo er wußte, daß er sie jeden Tag verlieren konnte!

Vor achtundfünfzig Jahren war Jolyon Eton-Schüler geworden, denn es war eine Grille des alten Jolyon gewesen, ihm eine vornehme und möglichst kostspielige Erziehung geben zu lassen. Jahr um Jahr hatte er ‚Lords‘ Kricketplatz mit seinem Vater besucht, der seine Jugend in den achtzehn bis zwanziger Jahren verlebt hatte, ohne es zu einem vollendeten Kricketspieler gebracht zu haben. Der alte Jolyon sprach ganz unbefangen von Schlägen, Stößen, halben und dreiviertel Bällen, und der junge Jolyon hatte in der aufgeblasenen Überhebung der Jugend davor gezittert, daß jemand es hören könnte. Nur wenn es sich um das hochwichtige Kricketspiel handelte, war er nervös gewesen, denn sein Vater — der damals einen Backenbart trug — war ihm immer als ‚beau idéal‘ erschienen. Obwohl er selbst keine vornehme Erziehung genossen, hatten sein natürlicher Stolz und sein Gleichmaß ihn vor Mißgriffen Ungebildeter bewahrt. Wie köstlich war es, nachdem man im Zylinder bei erstickender Hitze an den Spielen teilgenommen, mit seinem Vater in einer Droschke nach Haus zu fahren, zu baden, sich umzukleiden und dann weiter in den ‚Disunion‘-Klub, dort Breitling, Kotelett und Torte zu essen und darauf — als zwei ‚Stutzer‘, ein alter und ein junger, mit lavendelfarbenen Glacéhandschuhen — in die Oper oder ins Schauspiel zu gehen! Und am Sonntag, wenn das Turnier vorüber und der Zylinderhut gehörig zerbeult war, mit seinem Vater in einer besonderen Droschke ins ‚Krone und Zepter‘ mit der Terrasse über dem Fluß zu fahren — damals in den goldenen sechziger Jahren, als die Welt noch einfach war, die Dandys blendeten,

die Demokratie noch nicht existierte und die Bücher von Whyte Melville einander dick und rasch folgten.

Eine Generation später hatte Jolyon mit seinem eigenen Sohn, Jolly, mit Kornblumen im Knopfloch, wie es in Harrow üblich war — der alte Jolyon hatte seinen Enkel auf eine etwas weniger kostspielige Art studieren lassen —, nochmals den Eifer und die leidenschaftlichen Gegensätze von heute kennengelernt und war dann zu der Kühle und den Erdbeerbeeten von Robin Hill und seinem Billardspiel nach Tisch zurückgekehrt, wobei sein Junge die herzerbrechendsten Stöße machte und versuchte, gelassen und erwachsen auszusehen. An jenen beiden Tagen im Jahr war er mit seinem Sohn allein auf der Welt gewesen, jeder auf seiner Seite — und die Demokratie eben geboren!

Und so hatte er nun einen grauen Zylinder ausgegraben, sich von Irene ein winziges Stückchen blauen Bandes geliehen und vorsichtig, jede Erregung meidend, in Auto, Zug und Taxameter ‚Lords‘ Kricketplatz erreicht. Dort hatte er neben ihr in einem écrufarbenen Kleide mit schmalen schwarzen Säumen das Spiel beobachtet und gespürt, wie die alten Gefühle sich in ihm regten. Als Soames vorüberkam, war ihm der Tag verdorben. Irenens Gesicht verzerrte sich durch ein Zusammenpressen der Lippen. Es hatte keinen Zweck, länger hier zu sitzen, wo ein Vorübergehen Soames' oder vielleicht seiner Tochter sich wiederholen könnte wie ein periodischer Dezimalbruch. Und er sagte: „Wenn du genug davon hast, meine Liebe, laß uns gehen!“

An diesem Abend fühlte Jolyon sich erschöpft. Er wollte nicht, daß sie ihn so sah, wartete daher, bis sie zu spielen begann, um sich in das kleine Lesezimmer zu stellen. Er öffnete das lange Fenster, um Luft hereinzulassen, und die Tür, um ihre Musik hereinströmen zu hören, setzte sich dann in den alten Lehnstuhl seines Vaters, schloß die Augen und lehnte den Kopf an das abgenutzte braune Leder. Wie diese Passage aus César Francks Sonate war sein Leben mit ihr gewesen, ein göttlicher dritter Satz. Und nun diese Sache mit Jon — eine böse Geschichte. An der Grenze des Unbewußten, war er sich kaum klar darüber, ob er im Schlaf den Duft einer Zigarre roch und seinen Vater in der Dunkelheit vor seinen geschlossenen Augen sah. Die Gestalt kam, ging und kam wieder, als sähe er in dem Stuhl, in dem er selber saß, seinen Vater im schwarzen Rock, ein Bein über das andere geschlagen, die Brille zwischen Daumen und Zeigefinger haltend, als sähe er den weißen Schnurrbart und die

tiefliegenden Augen unter der Wölbung der Stirn emporblicken, die seinen suchen und den Versuch machen, zu sprechen: ‚Bist du dir klar darüber, Jo? Die Entscheidung mußt du treffen. Sie ist nur eine Frau!‘ Ach! Wie gut er diese Worte seines Vaters kannte, wie das ganze Viktorianische Zeitalter damit wiederauflebte! Und seine Antwort: ‚Nein, ich fürchtete mich — fürchtete, sie und Jon und mich selbst zu verletzen. Ich habe ein Herz, ich fürchtete mich.‘ Aber die alten Augen, so viel älter, so viel jünger als die seinen, ließen nicht ab: ‚Es ist deine Frau, dein Sohn, deine Vergangenheit! Nimm die Sache in die Hand, mein Junge!‘ War es eine Botschaft von einem wandernden Geist oder nur die Seele seines Vaters, die in ihm fortlebte? Und wieder kam der Duft von Zigarrenrauch — von dem alten verräucherten Leder. Nun, er würde es in die Hand nehmen, an Jon schreiben und die ganze Sache schwarz auf weiß auseinanderzusetzen! Und plötzlich atmete er mit Beschwer, mit einem Gefühl des Erstickens, als schwellte sein Herz. Er erhob sich und ging an die Luft hinaus. Die Sterne waren sehr hell. Er ging an der Terrasse entlang, um das Haus herum, bis er durch das Fenster des Musikzimmers Irene am Flügel sehen konnte, wo das Lampenlicht auf ihr wie gepudertes Haar fiel; sie schien ganz in sich versunken, ihre dunkeln Augen starrten gerade vor sich hin, die Hände ruhten. ‚Sie denkt an Jon‘, dachte er, ‚nur an Jon! Ich scheide völlig für sie aus — das ist ganz natürlich!‘ Und vorsichtig, um nicht gesehen zu werden, stahl er sich zurück.

Am nächsten Tage, nach einer schlechten Nacht, machte er sich an die Arbeit. Er schrieb mit Beschwerde und vielen Streichungen.

### „Mein liebster Junge!“

Du bist alt genug, zu verstehen, wie sehr schwer es für Eltern ist, sich ihren Kindern ganz zu offenbaren. Namentlich, wenn sie — wie Deine Mutter und ich selbst — ihr Kind, dem sie etwas bekennen müssen, so völlig in ihr Herz geschlossen haben. Ich kann nicht sagen, daß wir uns bewußt sind, wirklich gesündigt zu haben — ich glaube, Menschen im gewöhnlichen Leben sind sich dessen sehr selten bewußt —, aber die meisten Leute werden sagen, daß wir es getan haben, jedenfalls hat unser Verhalten, mag es richtig gewesen sein oder nicht, gegen uns gesprochen. Die Wahrheit ist, mein Lieber, daß wir beide eine Vergangenheit haben, die Dich kennen zu lehren jetzt meine Aufgabe ist, weil sie so schmerzlich und tief Deine Zukunft berührt. Vor vielen, vielen Jahren, es war 1883, als sie erst



zwanzig Jahre alt war, hatte Deine Mutter das große, schwere Mißgeschick, eine unglückliche Ehe einzugehen. Aber nicht mit mir, Jon. Ohne eigenes Geld zu besitzen und mit einer Stiefmutter — eng verwandt mit Jezebel — fühlte sie sich sehr unglücklich in ihrem Elternhaus. Es war Fleurs Vater, den sie heiratete, mein Vetter Soames Forsyte. Er hatte sie sehr hartnäckig verfolgt und, man muß ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen, er empfand eine tiefe Liebe für sie. Innerhalb einer Woche wußte sie, welchen furchtbaren Mißgriff sie getan. Er war nicht schuld daran, ihr Mangel an Urteil ward — ihr Verhängnis.'

So weit hatte Jolyon seine Ironie einigermaßen aufrechterhalten, doch jetzt riß sein Gegenstand ihn mit sich fort.

Jon, ich möchte Dir erklären, wenn ich kann — es ist sehr schwer —, wie leicht eine unglückliche Ehe wie diese entstehen kann. Du wirst natürlich sagen: 'Wenn sie ihn nicht wirklich liebte, wie konnte sie ihn da nur heiraten?' Du hättest recht, wenn nicht eines oder zweierlei zu beachten wäre. Durch diesen ersten Mißgriff von ihr sind all der nachfolgende Kummer, Schmerz und die Tragödie entstanden, und daher muß ich es Dir erklären, wenn ich kann. Sieh, Jon, damals — und selbst heutzutage — ich sehe trotz allen Geredes über Aufklärung nicht, wie es anders sein könnte — heirateten die meisten Mädchen in völliger Unwissenheit über die sexuelle Seite des Lebens. Selbst wenn sie wissen, was es bedeutet, haben sie doch keine Erfahrung. Das ist der Haken. Dieser tatsächliche Mangel an Erfahrung eben, welch buchstäbliches Wissen sie auch haben mögen, macht den ganzen Unterschied aus und verursacht allen Kummer. In unzähligen Ehen — und die Deiner Mutter war eine davon — wissen die Mädchen nicht wirklich, ob sie den Mann, den sie heiraten, lieben oder nicht; sie wissen es erst nach jenem Akt der Vereinigung, der die Ehe in Wahrheit zu einer solchen macht. In manchen, vielleicht in den zweifelhaftesten Fällen aber, und das war der Deiner Mutter, kommt es zur Enthüllung des Mißgriffs, zur Zerstörung einer Zuneigung, die vorher bestand. Es gibt nichts Tragischeres im Leben einer Frau als eine solche Enthüllung, die täglich, nächtlich klarer wird. Roh empfindende und gedankenlose Menschen lachen wohl über solch einen Irrtum und sagen: 'Wieviel Lärm um nichts!' Beschränkte und selbstgefällige Menschen, die nur imstande sind, das Leben anderer nach ihrem eigenen zu beurteilen, werden diejenigen verdammen, die diesen tragischen Irrtum begehen, werden sie lebenslänglich zu dem Kerker verdammen, den sie für sich selbst gemacht.

Du kennst den Spruch: ‚Wie man sich bettet, so liegt man!‘ Es ist ein harter Spruch, ganz unwürdig eines Mannes oder einer Frau im besten Sinne des Wortes, und ich kann ihn nicht streng genug verurteilen. Ich war nicht, was man einen moralischen Menschen nennt, aber ich möchte Dir gegenüber nicht Worte gebrauchen, mein Lieber, die Dich veranlassen könnten, leichtfertig über Verpflichtungen und Verträge zu denken, die Du eingehst. Gott behüte! Aber mit den Erfahrungen eines Lebens hinter mir sage ich, daß diejenigen, die die Opfer dieses tragischen Irrtums verdammen, sie verdammen und keine Hand rühren, ihnen zu helfen, inhuman sind oder vielmehr es sein würden, wenn sie verstünden, was sie tun. Aber sie verstehen es nicht! Laß sie gehen! Sie sind für mich ebenso verfehlt wie ich für sie. Ich mußte all dies sagen, weil ich Dich in die Lage versetzen wollte, Deine Mutter zu beurteilen, und Du sehr jung bist und ohne Erfahrung in bezug auf das, was Leben ist. Laß mich nun fortfahren mit der Geschichte. Nach drei Jahren angestrengten Bemühens, ihren Schauer zu unterdrücken — ich müßte eigentlich sagen, ihren Abscheu, das Wort ist nicht zu stark, denn Schauer wird unter solchen Umständen bald zum Abscheu —, drei Jahre eines Zustandes, der für eine sensitive, Schönheit liebende Natur wie Deine Mutter eine Qual gewesen, Jon, begegnete sie einem jungen Mann, der sich in sie verliebte. Er war der Baumeister dieses Hauses, in dem wir jetzt leben, er hatte es für sie und Fleurs Vater gebaut, um darin zu wohnen, ein neues Gefängnis für sie an Stelle desjenigen, das sie in London mit ihm bewohnte. Vielleicht spielte diese Tatsache eine Rolle in dem, was nun kam. Jedenfalls aber verliebte sie sich auch in ihn. Ich weiß, daß es nicht notwendig ist, Dir zu erklären, daß man sich nicht gerade aussucht, in wen man sich verlieben will. Es kommt von selbst. Und so kam es auch hier. Ich kann mir den Kampf vorstellen — obwohl sie nie viel zu mir darüber sprach —, der damals in ihr entstand, weil sie streng erzogen und nicht leichtfertig in ihren Ansichten war — durchaus nicht, Jon. Jedoch dies war ein überwältigendes Gefühl, und es kam so, daß sie sich in Wirklichkeit liebten wie in Gedanken. Dann kam eine furchtbare Tragödie. Ich muß davon sprechen, weil Du, wenn ich es nicht tue, nie die wahre Situation verstehen würdest, die Du jetzt vor Dir sehen wirst. Der Mann, den sie geheiratet hatte — Soames Forsyte, der Vater Fleurs —, machte eines Abends, als die Leidenschaft für diesen jungen Mann den höchsten Punkt erreicht hatte, zwangsweise wieder seine Rechte über sie geltend. Am nächsten Tage traf sie ihren Geliebten und

sagte es ihm. Ob er Selbstmord beging oder ob er in der Verzweiflung zufällig überfahren wurde, haben wir nie erfahren, aber das geschah. Denke Dir Deine Mutter, wie sie an dem Abend war, als sie von seinem Tode hörte. Ich sah sie zufällig. Dein Großvater schickte mich hin, ihr beizustehen, wenn ich konnte. Ich sah sie nur einen Augenblick, als mir die Tür von ihrem Manne vor der Nase zugeschlagen wurde. Aber ich habe ihr Gesicht nie vergessen können, ich sehe es noch vor mir. Ich liebte sie damals noch nicht, sondern erst zwölf Jahre danach, aber ich habe es nie vergessen. Mein lieber Junge — es ist nicht leicht, so zu schreiben. Aber Du siehst, daß ich es muß. Deine Mutter geht völlig in Dir auf, vollständig, voller Liebe. Ich möchte nicht unfreundlich über Soames Forsyte schreiben. Ich denke nicht unfreundlich über ihn. Er tat mir immer leid, vielleicht hatte ich selbst damals Mitleid mit ihm. Nach dem Urteil der Welt war sie die Schuldige, er in seinem Recht. Er liebte sie — auf seine Weise. Sie war sein Eigentum. Das ist der Standpunkt, den er im Leben, den er menschlichen Gefühlen und Herzen gegenüber einnimmt — Eigentum. Er kann nicht dafür — er ist so geboren. Für mich ist es ein Standpunkt, den ich immer verabscheute — so bin ich geboren! Da ich nun sicher bin, Dich gut zu kennen, fühle ich, daß es nicht anders als verabscheuungswürdig für Dich sein kann. Ich fahre mit der Geschichte fort. Deine Mutter floh in jener Nacht aus seinem Hause; zwölf Jahre lebte sie ruhig allein, ohne jede Gesellschaft, bis im Jahre 1899 ihr Mann — Du siehst, er war noch ihr Mann, denn er machte nicht den Versuch, sich von ihr scheiden zu lassen, und sie natürlich hatte kein Recht zu einer Scheidung — offenbar den Mangel an Kindern empfand und dauernd Versuche machte, sie zu bewegen, zu ihm zurückzukehren und ihm ein Kind zu schenken. Ich war damals ihr Berater, durch das Testament Deines Großvaters dazu bestimmt, und beobachtete dies Vorgehen. In dieser Zeit gewann ich sie lieb, innig lieb. Sein Drängen steigerte sich, bis sie eines Tages zu mir herauskam und sich unter meinen Schutz stellte. Ihr Mann, der von all ihren Unternehmungen Nachricht erhielt, versuchte uns zu trennen, indem er die Scheidungsklage einreichte oder es möglicherweise tun wollte, ich weiß es nicht, jedenfalls wurden unsere Namen vereint öffentlich genannt. Das führte zur Entscheidung, und wir vereinigten uns wirklich. Sie wurde geschieden, heiratete mich, und Du wurdest geboren. Wir haben in vollkommenem Glück gelebt, wenigstens ich, und ich glaube, Deine Mutter ebenfalls. Soames heiratete bald nach der Scheidung Annette Lamotte, und

Fleur wurde geboren. Das ist die Geschichte, Jon. Ich habe sie erzählt, weil Du durch die Liebe, die Du, wie wir gesehen, für die Tochter dieses Mannes gefaßt hattest, blindlings auf die Zerstörung des Glückes Deiner Mutter, wenn nicht Deines eigenen, zusteuerst. Ich möchte nicht von mir selbst sprechen, weil es bei meinem Alter keinen Zweck mehr hat, anzunehmen, daß ich noch lange auf Erden wandeln werde, überdies würde, was ich leide, hauptsächlich um ihret- und um Deinetwillen sein. Was ich Dich aber bitte, Dir klarzumachen, ist, daß Gefühle des Schauders und des Abscheus wie jene niemals begraben und vergessen werden können. Sie sind noch heute lebendig in ihr. Erst gestern auf ‚Lords‘ Kricketplatz sahen wir Soames Forsyte zufällig. Ihr Gesicht hätte Dich überzeugt, wenn Du es gesehen hättest. Der Gedanke, daß Du seine Tochter heiraten könntest, ist ein Alpdruck für sie, Jon. Ich habe nichts gegen Fleur zu sagen, als daß sie seine Tochter ist. Aber Deine Kinder, wenn Du sie heiratest, wären ebenso die Enkel von Soames wie die Deiner Mutter, eines Mannes, der Deine Mutter einst besaß, wie man wohl eine Sklavin besitzt. Bedenke, was das bedeuten würde. Durch solche Heirat betrittst Du das Lager, wo Deine Mutter einst gefangen gehalten wurde und sich vor Leid verzehrte. Du bist gerade an der Schwelle des Lebens, Du kennst dies Mädchen erst seit zwei Monaten, und wie sehr Du sie auch zu lieben glaubst, bitte ich Dich doch, sofort mit ihr zu brechen. Bereite Deiner Mutter nicht diesen brennenden Schmerz und die Demütigung für den Rest ihres Lebens. So jung sie mir auch immer scheint, ist sie doch siebenundfünfzig Jahre alt. Außer uns beiden hat sie niemand auf der Welt. Bald wird sie nur Dich haben. Fasse Mut, Jon, und brich es ab. Bringe nicht diese Wolke zwischen euch. Brich ihr nicht das Herz! Gott segne Dich, mein Junge, und nochmals, verzeih mir all die Pein, die dieser Brief Dir verursachen muß — wir versuchten, Dich damit zu verschonen, aber Spanien, scheint es, brachte nichts Gutes.

Immer Dein Dich liebender Vater

Jolyon Forsyte.'

Nachdem er diese Beichte beendet hatte, stützte Jolyon seine blasse Wange auf die Hand und las sie nochmals durch. Es standen Dinge darin, die ihm so schmerzlich waren, wenn er an Jon dachte, der sie lesen würde, daß er nahe daran war, den Brief zu zerreißen. Überhaupt von solchen Dingen zu einem Knaben reden zu müssen — zu seinem eigenen Jungen — wo es sich um seine eigene Frau und die eigene Mutter des Jungen handelte, davon zu sprechen, war



furchtbar für seine verschlossene Forsyteseele. Doch wie sollte er Jon die Wahrheit, die tiefe Spaltung, die unheilbare Wunde verständlich machen, wenn er nicht davon sprach? Wie sonst sein Bestreben, die Liebe seines Jungen zu ersticken, rechtfertigen? Dann hätte er ebensogut gar nicht zu schreiben brauchen! Er faltete das Bekenntnis zusammen und steckte es in die Tasche. Es war — Gott sei Dank! — Samstag, bis Sonntag abend konnte er es sich überlegen, denn wenn er es auch jetzt zur Post brachte, würde es Jon vor Montag nicht erreichen. Er empfand eine sonderbare Erleichterung bei diesem Aufschub und dem Gedanken, daß es, mochte es abgeschickt sein oder nicht, doch geschrieben war.

Im Rosengarten, der jetzt die Stelle des alten Farnkrautgrundes einnahm, konnte er Irene mit einem Körbchen pflücken und schneiden sehen. Sie war nie müßig, dünkte ihn, und er beneidete sie jetzt, da er fast immer müßig war. Er ging zu ihr hinunter. Sie wies auf ihren schmutzigen Handschuh und lächelte. Ein Stück Spitze, unterm Kinn zugebunden, verbarg ihr Haar, und ihr ovales Gesicht mit den noch dunklen Brauen sah sehr jung aus. „Die grünen Fliegen sind schrecklich in diesem Jahr, und dabei ist es kalt. Du siehst ermüdet aus, Jolyon.“ Jolyon nahm das Bekenntnis aus der Tasche. „Ich habe dies geschrieben. Ich denke, du müßtest es sehen.“ „An Jon?“ Ihr ganzes Gesicht hatte sich in diesem Augenblick verändert und sah fast verstört aus. „Ja, jetzt kommt alles ans Licht.“

Er gab es ihr und ging fort unter die Rosen. Dann, als er sah, daß sie fertig mit dem Lesen war und mit den Blättern in der Hand ganz still stand, ging er zurück zu ihr. „Nun?“ „Es ist wundervoll dargestellt. Ich weiß nicht, wie es besser gemacht werden könnte. Ich danke dir, Lieber.“ „Möchtest du, daß irgend etwas ausgelassen werde?“ Sie schüttelte den Kopf. „Nein, er muß alles wissen, wenn er es verstehen soll.“ „Das dachte ich auch, aber — es ist mir schrecklich!“ Er hatte das Gefühl, daß es ihm schrecklicher war als ihr — ihm war es soviel leichter, das Geschlecht zwischen Mann und Frau zu erörtern, als zwischen Mann und Mann, und sie war immer natürlicher und freier gewesen, nicht so versteckt wie er als echter Forsyte. „Ich bin neugierig, ob er es, selbst jetzt, verstehen wird, Jolyon? Er ist so jung und schrickt vor dem Physischen zurück.“ „Das hat er von meinem Vater, er war so prude in solchen Dingen wie ein Mädchen. Wäre es vielleicht besser, das Ganze noch einmal zu schreiben und zu sagen, daß du Soames haßtest?“ Irene schüttelte den Kopf. „Haß ist nur ein Wort. Es

sagt nichts. Nein, besser, es bleibt, wie es ist.“ „Gut denn. Es soll morgen abgehen.“ Sie hob das Antlitz zu ihm empor, und angesichts der vielen umrankten Fenster des großen Hauses küßte er sie.

## ZWEITES KAPITEL

### DAS BEKENNTNIS

Spät am selben Nachmittag schlummerte Jolyon in dem großen Armstuhl. Umgekehrt auf seinen Knien lag ‚La Rôtisserie de la Reine Pedauque‘, und gerade bevor er einschlief, hatte er gedacht: ‚Werden wir als Volk die Franzosen jemals lieben? Werden sie uns jemals wirklich lieben?!‘ Er hatte die Franzosen immer gern gemocht, ihr Witz, ihr Geschmack und ihre Küche sagten ihm zu. Irene und er hatten vor dem Kriege, während Jon in seiner Privatschule war, Frankreich häufig besucht. Sein Roman mit ihr — sein letzter und am längsten dauernder Roman — hatte in Paris begonnen. Aber diese Franzosen — kein Engländer, der sie nicht mit einigermaßen ästhetischem Auge betrachtete, konnte sie lieben! Und mit dieser melancholischen Erkenntnis war er eingeschlummert.

Als er erwachte, sah er Jon zwischen sich und dem Fenster stehen. Der Junge war offenbar durch den Garten gekommen und wartete auf sein Erwachen. Jolyon lächelte, noch halb im Schlaf. Wie gut der Junge aussah — sensitiv, liebevoll, schlicht. Dann krampfte sich sein Herz unangenehm zusammen, und ein Zittern überkam ihn. Jon! Das Bekenntnis! Er beherrschte sich mit Anstrengung. „Ah, Jon, woher bist du gekommen?“ Jon beugte sich über ihn und küßte ihn auf die Stirn. Erst da bemerkte er den Ausdruck in Jons Gesicht. „Ich kam nach Haus, dir etwas zu sagen, Papa.“ Mit aller Macht versuchte Jolyon, das krampfhaft, gurgelnde Gefühl in der Brust zu überwinden. „Setze dich, lieber Junge. Hast du deine Mutter schon gesehen?“ „Nein.“ Die Glut im Gesicht des Knaben wich, und er erblaßte. Er setzte sich auf die Lehne des alten Stuhles, wie Jolyon in alten Tagen neben seinem eigenen Vater zu sitzen pflegte, der es sich darin bequem gemacht. Gerade bis zu der Zeit ihres Bruches hatte er die Gewohnheit gehabt, dort zu sitzen. Hatte er jetzt einen solchen Augenblick mit seinem eigenen Sohne zu erwarten? Sein ganzes Leben lang hatte er Szenen gehaßt wie Gift, hatte jeden Streit vermieden, war ruhig seiner Wege gegangen und hatte andere

den ihren gehen lassen. Aber jetzt — es schien, daß er am Ende aller Dinge eine Szene vor sich hatte, die schmerzlicher war als jede, die er vermieden. Er verbarg seine Bewegung und wartete darauf, seinen Sohn sprechen zu hören.

„Vater“, sagte Jon langsam, „Fleur und ich sind verlobt.“ „Natürlich!“ dachte Jolyon und atmete mit Beschwerde. „Ich weiß, daß du und Mutter es nicht gerne seht. Fleur sagt, daß Mutter mit ihrem Vater verlobt war, bevor du sie heiratetest. Natürlich weiß ich nicht, was vorgefallen ist, aber es muß ewig lange her sein. Ich liebe sie innig, Papa, und sie sagt, daß sie es ebenfalls tue.“ Jolyon gab einen sonderbaren Laut von sich, halb Lachen, halb Stöhnen. „Du bist neunzehn, Jon, und ich bin zweiundsiebzig. Wie sollen wir uns in einer Sache wie dieser verstehen, eh?“ „Du liebst Mutter, Papa, du mußt wissen, was wir fühlen. Es ist nicht recht, alte Geschichten unser Glück zerstören zu lassen, nicht wahr?“ Jolyon war entschlossen, sich ohne das Bekenntnis zu helfen, wenn es irgend ging. Er legte die Hand auf den Arm des Knaben. „Sieh, Jon, ich könnte dich damit abspeisen, daß ihr beide zu jung seid und euch selbst noch nicht kennt und dergleichen, aber du würdest nicht auf mich hören, außerdem hat es keinen Zweck — Jugend kuriert sich unglücklicherweise selbst. Du sprichst leichtfertig über ‚solche alten Geschichten‘, weißt aber — wie du der Wahrheit gemäß sagst — nichts von dem, was geschehen ist. Habe ich dir jemals Grund gegeben, an meiner Liebe für dich oder an meinem Wort zu zweifeln?“ In einem weniger banger Augenblick hätte ihn der Konflikt, den seine Worte hervorriefen, die innige Umarmung des Jungen, um ihn über diesen Punkt zu beruhigen, die Furcht in seinem Gesicht, wie diese Beruhigung wirken würde, vielleicht belustigt, aber er konnte nur dankbar für diese Zärtlichkeit sein. „Du kannst mir glauben, was ich dir sage. Wenn du diese Liebesgeschichte nicht aufgibst, wirst du Mutter bis ans Ende ihrer Tage unglücklich machen. Glaube mir, mein Lieber, die Vergangenheit, wie sie auch gewesen sein mag, kann nicht begraben werden — wirklich nicht.“ Jon erhob sich von der Stuhllehne. ‚Das Mädchen‘ — dachte Jolyon — ‚da geht es — taucht vor ihm auf — das Leben selbst — ungestüm, hübsch, liebevoll!‘ „Ich kann nicht, Vater — wie könnte ich — nur weil du es sagst? Selbstverständlich kann ich nicht!“ „Jon, wenn du die Geschichte kenntest, würdest du Fleur ohne Zögern aufgeben, du würdest es müssen! Kannst du mir nicht glauben?“ „Wie kannst du sagen, was ich darüber denken würde? Vater, ich liebe sie über alles in der Welt.“ Jolyons Gesicht

zog sich zusammen, und er sagte mit schmerzlicher Langsamkeit: „Mehr als deine Mutter, Jon?“ An dem Gesicht des Knaben und seinen geballten Fäusten erkannte Jolyon die Schwere des Kampfes, den er durchmachte. „Ich weiß nicht“, rief er, „ich weiß nicht! Aber Fleur um nichts aufzugeben — um etwas, das ich nicht verstehe, das meiner Ansicht nach nicht halb soviel zu sagen haben kann, würde mich — würde mich —“ „Würde dir das Gefühl geben, daß wir ungerecht sind, dir Hindernisse in den Weg zu legen — ja. Aber das ist besser, als damit fortzufahren.“ „Ich kann nicht. Fleur liebt mich, und ich liebe sie. Du willst, daß ich dir vertrauen soll, weshalb vertraust du nicht mir, Vater? Wir wollen nichts wissen — es würde für uns keinen Unterschied machen. Wir würden dich und Mutter nur um so mehr lieben.“ Jolyon griff in seine Brusttasche, zog die Hand aber wieder leer heraus. „Bedenke, was deine Mutter für dich gewesen ist, Jon! Sie hat nichts als dich; ich werde nicht mehr lange leben.“ „Weshalb nicht? Es ist unrecht, zu — Weshalb nicht?“ „Nun“, sagte Jolyon ziemlich kalt, „weil der Arzt mir sagt, daß es so ist; das ist alles.“ „Oh! Papa!“ rief Jon und brach in Tränen aus.

Dies Niederbrechen seines Sohnes, den er nicht weinen gesehen, seit er zehn Jahre alt war, berührte Jolyon furchtbar. Er erkannte nun, wie schrecklich weich das Herz des Knaben war, wie sehr er durch diese Sache und überhaupt im Leben leiden würde. Und hilflos streckte er die Hand aus — wünschte nicht, wagte nicht aufzustehen. „Mein lieber Junge“, sagte er, „weine nicht — sonst bringst du auch mich dazu!“ Jon unterdrückte seine Erregung und stand mit abgewandtem Gesicht still da. ‚Was nun?‘ dachte Jolyon. ‚Was kann ich sagen, ihn umzustimmen?‘ „Übrigens, sprich nicht zu Mutter davon“, sagte er, „eure Geschichte ängstigt sie gerade genug. Ich weiß, wie du fühlst. Aber Jon, du kennst sie und mich genügend, um sicher zu sein, daß wir euer Glück nicht leichtfertig zerstören wollen. Wir haben keinen anderen Wunsch als dein Glück, mein lieber Junge — ich wenigstens denke nur an das deine und an Mutters und sie nur an das deine. Hier steht die ganze Zukunft für euch beide auf dem Spiel.“ Jon wandte sich um, sein Gesicht war totenblaß, seine Augen, tief im Kopf, schienen zu brennen. „Was ist es? Was ist es? Halte mich nicht so hin!“ Jolyon, der wußte, daß er geschlagen war, fuhr wieder mit der Hand in seine Brusttasche und saß eine volle Minute mit geschlossenen Augen schwer atmend da. ‚Ich hatte ein schönes, langes Leben‘, dachte er, ‚ein paar sehr bittere Augenblicke — aber dies ist der schlimmste!‘ Dann zog er



die Hand mit dem Brief heraus und sagte mit leiser Müdigkeit: „Wenn du heute nicht gekommen wärest, Jon, hätte ich dir dies geschickt. Ich wollte es dir ersparen — wollte es deiner Mutter und mir ersparen, aber ich sehe, daß es nicht geht. Lies es, und ich will indessen in den Garten gehen.“ Er streckte die Hand aus, um aufzustehen. Jon, der den Brief genommen hatte, sagte rasch: „Nein, ich will gehen“, und fort war er.

Jolyon sank in seinen Stuhl zurück. Eine Hummel kam in diesem Augenblick summend mit Ungestüm herein; der Ton war anheimelnd, besser als nichts . . . Wohin war der Junge gegangen, den Brief zu lesen? Diesen elenden Brief — diese elende Geschichte! Eine grausame Sache — grausam für sie — für Soames — für die beiden Kinder — und für ihn selbst! . . . Sein Herz schlug und schmerzte ihn. Leben — seine Liebe — seine Arbeit — seine Schönheit — sein Schmerz, und — sein Ende! Eine gute Zeit, eine schöne Zeit trotz allem, wenn man nicht — bedauerte, überhaupt geboren zu sein. Das Leben nutzt uns ab, weckt aber dennoch nicht den Wunsch zu sterben in uns — das ist das tückische Übel! Ein Fehler, ein Herz zu haben! Summend kam der Brummer wieder — brachte all die Hitze, das Gessumm und den Duft des Sommers herein — ja sogar den Duft wie von reifen Früchten, welkem Gras, zarten Sträuchern und dem Vanilleatem der Kühe. Und irgendwo da draußen in diesem Wohlgeruch würde Jon den Brief lesen, seine Seiten umwenden und zerknittern in seinem Schmerz — und das Herz würde ihm brechen! Der Gedanke machte Jolyon ganz elend. Jon war ein weichherziger Junge, liebevoll durch und durch und gewissenhaft, zu sehr — es war so erbärmlich, so verdammt erbärmlich! Er erinnerte sich, wie Irene einmal zu ihm gesagt hatte: „Es gibt kein liebevolleres und liebenswerteres Kind als Jon.“ Armer kleiner Jon! Sein Leben zerstört an einem Sommernachmittag! Jugend nahm die Dinge so schwer! Und erregt, gequält von dem Gedanken, daß Jugend die Dinge so schwer nahm, stand Jolyon auf von seinem Stuhl und ging ans Fenster. Der Junge war nirgends zu sehen. Er ging hinaus. Wenn man ihm jetzt irgendwie beistehen konnte — mußte man es tun!

Er ging durch die Büsche, blickte in den ummauerten Garten — kein Jon. Auch nicht, wo die Pfirsiche und Aprikosen anfangen zu schwellen und sich zu färben. Er ging an den Zypressen vorüber, die dunkel und spiralförmig auf der Wiese standen. Wohin war der Junge gegangen? War er ins Wäldchen hinuntergelaufen — in sein altes Jagdrevier? Jolyon ging über die Heuwiese. Sie wollten Mon-

tag mähen und das Heu am Tage darauf einfahren, wenn es nicht regnete. Sie waren oft zusammen über diese Wiese gegangen—Hand in Hand, als Jon ein kleiner Bub war. Ach ja! Die goldene Zeit war vorüber, wenn man zehn Jahre alt geworden war! Er kam zum Teich, wo Fliegen und Mücken über einer blanken, mit Schilf bedeckten Oberfläche tanzten, und weiter in das Wäldchen. Es war kühl dort und duftete nach Lärchen. Immer noch kein Jon! Er rief. Keine Antwort! Nervös, ängstlich, vergaß er seine eigenen Beschwerden und setzte sich auf den Baumstumpf. Es war nicht recht gewesen, den Jungen mit dem Brief fortgehen zu lassen, er hätte ihn unter den Augen behalten sollen! Sehr beunruhigt stand er auf, um wieder zurückzugehen. Bei den Wirtschaftsgebäuden rief er wieder und blickte in den Kuhstall. Dort im Kühlen, in dem Geruch von Vanille und Ammoniak, fern von Fliegen, standen die drei Alderneys ruhig wiederkäuend da; sie waren eben gemolken und warteten auf den Abend, wo sie wieder auf die unteren Wiesen geführt wurden. Eine wandte lässig den Kopf, ein glänzendes Auge; Jolyon konnte die Feuchtigkeit auf der grauen Unterlippe sehen. In der Erregung seiner Nerven sah er alles mit leidenschaftlicher Klarheit — alles, was er seinerzeit bestaunt und zu malen versucht hatte — Wunder von Licht und Schatten und Farbe. Ganz klar, daß die Legende Christus in eine Krippe gelegt hatte — was gab es Andächtigeres als die Augen und die mondweißen Hörner einer wiederkäuenden Kuh in der warmen Dämmerung? Er rief nochmals. Keine Antwort! Und er eilte aus dem Wäldchen, an dem Teich vorbei, den Hügel hinauf. Merkwürdige Ironie — ihm fiel es jetzt erst ein —, wenn Jon mit seiner Entdeckung unten ins Wäldchen gegangen wäre, wo seine Mutter und Bosinney in jenen alten Tagen sich zuerst ihrer Liebe bewußt geworden. Wo er selbst an dem Sonntagmorgen, als er aus Paris zurückgekommen war, auf dem Baumstumpf gesessen und ihm klar geworden war, daß Irene die Welt für ihn bedeutete. An dieser Stelle den Schleier von den Augen des Jungen zu zerreißen, wäre wirklich Ironie gewesen! Aber er war nicht hier! Wohin war er gegangen? Man mußte den armen Kerl doch finden!

Ein Schimmer von Sonne war gekommen und erhöhte für seine hastenden Sinne all die Schönheit des Nachmittags, der hohen Bäume und der länger werdenden Schatten, der Bläue und der weißen Wolken, des Heudufte, des Taubengirrens und der Blumen, die groß dastanden. Er kam zu den Rosenbeeten, und die Schönheit der Rosen in diesem plötzlichen Sonnenlicht dünkte ihn unirdisch. Dort bei

dem Busch dunkelroter Rosen hatte sie gestanden, dort gestanden, um zu lesen und zu beschließen, daß Jon alles erfahren müsse! Jetzt wußte er alles! Hatte sie falsch entschieden? Er bückte sich und roch an einer Rose, ihre Blütenblätter streiften seine Nase und seine zitternden Lippen; es gab nichts Weicheres als den Samt des Rosenblattes, ausgenommen ihren Hals — Irene! Er ging über den Rasenplatz, die Anhöhe hinauf zu dem Eichenbaum. Nur sein Wipfel glühte, denn die plötzliche Sonne war fort, über dem Hause; der Schatten unten war dicht, himmlisch kühl — er war sehr erhitzt. Er hielt eine Minute inne, die Hand an dem Strick der Schaukel — Jolly, Holly — Jon! Die alte Schaukel! Und plötzlich fühlte er sich furchtbar — tödlich krank. ‚Ich habe mich überanstrengt!‘ dachte er; ‚bei Gott! Ich habe mich doch überanstrengt!‘ Er wankte zur Terrasse hin, schleppte sich die Stufen hinauf und fiel gegen die Hauswand. Dort lehnte er sich keuchend an, das Gesicht in dem Geißblatt vergraben, mit dem er und sie sich soviel Mühe gegeben hatten, damit es die Luft versüße, die hineinströmte. Der Duft mischte sich mit furchtbarem Schmerz. ‚Meine Liebe!‘ dachte er, ‚der Junge!‘ Und mit großer Anstrengung stolperte er durch die Glastür und sank in den Stuhl des alten Jolyon. Das Buch lag noch da, ein Bleistift darin; er nahm ihn, kritzelte ein Wort auf die offene Seite ... Seine Hand fiel herab ... Also war es so ... so? ...

Dann ein starker Ruck — und Dunkelheit ...

## DRITTES KAPITEL

### IRENE!

Als Jon mit dem Brief in der Hand davoneilte, lief er in Furcht und Verwirrung an der Terrasse entlang und um die Ecke des Hauses. An die umrankte Mauer gelehnt, riß er den Brief auf. Er war lang — sehr lang! Das erhöhte seine Furcht, und er begann zu lesen. Als er zu den Worten kam: ‚Es war Fleurs Vater, den sie heiratete‘, schien alles vor ihm sich im Kreise zu drehen. Er stand dicht an einem Fenster, stieg ein und ging durch das Musikzimmer und die Diele in sein Schlafzimmer hinauf. Er tauchte sein Gesicht in kaltes Wasser und setzte sich auf sein Bett, wo er fortfuhr zu lesen und jedes beendigte Blatt neben sich auf das Bett fallen ließ. Die Schrift seines Vaters war leicht zu lesen — er kannte sie so gut,

obwohl er nie einen Brief von ihm bekommen, der auch nur den vierten Teil so lang gewesen war. Er las mit einem dumpfen Gefühl — seine Vorstellungskraft war nur halb dabei. Am besten begriff er beim ersten Lesen, welche Pein es für seinen Vater gewesen sein mußte, einen solchen Brief zu schreiben. Er ließ den letzten Bogen fallen und begann in einer Art geistiger, moralischer Hilflosigkeit den ersten nochmals zu lesen. Es schien ihm alles so widerwärtig — tot und widerwärtig. Dann plötzlich überrieselte ihn eine heiße Welle erregten Entsetzens. Er barg das Gesicht in den Händen. Seine Mutter! Fleurs Vater! Er nahm den Brief wieder auf und las mechanisch weiter. Und wieder überkam ihn das Gefühl, daß alles dies tot und widerwärtig war; so verschieden von seiner eigenen Liebe! Dieser Brief sagte, daß seine Mutter — und ihr Vater — Ein furchtbarer Brief!

Eigentum! Konnte es Männer geben, die Frauen als ihr Eigentum betrachteten? Gesichter, die er auf der Straße und auf dem Lande gesehen, tauchten vor ihm auf — rote, Stockfischgesichter; harte, stumpfe Gesichter; affektierte, trockene Gesichter; gewalttätige Gesichter; Hunderte, Tausende davon! Wie konnte er wissen, was Menschen, die solche Gesichter hatten, dachten und taten? Er hielt den Kopf in den Händen und stöhnte. Seine Mutter! Er hob den Brief auf und las wieder: ‚Entsetzen und Abscheu — noch heute lebendig in ihr ... deine Kinder ... Enkel ... eines Mannes, der deine Mutter einst besaß, wie man wohl eine Sklavin besitzt ...‘ Er stand vom Bett auf. Diese grausame schattenhafte Vergangenheit, die da lauerte, seine und Fleurs Liebe zu töten, war Wahrheit, oder sein Vater hätte das nie schreiben können. ‚Weshalb‘, dachte er, ‚sagten sie es nicht an dem Tage, als ich Fleur zum ersten Male sah? Sie wußten, daß ich sie gesehen hatte. Sie waren erschrocken, und — jetzt — das habe ich nun davon!‘ Sein Elend war zu akut, vernünftiges Nachdenken zuzulassen, er kroch in eine dunkle Ecke des Zimmers und setzte sich auf den Fußboden. Dort saß er wie ein unglückliches kleines Tier. Es lag ein Trost in der Dunkelheit und dem Fußboden — als wäre er in jene Tage zurückversetzt, wo er beim Spielen dort umhergekrochen und Schlachten geliefert hatte. Er hockte da zusammengekauert, das Haar zerzaust, die Hände um die Knie gefaltet, wie lange, wußte er nicht. Das Öffnen der Tür, die in das Zimmer seiner Mutter führte, riß ihn aus seiner tiefen Verzweiflung. Die Vorhänge an seinen Fenstern waren herabgelassen und diese in seiner Abwesenheit geschlossen worden; wo er saß, konnte er nur



ein Rascheln hören, die Schritte seiner Mutter durchs Zimmer, bis er sie jenseits des Bettes vor seinem Toilettetisch stehen sah. Sie hatte etwas in der Hand. Er atmete kaum, hoffte, daß sie ihn nicht sehen und fortgehen würde. Er sah sie Sachen auf dem Tisch berühren, als wäre eine heilende Kraft in ihnen, und sich dann den Fenstern zuwenden — grau vom Scheitel bis zur Sohle wie ein Geist. Die geringste Wendung des Kopfes, und sie mußte ihn sehen! Ihre Lippen bewegten sich: „Oh! Jon!“ Sie sprach mit sich selbst; der Ton ihrer Stimme beunruhigte Jon. Er sah eine kleine Photographie in ihrer Hand. Sie hielt sie ans Licht und schaute sie an — sie war sehr klein. Er kannte sie — eine von ihm selbst als winziger Knabe, die sie immer in ihrem Täschchen hatte. Sein Herz klopfte stark. Und plötzlich, als höre sie es, wandte sie sich um und sah ihn. Bei dem Laut, den sie ausstieß, und der Bewegung ihrer Hände, die die Photographie an die Brust drückten, sagte er: „Ja, ich bin es.“

Sie trat an das Bett und setzte sich darauf, ganz dicht neben ihn, die Hände noch vor der Brust gefaltet, die Füße zwischen den Bogen des Briefes, die auf den Boden gefallen waren. Sie sah sie, und ihre Hände griffen um den Rand des Bettes. Sie saß sehr aufrecht, die dunkeln Augen auf ihn geheftet. Schließlich sagte sie: „Du weißt es also, Jon!“ „Ja.“ „Hast du Vater gesehen?“ „Ja.“ Es entstand eine lange Pause, bis sie sagte: „Oh! Mein Liebling!“ „Es ist alles in Ordnung!“ Die Erregung in ihm war so heftig und seine Gefühle so gemischt, daß er sich nicht zu rühren wagte — Groll, Verzweiflung und doch eine sonderbare Sehnsucht nach ihrer tröstenden Hand auf seiner Stirn kämpften miteinander. „Was hast du beschlossen, zu tun?“ „Ich weiß nicht!“ Wieder entstand eine Pause, dann erhob sie sich. Sie stand einen Moment sehr still da, machte eine kleine Bewegung mit ihrer Hand und sagte: „Mein Liebling, mein liebster Junge, denke nicht an mich — denke an dich selbst!“ und ging am Fußende des Bettes vorbei in ihr Zimmer. Jon kehrte — wie ein Igel zu einem Ball zusammengerollt — in die Ecke zurück, die die beiden Wände bildeten.

Er mußte wohl zwanzig Minuten dort gesessen haben, als ein Schrei ihn aufscheuchte. Er kam von der Terrasse unten. Erschreckt stand er auf. Wieder kam der Schrei: „Jon!“ Seine Mutter rief! Er lief hinaus, die Treppen hinunter, durch das leere Eßzimmer in das Lesezimmer. Sie kniete vor dem alten Lehnstuhl, und sein Vater lag ganz weiß darin zurückgelehnt, der Kopf auf der Brust, eine seiner Hände, die einen Bleistift umklammerte, ruhte auf einem

offenen Buch — fremder als irgend etwas, das er gesehen. Sie sah sich wild um und sagte: „Oh! Jon — er ist tot — er ist tot!“ Jon stürzte zu ihm hin, reckte sich über die Lehne, auf der er vor kurzem noch gesessen, und drückte die Lippen auf seine Stirn. Eisig kalt! Wie konnte — wie konnte Papa tot sein, wenn er noch vor einer Stunde —! Die Arme seiner Mutter umschlangen seine Knie, sie preßte ihre Brust dagegen. „Warum — warum war ich nicht bei ihm?“ hörte er sie flüstern. Dann sah er das zittrig geschriebene Wort ‚Irene‘ und brach zusammen. Er sah zum ersten Male den Tod eines Menschen, und dessen unsagbare Stille löschte alle andern Empfindungen in ihm aus; alles andere war also eine Vorbereitung auf das! Alle Liebe, alles Leben, alle Freude, Angst und Kummer, jede Bewegung, Licht und Schönheit nur ein Beginn dieser furchtbaren weißen Stille. Es machte einen schrecklichen Eindruck auf ihn; alles schien ihm plötzlich klein, nichtig und unbedeutend. Schließlich raffte er sich zusammen, stand auf und hob sie in die Höhe. „Mutter! weine nicht — Mutter!“

Einige Stunden später, als alles getan war, was getan werden mußte, und seine Mutter sich niedergelegt hatte, sah er den Vater allein, auf dem Bett, mit einem weißen Laken zugedeckt. Lange stand er davor und starrte auf das Gesicht, das niemals böse ausgesehen — immer launig und gütig. ‚Gut sein und sich bis zum Ende aufrecht halten — weiter gibt es nichts‘, hatte er seinen Vater einmal sagen hören. Wie wundervoll er nach dieser Philosophie gehandelt hatte! Sein Vater mußte seit langer Zeit gewußt haben, daß dies plötzlich kommen würde — hatte es gewußt und nicht ein Wort gesagt. Er schaute ihn mit leidenschaftlicher Scheu und Ehrfurcht an. Diese Einsamkeit für ihn — und nur, um seine Mutter und ihn zu schonen! Sein eigener Kummer dünkte ihn klein, während er in dies Gesicht schaute. Das Wort, das auf die Seite gekritzelt war! Das Abschiedswort! Jetzt hatte seine Mutter niemand als ihn! Er trat dicht an das tote Gesicht — es hatte sich gar nicht verändert und war doch vollständig verwandelt. Er hatte seinen Vater einst sagen hören, daß er nicht an ein bewußtes Leben nach dem Tode glaube, oder daß, wenn es so wäre, es nur sein könnte, bis die natürliche Altersgrenze des Körpers erreicht war — die natürliche Grenze der ihm inwohnenden Lebenskraft; so daß, wenn der Körper durch einen Unglücksfall, durch Ausschweifung oder heftige Krankheit zerstört wurde, das Bewußtsein noch bestehen konnte, bis es, wenn im Laufe der Natur nicht etwas dazwischentrat, auf natürlichem Wege er-

loschen war. Es hatte ihn überrascht, weil er nie darüber hatte sprechen hören. Wenn das Herz aussetzte wie hier — war es sicher nicht ganz natürlich! Vielleicht war das Bewußtsein seines Vaters im Zimmer mit ihm. Über dem Bett hing ein Bild von dem Vater seines Vaters. Vielleicht war auch sein Bewußtsein noch lebendig; und das seines Bruders — seines Halbbruders, der in Transvaal gestorben war. Waren sie alle um dies Bett versammelt? Jon küßte die Stirn und stahl sich zurück in sein eigenes Zimmer. Die Tür zu dem seiner Mutter daneben war nur angelehnt, offenbar war sie hier gewesen — alles stand bereit für ihn, sogar ein paar Biskuits und heiße Milch, und der Brief lag nicht mehr auf dem Fußboden. Er aß und trank und beobachtete dabei das Schwinden des letzten Lichts. Jeden Gedanken an die Zukunft wehrte er ab — er starrte nur auf die dunkeln Zweige der Eiche in gleicher Höhe mit seinem Fenster und hatte das Gefühl, daß alles Leben stockte. Einmal in der Nacht, als er sich in seinem tiefen Schlaf umdrehte, ward er etwas Weißes, Stilles gewahr und fuhr auf. Die Stimme seiner Mutter sagte: „Ich bin es nur, lieber Jon!“ Ihre Hand drückte seine Stirn sanft zurück, dann verschwand die weiße Gestalt. Allein! Er fiel wieder in einen tiefen Schlaf und träumte, daß er überall auf seinem Bett den Namen seiner Mutter sah.

## VIERTES KAPITEL

### SOAMES ÜBERLEGT

Die Anzeige vom Tode seines Veters Jolyon in der ‚Times‘ machte natürlich Eindruck auf Soames. So war der Mann also dahin! Es hatte nie eine Zeit im Leben der beiden gegeben, in der von Zuneigung zwischen ihnen die Rede gewesen. Das raschblütige Gefühl Haß war längst in Soames' Herz erloschen, und er hatte sich dagegen gewehrt, es wiederaufleben zu lassen, aber er sah in diesem frühen Tod gewissermaßen eine poetische Gerechtigkeit. Zwanzig Jahre hatte dieser Mann den Besitz seiner Frau und seines Hauses genossen — und nun war er tot! Der Nachruf, der ein wenig später erschien, machte — seiner Meinung nach — ein wenig zuviel Wesens von Jolyon. Er sprach von dem ‚fleißigen und liebenswürdigen Maler, dessen Werke wir als typisch für die beste spätere Aquarellkunst der Viktorianischen Zeit zu betrachten gewohnt waren‘. Soames, der

beinah mechanisch Mole, Morpin und Caswell Baye vorgezogen und immer die Nase gerümpft hatte, wenn er auf ein Bild seines Veters gestoßen war, blätterte die ‚Times‘ mit geräuschvollem Knittern um.

Er mußte an diesem Morgen in Forsyte-Angelegenheiten zur Stadt und merkte deutlich Gradmans Blick von der Seite über seine Brille hinweg. Den alten Buchhalter umgab eine Aura teilnahmevollen Beileids. Er roch förmlich nach alten Tagen. Man konnte ihn beinah denken hören: ‚Mr. Jolyon, ja-a — gerade in meinem Alter, und tot — du liebe Zeit! Sie fühlt es sicher, kann man wohl sagen. Sie war eine sehr hübsche Frau. Fleisch ist Fleisch! Es steht ein Nachruf über ihn in der Zeitung. Denken Sie nur!‘ Die Atmosphäre um ihn trieb Soames tatsächlich dazu, einige Pachtverträge und Änderungen ausnahmsweise mit Schnelligkeit zu erledigen. „Und das Vermächtnis für Miß Fleur, Mr. Soames?“ „Ich habe mir das überlegt“, erwiderte Soames kurz. „Ah! Das freut mich. Ich fand, Sie waren ein wenig übereilt. Die Zeiten ändern sich.“ Wie dieser Tod auf Fleur wirken würde, begann Soames zu beunruhigen. Er war nicht sicher, ob sie etwas davon wußte — sie sah selten in die Zeitung, niemals las sie die Geburts-, Heirats- und Todesanzeigen.

Er beeilte sich mit seinen Angelegenheiten und ging zum Lunch in die Green Street. Winifred war beinah traurig. Jack Cardigan hatte sich irgend etwas gebrochen, wie man glaubte, und würde einige Zeit nicht gut ‚in Form‘ sein. Sie konnte sich an den Gedanken nicht gewöhnen. „Ist Profond eigentlich abgereist?“ sagte er plötzlich. „Er ist fort“, erwiderte Winifred, „aber wo — weiß ich nicht.“ Ja, so war es immer — unmöglich etwas zu sagen! Nicht, daß er es wissen wollte. Briefe von Annette kamen aus Dieppe, wo sie mit ihrer Mutter war. „Du hast wohl von Jolyons Tod gelesen?“ „Ja“, sagte Winifred, „es tut mir leid — seiner Kinder wegen. Er war sehr liebenswürdig.“ Soames ließ einen sonderbaren Laut hören. Eine Ahnung der alten tiefen Wahrheit, daß Menschen in dieser Welt eher nach ihrem Wesen beurteilt werden als nach ihrem Tun, dämmerte in ihm und rüttelte ihn in tiefster Seele auf. „Ich weiß, diese Ansicht war allgemein“, murmelte er. „Man muß ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen, da er jetzt tot ist.“ „Ich hätte ihm gern früher Gerechtigkeit widerfahren lassen“, sagte Soames, „aber ich hatte nie Gelegenheit dazu. Hast du einen ‚Adelsalmanach‘ bei der Hand?“ „Ja, dort in der untersten Reihe.“ Soames nahm das dicke rote Buch heraus und blätterte darin.

„Mont — Sir Lawrence, 9. Baronet, cr. 1620, Sohn Geoffreys, 8. Ba-



ronet, und Lavinias, Tochter des Sir Charles Muskham, Baronet, Muskham Hall, Shropshire; verheiratet 1890 mit Emily, Tochter von Conwey Charwell Esq. aus Candafard Grange, ein Sohn: Erbe Michael Conwey, geb. 1895; zwei Töchter. Wohnort: Lippinghall Manor, Folwell, Buckinghamshire. Klubs: Snooks, Kaffeehaus: Aeroplan. Siehe Bidlicott.“

„Hm!“ sagte er, „hast du jemals einen Verleger gekannt?“ „Onkel Timothy!“ „Einen lebenden, meine ich.“ „Monty kannte einen in seinem Klub. Er brachte ihn einmal zum Essen mit. Monty dachte immer daran, ein Buch darüber zu schreiben, weißt du, wie man auf der Rennbahn Geld machen könnte. Er versuchte den Mann dafür zu interessieren.“ „Nun, und?“ „Er ließ ihn auf ein Pferd wetten — mit zweitausend. Wir sahen ihn nie wieder. Er war ein ganz gewandter Mann, wenn ich mich recht erinnere.“ „Gewann es?“ „Nein, es kam als letztes, glaube ich. Du weißt, Monty war wirklich ganz klug in seiner Art.“ „Wirklich?“ sagte Soames: „Kannst du irgendeine Beziehung zwischen einem ‚neugebackenen Baronet‘ und einem Verleger sehen?“ „Die Leute unternehmen heutzutage alles mögliche“, erwiderte Winifred, „niemand scheint jetzt mehr müßig zu gehen — so anders als in unserer Zeit. Nichts zu tun, war damals das Übliche. Aber ich glaube, das kommt wieder.“ „Dieser junge Mont, von dem ich spreche, ist sehr verliebt in Fleur. Wenn das der andern Geschichte ein Ende machen könnte, würde ich ihn ermutigen.“ „Hat er Stil?“ fragte Winifred. „Er ist keine Schönheit, ganz angenehm, ein wenig ‚zerfahren‘. Er wird ziemlich viel Land erben, glaube ich. Er scheint wirklich an ihr zu hängen. Aber ich weiß nicht.“ „Nein“, murmelte Winifred, „es ist sehr schwer. Ich fand es immer am besten, gar nichts zu tun. Es ist eine langweilige Sache mit Jack, wir werden jetzt wohl erst nach dem Bankfeiertag fortkommen. Aber ich werde in den Park gehen und die Leute beobachten, die sind ja immer amüsant.“ „Wenn ich du wäre“, sagte Soames, „ich hätte ein kleines Landhaus und ginge Feiertagen und Streiks aus dem Wege, wenn es mir beliebt.“ „Das Landleben langweilt mich“, erwiderte Winifred, „und ich fand den Eisenbahnerstreik ganz spannend.“ Winifred hatte immer für kaltblütig gegolten.

Soames verabschiedete sich. Den ganzen Weg nach Reading hinunter überlegte er, ob er Fleur etwas vom Tode Jolyons, des Vaters des Knaben, sagen sollte. Es änderte die Lage zwar nicht, außer daß er jetzt unabhängig sein und nur dem Widerstand seiner Mutter zu

begegnen haben würde. Ohne Zweifel würde er zu einer Menge Geld und vielleicht in den Besitz des Hauses kommen — des Hauses, das für Irene und ihn selbst gebaut worden war — des Hauses, dessen Baumeister seinen häuslichen Ruin herbeigeführt hatte. Seine Tochter — Herrin des Hauses! Das wäre poetische Gerechtigkeit! Soames lachte auf, es war ein leises, unfrohes Lachen. Er hatte das Haus dazu bestimmt, seine mißglückte Ehe wiederherzustellen, es sich als Wohnsitz seiner Nachkommen gedacht, wenn er Irene dazu hätte bewegen können, ihm einen zu geben! Ihr Sohn und Fleur! Ihre Kinder würden gewissermaßen Sprößlinge der Vereinigung zwischen ihr und ihm sein! Das Theatralische dieses Gedankens war seinem nüchternen Sinn zuwider. Und doch — wäre es der leichteste und vorteilhafteste Weg aus dem Irrsal, wo Jolyon jetzt tot war. Die Vereinigung von zwei Forsytevermögen hatte einen gewissen Reiz. Und sie — Irene — würde noch einmal mit ihm verbunden sein. Unsinn! Absurd! Er schlug sich diese Idee aus dem Kopf.

Als er zu Haus ankam, hörte er das Aneinanderschlagen der Billardbälle, und durch das Fenster sah er den jungen Mont um den Tisch herumzappeln. Fleur stand mit dem Queue in die Seite gestemmt daneben und beobachtete ihn mit einem Lächeln. Wie hübsch sie aussah! Kein Wunder, daß der junge Mann den Verstand verlor um ihretwillen. Ein Titel — Land! Land hatte nur einen geringen Wert heutzutage, ein Titel vielleicht noch weniger. Die alten Forsytes hatten Titel immer verachtet, die sie als etwas Rückständiges und Gekünsteltes ansahen, der Kosten nicht wert, die sie verursachten, und dazu hatten sie noch mit dem Hof zu tun. Sie alle hatten dies Gefühl gehabt, wenn auch in verschiedenem Maßstabe, wie Soames sich erinnerte. Swithin hatte einmal in seinen ausschweifendsten Tagen einem Lever beigewohnt. Als er davon zurückgekommen war, hatte er gesagt, daß er nie wieder hingehen würde — es sei alles doch nur ‚Kinderei‘. Man hatte ihn im Verdacht, in seinen Kniehosen zu stark ausgesehen zu haben. Soames erinnerte sich, wie seine eigene Mutter gewünscht hatte, vorgestellt zu werden, weil der Vorgang etwas so Vornehmes habe, und sein Vater sich mit ungewohnter Entschiedenheit widersetzt hatte. Was sollte ihr dieser eitle Tand — es sei nur Geld- und Zeitverschwendung, nicht der Mühe wert! Der Instinkt, der das britische Volk zur Hauptmacht im Staate gemacht hatte, ein Gefühl, daß ihre eigene Welt gut genug und ein wenig besser war als irgendeine andere, weil sie eben ihre Welt war, hatte die alten Forsytes merkwürdig frei von allem über-

flüssigen ‚Firlefanz‘ gehalten. Soames' Generation, die selbstbewußter und ironischer veranlagt war, hatte der Gedanke an Swithins Kniehosen gerettet, während die dritte und vierte Generation, wie es ihm scheinen wollte, alles ins Lächerliche zog.

Jedoch war ja nichts Böses darin, daß der junge Mensch Erbe eines Titels und eines Landsitzes war — er konnte nichts dafür. Er trat still ein, als Mont eben einen Stoß verfehlte. Er sah die Augen des jungen Mannes auf Fleur geheftet, die jetzt an der Reihe war und sich vorbeugte, und die Anbetung darin rührte ihn beinah. Sie zögerte, das Queue auf die Brücke ihrer schlanken Hand gestützt, und schüttelte ihren Schopf dunkeln, kastanienbraunen Haares. „Es wird mir nie gelingen.“ „Auf gut Glück!“ „Gut denn!“ Das Queue stieß, der Ball rollte: „Da!“ „Pech! Macht nichts!“ Dann sahen sie ihn, und Soames sagte: „Ich werde für euch markieren.“ Er setzte sich müde und abgespannt auf den erhöhten Sitz unter der Tafel und studierte eifrig die beiden jungen Gesichter. Als das Spiel aus war, kam Mont zu ihm.

„Ich hab mit dem Verlag schon angefangen, Sir. Ganz lustige Sache, solch Geschäft, nicht? Ich glaube, Sie müssen ein ganz Teil menschlicher Naturen gesehen haben als Anwalt.“ „Jawohl.“ „Soll ich Ihnen sagen, was ich bemerkt habe? Die Menschen fangen es ganz falsch an, wenn sie weniger bieten, als sie geben können; sie sollten mehr bieten und dann heruntergehen.“ Soames zog die Brauen hoch. „Gesetzt aber, das Mehr wird angenommen?“ „Das macht nichts“, sagte Mont; „es ist viel lohnender, einen Preis herabzusetzen, als ihn zu erhöhen. Sagen wir zum Beispiel, wir bieten einem Schriftsteller gute Bedingungen — so nimmt er sie natürlich an. Dann beginnen wir, finden, daß wir das Werk nicht mit einem anständigen Gewinn veröffentlichen können, und sagen es ihm. Er hat Vertrauen zu uns gefaßt, weil wir freigebig gewesen sind, und er ist wie ein Lamm und trägt es uns nicht nach. Bieten wir ihm aber von vornherein elende Bedingungen an, so geht er darauf nicht ein, wir müssen ihm entgegenkommen, um ihn willfährig zu machen, und er hält uns dazu noch für abgefeimte Blutsauger.“ „Versuchen Sie einmal Bilder nach diesem System zu kaufen“, sagte Soames, „ein Anerbieten, das angenommen wird, ist ein Kontrakt — haben Sie das noch nicht gelernt?“ Der junge Mann wandte seinen Kopf nach dem Fenster, wo Fleur stand. „Nein“, sagte er, „ich wünschte, ich hätte es. Dann noch eins. Man muß die Leute immer den Kauf rückgängig machen lassen, wenn sie ihn rückgängig zu machen wünschen.“ „Als

Reklame?“ sagte Soames trocken. „Es ist natürlich eine, aber ich meinte eigentlich grundsätzlich.“ „Arbeitet Ihre Firma nach diesen Grundsätzen?“ „Noch nicht“, sagte Mont, „aber es wird dazu kommen.“ „Und sie wird dabei zum Teufel gehen.“ „Nein, wirklich nicht, Sir. Ich mache eine Menge Beobachtungen, und sie alle bestätigen meine Theorie. Die menschliche Natur wird bei Geschäften beständig unterschätzt, die Menschen kommen dadurch um ein gut Teil Vergnügen und Nutzen. Natürlich muß man vollkommen unbefangen und offen sein, aber das ist ganz leicht, wenn man so fühlt. Je humaner und freigebiger man ist, desto bessere Chancen hat man im Geschäft.“ Soames erhob sich. „Sind Sie Teilhaber?“ „Erst in sechs Monaten.“ „Der Rest der Firma sollte sich beeilen und sich zurückziehen.“ Mont lachte. „Sie werden schon sehen“, sagte er, „es ist eine große Veränderung im Gange. Das Besitzprinzip hat Konkurs gemacht.“ „Was?“ sagte Soames. „Das Haus ist zu vermieten! Gute Nacht, Sir, ich gehe jetzt.“

Soames beobachtete, wie seine Tochter ihm die Hand gab, sah sie zusammenzucken, als er sie drückte, und hörte deutlich den Seufzer des jungen Mannes beim Hinausgehen. Dann kam sie vom Fenster auf ihn zu, indem sie mit dem Finger an dem Mahagonirand des Billards entlangstrich. Soames merkte, daß sie ihn etwas fragen wollte. Ihr Finger tastete um das letzte Loch, und sie blickte auf. „Hast du irgend etwas getan, um Jon vom Schreiben an mich abzuhalten, Vater?“ Soames schüttelte den Kopf. „Hast du es denn nicht gesehen?“ sagte er, „sein Vater starb gerade heute vor einer Woche.“ „Ach!“ In ihrem erschreckten, verzerrten Gesicht sah er, wie sie mit der Furcht vor den Folgen kämpfte, die es für sie haben könnte. „Armer Jon! Warum sagtest du es mir nicht, Vater?“ „Ich weiß nie —“, sagte Soames langsam, „du hast kein Vertrauen zu mir.“ „Ich hätte es, wenn du mir helfen wolltest, mein Lieber.“ „Vielleicht werde ich es.“ Fleur preßte die Hände zusammen. „Ach! Du Lieber — wenn man so schrecklich gern etwas möchte, denkt man nicht an andere. Sei mir nicht böse.“ Soames streckte die Hand aus, wie um eine Verunglimpfung abzuwehren. „Ich brüte darüber“, sagte er. Was in aller Welt trieb ihn nur dazu, ein solches Wort zu gebrauchen! „Hat der junge Mont dich wieder gequält?“ Fleur lächelte. „Ach! Michael! Er quält immer, aber er ist so ein guter Kerl — ich habe nichts gegen ihn.“ „Ich bin müde“, sagte Soames, „ich werde vor Tisch ein wenig schlafen.“ Er ging hinauf in die Bildergalerie, legte sich dort auf den Diwan und schloß die Augen. Eine furchtbare



Verantwortung mit diesem Mädel — dessen Mutter eine — ah! was war sie eigentlich? Eine furchtbare Verantwortung! Ihr helfen — wie konnte er ihr helfen? Er konnte die Tatsache, daß er ihr Vater war, nicht ändern. Oder daß Irene —! Was hatte der junge Mont doch gesagt — irgendeinen Unsinn über das Besitzprinzip — Konkurs machen — vermieten. Albern! Die schwüle Luft mit dem Duft von Wiesenkraut, von Fluß und Rosen umfing seine Sinne und schläfernte ihn ein.

## FÜNFTES KAPITEL

### DIE FIXE IDEE

Die ‚fixe Idee‘, die so manchem Polizisten mehr zu schaffen gemacht hat als irgendeine andere Form menschlicher Wirrungen, hat nie mehr Lebenskraft und Erfolg, als wenn sie die leidenschaftliche Gestalt der Liebe annimmt. Auf Hecken und Gräben, auf Türen, auf Menschen ohne fixe oder andere Ideen, auf Kinderwagen und ihren Inhalt, selbst auf andere an dieser bösen Krankheit Leidende nimmt die fixe Idee der Liebe keine Rücksicht. Sie hat die Augen nach innen auf das eigene Licht gerichtet und denkt an keinen andern Stern. Alle, die von der fixen Idee beherrscht sind, daß menschliches Glück von ihrer Kunst abhängt, von der Vivisektion ihrer Hunde, von ihrem Haß auf die Ausländer, von dem Zahlen hoher Steuern, davon, Minister zu bleiben, Räder sich drehen zu lassen, ihre Nachbarn daran zu hindern, sich scheiden zu lassen, den Kriegsdienst aus Gewissensgründen zu verweigern, von griechischen Stammwörtern, Kirchendogmen, Paradoxen und Überlegenheit allen andern gegenüber, nebst allen andern Formen der Ego-Manie — sind nichts im Vergleich zu denen, deren fixe Idee der Besitz einer bestimmten männlichen oder weiblichen Person ist. Und obwohl Fleur in diesen kühlen Sommertagen das zerfahrene Leben einer kleinen Forsythe führte, deren Kleider bezahlt sind und deren Tätigkeit Vergnügen ist, war sie all diesem gegenüber vollständig gleichgültig. Sie wünschte und wünschte sich den Mond, der am kalten Himmel über dem Fluß oder dem Green-Park segelte, wenn sie zur Stadt kam. Sie bewahrte sogar Jons Brief, in rosa Seide eingeschlagen, an ihrem Herzen, so daß es in einer Zeit, wo Korsette so niedrig waren, Ge-

fühle so verachtet und Busen so aus der Mode, vielleicht keinen größeren Beweis für die Festigkeit ihrer fixen Idee geben konnte.

Nachdem sie von dem Tode seines Vaters gehört, schrieb sie an Jon und erhielt seine Antwort drei Tage später bei ihrer Rückkehr von einem Picknick auf dem Fluß. Es war sein erster Brief seit ihrer Begegnung bei June. Sie öffnete ihn mit Besorgnis und las ihn mit Bangigkeit.

„Seit ich Dich sah, habe ich alles über die Vergangenheit erfahren. Ich möchte Dir nichts sagen — ich glaube. Du wußtest es, als wir uns bei June trafen. Sie sagt, daß es so ist. Wenn Du es wußtest, Fleur, hättest Du es mir sagen müssen. Ich vermute, daß Du nur erfuhst, was Deinen Vater betrifft. Ich erfuhr, was meine Mutter betrifft. Es ist furchtbar. Jetzt, wo sie so traurig ist, kann ich nichts tun, das sie noch mehr verletzen könnte. Natürlich sehne ich mich den ganzen Tag nach Dir, aber ich glaube jetzt nicht mehr, daß wir je zusammenkommen werden — etwas zu Ernstes treibt uns auseinander.“

So! Ihre List war also entdeckt worden. Aber Jon — das fühlte sie — hatte es ihr verziehen. Nur was er von seiner Mutter sagte, verursachte ihr solch ein Herzklopfen und diese Schwäche in den Beinen. Ihr erster Impuls war, ihm zu antworten — ihr zweiter, es nicht zu tun. Diese Impulse wiederholten sich fortwährend in den folgenden Tagen, wo die Verzweiflung in ihr wuchs. Sie war nicht umsonst das Kind ihres Vaters. Die Hartnäckigkeit, die Soames zu etwas gemacht und soviel Unheil über ihn gebracht hatte, war auch ihr Rückhalt, durch französische Grazie und Gewandtheit verbrämt und verziert. Instinktiv konjugierte sie das Verbum ‚haben‘ stets mit dem Pronomen ‚ich‘. Sie verbarg jedoch alle Zeichen ihrer wachsenden Verzweiflung und nahm an allen Flußvergnügungen teil, die Wind und Regen eines unangenehmen Juli erlaubten, als hätte sie keine Sorge in der Welt; und kein ‚neugebackener Baronet‘ vernachlässigte das Geschäft eines Verlegers regelmäßiger als ihr ständiger Begleiter Michael Mont.

Soames war sie ein Rätsel. Ihn täuschte beinah ihre sorglose Heiterkeit. Beinah — weil es ihm nicht entging, daß ihre Augen oft ins Leere blickten und das Licht aus ihrem Schlafzimmerfenster bis spät in die Nacht hinein leuchtete. Was dachte und grübelte sie in den kurzen Stunden, wo sie hätte schlafen müssen? Aber er wagte nicht, zu fragen, was sie im Sinne hatte; und seit dem kurzen Gespräch im Billardzimmer sagte sie ihm nichts.

In dieser Zeit verschlossenen Schweigens kam zufällig eine Ein-

ladung Winifreds zum Lunch und danach zu einem ‚höchst amüsanten‘ kleinen Stück, ‚The Beggars Opera‘, mit der Aufforderung, noch einen Herrn mitzubringen, damit sie vier wären. Soames, dessen Standpunkt den Theatern gegenüber war, in keines zu gehen, nahm sie an, weil Fleurs Standpunkt war, in alle zu gehen. Sie fuhren im Auto hin und nahmen Michael Mont mit, der im siebenten Himmel war und von Winifred ‚sehr amüsant‘ gefunden wurde. Die Oper verwirrte Soames. Die Leute waren sehr unangenehm und das ganze Ding sehr zynisch. Winifred war ‚überwältigt‘ von den Kleidern. Auch die Musik mißfiel ihr nicht. Michael war entzückt von allem. Und alle drei hätten gern gewußt, wie Fleur darüber dachte. Aber Fleur dachte gar nichts darüber. Ihre fixe Idee stand auf der Bühne und sang mit Polly Peachum, mimte mit Filch, tanzte mit Jenny Diver, posierte mit Lucy Lockit, küßte, tollte und war zärtlich mit Macheath. Ihre Lippen lächelten wohl, ihre Hände applaudierten, aber das komische alte Meisterstück machte nicht mehr Eindruck auf sie, als wenn es sentimental gewesen wäre wie eine moderne ‚Revue‘. Als sie in das Auto stiegen, um nach Haus zu fahren, schmerzte es sie, daß nicht Jon anstatt Michael Mont neben ihr saß. Als bei einem Stoß der Arm des jungen Mannes wie zufällig den ihren berührte, dachte sie nur: ‚Wenn das doch Jons Arm wäre!‘ Als seine muntere Stimme, durch ihre Nähe gemildert, in dem Geräusch, das das Auto verursachte, etwas murmelte, lächelte sie und antwortete, dachte aber dabei: ‚Wenn das doch Jons Stimme wäre!‘ Und als er sagte: „Fleur, Sie sehen aus wie ein Engel in dem Kleide!“ erwiderte sie: „Ach, gefällt es Ihnen?“, während sie dachte: ‚Wenn doch Jon es sehen könnte!‘

Während dieser Fahrt faßte sie einen Entschluß. Sie wollte nach Robin Hill hinaus und ihn sehen — allein; sie wollte das Auto nehmen, ohne ihm oder ihrem Vater vorher etwas zu sagen. Neun Tage waren seit dem Brief vergangen, und sie vermochte nicht länger zu warten. Am Montag wollte sie fahren! Der Entschluß brachte sie Mont gegenüber in gute Stimmung. Da sie sich auf etwas freuen durfte, konnte sie sich’s leisten, zu dulden und zu antworten. Mochte er zu Tisch dableiben, um sie werben wie gewöhnlich, mit ihr tanzen, ihr die Hand drücken, seufzen — tun, was er wollte. Er war ihr nur lästig, wenn er sie in ihrer fixen Idee störte. Er tat ihr sogar leid, soweit es ihr gerade jetzt möglich war, Mitleid mit jemand außer sich selbst zu haben. Bei Tisch sprach er lebhafter als gewöhnlich über das ‚Ende parlamentarischer Korruption‘, wie er es nannte — sie achtete wenig darauf, aber ihr Vater mit dem Lächeln, das Opposi-

tion, wenn nicht gar Zorn bedeutete, schien desto aufmerksamer zuzuhören.

„Die jüngere Generation denkt nicht wie Sie, Sir, nicht wahr, Fleur?“ Fleur zuckte die Achseln — die jüngere Generation war nur Jon, und sie wußte nicht, was er dachte. — „Die jungen Leute werden in meinem Alter denken wie ich, Mr. Mont. Die menschliche Natur ändert sich nicht.“ „Das gebe ich zu, Sir, aber die Form der Gedanken ändert sich mit der Zeit. Das Verfolgen selbstsüchtiger Interessen ist eine Gedankenform, die aufhört.“ „So! Die Wahrnehmung seiner eigenen Angelegenheiten ist nicht eine Gedankenform, Mr. Mont, sondern ein Instinkt.“ (Ja, wenn es sich um Jons Angelegenheiten handelte.) „Aber was sind eigene Angelegenheiten, Sir? Das ist die Sache. Jedermanns Angelegenheiten werden schließlich eigene Angelegenheiten. Nicht wahr, Fleur?“ Fleur lächelte nur. „Wenn nicht“, fügte Mont hinzu, „fließt Blut.“ „So haben die Leute seit undenklichen Zeiten gesprochen.“ „Aber Sie werden doch zugeben, daß der Sinn für Besitz im Aussterben ist!“ „Ich meine eher, er nimmt zu unter denen, die keinen haben.“ „Nun, sehen Sie mich an! Ich bin Erbe eines Fideikommisses. Ich will das Ding nicht; ich würde es morgen aufteilen.“ „Sie sind nicht verheiratet, und Sie wissen nicht, was Sie reden.“ Fleur sah die Augen des jungen Mannes kläglich auf sich gerichtet. „Glauben Sie wirklich, daß eine Heirat —?“ begann er. „Die Gesellschaft ist auf Ehe aufgebaut“, kam es von den fest geschlossenen Lippen ihres Vaters, „auf Ehe und ihre Folgen. Wollen Sie damit aufräumen?“ Der junge Mann machte eine zerfahrene Gebärde. Unter dem elektrischen Licht in einer Alabaster-ampel herrschte Schweigen an dem Tisch, der mit dem Silber gedeckt war, das das Wappen der Forsytes — einen stehenden Fasan — trug. Und draußen dunkelte der Abend am Fluß mit seiner schwülen Feuchtigkeit und süßen Düften. „Montag“, dachte Fleur, „Montag!“

## SECHSTES KAPITEL

### VERZWEIFLUNG

Die Wochen, die dem Tode seines Vaters folgten, waren traurig und leer für den einzigen Jolyon Forsyte, der nun zurückblieb. Über die notwendigen Formalitäten und Zeremonien — das Verlesen des Testaments, Abschätzung des Besitztums, Verteilung der Legate —



wurden sozusagen über den Kopf des noch Unmündigen hinweg Bestimmungen getroffen. Jolyon wurdeingeäschert. Auf seinen speziellen Wunsch sollte niemand dieser Zeremonie beiwohnen oder Schwarz für ihn tragen. Von seinem Vermögen, das in mancher Hinsicht durch das Testament des alten Jolyon eingeschränkt war, hatte er für seine Witwe Robin Hill nebst zweitausendfünfhundert Pfund im Jahr auf Lebenszeit bestimmt. Abgesehen davon war in diesen beiden Testamenten auf etwas komplizierte Weise Vorsorge getroffen, für jedes der drei Kinder Jolyons für jetzt und in Zukunft gleiche Teile an dem Vermögen ihres Vaters und Großvaters zu sichern, nur sollte Jon, als männlicher Erbe, mit einundzwanzig Jahren die Verfügung über sein Vermögen erhalten, während June und Holly nur die Zinsen des ihrigen zugebracht waren, damit ihren Kindern einst das Kapital zufallen konnte. Wenn sie keine Kinder hatten, sollte alles auf Jon übergehen, falls er sie überlebte, und da June fünfzig war und Holly beinahe vierzig, war anzunehmen, daß Jon, abgesehen von der Grausamkeit der Einkommensteuer, ebenso wohlhabend sein würde wie sein Großvater, als er starb. All das bedeutete nichts für Jon und wenig für seine Mutter. June erledigte alles Notwendige für ihren Vater, der seine Angelegenheiten in vollkommenster Ordnung hinterlassen hatte. Als sie wieder fort war und die beiden allein in dem großen Hause blieben, allein mit dem Tod, der sie einander näherte, und der Liebe, die sie voneinander trennte, verbrachte Jon sehr qualvolle Tage, da er im geheimen voll Widerwillen und enttäuscht über sich selbst war. Seine Mutter blickte ihn zuweilen mit so geduldiger Traurigkeit und doch voll instinktiven Stolzes an, als wolle sie ihren Widerstand verbergen. Wenn sie lächelte, quälte es ihn, weil er dies Lächeln so mißmutig und unnatürlich erwiderte. Er verurteilte oder verdamnte sie nicht — das lag ihm ganz fern — nicht einmal der Gedanke daran war ihm gekommen. Nein, er war mißmutig und unnatürlich, weil er ihretwegen nicht haben konnte, was er wünschte. An etwas fand er Trost, das mit dem Beruf seines Vaters zusammenhing, das June jedoch nicht anvertraut werden konnte, obwohl sie sich dazu angeboten hatte. Sowohl Jon wie seine Mutter hatten die Empfindung, daß, wenn sie die unausgestellten Zeichnungen und unvollendeten Sachen mit sich nahm, die Arbeiten seines Vaters bei Paul Post und andern Besuchern ihres Ateliers so eilige Aufnahme finden würden, daß selbst das Gefühl dafür in ihrem warmen Herzen bald erkalten mußte. Trotz ihres veralteten Niveaus waren die Arbeiten gut in ihrer Art,

und sie konnten den Gedanken, sie verworfen und lächerlich gemacht zu sehen, nicht ertragen. Eine Sonderausstellung seiner Arbeiten war die kleinste Ehrenbezeugung, die sie ihm, den sie liebten, erweisen konnten, und mit der Vorbereitung dazu verbrachten sie manche Stunde zusammen. Jons Respekt vor seinem Vater hatte sich außerordentlich gesteigert. Diese Durchsicht offenbarte ihm die ruhige Ausdauer, mit der er ein mittelmäßiges Talent in etwas wirklich Individuelles umgewandelt hatte. Es war eine ganze Menge von Arbeiten da, die ein beständiges Wachsen an Tiefe und einen seltenen Reichtum an Phantasie verriet. Nichts davon freilich ging sehr tief oder erreichte große Höhe — aber wie die Arbeiten waren, atmeten sie Gründlichkeit, Bewußtheit und Vollkommenheit. Und wenn er daran dachte, wie sein Vater sich völlig fern von jeder ‚Richtung‘ oder Selbstgefälligkeit gehalten, an die ironische Bescheidenheit, mit der er immer von seinen eigenen Anstrengungen gesprochen, sich stets einen ‚Amateur‘ genannt hatte, mußte Jon sich sagen, daß er seinen Vater eigentlich nicht recht gekannt hatte. Sich selbst ernst zu nehmen, doch nie andere dadurch zu langweilen, daß er es sich anmerken ließ, schien sein oberster Grundsatz gewesen zu sein. Es war etwas darin, das den Knaben nachdenklich machte, und er stimmte der Mutter von Herzen zu, als sie sagte: „Er war wirklich ein feiner Mensch, und es war ihm bei allem, was er vornahm, unmöglich, nicht an andere zu denken. Und faßte er einen Entschluß, der ihnen zuwiderlief, so tat er es so schonend wie möglich — nicht wie andere in dieser Zeit, nicht wahr? Zweimal in seinem Leben war er genötigt, allem Widerstand entgegenzusetzen, allein es machte ihn nie bitter.“ Jon sah Tränen über ihr Gesicht rollen, das sie sogleich von ihm abwandte. Sie sprach so wenig über ihren Verlust, daß er zuweilen gedacht hatte, sie fühle ihn nicht sehr. Jetzt, als er sie anschaute, empfand er, wie weit entfernt er von der Beherrschtheit und Würde seiner Mutter und seines Vaters war. Leise trat er zu ihr und legte den Arm um ihre Taille. Sie küßte ihn flüchtig, aber fast mit einer gewissen Leidenschaft und ging aus dem Zimmer.

Das Atelier, wo sie die Sachen sortiert und mit Aufschriften versehen hatten, war einst Hollys Schulzimmer gewesen, in dem sie sich ihren Seidenwürmern, getrocknetem Lavendel, der Musik und andern Unterrichtsgegenständen gewidmet hatte. Jetzt, Ende Juli, kam trotz der nach Norden und Osten gelegenen Fenster eine warme, einschläfernde Luft durch die längst verblichenen lila Leinenvorhänge. Um den einstigen Glanz des Raumes, der, von seinem Herrn

verlassen, einem gemähten, verdorrten Felde glich, ein wenig wiederherzustellen, hatte Irene eine Schale mit roten Rosen auf den mit Farbe befleckten Tisch gestellt. Dies und Jolyons Lieblingsskatze, die noch an dem verlassenen Aufenthaltsort hing, waren die Zierden dieses unordentlichen, traurigen Arbeitsraums. Jon, der an dem Nordfenster stand und die rätselhaft mit dem Duft warmer Erdbeeren gewürzte Luft einatmete, hörte ein Auto vorfahren. Wieder die Anwälte, irgendeines Unsinns wegen! Weshalb tat der Duft einem so weh? Und woher kam er nur — es waren keine Erdbeerebeete an dieser Seite des Hauses. Instinktiv nahm er ein zerknülltes Stück Papier aus der Tasche und schrieb einige abgerissene Worte darauf. Eine Wärme begann sich in seiner Brust zu verbreiten, er rieb sich die Hände. Und plötzlich hatte er dies entworfen:

Erklänge doch in mir ein kleines Lied —  
Ein kleines Lied, zu sänftigen mein Herz!  
Dann will ich nur von kleinen Dingen singen,  
Vom Wasserplätschern, von beschwingten Schwingen,  
Vom Löwenzahn, wenn er in Blüte steht,  
Vom Regentropfen, der im Sturz verweht,  
Vom Vogelzwitschern und vom Katzenschnurren,  
Vom Gräserrauschen und Insektensurren,  
Vom Wind, der wild durch Bäum' und Sträucher fährt.  
Von all den Lauten, die ich je gehört,  
Mög' mein Gedicht so fein und leicht gelingen,  
So zart wie Blüten und der Flug von Schmetterlingen.  
Erklinge nun in mir, du kleines Lied,  
Und bringe Ruhe meinem armen Herzen!

Er murmelte es am Fenster nochmals vor sich hin, als er seinen Namen rufen hörte und, als er sich umwandte, Fleur erblickte. Bei dieser überraschenden Erscheinung machte er erst keine Bewegung und gab keinen Ton von sich, während ihr klarer strahlender Blick sein Herz entzückte. Dann trat er an den Tisch und sagte: „Wie hübsch von dir, zu kommen!“, worauf er sie zurückweichen sah, als hätte er etwas nach ihr geworfen. „Ich fragte nach dir“, sagte sie, „und man wies mich hier herauf. Aber ich kann ja wieder gehen.“ Jon umklammerte den mit Farbe befleckten Tisch. Ihr Gesicht und die Gestalt in dem duftigen Kleide photographierten sich mit so erschreckender Lebhaftigkeit auf seine Netzhaut, daß er sie noch hätte sehen müssen, wenn sie in den Boden versunken wäre. „Ich weiß, daß ich dich belog, Jon. Aber ich tat es aus Liebe.“ „Ja, o ja! Das

macht ja nichts!“ „Ich beantwortete deinen Brief nicht. Welchen Zweck hatte das — es war ja nichts zu beantworten. Anstatt dessen wollte ich dich lieber sehen.“ Sie streckte beide Hände aus, und Jon ergriff sie über den Tisch hinweg. Er versuchte, etwas zu sagen, aber seine ganze Aufmerksamkeit war darauf gerichtet, ihren Händen nicht weh zu tun. Die seinen fühlten sich so hart an und ihre so weich. Sie sagte beinah trotzig: „Diese alte Geschichte — war sie denn so furchtbar?“ „Ja.“ Auch in seiner Stimme war ein Anflug von Trotz. Sie zog ihre Hände fort. „Ich glaube nicht, daß Söhne auch heutzutage an den Schürzenbändern ihrer Mütter hängen.“ Jons Kinn hob sich, als hätte ein Schlag es getroffen. „Ach! Jon! So meinte ich es nicht. Wie schrecklich, so etwas zu sagen!“ Sie kam rasch dicht zu ihm hin. „Jon, Lieber, ich meinte es nicht so.“ „Schon gut!“ Sie hatte ihm ihre Hände auf die Schulter gelegt und ihre Stirn darauf; der Rand ihres Hutes berührte seinen Hals, und er fühlte ihn beben. Allein wie gelähmt gab er keine Antwort. Sie ließ seine Schulter los und wandte sich ab. „Gut, ich werde gehen, wenn du mich nicht willst. Aber ich hätte nie gedacht, daß du mich aufgeben würdest.“ „Das habe ich auch nicht getan“, rief Jon, der plötzlich wieder zu sich kam, „ich kann es nicht. Ich werde nochmals einen Versuch machen.“ Ihre Augen glänzten, sie schwankte auf ihn zu. „Jon — ich liebe dich! Gib mich nicht auf! Wenn du es tust, weiß ich nicht — ich bin so verzweifelt. Was hat diese Vergangenheit denn zu sagen — im Vergleich zu diesem?“ Sie hängte sich an ihn. Er küßte ihre Augen, ihre Wangen, ihre Lippen. Doch während er sie küßte, sah er die Bogen jenes Briefes auf den Boden seines Schlafzimmers fallen — sah seines Vaters weißes Gesicht — seine Mutter davor knien. Fleurs Flüstern: „Bringe sie dazu! Versprich! Oh! Jon, versuche es!“ klang kindisch in seinem Ohr. Er fühlte sich sonderbar alt. „Ich verspreche es!“ murmelte er; „nur du verstehst es nicht.“ „Sie will uns unser Leben verderben, nur weil — —“ „Ja, weswegen?“ Wieder diese Herausforderung in seiner Stimme, und sie antwortete nicht. Ihre Arme umschlangen ihn enger, und er erwiderte ihre Küsse; doch selbst als er nachgab, arbeitete das Gift in ihm, das Gift des Briefes. Fleur wußte nicht — sie verstand nicht — sie beurteilte seine Mutter falsch, sie kam aus dem Lager des Feindes! So reizend, und er liebte sie so — doch selbst in ihrer Umarmung vermochte er die Erinnerung an die Worte Hollys: „Ich glaube, daß ‚Haben‘ eine große Rolle bei ihr spielt“ und die seiner Mutter: „Mein lieber Junge, denke nicht an mich, denke an dich selbst!“ nicht auszulöschen.



Als sie wie ein leidenschaftlicher Traum gegangen war und ihr Bild auf seiner Netzhaut, ihre Küsse auf seinen Lippen gelassen hatte und solch einen Schmerz in seinem Herzen, lehnte Jon am Fenster und hörte sie mit dem Auto davonfahren. Noch immer der Duft wie von warmen Erdbeeren, immer noch die leisen Sommerlaute, die sein Lied hervorgerufen, immer noch all die Verheißung von Jugend und Glück in dem seufzenden, fließenden, flatternden Juli — die sein Herz zerrissen; das Verlangen in ihm so stark; die Hoffnung wach in ihm und doch mit niedergeschlagenen Augen, wie beschämt. Die elende Aufgabe vor ihm! War Fleur verzweifelt — so war er es auch — als er da die Pappeln schwanken, die weißen Wolken vorüberziehen sah und das Sonnenlicht auf dem Rasen beobachtete.

Er wartete bis zum Abend, bis nach ihrem schweigsamen Mahl, bis die Mutter ihm vorgespielt hatte — und immer noch wartete er, denn er fühlte, daß sie wußte, was er hinausschob. Sie küßte ihn und ging nach oben, aber immer noch zögerte er, beobachtete das Mondlicht und die Motten und das Unwirkliche der sich leise wandelnden Färbung der Sommernacht. Er hätte alles darum gegeben, die Vergangenheit wieder zurückrufen zu können — nur die Zeit vor drei Monaten; oder weit voraus zu sein, Jahre in der Zukunft. Die Gegenwart mit ihrer düsteren Grausamkeit einer Entscheidung nach dieser oder jener Seite schien unmöglich. Er begriff jetzt so viel lebhafter, was seine Mutter empfand, als anfangs; als habe die Erzählung in dem Briefe einen giftigen Keim in ihn gelegt, der ihn förmlich zu fieberhafter Parteinahme zwang, so daß er wirklich fühlte, wie sich zwei Lager gebildet hatten, das seiner Mutter und seins — Fleurs und das ihres Vaters. Mochte sie tot sein, die alte Geschichte von Besitz und Feindseligkeit, aber tote Dinge wirken vergiftend, bis die Zeit sie aus dem Wege räumt. Sogar seine Liebe war angesteckt davon, nicht mehr so voll Illusionen, viel irdischer, und lauernd regte sich der tückische Verdacht, daß Fleur wie ihr Vater vielleicht nur besitzen wollte; nicht deutlich, nur ganz verstohlen, seiner unwürdig, schlich er sich ein, die Inbrunst seiner Erinnerung zu bedrohen, mit seinem Atem die Lebhaftigkeit und Anmut des holden Antlitzes und ihrer Gestalt zu trüben — ein Verdacht, nicht wirklich genug, ihn von seinem Vorhandensein zu überzeugen, aber wirklich genug, einen unerschütterlichen Glauben zu zerstören. Und ein unerschütterlicher Glaube war für Jon, den noch nicht Zwanzigjährigen, das Wesentliche. Er besaß noch den Eifer der Jugend, mit beiden Händen zu geben, mit keiner zu nehmen — liebevoll jemand zu be-

schenken, der, wie er, impulsive Großmut besaß. Sicherlich hatte sie die! Er erhob sich von seinem Fensterplatz und wanderte in dem großen, grauen, geisterhaften Raum umher, dessen Wände mit silbrigem Segeltuch bespannt waren. Dies Haus war, wie sein Vater in seinem Totenbettbriefe sagte — für seine Mutter gebaut worden, um darin mit — Fleurs Vater zu leben! Er streckte seine Hand im Halbdunkeln aus, wie um die Schattenhand des Toten zu ergreifen. Er ballte sie zur Faust, versuchte die dünnen Finger seines Vaters zu fühlen, sie zu drücken und ihm zu versichern, daß er — er auf seiner Seite war. Tränen, die er zurückhielt, machten seine Augen trocken und heiß. Er ging zurück ans Fenster. Es war wärmer, nicht so unheimlich, tröstlicher draußen, wo der Mond golden hing, in drei Tagen mußte er voll sein; der Friede der Nacht war ihm ein Trost. Wenn nur er und Fleur einander auf einer öden Insel begegnet wären, ohne eine Vergangenheit — und die Natur ihr Heim! Jon hatte noch eine große Vorliebe für öde Inseln, wo Brotfrüchte wuchsen und das Wasser blau über den Korallen war. Die Nacht war tief, war frei — sie hatte etwas Verführerisches, war eine Lockung, eine Verheißung, eine Zuflucht vor Wirren und Liebe! Ein Muttersöhnchen, das an den Rücken seiner Mutter hing — —! Seine Wangen brannten. Er schloß das Fenster, zog die Vorhänge zu, löschte das Licht aus und ging nach oben.

Die Tür seines Zimmers war offen, das Licht angedreht, seine Mutter, noch in ihrem Abendkleid, stand am Fenster. Sie wandte sich um und sagte: „Setz dich, Jon, laß uns miteinander reden.“ Sie setzte sich auf den Fensterplatz, Jon auf sein Bett. Ihr Profil war ihm zugewandt, und die Schönheit und Anmut ihrer Gestalt, die zarte Linie der Brauen, die Nase, der Hals, die fremdartige und beinah abgeklärte Vornehmheit in ihr rührten ihn. Seine Mutter gehörte nie zu ihrer Umgebung. Sie kam gleichsam von irgendwoher hinein! Was wollte sie ihm sagen, der selbst so viel auf dem Herzen hatte?

„Ich weiß, daß Fleur heute hier gewesen ist. Es überrascht mich nicht.“ Es war, als hätte sie hinzugefügt: „Sie ist die Tochter ihres Vaters!“ Und Jons Herz verhärtete sich. Irene fuhr ruhig fort: „Ich habe Vaters Brief. Ich hob ihn neulich auf und behielt ihn. Willst du ihn wiederhaben, Lieber?“ Jon schüttelte den Kopf. „Ich hatte ihn natürlich gelesen, bevor er ihn dir gab. Er ist meiner Schuld nicht ganz gerecht geworden.“ „Mutter!“ kam es von Jons Lippen. „Er stellte es sehr liebevoll dar, aber ich weiß, daß ich etwas Furcht-

bares tat, als ich Fleurs Vater ohne Liebe heiratete. Eine unglückliche Ehe, Jon, kann, ganz abgesehen von dem eigenen, solche Verheerung im Leben anderer anrichten. Du bist furchtbar jung, mein Liebling, und ungeheuer liebevoll. Glaubst du, daß es dir möglich sein würde, mit diesem Mädchen glücklich zu sein?“ Auf ihre dunkeln Augen starrend, die durch den Schmerz jetzt noch dunkler schienen, erwiderte Jon: „Ja, o ja — wenn du es wärst!“ Irene lächelte. „Bewunderung der Schönheit und Verlangen nach Besitz ist nicht Liebe. Wenn dein Fall dem meinen gliche, Jon — wo das Tiefste verschüttet ist; im Fleisch vereint, und geistig im Kampf!“ „Warum sollte es das, Mutter? Du denkst, sie müsse sein wie ihr Vater, aber das ist sie nicht. Ich habe ihn gesehen.“ Wieder kam das Lächeln auf Irenens Lippen, und in Jon bebte etwas; es lag solche Ironie und so viel Erfahrung darin. „Du bist der Gebende, Jon, und sie die Nehmende.“ Wieder dieser unwürdige Zweifel, wieder die spukende Ungewißheit! Er sagte heftig: „Das ist sie nicht — das ist sie nicht! Nur kann ich es nicht ertragen, dich unglücklich zu machen, Mutter, wo Vater jetzt —“ Er schlug mit den Fäusten an die Stirn. Irene erhob sich: „Ich sagte dir neulich in der Nacht, du solltest dich um mich nicht kümmern. Ich meinte es auch. Denke an dich selbst und an dein Glück. Ich kann ertragen, was noch kommt. Ich habe es selbst über mich gebracht.“ Wieder brach das Wort „Mutter“ von Jons Lippen. Sie kam zu ihm herüber und legte die Hände auf die seinen. „Schmerzt dein Kopf, Liebling?“ Jon schüttelte ihn. Was er fühlte, saß in der Brust — es war wie ein Zerreißen des Gewebes darin durch die beiden Lieben. „Ich werde dich immer in gleicher Weise lieben, Jon, was du auch tun magst. Du wirst nichts einbüßen.“ Sie strich ihm leise übers Haar und ging von ihm. Er hörte die Tür schließen, warf sich aufs Bett und lag atemlos, mit einem schrecklichen Gefühl im Herzen da, das er zu unterdrücken suchte.

## SIEBENTES KAPITEL

### BOTSCHAFT

Als Soames um die Teezeit nach ihr fragte, erfuhr er, daß Fleur seit zwei Uhr mit dem Auto fort war. Drei Stunden! Wohin war sie gefahren? Nach London, ohne ihm ein Wort zu sagen? Er hatte sich mit den Autos nie recht versöhnen können. Als der geborene Empi-

riker, oder Forsyte, der er war, hatte er sie im Prinzip begrüßt, da er jedes Symptom des Fortschritts billigte, wenn er fand, daß anders nicht mehr auszukommen war. Eigentlich aber sah er sie als rasende, ungestalte, übelriechende Dinger an. Annettens wegen hatte er eins anschaffen müssen — einen Rollhard mit perlgrauen Polstern, elektrischem Licht, kleinen Spiegeln, Schalen für die Zigarettenasche, Blumenvasen — alles mit einem Geruch von Maschinöl und stark duftender Stephanotis — und betrachtete es, wie er seinen Schwager Montague Dartie zu betrachten gepflegt. Das Ding war typisch für alles, das flott, unsicher und schmierig unter der Oberfläche des modernen Lebens war. Wie das moderne Leben flotter, lockerer und jünger wurde, wurde Soames älter, bedächtiger und im Denken und Sprechen seinem Vater immer ähnlicher. Er merkte es beinahe selbst. Der Gang der Dinge und ihr Fortschritt gefiel ihm immer weniger, es war auch etwas Prahlerisches an so einem Auto, das er bei der herrschenden Arbeiterstimmung für aufreizend hielt. Bei einer Gelegenheit hatte Sims, dieser Bursche, sein Chauffeur, einen Hund, den einzigen festen Besitz eines Arbeiters, überfahren. Soames hatte das Benehmen des Eigentümers nicht vergessen, wo doch nicht viele Leute angehalten hätten, die Sache wiedergutzumachen. Es tat ihm leid um das Tier, und er wäre völlig bereit gewesen, seine Partei gegen das Auto zu nehmen, wenn der Grobian nicht so unverschämt gewesen wäre. — Vier Stunden wurden bald fünf, und noch immer keine Fleur. All die alten Autoerfahrungen, die er persönlich und als Anwalt gemacht, ballten sich in ihm zusammen, und ein drückendes Gefühl in der Herzgrube beunruhigte ihn. Um sieben telephonierte er an Winifred. Nein! Fleur war nicht in der Green Street gewesen. Wo konnte sie nur sein? Visionen von seiner geliebten Tochter, in ihre hübschen Plisséeeröcke gewickelt, durch einen schrecklichen Unglücksfall mit Blut und Staub beschmutzt, begannen ihn heimzusuchen. Er ging in ihr Zimmer und spähte unter ihren Sachen. Sie hatte nichts mitgenommen — keinen Koffer, keinen Schmuck. Und obwohl dies einerseits eine Erleichterung war, erhöhte es seine Furcht vor einem Unfall. Es war entsetzlich, allein und hilflos zu sein, wenn man sein Liebstes vermißt, namentlich wo er es nicht ertragen konnte, öffentlich irgendwie Aufsehen zu erregen! Was sollte er tun, wenn sie bei Anbruch der Nacht nicht zurück war?

Ein Viertel vor acht hörte er das Auto. Ein schwerer Stein war ihm vom Herzen genommen, er eilte hinunter. Sie stieg eben aus — sah blaß und müde aus, aber sonst war alles in Ordnung. Er er-



wartete sie in der Halle. „Du hast mich erschreckt. Wo bist du gewesen?“ „In Robin Hill. Es tut mir leid, Vater. Ich mußte hin, ich erzähle es dir nachher.“ Und mit einem flüchtigen Kuß lief sie die Treppe hinauf. Soames wartete im Wohnzimmer. In Robin Hill! Was bedeutete das?

Beim Essen, das die Anwesenheit des Butlers erforderte, konnten sie über dieses Thema nicht sprechen. Die Qualen, die Soames durchgemacht, die Erleichterung, die er empfand, sie sicher wiederzuhaben, schwächten seine Macht, zu verdammen, was sie getan, oder sich dem zu widersetzen, was sie tun wollte; er wartete gespannt auf ihre Enthüllungen. Das Leben war sehr sonderbar. Er war jetzt fünfundsechzig und hatte die Dinge nicht fester in der Gewalt, als wenn er nicht vierzig Jahre damit zugebracht hätte, Sicherheiten zu schaffen — immer gab es etwas, mit dem nicht zurechtzukommen war! In der Tasche seines Jacketts war ein Brief von Annette. Sie wollte in vierzehn Tagen zurückkommen. Er wußte nichts von dem, was sie da draußen trieb. Und er war froh, daß er nichts davon wußte. Ihre Abwesenheit war eine Erleichterung gewesen. Aus den Augen hieß hier aus dem Sinn! Und nun kam sie zurück. Neue Plagen! Und Bolderbys ‚Old Crome‘ war verkauft — Dumetrius hatte es bekommen — weil er nach Empfang des anonymen Briefes nicht mehr daran gedacht hatte. Heimlich bemerkte er den abgespannten Ausdruck im Gesicht seiner Tochter, als starre auch sie auf ein Bild, das sie nicht kaufen konnte. Er wünschte sich beinahe den Krieg zurück. Damals schienen Qualen nicht ganz so quälend. An der Zärtlichkeit ihrer Stimme, dem Ausdruck ihres Gesichts erkannte er, daß sie etwas von ihm wollte, und war unsicher, ob es klug von ihm wäre, es ihr zu geben. Er schob seinen Nachtschisch ungegessen zurück und rauchte sogar eine Zigarette mit ihr.

Nach dem Essen setzte sie das mechanische Klavier in Gang. Und er fürchtete das Schlimmste, als sie sich auf einen Schemel vor ihm setzte und ihre Hand auf die seine legte. „Liebster, sei gut zu mir. Ich mußte Jon sehen — er hatte mir geschrieben. Er will versuchen, was er mit seiner Mutter tun kann. Aber ich habe es mir überlegt. Es liegt eigentlich in deiner Hand, Vater. Wenn du sie überzeugen könntest, daß wir keineswegs im Sinne haben, die Vergangenheit wieder heraufzubeschwören! Daß ich die Deine bleibe und Jon der Ihre, daß du ihn oder sie niemals zu sehen brauchtest und sie niemals mich oder dich. Nur du könntest sie davon überzeugen, Lieber, weil nur du es versprechen könntest. Man kann nichts für andere

versprechen. Es wäre dir doch gewiß nicht zu peinlich, sie nur dies eine Mal zu sehen — wo Jons Vater jetzt tot ist?“ „Zu peinlich?“ wiederholte Soames, „die ganze Sache ist widersinnig.“ „Ich glaube“, sagte Fleur, ohne aufzublicken, „im Grunde wäre es dir nicht unangenehm, sie zu sehen.“ Soames schwieg. Ihre Worte hatten eine zu tiefe Wahrheit ausgedrückt, als daß er es zugeben konnte. Sie schob ihre Finger zwischen die seinen — sie schmiegt sich heiß, schlank und eifrig an sie. Dies Kind würde mit dem Kopf durch die Wand rennen! „Was soll ich tun, wenn du es nicht willst, Vater?“ sagte sie sehr sanft. „Ich will alles für dein Glück tun“, sagte Soames, „aber dies wäre kein Glück für dich.“ „Oh! doch, doch!“ „Es würde nur alles wieder aufrühren“, sagte er finster. „Aber es ist ja schon alles aufgerührt. Hier handelt es sich darum, sie zu beruhigen. Sie fühlen zu machen, daß es unser Leben ist und nichts mit dem ihren oder deinem zu tun hat. Du kannst es tun, Vater, ich weiß, du kannst es.“ „Du weißt sehr viel“, war Soames' mürrische Antwort. „Wenn du willst, werden Jon und ich ein Jahr warten — zwei Jahre, wenn du willst.“ „Mir scheint“, sagte Soames, „daß dir nichts daran liegt, was ich fühle.“ Fleur drückte seine Hand an ihre Wange. „Doch, Lieber. Aber du wirst mich doch nicht unglücklich sehen wollen.“

Wie sehr sie schmeichelte, ihren Willen durchzusetzen! Mit aller Macht versuchte er zu glauben, daß sie ihn wirklich liebte — er war nicht sicher — war nicht sicher. Ihre ganze Liebe gehörte diesem Jungen! Weshalb sollte er ihr helfen, diesen Jungen zu bekommen, der ihre Liebe für ihn selbst tötete? Weshalb sollte er? Nach den Gesetzen der Forsytes war es töricht! Man hatte nichts davon — nichts! Sie diesem Jungen zu geben! Sie ins Lager des Feindes zu lassen, unter den Einfluß jener Frau, die ihn so tief verletzt hatte! Langsam — unweigerlich — würde er diese Blume seines Lebens verlieren! Und plötzlich merkte er, daß seine Hand naß war. Sein Herz schlug schmerzhaft. Er konnte sie nicht weinen sehen. Rasch legte er die andere Hand auf die ihre, und auch darauf fiel eine Träne. Es ging so nicht weiter! „Still, still“, sagte er, „ich will tun, was ich kann. Komm her, komm!“ Wenn sie es zu ihrem Glücke brauchte — mußte sie es eben haben, er konnte sich nicht weigern, ihr zu helfen. Und um zu verhüten, daß sie ihm etwa dankte, stand er auf und ging an das Klavier — das solchen Lärm machte! Als er herantrat, hörte es mit leisem Summen auf. Er mußte an den Musikkasten seiner Kinderstube denken. An 'The Harmonious Blacksmith' und 'Glorious Port' — dieser Kasten war ihm immer schrecklich gewesen,

wenn seine Mutter ihn an Sonntagnachmittagen hatte spielen lassen. Hier war er wieder — dasselbe Ding, nur größer, teurer, und jetzt spielte er ‚The Wild, Wild Women‘ und ‚The Policemans Holyday‘, aber er ging nicht mehr in schwarzem Samt mit einem himmelblauen Kragen. ‚Profond hatte recht‘, dachte er, ‚es ist nichts daran! Wir schreiten alle dem Grabe entgegen.‘ Und in Gedanken über diesen merkwürdig weisen Ausspruch ging er hinaus.

Er sah Fleur an diesem Abend nicht wieder. Beim Frühstück aber folgten ihre Augen ihm mit einem Flehen, dem er nicht entrinnen konnte — er hatte auch gar nicht die Absicht, es zu versuchen. Nein! Er hatte sich zu dem nervenaufreibenden Geschäft entschlossen. Er wollte nach Robin Hill hinaus — in das Haus der Erinnerungen. Eine angenehme Erinnerung — die letzte! Als er dort war, um den Vater des Knaben und Irene durch die drohende Scheidung voneinander zu trennen. Er hatte seitdem oft gedacht, daß es ihren Bund noch gefestigt hatte. Und jetzt war er im Begriff, den Bund jenes Knaben mit seinem Mädels zu festigen. ‚Ich weiß nicht, was ich verbochen habe‘, dachte er, ‚daß mir solche Dinge auferlegt werden!‘ Er nahm den Zug nach London und von dort nach Robin Hill, und von der Station ging er zu Fuß den langen, ansteigenden Heckenweg, der noch immer ebenso war, wie er ihn seit dreißig Jahren in Erinnerung hatte. Merkwürdig — so nahe bei London! Offenbar gab es hier jemand, der an dieser Gegend hing. Dieser Gedanke beruhigte ihn, als er da langsam zwischen den Hecken hinschritt, um sich nicht zu erhitzen, obgleich es frostig genug war. Schließlich war Land, was man auch sagen mochte, doch etwas Reelles, es änderte sich nicht. Land und gute Bilder! Der Wert mochte ein wenig schwanken, im ganzen genommen aber stieg er beständig — es lohnte, sie zu behalten in einer Welt, wo es soviel Unreelles gab wie billiges Bauen, wechselnde Moden und solch ein ‚Heut rot, morgen tot‘-Geist. Die Franzosen hatten vielleicht recht mit ihrem Bauernlandgut, wenn er auch sonst keine hohe Meinung von ihnen hatte. Sein eigenes Stückchen Land! Das war etwas Solides! Er hatte Bauerngutsbesitzer als dickköpfige Gesellen beschreiben hören; hatte den jungen Mont seinen Vater einen dickköpfigen ‚Morningposter‘ nennen hören — ein respektloser Bursche. Allein es gab schlimmere Dinge, als dickköpfig zu sein oder die ‚Morning Post‘ zu lesen. Da war Profond und seine Sippschaft, und all diese Arbeitervertreter und großmäuligen Politiker, und ‚Wild, Wild Women‘! Eine Menge schlimmer Dinge! Und plötzlich überkam Soames ein Gefühl der Schwäche, ihm ward heiß, und er

schwankte. Es war nur Nervosität vor der Begegnung, die ihm bevorstand! Tante Juley hätte gesagt, seine Nerven wären in einer wahren ‚fatigue‘. Er konnte das Haus jetzt zwischen den Bäumen sehen, das Haus, dessen Bau er bewacht hatte, das für ihn und diese Frau bestimmt war, die, von einem so seltsamen Geschick betroffen, schließlich mit einem andern darin gelebt! Er begann an Dumetrius zu denken, an Darlehen und andere Arten von Kapitalsanlagen. Er durfte ihr nicht mit zitternden Nerven gegenübertreten, wo er eigentlich den Tag des Gerichts auf Erden wie im Himmel für sie repräsentierte, er, die Verkörperung rechtmäßigen Besitzes, der, vermenschlicht, rechtloser Schönheit entgegentrat. Seine Würde verlangte vollkommene Gelassenheit bei dieser Sendung, deren Zweck war, ihre Nachkommen miteinander zu vereinen, die, wenn diese Frau sich richtig benommen hätte, Bruder und Schwester hätten sein können. Die schreckliche Melodie ‚The Wild, Wild Women‘ kam ihm nicht aus dem Sinn, sehr sonderbar, denn Melodien pflegten bei ihm sonst nicht haftenzubleiben. Als er an den Pappeln vor dem Hause vorüberkam, dachte er: ‚Wie sie gewachsen sind, ich habe sie gepflanzt!‘

Ein Mädchen öffnete auf sein Läuten. „Wollen Sie sagen — Mr. Forsyte, in einer besonderen Angelegenheit.“ Wenn sie merkte, wer er war, würde sie ihn wahrscheinlich nicht empfangen. ‚Beim Himmel!‘ dachte er und raffte sich zusammen für den kommenden Stoß. ‚Es ist doch eine vertrackte Geschichte!‘ Das Mädchen kam zurück. ‚Ob der Herr sein Anliegen nicht nennen könne?‘ „Sagen Sie, es betreffe Mr. Jon“, erklärte er. Und wieder war er allein in dieser Halle mit dem Bassin aus grauweißem Marmor, das ihr erster Geliebter entworfen hatte. Ah! Sie war von einer schlimmen Sorte — hatte zwei Männer geliebt, und nicht ihn! Er durfte das nicht vergessen, wenn er ihr jetzt gegenübertrat. Und plötzlich sah er sie in dem sich öffnenden Spalt zwischen den langen, purpurnen Vorhängen, schwankend, als zögere sie; die alte vollkommene Haltung und Linie, der alte dunkeläugige, erschreckende Ernst, die alte abwehrende Stimme: „Bitte, komm weiter.“ Er ging durch die Öffnung. Wie in der Bildergalerie und in der Konditorei, fand er sie auch jetzt noch schön. Und es war das erste Mal — das allererste —, seit er sie vor sechsunddreißig Jahren geheiratet hatte, daß er, ohne das gesetzliche Recht, sie sein zu nennen, zu ihr sprach. Sie war nicht in Schwarz — eine der radikalen Ideen jenes Menschen vermutlich.

„Bitte mein Kommen zu verzeihen“, sagte er finster, „aber diese Angelegenheit muß irgendwie geordnet werden.“ „Willst du nicht



Platz nehmen?“ „Nein, danke.“ Zorn über seine schiefe Stellung, Ungeduld über das Zeremonielle zwischen ihnen hielten ihn im Zaume, und die Worte kamen abgerissen heraus: „Es ist ein teuflisches Verhängnis, ich habe getan, was ich konnte, davon abzuraten. Eine wahnsinnige Idee von meiner Tochter, aber ich bin gewohnt, Nachsicht mit ihr zu haben, deshalb bin ich hier. Ich vermute, daß du deinen Sohn liebst.“ „Innig!“ „Nun, und?“ „Ich überlasse es ihm.“ Er hatte das Gefühl, hintergangen und verhöhnt zu sein. Immer — immer hatte sie ihn verhöhnt, selbst in jenen ersten Tagen ihrer Ehe. „Es ist ein verrückter Einfall“, sagte er. „Das ist es.“ „Wenn du nur — —! Ja — sie hätten — —“ Er vollendete den Satz ‚Bruder und Schwester sein und uns all dies ersparen können‘ nicht, aber er sah sie schauern, als wenn er es gesagt hätte, und verletzt ging er ans Fenster hinüber. Dort draußen waren die Bäume nicht gewachsen — sie konnten nicht, sie waren zu alt!

„Soweit es mich betrifft“, sagte er, „kannst du beruhigt sein. Ich wünsche weder dich noch deinen Sohn zu sehen, falls diese Heirat zustande kommt. Junge Leute sind heutzutage — ganz unberechenbar. Aber ich ertrage es nicht, meine Tochter unglücklich zu sehen. Was soll ich ihr sagen, wenn ich zurückkomme?“ „Sage ihr bitte, was ich dir sagte, es bleibt Jon überlassen.“ „Du widersetzt dich der Sache nicht?“ „Von ganzem Herzen, aber nicht mit Worten.“ Soames stand da und nagte an seinem Finger. „Ich erinnere mich eines Abends — —“, sagte er plötzlich und verstummte dann. Was war das — was war es nur in dieser Frau, das mit seinem Haß und seiner Verurteilung nicht in Einklang zu bringen war? „Wo ist dein Sohn?“ „Oben im Atelier seines Vaters, glaube ich.“ „Vielleicht könntest du ihn herunterbitten.“ Er beobachtete, wie sie klingelte und das Mädchen hereinkam. „Bitte sagen Sie Mr. Jon, daß ich ihn sprechen möchte.“ „Wenn es ihm überlassen bleibt“, sagte Soames hastig, als das Mädchen gegangen war, „ist wahrscheinlich anzunehmen, daß diese unnatürliche Heirat zustande kommen wird; in diesem Falle werden Formalitäten notwendig sein. An wen habe ich mich zu wenden — an Herrings?“ Irene nickte. „Du beabsichtigst nicht, mit ihnen zu leben?“ Irene schüttelte den Kopf. „Was geschieht mit diesem Hause?“ „Es geschieht alles, wie Jon es wünscht.“ „Dies Haus“, sagte Soames plötzlich: „Ich hatte Hoffnungen, als ich es bauen ließ. Wenn sie darin wohnten — unsere Kinder! — Man sagt, es gebe eine Nemesis. Glaubst du daran?“ „Ja.“ „Oh! Wirklich!“

Er war vom Fenster zurückgekommen und hatte sich dicht neben

Irene gestellt, die wie Zuflucht suchend in der Ausbuchtung ihres großen Flügels stand. „Ich werde dich wahrscheinlich nicht wiedersehen“, sagte er langsam: „Willst du mir die Hand reichen“ — seine Lippen bebten, die Worte kamen ruckweise — „und die Vergangenheit tot sein lassen?“ Er streckte die Hand aus. Ihr blasses Gesicht ward noch blasser, ihre Augen ganz dunkel, sie waren unbeweglich auf die seinen gerichtet, ihre Hände hielt sie gefaltet vor sich. Er vernahm ein Geräusch und wandte sich um. Der Junge stand in der Öffnung des Vorhangs. Er sah sehr merkwürdig aus, kaum als der junge Bursche wiederzuerkennen, den er in der Galerie nahe der Cork Street gesehen hatte — verstört, starr, das Haar zerzaust, die Augen tief in ihren Höhlen. Soames machte eine Anstrengung und sagte mit einem Heben der Lippen, das nicht ganz ein Lächeln war und nicht ganz Hohn:

„Nun, junger Mann! Ich bin meiner Tochter wegen hier; es hängt hier alles von Ihnen ab — wie es scheint. Ihre Mutter legt die Sache in Ihre Hände.“ Der junge Mann fuhr fort, seine Mutter anzustarren, und gab keine Antwort. „Um meiner Tochter willen habe ich es über mich gebracht, herzukommen“, sagte Soames. „Was soll ich ihr sagen, wenn ich zu ihr zurückkomme?“ Den Blick immer noch auf seine Mutter gerichtet, sagte der junge Mann ruhig: „Sagen Sie Fleur bitte, daß es keinen Zweck hat; ich muß handeln, wie mein Vater es gewünscht hat, bevor er starb.“ „Jon!“ „Laß gut sein, Mutter!“ Mit einer gewissen Verblüfftheit blickte Soames von einem zum andern, nahm dann seinen Hut und Schirm, die er auf einen Stuhl gelegt hatte, und ging auf den Vorhang zu. Der junge Mann trat zur Seite, um ihn vorbeizulassen. Er ging hindurch und hörte das Rascheln der Ringe, als die Vorhänge hinter ihm zugezogen wurden. Der Ton löste etwas in seiner Brust. „Also das wäre getan!“ dachte er und ging durch die Haustür.

## ACHTES KAPITEL

### DIE WEHMÜTIGE MELODIE

Als Soames das Haus in Robin Hill verließ, brach die Sonne in nebliger Helligkeit durch das Grau dieses frostigen Nachmittags. Völlig absorbiert von der Landschaftsmalerei, hatte er selten ernstlich die Wirkungen der Natur draußen beachtet, war aber jetzt be-

troffen von dem schwermütigen Glanz — es war eine sieghafte Trauer, die zu seinem eigenen Gefühl paßte. Sieg in der Niederlage! Seine Sendung war umsonst gewesen! Aber er war diese Leute los, hatte seine Tochter wiedergewonnen, wenn auch auf Kosten — ihres Glückes. Was würde Fleur dazu sagen? Würde sie glauben, daß er getan, was er konnte? Und in dem Sonnenlicht, das auf den Ulmen, den Haselnußsträuchern, dem Holunder der Hecken und den unbebauten Feldern flimmerte, dachte Soames voll Besorgnis an Fleur. Es würde sie schrecklich aufregen! Er mußte an ihren Stolz appellieren. Der junge Mann hatte sie aufgegeben, sich zu der Partei der Frau erklärt, die vor langer Zeit ihren Vater aufgegeben hatte! Soames ballte die Hände. Ihn aufgegeben, und warum? Was hatte sie an ihm auszusetzen gehabt? Und wieder empfand er das Unbehagen eines Menschen, der sich wie mit den Augen eines andern betrachtet — wie ein Hund, der zufällig im Spiegel sein Bild erblickt und verwirrt und gängstigt ist durch dessen Ungreifbarkeit.

Da er keine Eile hatte, nach Haus zu kommen, speiste er im Klub in der Stadt. Während er eine Birne aß, kam ihm plötzlich der Gedanke, daß der junge Mann sich vielleicht nicht so entschieden hätte, wenn er nicht nach Robin Hill gekommen wäre. Er erinnerte sich des Ausdrucks in seinem Gesicht, als seine Mutter seine Hand zurückwies, die er ihr entgegengestreckt. Ein sonderbarer, törichter Gedanke! Hatte Fleur ihrer Sache genützt, als sie versuchte, sich Gewißheit zu verschaffen?

Um halb neun langte er zu Haus an. Während sein Auto durch den einen Torweg hineinfuhr, hörte er das knirschende Geräusch eines Motorrades, das durch das andere Tor hinausfuhr. Der junge Mont wahrscheinlich, also war Fleur nicht allein gewesen. Aber er ging mit schwerem Herzen hinein. Sie saß in dem cremefarben getäfelten Wohnzimmer, mit dem Ellbogen auf den Knien, das Kinn in die gefalteten Hände gestützt, vor einem weißen Kameliensock, der den Kamin füllte. Der Blick auf sie, bevor sie ihn sah, erneute seine Besorgnis. Was sah sie zwischen den weißen Kamelien?

„Nun, Vater?“ Soames schüttelte den Kopf. Ihm versagten die Worte. Es war eine mörderische Aufgabe! Er sah ihre Augen sich weiten, ihre Lippen beben. „Was? Was? Schnell, Vater!“ „Meine Liebe“, sagte Soames, „ich — ich tat mein möglichstes, aber —“ Und wieder schüttelte er den Kopf. Fleur lief zu ihm hin und legte eine Hand auf jede seiner Schultern. „Sie?“ „Nein“, murmelte Soames, „er. Ich sollte dir sagen, daß es keinen Zweck habe; er müsse handeln,

wie sein Vater es wünschte, bevor er starb.“ Er umfing sie. „Komm, Kind, kränke dich nicht ihretwegen. Sie sind deinen kleinen Finger nicht wert.“ Fleur riß sich von ihm los. „Du hast nicht — du kannst es nicht versucht haben! Du — o du betrügst mich, Vater!“ Bitter verletzt starrte Soames auf ihr leidenschaftlich verzerrtes Gesicht. „Du hast es nicht versucht — hast es nicht getan — ich war eine Törlin — ich glaube nicht, daß er das konnte — daß er das jemals könnte! Erst gestern hat er — —! Ach! Warum habe ich dich darum gebeten?“ „Ja“, sagte Soames ruhig, „weshalb tatest du das? Ich verbarg meine Gefühle, ich tat für dich, was ich vermochte, gegen meine Überzeugung — und dies ist mein Lohn. Gute Nacht!“ Jeder Nerv in ihm zuckte, und er ging auf die Tür zu. Fleur stürzte ihm nach. „Er gibt mich auf? Meinst du das, Vater?“ Soames wandte sich um und zwang sich, zu sagen: „Ja.“ „Oh!“ rief Fleur, „was hast du denn getan — was kannst du in den alten Tagen denn getan haben?“ Das atemraubende Gefühl dieser ungeheuerlichen Ungerechtigkeit durchschnitt die Kraft, zu sprechen, in Soames' Hals. Was er getan hatte! Was hatten sie ihm getan! Und mit völlig unbewußter Würde legte er die Hand auf die Brust und schaute sie an. „Es ist eine Schande!“ rief Fleur leidenschaftlich.

Soames ging hinaus. Langsam und eisig stieg er zu seiner Bildergalerie hinauf und wandelte unter seinen Schätzen umher. Es war schmachvoll! Oh! Schmachvoll! Sie war verwöhnt! Ach, und wer hatte sie verwöhnt? Er blieb vor der Goya-Kopie stehen. In allem gewöhnt, ihren eigenen Willen zu haben! Blume seines Lebens! Und nun, da sie ihn nicht haben konnte? Er ging ans Fenster, um Luft zu schöpfen. Das Tageslicht war im Erlöschen, der Mond ging auf, golden hinter den Pappeln! Was für ein Ton war das? War es möglich? Der Klavierkasten! Eine schwermütige Melodie, mit Lärm und Spektakel! Sie hatte es aufgezogen — was für ein Trost konnte ihr das sein? Seine Augen sahen eine Bewegung drüben auf dem Rasenplatz unter dem Gitter mit Kletterrosen und den jungen Akazienbäumen, auf die das Mondlicht fiel. Das war sie, auf und nieder wandelnd. Sein Herz zog sich schmerzhaft zusammen. Was würde sie tun unter diesem Schlag? Wie konnte er es sagen? Was wußte er denn von ihr — er hatte sie nur geliebt sein Leben lang — hatte sie als seinen Augapfel betrachtet! Er wußte nichts — hatte keine Ahnung. Da war sie — und die schwermütige Melodie — und der schimmernde Fluß im Mondschein! ‚Ich muß hinuntergehen‘, dachte er. Er eilte ins Wohnzimmer hinab, das noch erleuchtet war, wie er



es verlassen hatte — das Klavier trommelte den Walzer oder Fox-trott oder wie sie es sonst nennen mochten —, und ging auf die Veranda hinaus.

Wo konnte er sie beobachten, ohne daß sie ihn sah? Er stahl sich durch den Obstgarten zum Bootshaus hinunter. Jetzt war er zwischen ihr und dem Fluß, und ihm ward leichter ums Herz. Sie war seine Tochter und Annettens — sie würde nichts Törichtes tun; doch — man konnte nicht wissen! Von dem Bootshausfenster aus konnte er die letzte Akazie sehen und den Schwung ihres Kleides, wenn sie sich auf ihrem ruhelosen Gang umwandte. Die Melodie war endlich abgespielt — dem Himmel sei Dank! Er ging durch das Zimmer und sah vom andern Fenster auf das Wasser, das langsam an den Lilien vorbeifloß. Es bildete dort kleine Blasen, ganz helle, wo ein Mondstrahl darauf fiel. Er dachte plötzlich an den frühen Morgen, wo er im Bootshaus geschlafen hatte, nachdem sein Vater gestorben und sie eben geboren war — vor beinahe neunzehn Jahren! Selbst jetzt erinnerte er sich der ungewohnten Welt beim Erwachen, des sonderbaren Gefühls, das er dabei gehabt. An dem Tage hatte die zweite Leidenschaft seines Lebens begonnen — für sein Mädel dort, das unter den Akazien wandelte. Welch ein Trost sie ihm gewesen war! Und alles Weh, das die Kränkung ihm verursacht, war vergessen. Wenn er sie nur wieder glücklich sehen könnte, machte er sich nichts daraus! Eine Eule flog krächzend vorüber; eine Fledermaus huschte vorbei; das Mondlicht erhellte das Wasser und breitete sich darauf aus. Wie lange hatte sie die Absicht, so umherzuwandern? Er ging zum Fenster zurück, und plötzlich sah er sie zum Ufer herunterkommen. Sie stand ganz nahe, auf dem Landungssteg. Und Soames beobachtete sie mit geballten Händen. Sollte er sie ansprechen? Seine Erregung war ungeheuer. Die Ruhe ihrer Gestalt, ihre Jugend, ihr Aufgehen in der Verzweiflung, der Sehnsucht, diese Versunkenheit. Er würde nie vergessen, wie sie vom Mond beschienen dort stand; und auch den leisen süßen Dunst vom Flusse und das Beben der Weidenblätter nicht. Sie besaß alles in der Welt, was er ihr geben konnte, außer dem einen, das sie seinetwegen nicht haben konnte. Das Widersinnige darin tat ihm weh in diesem Moment, wie eine Fischgräte im Halse es getan hätte.

Dann sah er sie mit unendlicher Erleichterung umkehren und auf das Haus zugehen. Was konnte er ihr geben, um sie zu entschädigen? Perlen, Reisen, Pferde oder andere junge Männer — was sie wünschte —, damit er die junge einsame Gestalt am Wasser ver-

gessen könnte! Da! Sie hatte wieder diese Melodie aufgezo- gen! Das war ja eine Manie! Schwermütig, trommelnd, leise kam es aus dem Haus. Es war, als hätte sie gesagt: ‚Wenn ich nicht etwas habe, mich aufrecht zu halten, sterbe ich daran.‘ Soames hatte ein dunkles Ver- ständnis dafür. Nun, wenn es ihr half, mochte es die ganze Nacht weitertrommeln. Er stahl sich durch den Obstgarten zurück und er- reichte die Veranda. Obgleich er vorhatte, hineinzugehen und mit ihr zu sprechen, zögerte er doch, da er nicht wußte, was er sagen sollte, und eifrig versuchte er sich zurückzurufen, wie es tut, in der Liebe getäuscht zu werden. Er hätte es wissen müssen, hätte sich er- innern müssen — und er konnte es nicht! Vorbei — alle wirkliche Erinnerung, außer, daß es ihn furchtbar geschmerzt hatte. In diesem Gefühl der Leere wischte er mit seinem Taschentuch über Hände und Lippen, die sehr trocken waren. Wenn er den Kopf vorstreckte, konnte er Fleur gerade sehen, die mit dem Rücken an dem Klavier stand, das immer noch seine Melodie mahlte, die Arme eng über der Brust gekreuzt, eine angezündete Zigarette zwischen den Lippen, deren Rauch ihr Gesicht halb verhüllte. Der Ausdruck in ihm war Soames fremd, die Augen leuchteten und starrten, und jeder Zug darin war voll tiefer Verachtung und Zorn. Ein- oder zweimal hatte er Annette so gesehen — das Gesicht war zu lebhaft, zu nackt, nicht das seiner Tochter in diesem Moment. Und er wagte nicht, hinein- zugehen, denn er erkannte die Nutzlosigkeit jedes Versuchs, zu trösten. Er setzte sich in den Schatten der Kaminecke.

Das Schicksal hatte ihm einen ungeheuerlichen Streich gespielt! Nemesis! Die alte unglückliche Ehe! Und warum — um Himmels willen? Wie hatte er wissen können, als er Irene so leidenschaftlich beehrte und sie einwilligte, die Seine zu werden, daß sie ihn nie lieben würde? Die Melodie verhallte, begann aufs neue und ver- hallte abermals, und immer noch saß Soames im Schatten und war- tete, er wußte nicht worauf. Der Rest von Fleurs Zigarette, zum Fenster hinausgeworfen, fiel auf den Rasen; er beobachtete das Glimmen und Verglühen. Der Mond stand jetzt frei über den Pap- peln und goß sein wesenloses Licht über den Garten aus. Trostloses Licht, geheimnisvoll, unnahbar, wie die Schönheit jener Frau, die ihn nie geliebt — es hüllte die Blüten in ein unirdisches Gewand. Blumen! Und seine Blume so unglücklich! Ach! Warum konnte man Glück nicht in Aktien anlegen, sie sorgsam aufbewahren und gegen das Fallen versichern?

Es flutete kein Licht mehr durch das Wohnzimmerfenster. Alles

war still und dunkel drinnen. War sie nach oben gegangen? Er erhob sich, und auf den Zehenspitzen lugte er hinein. Es schien so! Er trat ein. Die Veranda verdeckte den Mondschein, und anfangs vermochte er nichts zu sehen als die Umrisse der Möbel, die schwärzer waren als die Finsternis. Er tastete sich zu dem entlegeneren Fenster, um es zu schließen. Sein Fuß stieß an einen Stuhl, und er vernahm ein Stöhnen. Da war sie, zusammengekauert in eine Ecke des Sofas gedrückt! Seine Hand zögerte. Brauchte sie seinen Trost? Er stand da und starrte auf den Knäuel zerdrückter Volants, Haar und anmutiger Jugend, die den Versuch machte, sich einen Weg aus dem Kummer heraus zu graben. Wie konnte er sie hier so lassen? Schließlich berührte er ihr Haar und sagte: „Komm, Liebling, es ist besser, zu Bett zu gehen. Ich werde dich irgendwie dafür entschädigen.“ Wie töricht! Aber was hätte er sagen können?

## NEUNTES KAPITEL

### UNTER DER EICHE

Als ihr Besucher sich entfernt hatte, standen Jon und seine Mutter schweigend da, bis er plötzlich sagte: „Ich hätte ihn hinausbegleiten sollen.“ Aber Soames war bereits auf dem Fahrweg, und Jon ging in das Atelier seines Vaters hinauf und wagte sich nicht zurück.

Der Ausdruck im Gesicht seiner Mutter, als sie dem Manne gegenüberstand, mit dem sie einst verheiratet war, hatte seinen Entschluß besiegelt, den er gefaßt, seit sie ihn in der vorigen Nacht verlassen hatte. Er war der letzte Anstoß dazu. Fleur zu heiraten, wäre ein Schlag ins Gesicht für seine Mutter, hieße seinen toten Vater betrügen! Er konnte es nicht tun! Jons Natur war durchaus nicht nachtragend. Er grollte seinen Eltern nicht in diesen Stunden des Schmerzes. Für seine Jugend besaß er eine merkwürdige Gewalt, die Dinge in einem gewissen Verhältnis zueinander zu sehen. Es war schlimmer für Fleur, sogar schlimmer für seine Mutter, als es für ihn war. Härter als aufzugeben, war aufgegeben zu werden oder die Ursache dazu zu sein, daß jemand, den man liebte, etwas aufgeben mußte. Er durfte nicht, wollte nicht grollen! Während er dort stand und die langsam untergehende Sonne beobachtete, hatte er wieder die plötzliche Vision von der Welt, die er in der Nacht vorher gehabt. Meere über Meere, Land über Land, Millionen von Leuten, alle mit ihrem

eigenen Leben, ihren Kräften, ihren Freuden, ihrem Kummer und Leid — alle mit Dingen, die sie aufgeben mußten, und jeder mit seinem besonderen Kampf ums Dasein. Selbst wenn er bereit wäre, alles sonst für das eine aufzugeben, das er nicht haben konnte, wäre er ein Narr, zu glauben, daß seine Gefühle viel zu sagen hätten in einer so großen Welt, und sich zu benehmen wie ein Schreibaby oder ein schlechter Kerl. Er stellte sich die Menschen vor, die nichts besaßen — die Millionen, die ihr Leben im Kriege gelassen, die Millionen, denen der Krieg das Leben gelassen und sonst nur wenig; die hungernden Kinder, von denen er las, die verstümmelten Männer, Leute in Gefängnissen, alle Arten von Unglücklichen. Doch — es half ihm nicht viel. Wenn man nichts zu essen hatte, welch ein Trost war es, zu wissen, daß es andern ebenso ging? Der Gedanke, von hier fortzukommen, in die weite Welt hinaus, von der er noch nichts kannte, war eher eine Ablenkung für ihn. Er konnte nicht weiter hier bleiben, gehegt und beschützt, wo alles so bequem und schön war, und nichts zu tun als zu grübeln und daran zu denken, was hätte sein können. Er konnte nicht zurück nach Wansdon mit den Erinnerungen an Fleur. Wenn er sie wiedersah, konnte er sich nicht trauen; und wenn er hier blieb oder dorthin zurückging, würde er sie sicher sehen. Solange sie einander erreichbar waren, mußte es dazu kommen. Weit fort zu gehen, und zwar rasch, war das einzige, was er tun mußte. Doch so sehr er seine Mutter auch liebte, wünschte er nicht, mit ihr fortzugehen. Dann aber hatte er das Gefühl, brutal zu sein, und beschloß verzweifelt, ihr vorzuschlagen, mit ihm nach Italien zu gehen. Zwei Stunden lang versuchte er, in dem melancholischen Raum sich zu beherrschen, dann zog er sich feierlich zum Essen an.

Seine Mutter hatte es ebenfalls getan. Sie aßen wenig, und sie sprachen über den Katalog seines Vaters. Die Ausstellung war für Oktober bestimmt, und außer einigen schriftlichen Einzelheiten war nichts mehr zu tun. Nach dem Essen zog sie einen Mantel an, und sie gingen hinaus, unterhielten sich eine Weile und blieben schließlich schweigend unter der Eiche stehen. Von dem Gedanken geleitet: „Wenn ich mir etwas merken lasse, merkt sie alles“, schob Jon seinen Arm unter den ihren und sagte wie zufällig: „Laß uns nach Italien gehen, Mutter.“ Irene drückte seinen Arm und sagte ebenso: „Das wäre sehr schön, aber ich dachte, du müßtest mehr sehen und mehr tun, als du es würdest, wenn ich mit dir wäre.“ „Aber dann bleibst du allein.“ „Ich war einst mehr als zwölf Jahre allein. Außerdem



wäre ich gern zur Eröffnung von Vaters Ausstellung hier.“ Jons Griff um ihren Arm ward fester, er ließ sich nicht täuschen. „Du kannst nicht ganz allein hier bleiben, das Haus ist zu groß.“ „Nicht hier vielleicht. In London aber, und ich könnte nach Paris gehen, wenn die Ausstellung eröffnet ist. Du müßtest mindestens ein Jahr für dich haben, Jon, und die Welt sehen.“ „Ja, ich würde gern die Welt sehen und mich durcharbeiten. Aber ich möchte dich nicht ganz allein lassen.“ „Mein Lieber, das wenigstens bin ich dir schuldig. Es ist zu deinem Besten und zu dem meinen. Warum nicht morgen aufbrechen? Du hast ja deinen Paß.“ „Ja, wenn ich gehe, wäre es das beste, es gleich zu tun. Nur — Mutter — wenn — wenn ich mich entschließen sollte, irgendwo draußen zu bleiben — in Amerika oder sonstwo, würdest du dann später nachkommen?“ „Wann und wohin du mich haben willst. Aber schreibe nicht nach mir, bis du mich wirklich brauchst.“ Jon holte tief Atem. „Ich finde England erstickend.“ Sie blieben noch ein paar Minuten unter der Eiche stehen und blickten in die abendlich verhüllte Ferne. Die Zweige verbargen das Mondlicht vor ihnen, so daß es nur auf die Felder und weit dahinter fiel, auch auf die Fenster des umrankten Hauses, das bald zu vermieten sein würde.

## ZEHNTE KAPITEL

### FLEURS HOCHZEIT

Die Oktoberberichte, die die Hochzeit Fleur Forsytes mit Michael Mont beschrieben, wurden der symbolischen Bedeutung dieses Ereignisses kaum gerecht. Die Vereinigung der Urenkelin des ersten Forsyte mit dem Erben eines neunten Baronet war das äußere und sichtbare Zeichen der Verschmelzung der Klassen, die die Stabilität eines Reiches stützen. Die Zeit war gekommen, wo die Forsytes ihre natürliche Abneigung gegen allen überflüssigen ‚Firlefanz‘, der nicht zu ihnen paßte, aufgeben und ihn als die noch natürlichere Beigabe ihrer Stellung annehmen mußten. Überdies waren sie genötigt, emporzusteigen, um für all die neuen Reichen Platz zu machen. Bei der stillen, aber geschmackvollen Zeremonie in Hanover Square und danach in der Wohnung in der Green Street war es für diejenigen, die nicht Bescheid wußten, unmöglich, die Forsytetruppen von dem Montkontingent zu unterscheiden. War auch nur der geringste Unter-

schied zwischen der Hosenfalte, dem Ausdruck seines Schnurrbarts, seiner Aussprache oder dem Glanz seines Zylinders bei Soames und dem neunten Baronet? War Fleur nicht ebenso beherrscht, behende, strahlend, hübsch und herb wie irgendeins der anwesenden jungen Muskham-, Mont- oder Charwell-Mädchen? Wenn die Forsytes etwas voraushatten, war es die Kleidung, ihr Aussehen und ihre Manieren. Sie gehörten jetzt der ‚Oberklasse‘ an, und ihr Name würde nun feierlich im Almanach verzeichnet stehen, ihr Geld mit Landbesitz vereinigt sein. Ob das ein wenig spät geschah und der Lohn ihres Strebens nach Besitz, Land und Geld für den Schmelztiegel bestimmt sein würde – war noch eine so strittige Frage, daß sie gar nicht erörtert wurde. Schließlich hatte Timothy ja gesagt, daß Konsols steigen würden. Timothy, das letzte, das fehlende Glied; Timothy in extremis in der Bayswater Road – so hatte Francie berichtet. Es ging auch das Gerücht, daß der junge Mont so eine Art von Sozialist war – merkwürdig klug von ihm, und eigentlich eine gewisse Versicherung, wenn man die Zeit in Betracht zog, in der sie lebten. In der Hinsicht brauchte man sich nicht zu beunruhigen. Die gutsituierten Klassen begingen diese liebenswürdige Torheit, die eine Gewähr für die Erhaltung der Sitten ist und auf Theorien beschränkt bleibt. Wie George seiner Schwester gegenüber bemerkte: ‚Sie werden bald Junge haben – das wird ihn auf andere Gedanken bringen.‘

Die Kirche mit weißen Blumen und etwas Blauem in der Mitte des Ostfensters sah außerordentlich keusch aus, als bemühe sie sich, dem etwas düstern Stil eines Gottesdienstes, der berechnet war, die Gedanken aller auf den Nachwuchs hinzulenken, das Gegengewicht zu halten. Forsytes, Haymans, Tweetymans saßen in dem linken Seitenschiff, Monts, Charwells und Muskhams in dem rechten, während ein paar Leidensgenossinnen Fleurs aus der Schule und einige von Monts Leidensgenossen aus dem Kriege ohne Unterschied an jeder Seite zuschauten und drei junge Damen, die auf dem Wege vom Kaufhaus zufällig hereingekommen waren, mit zwei Mont-Nachzüglern und Fleurs alter Kinderfrau die Nachhut bildeten. Bei dem unbestimmten Zustand des Landes ein so volles Haus, wie man es nur erwarten konnte.

Mrs. Val Dartie, die mit ihrem Manne in der dritten Reihe saß, drückte ihm während der Trauung mehr als einmal die Hand. Ihr, die das Komplott dieser Tragikomödie kannte, war deren dramatischer Moment beinah peinlich. ‚Ich möchte wissen, ob Jon es instink-

tiv weiß, da draußen in Britisch-Columbia', dachte sie. Sie hatte gerade an diesem Morgen einen Brief von ihm erhalten, der ihr ein Lächeln entlockt hatte. „Jon ist in Britisch-Columbia, Val“, hatte sie zu ihrem Mann gesagt, „weil er nicht in Kalifornien bleiben wollte. Er findet es so schön dort.“ „Oh!“ sagte Val, „also fängt er wieder an, Spaß an etwas zu haben.“ „Er hat etwas Land gekauft und nach seiner Mutter geschrieben.“ „Was in aller Welt will sie da draußen?“ „Jon ist ihr alles. Hältst du es noch immer für eine glückliche Lösung?“ Vals scharfe Augen verengerten sich zu grauen Nadelspitzen zwischen den dunkeln Wimpern. „Fleur hätte gar nicht für ihn gepaßt. Sie stammt nicht von den rechten Leuten.“ „Arme kleine Fleur!“ seufzte Holly. Ach! Sie war seltsam, diese Heirat. Der junge Mann, Mont, hatte sie beim Rückprall in der trostlosen Stimmung einer Schiffbrüchigen natürlich aufgefangen. Solch ein Sturz konnte nur — wie Val es nannte — ein äußerlicher Zufall sein. Von der Rückansicht des Schleiers ihrer jungen Kusine war wenig zu sagen, und Hollys Augen musterten das allgemeine Bild dieser christlichen Hochzeit. Sie, die eine Liebesheirat geschlossen hatte, die glücklich geworden war, hatte ein Grauen vor unglücklichen Ehen. Diese würde vielleicht schließlich keine sein — aber es war eine übereilte, und eine Übereilung auf diese Art mit gemachter Andacht vor einer Menge moderner Freidenker einzusegnen — denn wer dachte anders als frei, oder gar nicht, wenn er so ‚aufgeputzt‘ war — betrachtete sie beinah als Sünde, sofern es in dieser Zeit noch eine gab. Ihre Augen wanderten von dem Prälaten in seinem Ornat (er war ein Charwell — die Forsytes hatten es bis jetzt noch zu keinem Prälaten gebracht) auf Val neben ihr, der — sicherlich — an die Mayflystute mit fünfzehn zu eins für das Cambridgeshire dachte. Sie wanderten weiter und fielen auf das Profil des neunten Baronets bei dem heuchlerischen Prozeß des Niederknien. Sie konnte eben die feste Falte über seinen Knien sehen, wo er seine Beinkleider in die Höhe gezogen hatte, und dachte: ‚Val hatte vergessen, die seinen in die Höhe zu ziehen!‘ Ihre Augen wanderten jetzt zu dem Kirchenstuhl vor ihr, wo Winifred saß, die kräftige Gestalt mit Inbrunst gekleidet, und weiter auf Soames und Annette, die nebeneinander knieten. Ein leises Lächeln kam auf ihre Lippen — Prosper Profond, der von der See zurück war, kniete wohl auch sechs Reihen weiter hinten. Ja! Dies war eine komische ‚kleine‘ Geschichte, wie sie auch ausfallen mochte; allein es war in einer richtigen Kirche und würde morgen früh in richtigen Zeitungen stehen.

Sie hatten angefangen, eine Hymne zu singen, und sie konnte den neunten Baronet über das Seitenschiff hin hören. Ihr kleiner Finger berührte Vals Daumen — sie hielten dasselbe Gesangbuch —, und ein leises Zittern überlief sie, wie vor zwanzig Jahren. Er bückte sich und flüsterte: „Erinnerst du dich der Ratte?“ Der Ratte bei ihrer Hochzeit in der Kapkolonie, die sich hinter dem Tisch des Standesbeamten die Barthaare putzte! Und sie drückte seinen Daumen fest zwischen ihrem dritten und dem kleinen Finger. Die Hymne war aus, der Prälat hatte mit seiner Rede begonnen. Er sprach von den gefährlichen Zeiten, in denen sie lebten, und der schrecklichen Haltung des House of Lords hinsichtlich der Ehescheidung. Sie alle wären Soldaten in den Schützengräben unter den giftigen Gasen des Fürsten der Finsternis — sagte er — und müßten standhaft sein. Der Zweck der Ehe seien Kinder, nicht nur sündige Lust. Ein Teufelchen tanzte in Hollys Augen — Vals Wimpern berührten sich. Was auch geschah, er durfte nicht schnarchen. Ihr Finger und Daumen kniffen ihn in den Schenkel, bis er unruhig wurde.

Die Rede war aus, die Gefahr vorüber. Sie unterschrieben in der Sakristei, und eine allgemeine Entspannung trat ein. Eine Stimme hinter ihr sagte: „Wird sie das Rennen überstehen?“ „Wer ist das?“ flüsterte sie. „Der alte George Forsyte!“ Holly musterte ihn heimlich, sie hatte so oft von ihm gehört. Frisch aus Südafrika, ohne Freunde und Verwandte zu kennen, betrachtete sie jeden von ihnen mit fast kindlicher Neugierde. Er war sehr groß und sehr gewandt; seine Augen gaben ihr das seltsame Gefühl, nicht sonderlich gekleidet zu sein.

„Sie brechen auf“, hörte sie ihn sagen. Sie kamen von der Kanzel her. Holly blickte zuerst in das Gesicht des jungen Mont. Seine Lippen und Ohren zuckten, seine Augen, die von den Füßen zu der Hand in seinem Arm wanderten, starrten plötzlich geradeaus, als müsse er einem feuernden Haufen entgegentreten. Er erweckte in Holly den Eindruck, als sei er in einem geistigen Rausch. Aber Fleur! Ach! Das war ganz etwas anderes! Das Mädchen war ganz gelassen, hübscher denn je in ihren weißen Gewändern und Schleiern über dem kurzgeschnittenen dunkeln kastanienbraunen Haar, ihre Lider verdeckten die ernsten dunkeln haselnußbraunen Augen. Äußerlich schien sie ganz dabei zu sein. Aber innerlich, wo war sie? Als sie vorüberkamen, hob Fleur die Lider — der unstete Blick



dieser klaren Augen erinnerte sie an das Flattern eines gefangenen Vogels im Käfig.

In der Green Street stand Winifred, nicht ganz so gelassen wie sonst, zum Empfang bereit. Soames' Bitte, ihr Haus herzugeben, war in einem sehr kritischen Moment an sie herangetreten. Unter dem Einfluß einer Bemerkung Prosper Profonds hatte sie begonnen, ihre Empireeinrichtung gegen eine expressionistische zu vertauschen. Es waren die amüsantesten Zusammenstellungen mit violetten, grünen und orangefarbenen Tupfen und Kringeln bei Mealard zu haben. Noch einen Monat, und die Umwandlung wäre beendet gewesen. Gerade jetzt stimmten die ‚auffallendsten‘ Rekruten, die sie angeworben, mit der alten Garde nicht recht überein. Es sah aus, als wäre ihr Regiment halb in Khaki, halb in Scharlach und in Bärenfellen. Aber ihr starker und gutmütiger Charakter half ihr in ihrem Wohnzimmer, das vielleicht ein vollkommenerer Typ des halb bolschewistischen Imperialismus ihres Landes war, als sie ahnte, darüber hinweg. Schließlich war dies ein Tag der Verschmelzung, und davon konnte man gar nicht genug haben! Ihre Augen wanderten befriedigt unter ihren Gästen umher. Soames hatte die Lehne eines Boule-sessels umfaßt, der junge Mont stand hinter dem ‚furchtbar drolligen‘ Wandschirm, den ihr bis jetzt noch niemand hatte erklären können. Der neunte Baronet war heftig vor einem runden scharlachroten Tisch mit blauen australischen Schmetterlingsflügeln unter Glas zurückgeschreckt und flüchtete sich in ihr Louis-quinze-Kabinett; Francie Forsyte lehnte an dem neuen Kaminsims, der zierlich mit kleinen purpurnen Grotesken auf Ebenholzgrund geschnitzt war; George drüben an dem alten Spinett hielt ein kleines himmelblaues Buch, wie um Wetten darin einzutragen; Prosper Profond drehte an dem Knopf der offenen schwarzen Tür mit pfaublauen Täfelungen; und Annettens Hand, dicht daneben, umfaßte ihre eigene Taille. Zwei Muskhams suchten auf dem Balkon unter den Pflanzen Zuflucht, als fühlten sie sich nicht wohl; Lady Mont, die schmal und tapfer aussah, hatte ihre langstielige Lorgnette aufgenommen und starrte auf den Lampenschirm von elfenbein- und orangefarbenen Seide, von dunklem Magenta durchschossen, als hätte der Himmel sich geöffnet. Jeder wirklich schien sich an irgend etwas zu halten. Nur Fleur, noch in ihrem Brautkleid, war ohne jeden Halt, und ihre Blicke und Worte sprühten nach rechts und links.

Das Zimmer war erfüllt von dem Lärm und Gesumm der Unterhaltung. Niemand konnte verstehen, was der andere sagte, das hatte

aber nur wenig zu sagen, da keiner auf so etwas Langweiliges wie eine Antwort wartete. Moderne Unterhaltung schien Winifred so verschieden von den Tagen ihrer Blütezeit, wo schleppendes Sprechen so ‚en vogue‘ war. Dennoch war es ‚amüsant‘, und das war natürlich die Hauptsache. Sogar die Forsytes — Fleur und Christopher, Imogen und Patrick, Nicholas’ Jüngster, — sprachen mit äußerster Geschwindigkeit. Soames natürlich war schweigsam, aber George, am Spinett, machte fortwährend seine Bemerkungen, ebenso Francie an ihrem Kaminsims. Winifred näherte sich dem neunten Baronet, er schien einen gewissen Ruhepunkt zu verheißen; seine Nase war fein und hing ein wenig herab, sein grauer Schnurrbart ebenfalls; und sie sagte gedehnt mit ihrem Lächeln: „Es ist ganz nett, nicht wahr?“ Seine Antwort schoß aus seinem Lächeln hervor wie ein fortgeschnelltes Brotkügelchen: „Erinnern Sie sich des Stammes bei Frazer, der die Braut bis zur Taille eingräbt?“ Er sprach so schnell wie kein anderer! Dazu hatte er dunkle kleine lebhaft Augen mit lauter Fältchen ringsum wie ein katholischer Priester. Winifred fürchtete plötzlich, er könnte Dinge sagen, die ihr peinlich wären. „Hochzeiten“, murmelte sie, „sind immer so amüsant“, und ging zu Soames hinüber. Er war merkwürdig still, und Winifred sah augenblicklich, was die Ursache seiner Unbeweglichkeit war. Ihm zur Rechten stand George Forsyte, links neben ihm Annette und Prosper Profond. Er konnte sich nicht bewegen, ohne entweder diese beiden zu sehen oder ihre Widerspiegelung in George Forsytes spöttischen Augen. Er hatte völlig recht, sie gar nicht zu beachten. „Sie sagen, mit Timothy gehe es bergab“, sagte er düster. „Wohin willst du ihn bringen, Soames?“ „Nach Highgate.“ Er zählte an seinen Fingern ab. „Es wären dann zwölf von ihnen dort, die Frauen mit eingerechnet. Wie findest du, daß Fleur aussieht?“ „Außerordentlich gut.“

Soames nickte. Er hätte sie nie hübscher gesehen, dennoch konnte er den Eindruck nicht loswerden, daß diese Sache unnatürlich war — wenn er der zusammengekauerten Gestalt gedachte, die sich in die Sofaecke vergraben hatte. Seit jener Nacht bis heute hatte sie ihm nichts mehr anvertraut. Von seinem Chauffeur wußte er, daß sie noch einen Versuch in Robin Hill gemacht hatte, aber vergeblich — ein leeres Haus, niemand darin. Er wußte, daß sie einen Brief erhalten hatte, aber nicht, was darin stand, nur, daß sie sich danach verbarg und weinte. Er hatte bemerkt, daß sie ihn mitunter anschaute, wenn sie glaubte, daß er es nicht merkte, als denke sie noch darüber nach,

was er nur getan haben mochte, daß jene Menschen ihn so haßten. Annette war zurückgekommen, und die Dinge waren den Sommer hindurch so weitergegangen — es war jammervoll —, bis Fleur plötzlich erklärte, daß sie den jungen Mont heiraten werde. Sie war ein wenig liebevoller gewesen, als sie es ihm sagte. Und er hatte eingewilligt — welchen Zweck hatte es auch, sich zu widersetzen? Er hatte, Gott weiß, nie gewünscht, sie in irgend etwas zu hindern! Und der junge Mann schien ganz wahnsinnig verliebt zu sein. Ohne Zweifel war sie in trostloser Stimmung, und sie war jung, unerhört jung. Doch wenn er widersprach, wußte er nicht, was sie tun würde; sie käme womöglich auf den Gedanken, einen Beruf zu wählen, Ärztin zu werden oder irgend so etwas Unsinniges. Sie hatte kein Talent zum Malen, Schreiben oder zur Musik, seiner Ansicht nach die einzig passende Beschäftigung für unverheiratete Frauen, wenn sie heutzutage schon etwas tun mußten. Im ganzen genommen war sie verheiratet sicherer, denn er sah nur zu gut, wie fieberhaft und ruhelos sie zu Haus war. Auch Annette war dafür gewesen — Annette, die gedeckt war durch seine Weigerung, zu erfahren, was sie unternahm, wenn sie etwas unternahm. ‚Laß sie den jungen Mann heiraten‘, hatte sie gesagt, ‚er ist ein netter Mensch — und gar nicht ein solcher Brausewind, wie es den Anschein hat.‘ Wo sie ihre Ausdrücke herhatte, wußte er nicht — aber ihre Ansicht milderte seine Zweifel. Seine Frau hatte, wie ihr Benehmen auch sein mochte, einen klaren Blick und eine beinahe bedrückende Dosis gesunden Menschenverstands. Er hatte fünfzigtausend für Fleur ausgesetzt und dafür gesorgt, daß nichts seine Bestimmungen durchkreuzen konnte, falls es nicht gut ablief. Konnte es denn gut ablaufen? Sie war über die Sache mit dem andern jungen Mann nicht hinweggekommen — das wußte er. Sie wollten ihre Flitterwochen in Spanien verleben. Er würde noch einsamer sein, wenn sie fort war. Aber später, vielleicht, würde sie vergessen und sich ihm wieder zuwenden!

Winifreds Stimme unterbrach seine Träumerei. „Was! Nicht zu glauben — June!“ Da, in einem Djibbah — was für Sachen sie trug! —, das Haar unter einem Stirnband hervorquellend, sah Soames seine Kusine und Fleur auf sie zugehen, sie zu begrüßen. Dann gingen die beiden zusammen auf die Treppe hinaus. „Wirklich“, sagte Winifred, „sie macht die unmöglichsten Dinge! Denke dir, daß sie kommen würde!“ „Weshalb hast du sie eingeladen?“ murmelte Soames. „Weil ich sicher glaubte, daß sie nicht kommen würde.“ Winifred hatte vergessen, daß sich in der Handlungsweise der Hauptzug des

Charakters zeigt, oder mit andern Worten, sich nicht klargemacht, daß Fleur nun eine ‚lahme Ente‘ war. Als sie die Einladung erhielt, hatte June zuerst gedacht: ‚Nicht um die Welt würde ich zu ihnen gehen!‘, und war dann eines Morgens aus einem Traum von Fleur erwacht, die ihr von einem Schiff aus mit einer wilden unglücklichen Gebärde zuwinkte. Da war sie andern Sinnes geworden.

Als Fleur auf sie zukam und sagte: „Komm doch mit herauf, während ich mich umkleide“, war sie mit ihr die Treppe hinaufgegangen. Das Mädchen führte sie in Imogens altes Schlafzimmer, das für sie bereitstand. June setzte sich aufs Bett, dünn und aufrecht, wie ein kleiner Kobold, so dürr und gelb. Fleur schloß die Tür zu. Dann stand sie vor ihr, nachdem sie das Brautkleid abgelegt. Wie hübsch sie war! „Vermutlich hältst du mich für eine Törin“, sagte sie mit bebenden Lippen, „wo es doch hätte Jon sein sollen. Aber was tut es? Michael begehrt mich, und mir ist alles einerlei. Ich komme dadurch vom Hause fort.“ Sie tauchte die Hand in die Spitzen auf ihrer Brust und holte einen Brief hervor. „Jon schrieb mir das.“ June las: ‚Lake Okanagan, Britisch-Columbia. Ich komme nicht nach England zurück. Mögest du immer glücklich sein. Jon.‘ „Sie hat sich gesichert, wie du siehst“, sagte Fleur. June gab ihr den Brief zurück. „Da tust du Irene unrecht“, sagte sie, „sie stellte es Jon immer frei, zu tun, was er wollte.“ Fleur lächelte bitter. „Sage mir, hat sie dir dein Leben nicht auch verdorben?“ June blickte auf. „Niemand kann ein Leben verderben, meine Liebe. Das ist Unsinn. Die Dinge geschehen, aber wir kommen darüber hinweg.“ Mit Schrecken sah sie das junge Mädchen auf die Knie sinken und das Gesicht in dem Djibbah vergraben. Ein ersticktes Schluchzen traf Junes Ohr. „Nicht doch — nicht doch!“ murmelte sie. Aber die Spitze von Fleurs Kinn drückte sich immer fester in ihren Schenkel, und ihr Schluchzen klang furchtbar. Ja, das mußte kommen. Ihr würde besser sein danach! June strich das kurze Haar von dem ebenmäßigen Kopf zurück, und all die verstreute Mütterlichkeit in ihr sammelte sich und strömte durch ihre Fingerspitzen in des Mädchens Herz.

„Laß dich nicht niederdrücken, meine Liebe“, sagte sie endlich. „Wir können das Leben nicht kontrollieren, aber wir können dagegen ankämpfen. Nimm die Dinge von ihrer besten Seite. Ich habe es auch gemußt. Ich konnte nicht los davon wie du, und ich weinte, wie du jetzt weinst. Und sieh mich an!“ Fleur hob den Kopf, ein Seufzer verschmolz plötzlich mit einem leisen erstickten Lachen. Es war aber auch ein magerer, ziemlich wilder und wüster kleiner Kobold, den sie



da vor sich sah, doch er hatte tapferere Augen. „Schon gut!“ sagte sie, „es tut mir leid, aber ich werde ihn vergessen, denke ich, wenn ich schnell und weit genug fliehe.“ Dann erhob sie sich und ging zum Waschtisch hinüber. June sah zu, wie sie die Spuren der Erregung mit kaltem Wasser entfernte. Außer einer leisen kleidsamen Röte war nichts zurückgeblieben, als sie vor dem Spiegel stand. June erhob sich vom Bett und nahm ein Nadelkissen in die Hand. Zwei Nadeln an der falschen Stelle festzustecken, war alles, womit sie ihre Teilnahme beweisen konnte. „Gib mir einen Kuß“, sagte sie, als Fleur fertig war, und grub ihr Kinn in die warme Wange des Mädchens. „Ich muß ein paar Züge rauchen“, sagte Fleur, „warte nicht auf mich.“

June verließ sie auf dem Bett sitzend, mit einer Zigarette zwischen den Lippen, die Augen halb geschlossen, und ging hinunter. In der Tür des Wohnzimmers stand Soames, als beunruhigte ihn die Saumseligkeit seiner Tochter. June warf den Kopf zurück und ging weiter auf den nächsten Treppenabsatz, wo ihre Kusine Francie stand. „Siehst du!“ sagte June, mit dem Kinn auf Soamesweisend, „der Mann ist vom Schicksal verfolgt!“ „Wie meinst du das?“ fragte Francie. June antwortete nicht. „Ich werde nicht warten, sie abfahren zu sehen“, sagte sie; „leb wohl!“ „Leb wohl!“ erwiderte Francie, und ihre Augen, von einem keltischen Grau, starrten sie an. Diese alte Fehde! Wirklich, es war ganz romantisch!

Soames, der an die Treppe kam, sah June fortgehen und atmete befriedigt auf. Weshalb kam Fleur nicht? Sie würden den Zug versäumen. Dieser Zug würde sie von ihm fortführen, und doch konnte er nicht anders als sich beunruhigen bei dem Gedanken, daß sie ihn nicht erreichen würden. Und dann kam sie, kam in ihrem braunen Kleid und der schwarzen Samtmütze heruntergelaufen und ging an ihm vorbei ins Wohnzimmer. Er sah sie ihre Mutter küssen, ihre Tante, Vals Frau, Imogen, und dann zurückkommen, flink und hübsch wie immer. Wie würde sie zu ihm sein in diesem letzten Augenblick ihrer Mädchenzeit? Es war nicht viel zu hoffen für ihn!

Ihre Lippen drückten sich mitten auf seine Wange. „Papachen!“ sagte sie, und fort war sie. Papachen! Seit Jahren hatte sie ihn nicht so genannt. Er schöpfte tief Atem und folgte ihnen langsam hinunter. Dort hatten sie noch all die Torheiten mit Konfetti und allem übrigen zu überstehen. Aber er hätte gern ihr Lächeln aufgefangen, wenn sie sich herauslehnte, wobei man sie sicher mit dem Schuh am Auge treffen würde, wenn man sich nicht vorsah. Die Stimme des

jungen Mont sagte ungestüm in sein Ohr: „Leben Sie wohl, Sir, und vielen Dank! Ich bin so schrecklich verliebt!“ „Leben Sie wohl“, erwiderte er, „versäumen Sie Ihren Zug nicht.“

Er stand auf der drittletzten Stufe, von wo aus er über die Köpfe hinwegsehen konnte — über die albernsten Köpfe und Hüte hinweg. Sie saßen jetzt im Wagen, und da kam dieses Zeug, ein Konfetti-regen, und auch der Schuh. Es wallte etwas auf in Soames und — er wußte nicht — er konnte nichts sehen!

## ELFTES KAPITEL

### DER LETZTE DER ALTEN FORSYTES

Als sie kamen, um das ungeheure Symbol Timothy Forsyte — den einen reinen Individualisten, der übriggeblieben, den einzigen Mann, der nichts von dem großen Krieg gehört hatte — einzusargen, fanden sie ihn wundervoll — nicht einmal der Tod hatte seine Gesundheit zu untergraben vermocht.

Für Smither und die Köchin war diese Einsargung wie der letzte Beweis für etwas, das sie nie für möglich gehalten — das Ende der alten Familie Forsyte auf Erden. Der arme Mr. Timothy mußte nun eine Harfe nehmen und gemeinsam mit Miß Forsyte, Mrs. Julia, Miß Hester und Mr. Jolyon, mit Mr. Swithin, Mr. James, Mr. Roger und Mr. Nicholas singen. Ob Mrs. Hayman auch dabeisein würde, war zweifelhafter, da sie eingeäschert worden war. Insgeheim glaubte die Köchin, daß Mr. Timothy empört sein würde — er war immer so sehr gegen Leierkasten gewesen. Wie oft hatte sie nicht gesagt: ‚Zum Henker mit dem Ding! Da ist es wieder! Smither, Sie sollten lieber hinlaufen und sehen, was sich tun läßt.‘ Und im Grunde ihres Herzens hätte sie sich an den Melodien so gefreut, wenn sie nicht gewußt hätte, daß Mr. Timothy in einer Minute klingeln würde und sagen: ‚Hier geben Sie ihm einen Penny und sagen Sie ihm, daß er weitergehen soll.‘ Oft waren sie genötigt gewesen, noch ein paar Pence von ihren eigenen zuzulegen, damit der Mann ginge — Timothy hatte den Wert der Empfindungen immer unterschätzt. Glücklicherweise hatte er in den letzten Jahren die Leierkasten für Brummer gehalten, das war ein Trost, und sie hatten sich an den Melodien freuen können. Aber eine Harfe! Die Köchin war begierig. Es war eine Abwechslung! Und Mr. Timothy hatte die Abwechslungen nie ge-

liebt. Doch davon sprach sie nicht zu Smither, die in bezug auf den Himmel so ganz eigene Anschauungen hatte, daß es einen manchmal ordentlich erschrecken konnte. Sie weinte, während Timothy eingesargt wurde, und sie alle bekamen dann Sherry aus der jährlichen Weihnachtsflasche, die nun nicht mehr gebraucht werden würde. Ach ja! Sie war fünfundvierzig Jahre hier gewesen und Smither dreiundvierzig! Und jetzt sollten sie in ein winziges Häuschen in Tooting ziehen, um dort von ihren Ersparnissen und von dem, was Miß Hester ihnen so gütig vermacht hatte, zu leben — denn nach dieser ruhmreichen Vergangenheit einen neuen Dienst anzunehmen — nein! Aber sie hätten Mr. Soames gern noch einmal wiedergesehen, und Mrs. Dartie, und Miß Francie, und Miß Euphemia. Und sollten sie auch selbst eine Droschke nehmen müssen, so fühlten sie doch, daß sie mit zur Beerdigung mußten. Sechs Jahre lang war Mr. Timothy ihr Baby gewesen, war jeden Tag jünger geworden, bis er zuletzt zu jung gewesen, um leben zu können. Sie verbrachten die Stunden des Wartens mit Putzen und Abstauben, damit, die eine übriggebliebene Maus zu fangen und die letzten Schaben auszurotten, um alles in guter Ordnung zu hinterlassen, und unterhielten sich darüber, was sie von dem Nachlaß kaufen wollten. Miß Anns Arbeitskästchen, Miß Juleys, das heißt ‚Mrs. Julias‘ Seenesselalbum, den Ofenschirm, den Miß Hester gestickt hatte, und Mr. Timothys Haar — kleine goldene Löckchen in einem schwarzen Rahmen. Ach! die mußten sie haben — nur die Preise waren so sehr in die Höhe gegangen!

Es war Soames' Aufgabe, die Einladungen zum Begräbnis ergehen zu lassen. Er ließ sie von Gradman in seinem Büro aufsetzen — nur an Blutsverwandte, und keine Blumen. Sechs Wagen wurden bestellt. Das Testament sollte nachher im Hause verlesen werden. Er war um elf Uhr da, um zu sehen, daß alles bereit war. Ein Viertel nach elf kam der alte Gradman in schwarzen Handschuhen und Krepp um seinen Hut. Er und Soames warteten im Wohnzimmer. Um halb zwölf fuhren die Wagen in einer langen Reihe vor. Aber niemand weiter erschien. Gradman sagte: „Es überrascht mich, Mr. Soames. Ich brachte sie selbst zur Post.“ „Ich weiß nicht“, sagte Soames, „er hatte alle Fühlung mit der Familie verloren.“

Soames hatte in alten Tagen oft bemerkt, wieviel nachbarlicher seine Familie gegen die Toten als gegen die Lebenden war. Doch jetzt schien die Art, wie sie sich zu Fleurs Hochzeit zusammengeschart hatten und dem Begräbnis Timothys fernblieben, eine wesentliche

Wandlung zu zeigen. Es konnte freilich ein anderer Grund vorliegen, denn Soames fühlte, daß, wenn er nicht den Inhalt von Timothys Testament gekannt hätte, er selbst wahrscheinlich aus Zartgefühl ebenfalls weggeblieben wäre. Timothy hatte eine Menge Geld hinterlassen, ohne jedoch jemand zu haben, dem er es vermachen konnte. Sie wollten vermeiden, den Anschein zu erwecken, als erwarteten sie etwas. Um zwölf Uhr setzte der Zug sich von der Tür aus in Bewegung; Timothy allein in dem ersten Wagen unter Glas. Dann Soames allein; dann Gradman allein; dann die Köchin und Smither zusammen. Sie fuhren anfangs im Schritt, kamen unter dem hellen Himmel aber bald in Trab. Beim Eintritt zum Highgate-Friedhof wurden sie durch den Gottesdienst in der Kapelle aufgehalten. Soames wäre gern draußen in der Sonne geblieben. Er glaubte kein Wort davon; andererseits aber war es eine Form von Sicherheit, die man nicht gut außer acht lassen konnte, falls hinterher doch etwas daran sein sollte. Sie gingen zwei zu zwei — er und Gradman, die Köchin und Smither — zu der Familiengruft. Es war nicht sehr vornehm für die Beerdigung des letzten alten Forsyte.

Auf dem Rückweg nach der Bayswater Road nahm er Gradman mit einer gewissen Wärme im Herzen mit in seinen Wagen. Er hatte eine Überraschung in Bereitschaft für den alten Burschen, der den Forsytes vierundfünfzig Jahre gedient hatte — eine Überraschung, die er gänzlich ihm zu verdanken hatte. Wie gut erinnerte er sich seines Vorschlags an dem Tage nach dem Begräbnis von Tante Hester, wo er zu Timothy gesagt: ‚Was meinst du, Onkel Timothy, da ist Gradman. Er hat sich viel Mühe für die Familie gegeben, wie denkst du darüber, ihm fünftausend zu vermachen?‘, und seiner Überraschung, als Timothy genickt hatte, nachdem es so schwierig gewesen, ihn dazu zu bringen, überhaupt etwas zu vermachen. Und jetzt würde der alte Mann vergnügt sein wie ein Mops, denn Mrs. Gradman, das wußte er, hatte ein schwaches Herz, und ihr Sohn hatte im Kriege ein Bein verloren. Es war außerordentlich befriedigend für Soames, ihm fünftausend Pfund von Timothys Geld verschafft zu haben. Sie setzten sich zusammen in das kleine Wohnzimmer, dessen Wände himmelblau mit Gold — wie eine Vision des Himmels waren, jeder Bilderrahmen darauf unnatürlich glänzend und jedes Stäubchen von den Möbeln entfernt, um das kleine Meisterstück — Timothys Testament — zu lesen. Mit dem Rücken gegen das Licht in Tante Hesters Lehnstuhl saß Soames Gradman gegenüber,



der, das Gesicht dem Licht zugekehrt, auf Tante Anns Sofa Platz genommen hatte, schlug ein Bein über das andere und begann:

„Dies ist der letzte Wille und das Testament von mir, Timothy Forsyte in The Bower, Bayswater Road, London. Ich bestimme meinen Neffen Soames Forsyte in ‚Haus Zuflucht‘, Mapledurham, und Thomas Gradman, 159 Folly Road Highgate (hiernach meine Testamentsvollstrecker genannt) zu Vollstreckern dieses meines Testaments. Besagtem Soames Forsyte vermache ich die Summe von eintausend Pfund frei von Erbschaftssteuer und besagtem Thomas Gradman fünftausend Pfund frei von Erbschaftssteuer.“ Soames machte eine Pause. Der alte Gradman beugte sich vor und umfaßte krampfhaft mit jeder seiner dicken Hände ein starkes Knie; sein Mund stand offen, so daß die Goldfüllung von drei Zähnen leuchtete, seine Augen blinzelten, zwei Tränen rollten langsam daraus hernieder. Soames las eifrig weiter: „Den ganzen Rest meines Vermögens jeglicher Art hinterlasse ich meinen Testamentsvollstreckern in dem Vertrauen, daß sie es nach folgenden namhaft gemachten Bestimmungen verwenden und verwalten werden. Es sind davon all meine Schulden, Begräbniskosten und Ausgaben jeder Art in Verbindung mit meinem Testament zu bezahlen und das übrige für den männlichen in gerader Linie abstammenden Abkömmling meines Vaters Jolyon Forsyte durch seine Heirat mit Ann Pierce anzulegen, der nach dem Ableben aller in gerader Linie abstammenden Nachkommen, ob männlich oder weiblich, meines besagten Vaters durch seine besagte Heirat zur Zeit meines Todes zuletzt das Alter von einundzwanzig Jahren erreicht hat, da es durchaus mein Wunsch ist, daß mein Vermögen bis zur äußersten Grenze, die die Gesetze Englands gestatten, zugunsten dieses vorher gekennzeichneten, in gerader Linie abstammenden Nachkommen verwaltet werden soll.“

Soames las noch die Klauseln der Anlagen und Bescheinigungen und blickte Gradman an. Der alte Mann wischte sich die Stirn mit einem großen Taschentuch, dessen leuchtende Farbe dem Vorgang plötzlich etwas Festliches verlieh. „Auf mein Wort, Mr. Soames!“ sagte er, und es war klar, daß der Anwalt in ihm den Menschen vollständig ausgelöscht hatte: „Auf mein Wort! Da sind ja jetzt zwei Babies und ein paar ganz junge Kinder — wenn eins davon bis zu achtzig lebt — es ist kein so hohes Alter — und einundzwanzig dazu — das sind hundert Jahre; und Mr. Timothy ist einhundertfünfzigtausend Pfund wert, wenn er überhaupt etwas wert ist. Mit Zinseszins zu fünf Prozent verdoppelt es sich in vierzehn Jahren. In vier-

zehn Jahren dreihunderttausend — sechshunderttausend in achtundzwanzig — zwölfhunderttausend in zweiundvierzig — zwei Millionen vierhunderttausend in sechsundfünfzig — vier Millionen achthunderttausend in siebzig — neun Millionen sechshunderttausend in vierundachtzig — . Nun, in hundert Jahren wären es zwanzig Millionen! Und wir werden es nicht erleben! Das ist wahrlich ein Testament!“ Soames sagte trocken: „Es kann alles mögliche passieren. Der Staat könnte das Ganze nehmen, sie sind zu allem fähig in dieser Zeit.“ „Und bringen fünf“, sagte Gradman zu sich. „Ich vergaß — Mr. Timothys Konsols, wir werden nicht mehr als zwei Prozent bekommen bei diesen Steuern. Um sicher zu gehen, sagen wir acht Millionen. Das ist immer noch ein hübsches Sümmchen.“ Soames erhob sich und reichte ihm das Testament. „Sie gehen in die City. Nehmen Sie das an sich und tun Sie, was notwendig ist. Annoncieren Sie, aber es sind keine Schulden da. Wann ist die Auktion?“ „Nächsten Dienstag“, sagte Gradman; „ein Leben oder mehrere Leben und einundzwanzig Jahre dazu — das liegt in weiter Ferne. Aber es freut mich, daß es in der Familie bleibt . . .“

Die Auktion — nicht bei Jobson — war weit lebhafter besucht als das Begräbnis, obwohl die Köchin und Smither nicht dabei waren, denn Soames hatte es auf sich genommen, ihnen ihre Herzenswünsche zu erfüllen. Winifred war dort, Euphemia und Francie, und Eustace war in seinem Auto gekommen. Die Miniaturen, die Barbizons und die J. R. signierten Zeichnungen waren von Soames gekauft worden und Reliquien ohne jeden Marktwert in einem entlegenen Zimmer für Familienmitglieder beiseitegestellt, denen daran lag, Andenken zu erhalten. Nicht ein Möbelstück, kein Bild oder eine der Porzellanfiguren entsprachen modernem Geschmack. Die Kolibris waren wie Herbstblätter abgefallen, als sie von der Stelle genommen wurden, wo sie seit sechzig Jahren nicht mehr gesummt hatten. Es war schmerzlich für Soames, zu sehen, wie die Stühle, auf denen seine Tanten gesessen, das kleine Klavier, auf dem sie eigentlich nie gespielt, die Bücher, deren Außenseite sie betrachtet, das Porzellan, das sie abgestaubt, die Vorhänge, die sie zugezogen, der Kaminteppeich, der ihre Füße gewärmt, und vor allem die Betten, in denen sie gelegen und gestorben waren — an kleine Händler und die Frauen aus Fulham verkauft wurden. Allein — was war zu tun? Sie kaufen und in eine Rumpelkammer stellen? Nein, sie mußten den Weg alles Fleisches und aller Möbel gehen und verbraucht werden. Doch als sie Tante Anns Sofa anschleppten und es für dreißig Schilling jemand

zuschlagen wollten, rief er plötzlich: „Fünf Pfund!“ Das Aufsehen war beträchtlich und das Sofa sein.

Als die kleine Auktion in dem dumpfigen Lokal vorüber war und diese Aschenreste des Viktorianischen Zeitalters verstreut, ging er in den nebligen Oktobersonnenschein hinaus und hatte das Gefühl, als sei alle Gemütlichkeit ausgestorben in der Welt und das Schild ‚Zu vermieten‘ hinge wirklich da. Revolutionen am Horizont, Fleur in Spanien, kein Trost bei Annette; kein Timothy mehr in der Bayswater Road. In der quälenden Vereinsamung seiner Seele ging er in die Goupenor-Galerie. Dort waren die Aquarelle Jolyons ausgestellt. Er ging hinein, um die Nase darüber zu rümpfen — das würde ihm vielleicht eine leise Befriedigung gewähren. Von June zu Vals Frau, von ihr zu Val, von Val zu seiner Mutter und von ihr zu Soames war die Nachricht durchgesickert, daß das Haus — das verhängnisvolle Haus in Robin Hill — zum Verkauf stand und Irene im Begriff war, zu ihrem Jungen in Britisch-Columbia oder irgendeinem solchen Ort hinauszugehen. Für einen wilden Augenblick war Soames der Gedanke gekommen: ‚Weshalb sollte ich es nicht zurückkaufen? Es war für mich bestimmt — !‘ Doch so schnell er gekommen, war er wieder fort. Ein zu kläglicher Triumph, mit zu vielen demütigenden Erinnerungen für ihn und Fleur. Sie würde nach dem, was geschehen, nie dort leben wollen. Nein, das Besitztum mußte an einen Pair oder einen Kriegsgewinnler kommen. Es war von Anbeginn ein Zankapfel gewesen, das Gehäuse der Fehde, und wo die Frau fort war, jetzt ein leeres Gehäuse. ‚Zu verkaufen‘ oder ‚Zu vermieten‘. Im Geiste konnte er dies Schild hoch oben auf der efeu-umrankten Mauer sehen, die er gebaut hatte.

Er ging durch den ersten der beiden Räume der Galerie. Das war wirklich eine Menge Arbeit! Und jetzt, wo der Mann tot war, schien sie nicht so trivial. Die Zeichnungen waren ganz hübsch, hatten sogar eine gewisse Atmosphäre und etwas Individuelles in der Pinselführung. ‚Sein Vater und mein Vater, er und ich, mein Kind und sein Kind!‘ dachte Soames. So war es immer weiter gegangen! Und alles um dieser Frau willen! Durch die Ereignisse der letzten Woche besänftigt und unter der Einwirkung der melancholischen Schönheit des Herbsttages war Soames näher daran denn je, sich klarzumachen, daß das Wesen der Schönheit etwas Geistiges war, das nur durch völlige uneigennützigte Hingabe zu erfassen war. Wenigstens war er in seiner Liebe zu seiner Tochter dieser Wahrheit nahe, die so unbegreiflich für einen echten Forsythe ist, vielleicht begann er da-

durch ein wenig zu verstehen, wie er um den Lohn gekommen war. Und dort, unter den Zeichnungen seines Vetters, der errungen hatte, was für ihn unerreichbar gewesen, gedachte er der beiden mit einer Nachsicht, die ihn überraschte. Aber er kaufte keine der Zeichnungen.

Gerade am Ausgang, als er wieder ins Freie hinauswollte, begegnete er durch einen Zufall, den er gar nicht für unmöglich gehalten hatte, als er in die Galerie ging — Irene, die eben eintrat. So war sie also noch nicht fort und machte jetzt ihren Abschiedsbesuch bei dem Nachlaß jenes Mannes! Er unterdrückte eine unfreiwillige, fast unbewußte Regung, das mechanische Reagieren seiner Sinne auf den Reiz dieser Frau, die er einst besessen, und ging mit abgewandtem Blick an ihr vorüber. Doch als er es getan, konnte er sich's nicht versagen, sich nach ihr umzusehen. Das also war das Ende. — Die Leidenschaft und der Hauptinhalt seines Lebens, dessen Wahnsinn und Sehnsucht, die einzige Niederlage, die er erlitten, würden schwinden, wenn sie ihm diesmal aus dem Gesicht kam; selbst solche Erinnerungen hatten ihren eigenen, sonderbar schmerzenden Wert. Auch sie sah sich um. Plötzlich hob sie ihre behandschuhte Hand, ihre Lippen lächelten leise, die dunkeln Augen schienen zu sprechen. Nun war es an Soames, das Lächeln und den kleinen Abschiedswink nicht zu erwidern, und er ging, zitternd von Kopf bis Fuß, auf die vornehme Straße hinaus. Er wußte, was sie hatte sagen wollen: ‚Jetzt, wo ich deinem Bereich und dem der Deinen für immer entrückt sein werde — verzeihe mir, ich wünsche dir alles Gute!‘ Das war der Sinn, das letzte Zeichen jener furchtbaren Zeit, wo es weder Moral, Pflicht noch Vernunft für sie gegeben hatte — ihres Abscheus vor ihm, der ihren Körper besessen hatte, aber nie ihren Geist oder ihr Herz gerührt. Es schmerzte, ja — schmerzte mehr, als wenn sie ihre Maske unbewegt gelassen, ihre Hand nicht erhoben hätte.

Drei Tage später, in dem rasch gilbenden Oktober, nahm Soames eine Taxidroschke nach dem Highgate-Friedhof und ging durch seinen weißen Wald zum Erbbegräbnis der Familie Forsyte. Dicht neben der Zeder, über Grabkammern und Kolumbarium — groß, häßlich und individuell, schien es der Gipfel angemessener Zweckmäßigkeit. Er erinnerte sich einer Auseinandersetzung, bei der Swithin dafür eingetreten war, vorn den stehenden Fasan anzubringen. Der Vorschlag wurde zugunsten eines Kranzes in Stein verworfen, über dem die einfachen Worte: ‚Erbbegräbnis von Jolyon Forsyte. 1850‘ standen. Es war alles in guter Ordnung. Alle Spuren der Beerdigung von neulich waren entfernt, und sein schlichtes Grau



wirkte ruhevoll und schwermütig im Sonnenschein. Die ganze Familie lag jetzt dort, außer der Frau des alten Jolyon, die infolge eines Vertrags in das eigene Familienerbbegräbnis in Suffolk zurückgebracht worden war; der alte Jolyon selbst lag in Robin Hill, und Susan Hayman war eingäschert, so daß niemand wußte, wo sie sein könnte. Soames blickte mit Befriedigung darauf — es war massiv, erforderte wenig Aufmerksamkeit, und das war wichtig, denn er wußte wohl, daß niemand sich darum kümmern würde, wenn er nicht mehr da war, und er mußte sich nun wohl bald nach einem Unterkommen dort umsehen. Er hatte vielleicht noch zwanzig Jahre vor sich, aber man konnte nie wissen. Zwanzig Jahre ohne einen Onkel oder eine Tante, mit einer Frau, von der man besser nichts wußte, und einer Tochter, die vom Hause fort war. Seine Stimmung neigte zu Melancholie und Rückschau.

Dieser Friedhof war voll von Leuten mit außerordentlichen Namen, die mit außerordentlichem Geschmack begraben waren, wie man sagte. Aber man hatte auch eine schöne Aussicht hier oben, direkt auf London. Annette hatte ihm einmal eine Geschichte von jenem Franzosen, von Maupassant, zu lesen gegeben — eine höchst unerquickliche Angelegenheit, wo alle Skelette in einer Nacht aus ihren Gräbern aufstanden und all die frommen Inschriften auf den Steinen in Beschreibungen ihrer Sünden verwandelt wurden. Keine wahre Geschichte übrigens. Er wußte über die Franzosen nicht Bescheid, aber an den Engländern war, abgesehen von ihrem Geschmack und ihren Zähnen, die allerdings jämmerlich waren, eigentlich nichts auszusetzen. ‚Erbegräbnis von Jolyon Forsyte. 1850.‘ Eine Menge Leute waren seitdem dort begraben — eine Menge englischen Lebens zu Moder und Staub zerfallen! Das Surren eines Flugzeugs, das unter den goldig gefärbten Wolken vorbeikam, veranlaßte ihn, emporzublicken. Es war mit der Expansion doch ganz verteuftelt vorwärts gegangen! Aber schließlich kam alles auf einen Friedhof hinaus — auf einen Namen und ein Datum auf einem Grab. Und er dachte mit sonderbarem Stolz daran, daß er und seine Familie so gut wie nichts dazu getan, diese fieberhafte Expansion zu fördern. Als gute solide Vermittler waren sie mit Würde an die Arbeit gegangen, zu verwalten und zu besitzen. Ihr Vorfahr allerdings hatte in einer schrecklichen Periode gebaut und Jolyon in einer zweifelhaften gemalt, aber soviel er sich erinnerte, hatte kein anderer von ihnen allen seine Hände damit besudelt, irgend etwas zu schaffen — es sei denn, daß Val Dartie und seine Pferdezucht zählte. Sammler,

Anwälte, Advokaten, Kaufleute, Verleger, Buchhalter, Direktoren, Agenten für Landbesitz, sogar Soldaten waren sie gewesen! Das Land hatte sich freilich trotz ihrer ausgedehnt. Sie hatten es gehemmt, kontrolliert, verteidigt und hatten Nutzen gezogen aus dem Prozeß — und wenn man bedachte, wie ihr Vorfahr mit so gut wie nichts begonnen hatte und seine Nachkommen in gerader Linie bereits, wie Gradman schätzte, eine bis anderthalb Millionen besaßen, war es nicht so schlecht! Und doch hatte er mitunter das Gefühl, als sei die Blütezeit der Familie vorüber und das Streben nach Besitz im Aussterben. Sie schien unfähig, Geld zu machen — diese vierte Generation, sie widmete sich der Kunst, der Literatur, der Landwirtschaft oder der Armee. Oder sie lebte von ihrem Erbe — sie hatte keinen Schwung und keine Ausdauer. Sie würde noch aussterben, wenn sie sich nicht vorsah.

Soames verließ die Gruft und hatte den Wind jetzt gegen sich. Die Luft hier oben wäre köstlich, wenn er nur das Gefühl hätte loswerden können, daß Tod darin war. Unruhig betrachtete er die Kreuze und Urnen, die Engel, die ‚Immortellen‘, die Blumen, blühende und welke, und plötzlich bemerkte er eine Stelle, die so verschieden von allen andern hier oben aussah, daß er die paar Meter hinaufgehen mußte, um sie anzusehen. Ein stiller Winkel mit einem massiven, merkwürdig geformten Kreuz aus roh behauenen Granit, von vier Lebensbäumen bewacht. Die Stelle lag frei, nicht in der Enge der andern Gräber, hatte einen kleinen eingehegten Garten an einer Seite, und vorn stand eine golden schimmernde Birke. Diese Oase in der Wüste konventioneller Gräber wirkte auf Soames' ästhetischen Sinn, und er setzte sich dort im Sonnenschein nieder. Durch die zitternden goldenen Birkenblätter blickte er auf London hinunter und überließ sich den Wogen der Erinnerung. Er dachte an Irene im Montpellier Square, als ihr Haar rotgolden war und ihre weißen Schultern sein — an Irene, den Preis seiner Liebesleidenschaft, die sich seinem Eigentumsrecht widersetzte. Er sah Bosinneys Leiche in der weißen Leichenkammer, und wie Irene auf dem Sofa mit dem Blick eines sterbenden Vogels ins Weite geschaut. Dann wieder gedachte er ihrer vor der kleinen grünen Niobe im Bois de Boulogne, wo sie ihn nochmals abgewiesen hatte. Im Geiste sah er sich an dem Novembertag, als Fleur geboren werden sollte, an dem treibenden Fluß, sah die welken Blätter auf dem grünlichen Wasser schwimmen und das schlangenköpfige Unkraut schwanken und sich wiegen ohne Unterlaß. Sah sich wieder am Fenster, das sich in die kalte gestirnte

Nacht über dem Hydepark öffnete, als sein Vater eben gestorben war. Dann sprangen seine Gedanken zu jenem Bilde ‚Die zukünftige Stadt‘ über, zu der ersten Begegnung Fleurs mit Jon, der bläulichen Spur von Prosper Profonds Zigarre und Fleur, die am Fenster stand und hinunterwies, wo er umherschlenderte. Zu dem Anblick Irenens und ihres Mannes, die nebeneinander auf der Tribüne von ‚Lords‘ Kriketplatz saßen. Zu ihr und ihrem Jungen in Robin Hill. Zu dem Sofa, wo Fleur zusammengekauert in der Ecke lag, ihren Lippen, die sich auf seine Wangen preßten, und ihrem ‚Papachen‘ zum Abschied. Und plötzlich sah er wieder den letzten Wink von Irenens Hand in grauen Handschuhen.

Er saß dort lange Zeit und dachte an seine Laufbahn, sein unermüdliches Streben nach Besitz, und selbst seine Fehlschläge gewährten ihm Befriedigung.

‚Zu vermieten‘ — das Zeitalter und die Lebensweise der Forsytes, wo ein Mann seine Seele, sein Kapital und seine Frau fraglos und unbeschränkt sein eigen nannte. Und jetzt hatte der Staat sein Kapital, oder wollte es, seine Frau gehörte sich selbst, und Gott weiß, wer seine Seele hatte. ‚Zu vermieten‘ — ein gesunder und einfacher Glaubenssatz!

Die Wasser der Wandlung schäumten herein und trugen die Verheißung neuer Formen erst dann, wenn die zerstörende Flut zu verebben begann. Er saß dort und war sich ihrer dunkel bewußt, doch seine Gedanken waren fest auf die Vergangenheit gerichtet — wie jemand in einer wilden Nacht auf einem galoppierenden Pferde reitet, das Gesicht dem Schweif zugewandt. Über die Dämme der Viktorianischen Zeit hinweg rollten die Wasser über Besitz, Manieren und Moral, über Melodien und die alten Formen der Kunst — Wasser, die einen Geschmack wie von Blut in seinem Munde hinterließen, bis an den Fuß dieses Highgate-Hügels leckten, wo der Viktorianismus begraben lag. Und dort oben, an dessen eigenartigster Stelle, wo er saß, ließ Soames — die Verkörperung gesicherten Vermögens — sich durch ihr ruheloses Rauschen nicht beirren. Instinktiv weigerte er sich, dagegen anzukämpfen — dazu war zuviel ursprüngliche Klugheit in ihm, zuviel von dem besitzheischenden Tiere Mensch. Sie würden sich beruhigen, wenn das Flutfieber der Zerstörung und Verwüstung ausgetobt, die Schöpfungen und das Eigentum anderer genügend vernichtet und zertrümmert waren — sie würden sich verlaufen und verebben, und neue Formen würden er-

stehen, die auf ein Streben gegründet waren, das älter ist als das Fieber der Wandlungen — auf das Streben nach einem Heim.

„Je m'en fiche“, sagte Prosper Profond. Soames sagte nicht „Je m'en fiche“ — es war französisch, und der Mensch war ihm ein Dorn im Auge — aber tief innen wußte er, daß Wandlung nur die Zwischenzeit des Todes zwischen zwei Formen des Lebens war, daß die Zerstörung notwendig war, um neuerem Besitz Platz zu machen. Was hatte es zu bedeuten, daß das Schild angebracht und Behaglichkeit zu vermieten war? — eines Tages würde doch jemand kommen und alles wiederherstellen.

Nur eines beunruhigte ihn wirklich, als er dort saß — das schmerzliche Sehnen in seinem Herzen — weil die Sonne wie ein Zauber auf seinem Antlitz lag, auf den Wolken und den goldenen Birkenblättern, und das Rauschen des Windes so sanft, das Grün der Lebensbäume so dunkel war, und die Mondsichel so blaß am Himmel stand.

Mochte er sie auch ersehnen und immer wieder ersehnen — erlangen würde er sie nie — die Schönheit und Liebe in der Welt!





# I N H A L T

## ZWEITES BUCH

*Fortsetzung*

### In Fesseln

## ZWEITER TEIL

Kapitel	Seite
I. Die dritte Generation . . . . .	7
II. Soames versucht es noch einmal . . . . .	15
III. Besuch bei Irene . . . . .	22
IV. Die Wege, die Forsytes scheuen . . . . .	27
V. Jolly als Richter . . . . .	34
VI. Jolly schwankt . . . . .	41
VII. Dartie contra Dartie . . . . .	45
VIII. Die Herausforderung . . . . .	55
IX. Dinner bei James . . . . .	59
X. Tod des Hundes Balthasar . . . . .	65
XI. Timothy erhebt Einspruch . . . . .	68
XII. Fortsetzung der Jagd . . . . .	74
XIII. „Da bin ich wieder!“ . . . . .	79
XIV. Eine seltsame Nacht . . . . .	87

## DRITTER TEIL

I. Soames in Paris . . . . .	91
II. Im Spinnennetz . . . . .	97
III. Richmondpark . . . . .	100
IV. Über den Fluß . . . . .	106
V. Soames handelt . . . . .	107
VI. Ein Sommertag . . . . .	110
VII. Eine Sommernacht . . . . .	116
VIII. James in Erwartung . . . . .	119
IX. Aus dem Spinnennetz heraus . . . . .	122
X. Abschluß einer Epoche . . . . .	130
XI. Neue Interessen . . . . .	139
XII. Geburt eines Forsytekindes . . . . .	145
XIII. James erfährt es . . . . .	150
XIV. Sein . . . . .	155

Erwachen . . . . .	159
--------------------	-----

## DRITTES BUCH

### Zu vermieten

#### ERSTER TEIL

Kapitel	Seite
I. Begegnung . . . . .	183
II. Fine Fleur Forsyte . . . . .	198
III. In Robin Hill . . . . .	203
IV. Das Mausoleum . . . . .	210
V. Heimaterde . . . . .	219
VI. Jon . . . . .	226
VII. Fleur . . . . .	230
VIII. Idyll im Gras . . . . .	235
IX. Goya . . . . .	238
X. Trio . . . . .	242
XI. Duett . . . . .	253
XII. Launen . . . . .	257

#### ZWEITER TEIL

I. Mutter und Sohn . . . . .	267
II. Väter und Töchter . . . . .	272
III. Zusammentreffen . . . . .	284
IV. In der Green Street . . . . .	293
V. Reine Forsyte-Angelegenheiten . . . . .	298
VI. Soames' Privatleben . . . . .	304
VII. Junes Beistand . . . . .	312
VIII. Der Zaum zwischen den Zähnen . . . . .	316
IX. Öl ins Feuer . . . . .	322
X. Entscheidung . . . . .	328
XI. Timothy prophezeit . . . . .	331

#### DRITTER TEIL

I. Der alte Jolyon geht um . . . . .	343
II. Das Bekenntnis . . . . .	351
III. Irene! . . . . .	356
IV. Soames überlegt . . . . .	360
V. Die fixe Idee . . . . .	366
VI. Verzweiflung . . . . .	369
VII. Botschaft . . . . .	376
VIII. Die wehmütige Melodie . . . . .	383
IX. Unter der Eiche . . . . .	388
X. Fleurs Hochzeit . . . . .	390
XI. Der Letzte der alten Forsytes . . . . .	399









